

JOSEPH SCHUMACHER

GLAUBENSVERKÜNDIGUNG
AM OBERRHEIN

182 ANSPRACHEN ZU DEN SONN- UND FEIERTAGEN
DER DREI LESEJAHRE (2007 - 2010)

2012

FROMM VERLAG SAARBRÜCKEN

INHALTSVERZEICHNIS

Lesejahr A (2007 - 2008)

1. Adventssonntag.....	13
2. Adventssonntag.....	16
3. Adventssonntag.....	18
4. Adventssonntag.....	22
Hochfest der Geburt des Herrn (Weihnachten).....	25
Fest des heiligen Stephanus (2. Weihnachtsfeiertag)	29
Fest der Heiligen Familie.....	33
Hochfest der Gottesmutter Maria (Neujahrstag).....	37
Hochfest der Erscheinung des Herrn.....	40
Fest der Taufe des Herrn.....	44
2. Sonntag im Jahreskreis.....	47
3. Sonntag im Jahreskreis.....	51
4. Sonntag im Jahreskreis.....	54
1. Fastensonntag.....	58
2. Fastensonntag.....	62
3. Fastensonntag.....	65
4. Fastensonntag.....	69
5. Fastensonntag (Passionssonntag)	73
6. Fastensonntag (Palmsonntag).....	76
Ostern	78
Ostermontag.....	82
2. Sonntag der Osterzeit (Weißer Sonntag).....	85
3. Sonntag der Osterzeit.....	88
4. Sonntag der Osterzeit.....	91
5. Sonntag der Osterzeit.....	95
6. Sonntag der Osterzeit.....	98
Christi Himmelfahrt.....	102
7. Sonntag der Osterzeit.....	105
Pfingsten	108

Pfingstmontag.....	112
Dreifaltigkeitssonntag.....	115
Fronleichnam.....	118
8. Sonntag im Jahreskreis.....	121
9. Sonntag im Jahreskreis.....	124
10. Sonntag im Jahreskreis.....	127
11. Sonntag im Jahreskreis.....	130
12. Sonntag im Jahreskreis.....	134
Festtag der Apostelfürsten Petrus und Paulus (13. Sonntag im Jahreskreis)	137
14. Sonntag im Jahreskreis.....	140
15. Sonntag im Jahreskreis.....	143
16. Sonntag im Jahreskreis.....	146
17. Sonntag im Jahreskreis.....	148
18. Sonntag im Jahreskreis.....	151
19. Sonntag im Jahreskreis.....	155
Hochfest der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (20. Sonntag im Jahreskreis).....	159
21. Sonntag im Jahreskreis.....	164
22. Sonntag im Jahreskreis.....	167
23. Sonntag im Jahreskreis	170
24. Sonntag im Jahreskreis.....	174
25. Sonntag im Jahreskreis.....	177
26. Sonntag im Jahreskreis.....	181
27. Sonntag im Jahreskreis.....	184
28. Sonntag im Jahreskreis.....	187
29. Sonntag im Jahreskreis.....	191
30. Sonntag im Jahreskreis.....	195
Allerheiligen.....	198
Allerseelen (31. Sonntags im Jahreskreis).....	201
Weihefest der Lateranbasilika (32. Sonntag im Jahreskreis).....	205
33. Sonntag im Jahreskreis.....	208
Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)	212

Lesejahr B (2008 - 2009)

1. Adventssonntag.....	216
2. Adventssonntag.....	220
3. Adventssonntag.....	223
4. Adventssonntag.....	227
Hochfest der Geburt des Herrn (Weihnachten).....	230
Fest des heiligen Stephanus (2. Weihnachtsfeiertag)	234
Fest der Heiligen Familie.....	237
Hochfest der Gottesmutter Maria (Neujahrstag).....	241
2. Sonntag nach Weihnachten.....	245
Hochfest der Erscheinung des Herrn.....	248
Fest der Taufe des Herrn.....	251
2. Sonntag im Jahreskreis.....	254
3. Sonntag im Jahreskreis.....	257
4. Sonntag im Jahreskreis.....	261
5. Sonntag im Jahreskreis.....	264
6. Sonntag im Jahreskreis	268
7. Sonntag im Jahreskreis.....	271
1. Fastensonntag.....	275
2. Fastensonntag.....	280
3. Fastensonntag.....	282
4. Fastensonntag.....	286
5. Fastensonntag (Passionssonntag)	290
6. Fastensonntag (Palmsonntag)	293
Ostern	295
Ostermontag.....	298
2. Sonntag der Osterzeit (Weißer Sonntag).....	301
3. Sonntag der Osterzeit.....	305
4. Sonntag der Osterzeit.....	309
5. Sonntag der Osterzeit.....	313
6. Sonntag der Osterzeit.....	316
Christi Himmelfahrt.....	319

7. Sonntag der Osterzeit.....	322
Pfingsten	325
Pfingstmontag.....	329
Dreifaltigkeitssonntag.....	331
Fronleichnam.....	334
11. Sonntag im Jahreskreis.....	338
12. Sonntag im Jahreskreis.....	341
13. Sonntag im Jahreskreis	343
14. Sonntag im Jahreskreis.....	346
15. Sonntag im Jahreskreis.....	350
16. Sonntag im Jahreskreis.....	353
17. Sonntag im Jahreskreis.....	357
18. Sonntag im Jahreskreis.....	361
19. Sonntag im Jahreskreis.....	365
Hochfest der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (20. Sonntag im Jahreskreis)	368
21. Sonntag im Jahreskreis.....	371
22. Sonntag im Jahreskreis.....	374
23. Sonntag im Jahreskreis	378
24. Sonntag im Jahreskreis.....	381
25. Sonntag im Jahreskreis.....	384
26. Sonntag im Jahreskreis.....	387
27. Sonntag im Jahreskreis.....	390
28. Sonntag im Jahreskreis.....	394
29. Sonntag im Jahreskreis.....	398
30. Sonntag im Jahreskreis.....	400
Allerheiligen (31. Sonntag im Jahreskreis).....	403
32. Sonntag im Jahreskreis	405
33. Sonntag im Jahreskreis.....	409
Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)	413

Lesejahr C (2009 - 2010)

1. Adventssonntag.....	417
2. Adventssonntag.....	420
3. Adventssonntag.....	423
4. Adventssonntag.....	426
Hochfest der Geburt des Herrn (Weihnachten).....	429
Fest des heiligen Stephanus (2. Weihnachtsfeiertag)	433
Fest der Heiligen Familie.....	436
Hochfest der Gottesmutter Maria (Neujahrstag).....	440
2. Sonntag nach Weihnachten.....	445
Hochfest der Erscheinung des Herrn.....	449
Fest der Taufe des Herrn.....	451
2. Sonntag im Jahreskreis.....	455
3. Sonntag im Jahreskreis.....	458
4. Sonntag im Jahreskreis.....	462
5. Sonntag im Jahreskreis.....	465
6. Sonntag im Jahreskreis.....	468
1. Fastensonntag.....	472
2. Fastensonntag.....	475
3. Fastensonntag.....	478
4. Fastensonntag.....	481
5. Fastensonntag (Passionssonntag).....	485
6. Fastensonntag (Palmsonntag).....	487
Ostern	490
Ostermontag.....	493
2. Sonntag der Osterzeit (Weißer Sonntag).....	497
3. Sonntag der Osterzeit.....	500
4. Sonntag der Osterzeit.....	503
5. Sonntag der Osterzeit.....	506
6. Sonntag der Osterzeit.....	509
Christi Himmelfahrt.....	513
7. Sonntag der Osterzeit.....	515

Pfingsten	519
Pfingstmontag.....	523
Dreifaltigkeitssonntag.....	527
Fronleichnam.....	531
10. Sonntag im Jahreskreis.....	535
11. Sonntag im Jahreskreis.....	538
12. Sonntag im Jahreskreis.....	541
13. Sonntag im Jahreskreis.....	544
14. Sonntag im Jahreskreis.....	547
15. Sonntag im Jahreskreis.....	549
16. Sonntag im Jahreskreis.....	552
17. Sonntag im Jahreskreis.....	555
18. Sonntag im Jahreskreis.....	558
19. Sonntag im Jahreskreis.....	561
Hochfest der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (20. Sonntag im Jahreskreis)	564
21. Sonntag im Jahreskreis.....	568
22. Sonntag im Jahreskreis.....	571
23. Sonntag im Jahreskreis.....	573
24. Sonntag im Jahreskreis.....	576
25. Sonntag im Jahreskreis.....	580
26. Sonntag im Jahreskreis.....	583
27. Sonntag im Jahreskreis.....	587
28. Sonntag im Jahreskreis.....	590
29. Sonntag im Jahreskreis.....	593
30. Sonntag im Jahreskreis.....	596
31. Sonntag im Jahreskreis.....	599
Allerheiligen.....	601
Allerseelen	604
32. Sonntag im Jahreskreis	607
33. Sonntag im Jahreskreis.....	611
Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis).....	613

Dokumentation der Ansprachen.....	617
Lesejahr A 2007 - 2008	617
Lesejahr B 2008 - 2009	618
Lesejahr C 2009 - 2010	619

LESEJAHR A 2007 - 2008

1. Adventssonntag

„Wachet also, denn ihr wisst nicht, an welchem Tag der Herr kommen wird“

Das Thema des 1. Adventssonntags ist die Wachsamkeit, die Bereitschaft. Darum geht es auch in den kommenden Wochen. Die Wachsamkeit oder die Bereitschaft, sie ist das Thema der ganzen Adventszeit, zugleich aber auch das Grundthema des christlichen Lebens schlechthin, wenn wir es ernst nehmen.

Wir gehen einer großen Zukunft entgegen seit dem Tag, an dem uns das göttliche Leben in der heiligen Taufe gespendet wurde, wissen aber nicht, wann diese Zukunft anbrechen wird. Daher müssen wir wachsam sein und uns immer bereit halten, da wir das neue Leben - so sagt es die Heilige Schrift - in zerbrechlichen Gefäßen tragen (2 Kor 4, 7). Diese Wirklichkeit muss uns in dem heute beginnenden neuen Kirchenjahr begleiten und in allen Kirchenjahren, die Gott uns noch schenken wird.

Ein altes Sprichwort sagt: Wer schläft, der sündigt nicht. In der Tat, wer schläft, der sündigt nicht. Aber der Schlaf kann auch als solcher sündhaft sein. Denn wenn wir zur unrechten Zeit schlafen, versäumen wir unsere Aufgaben.

Das Schlafen ist also nicht in jedem Fall gut. Gut ist es nur in der rechten Ordnung. Niemals gut ist der geistige Schlaf. Ihn schlafen wir, wenn wir in den Tag hinein leben, wenn wir uns treiben lassen, träge, gedankenlos, gleichgültig und verantwortungslos. Der Schlaf des Leibes ist notwendig, unser Geist aber muss immerfort wachen, immerfort muss er aufmerksam sein und lebendig. Das verlangt schon unser Menschsein, erst recht unser Christsein. Um dieser Wachheit willen haben die Heiligen nicht selten den Schlaf des Leibes abgekürzt. In Nachtwachen, die sie mit dem Gebet verbanden, suchten sie Gott näher zu kommen. Von fast allen Heiligen wird uns berichtet, wie sie so die natürliche Trägheit, wie sie so Gedankenlosigkeit, Gleichgültigkeit und Verantwortungslosigkeit zu überwinden trachteten, um stets für den Anruf Gottes bereit zu sein.

Unser Geist muss immerfort wach und lebendig sein, weil all unsere Stunden Gott gehören, weil Gott immer wieder auf uns zukommt, in den Ereignissen wie auch in den Menschen. Unser Geist muss wach und lebendig bleiben, weil wir nur so erkennen, was die Stunde geschlagen hat. Entgeht uns das aber und erkennen wir Gott nicht, wenn er heute und morgen auf uns zukommt, dann verfehlen wir ihn, wenn er einmal endgültig kommt. So sagt es uns in eherner Konsistenz die Heilige Schrift.

Die fünf törichten Jungfrauen, die die Stunde Gottes verschlafen hatten, mussten draußen vor der Tür bleiben, sie wurden ausgesperrt. Sie erhielten die enttäuschende Antwort: Ich kenne euch nicht (Mt 25, 12). Und schneller als wir denken, ist die Zeit der Bewährung vorüber. Auch das zeigt uns das Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen.

Die heute beginnende Adventszeit will uns aufrufen, der Nacht, der geistigen Nacht, endgültig zu entrinnen und wie am Tage zu wandeln, jede Stunde des Lebens ernst zu nehmen, und aufzuhören, in den Tag hinein zu leben, gleichgültig zu sein, gedankenlos, verantwortungslos und träge.

Wenn wir in geistiger Wachheit leben, leben wir enthaltsam oder zuchtvoll, das heißt, nicht in der Maßlosigkeit, nicht in Völlerei und Trinkgelagen, nicht im Missbrauch der Triebe oder der Gaben, die Gott uns geschenkt hat, und nicht in Streit und Eifersucht. Und wenn wir zuchtvoll und diszipliniert leben, dann bewahren wir uns die Wachheit des Geistes. Die körperliche Trägheit geht aus der geistigen hervor und steigert sie noch. Sind wir maßvoll im Essen und Trinken, leben wir auf diese Weise zuchtvoll, bleiben wir geistig wach und bedürfen nicht einmal mehr der Flucht in den Genuss und in den Rausch, um zu vergessen.

Wachheit des Geistes, dem Tag angehören, das bedeutet nicht nur maßvoll sein im Essen und Trinken, das bedeutet auch, sich der Unzucht und der Ausschweifungen enthalten. Diese Laster grassieren heute noch mehr als die Laster der Völlerei und der Trunksucht. Sie sind das Produkt einer schlafenden Christenheit und führen uns immer tiefer in die Nacht hinein. Sie verdunkeln den Geist und führen uns in immer neues und tieferes Leid.

Die Tugend der Reinheit dient der Menschenwürde und bewahrt uns ein fröhliches Herz. Sie öffnet uns für Gott, mehr als andere Tugenden, und hilft uns, selbstlos zu leben. Ohne diese Tugend ist die Menschenwürde nichts anderes als eine pathetische Deklamation, geht sie weiter verloren in unserer Welt, schmilzt sie dahin wie der Schnee in der Sonne. Unzucht und Ausschweifung sind heute der eigentliche Grund vieler Verirrungen der Geister und darüber hinaus eine gigantische Irreführung der Menschen unserer Tage. Aus ihnen geht eine Fülle von Problemen hervor. Es ist schicksalhaft, dass nur wenige diese Zusammenhänge erkennen.

Wachheit des Geistes, das bedeutet endlich die Überwindung von Streit und Eifersucht, die stets ein Ausdruck der Überschätzung der eigenen Person sind.

Wenn wir nach Gott Ausschau halten, wenden wir den Blick von uns selber ab, überwinden wir unsere fatale Selbstverliebtheit. Wir werden dann demütig und vergebungsbereit, selbstlos und friedfertig.

Wach und bereit sein, das bedeutet ein ehrbares Leben führen, in der Zucht des Geistes, in der Reinheit des Herzens und in demütiger Dienstbereitschaft.

Mit dem Gegensatzpaar von Licht und Finsternis beschreibt das Neue Testament das Leben des Jüngers Christi, das bestimmt ist von der Freundschaft Gottes und von der Berufung zur ewigen Gemeinschaft mit Gott. Das Leben des Jüngers Christi gehört dem Licht und dem Tag, nicht der Dunkelheit und der Nacht. Mit wachem Geist geht er der Ewigkeit entgegen, dem Tag der Wiederkunft Christi. Damit tritt er aber in Gegensatz zu der ihn umgebenden Welt. Diese wird nämlich weithin von der Dunkelheit bestimmt. Wir gehen einer großen Zukunft entgegen, wissen aber nicht, wann sie anbrechen wird, weshalb wir wachsam sein und uns immer bereit halten müssen, da wir unsere Berufung verlieren können. Ein bedeutender Ausdruck unserer wachsamsten Bereitschaft ist ein Leben in der Zucht des Geistes, in der Reinheit des Herzens und in demütiger Dienstbereitschaft.

2. Adventssonntag

„Bekehrt euch, denn das Reich Gottes ist nahe“

Das Evangelium des heutigen Sonntags hat die Bußpredigt des Johannes des Täufers zum Inhalt. Sie gilt der Vorbereitung auf die kommende Gottesherrschaft, die schon das zentrale Thema der alttestamentlichen Propheten ist und die auch der eigentliche Inhalt der Verkündigung des Täufers wie auch der Verkündigung Jesu ist. Statt von der Gottesherrschaft können wir auch vom Reich Gottes sprechen. Der Evangelist Matthäus spricht immer vom Himmelreich. Im einen Fall geht es um den dynamischen Aspekt dieser Wirklichkeit, im anderen um den statischen. Gemeint ist hier zunächst das messianische Reich, die Herrschaft Gottes in der erlösten Welt, dann aber ihre Vollendung, die mit der Wiederkunft des Erlösers anhebt. Konsequenterweise verkündet der Täufer das Reich Gottes als unmittelbar bevorstehend, während Jesus es als gegenwärtig und als zukünftig zugleich verkündet.

Die Bußpredigt des Täufers ist streng und drohend in ihrem Ernst. Sie erinnert uns an die Weise, wie die Propheten des Alten Testaments predigten, vor allem an die Propheten Elia und Jesaja, die im neunten und achten vorchristlichen Jahrhundert wirkten, der eine im Nordreich, der andere im Südreich. Sie verweist dabei auf das Jüngste Gericht, das vorbereitet wird durch das messianische Gericht. Ihr Adressat sind in erster Linie die Pharisäer und die Sadduzäer, die zu Johannes gekommen sind, aber nicht nur sie, auch die Volksmassen.

Johannes hatte mit seinem Auftreten, das wohl nur eine kurze Zeit währte, eine starke religiöse Bewegung entfacht. Die Menschen kamen zu ihm, in Scharen, um seine Rede zu hören und um sich taufen zu lassen. Unter ihnen waren auch nicht wenige Pharisäer und Sadduzäer. Auch sie wollten den Täufer hören und sich taufen lassen. Sie waren wohl auch deshalb gekommen, weil sie den Volksauflauf kritisch beobachten wollten. Die scharfen Worte des Täufers sind vor allem gegen sie gerichtet. Sie sollen aus ihrer falschen Heilssicherheit herausgeholt werden. Sie waren selbstgerecht und stolz und rechtfertigten ihre veräußerlichte Frömmigkeit, so die Pharisäer, und ihre Lauheit, so die Sadduzäer, mit der Tatsache, dass sie Kinder Abrahams waren.

Auch unter uns sind viele Pharisäer und Sadduzäer in diesem Sinne. Und vielleicht gehören wir selber zuweilen zu einer dieser beiden Kategorien.

Rechtfertigten die Pharisäer und die Sadduzäer damals ihre Selbstgerechtigkeit, ihren Stolz, ihre seelenlosen Frömmigkeitsübungen und ihre Lauheit mit der Tatsache, dass sie Kinder Abrahams waren, geschieht das heute mit dem Hinweis darauf, dass Gott uns liebt, dass er uns nicht straft, dass es Gott auf unsere Werke nicht ankommt.

Diejenigen, die die Bußpredigt des Täufers hörten, wussten noch, dass Gott uns zürnt und dass er uns straft, wenn wir nicht ihm, sondern uns selber dienen, wenn wir nicht seine Ehre suchen, sondern die unsere. Aber sie redeten sich ein, der Zorn Gottes und seine strafende Gerechtigkeit würden nur die Heiden treffen. Demgegenüber heißt es heute oft: Gott straft nicht, wir sind erlöst, und Gott liebt uns alle in gleicher Weise, unabhängig davon, wie wir denken, reden und handeln, und niemand kann verloren gehen. Im einen wie im anderen Fall handelt es sich um eine verhängnisvolle Verfälschung des Gotteswortes wie auch der Absichten Gottes.

Der Bußruf des Täufers richtet sich an alle. Nicht anders ist das bei Jesus. Gott braucht uns nicht, aber wir brauchen ihn. Der Täufer hält den Selbstgerechten und Stolzen entgegen: Gott kann auch aus den Steinen dem Abraham Kinder erwecken, er kann ein neues Israel schaffen, wenn das alte versagt. Das gilt auch heute. Auf die Bekehrung kommt es an. Sie ist die in die Hand eines jeden Einzelnen gelegt. Sie aber ist die Voraussetzung dafür, dass wir gerettet werden. Sie beinhaltet die Umkehr im Denken und Wollen, woraus die entsprechenden Taten hervorgehen. Darauf verpflichtet die Taufe des Täufers, die nicht leichtfertig und nicht nur äußerlich empfangen werden darf. Gleiches gilt für die Taufe, durch die wir in die messianische Gemeinde des neuen universalen Gottesvolkes aufgenommen wurden. Unter diesem Aspekt spricht Jesus nicht anders als der Täufer: Die Umkehr duldet keinen Aufschub, heute fallen die Würfel für das Morgen, wenngleich wir bedenken müssen, dass vor Gott tausend Jahre wie ein Tag sind (2 Petr 3, 8). Allen droht das Gericht. Aber die, die umkehren, werden in ihm bestehen. Eindrucksvoll ist das Bild vom Weizen und von der Spreu, das Johannes hier verwendet.

Der Täufer fordert nicht nur die Umkehr, er illustriert sie auch durch sein Leben. Sein Blutzeugnis zeigt die letzte Konsequenz der Haltung, um die es hier geht. Jesus nennt ihn den Größten (Mt 11, 11) und stellt ihn uns damit als Vorbild hin.

Von daher bedeutet die Umkehr für uns, dass wir die Einsamkeit in unser Leben einlassen sowie das Fasten, das Opfer und die Entsagung und das Gebet, wie der Täufer es getan hat, auch wenn wir dabei nicht so heroisch sind wie er. Von daher bedeutet die Umkehr, dass wir Gott mehr fürchten als die Menschen und dass wir in der Welt Gottes mehr und mehr heimisch werden, als Fremdlinge in dieser Welt (1 Petr 2, 11), dass wir unser Verhalten, unser Tun und Lassen, nicht von dem bestimmen lassen, was die anderen tun und lassen, und dass wir eigenständig denken und reden und handeln.

Der Täufer wusste, was er wollte, und er sprach eine klare Sprache. Er forderte und lebte die Konsequenz der Wahrheit und damit die Absage an alle Halbheit und an alle Feigheit. Das gehört auch zur unserer Umkehr.

Damit stellen wir uns indessen gegen eine Welt des Unrechtes, des Stolzes, der Ungerechtigkeit, der Herzlosigkeit, der Genusssucht und der Gottlosigkeit.

In dieser Gestalt ist die Umkehr ein lebenslanger Prozess. Jeden Tag müssen wir sie aufs Neue üben und einüben. Mit größerem Eifer muss das jedoch in den Tagen der Vorbereitung auf die Geburt Gottes in dieser Welt geschehen. Das religiöse Leben muss wieder mehr in das Zentrum unseres Alltags treten, dazu ruft uns der Täufer auf. Er tut das mit beschwörenden Worten, mit Worten, die nicht überholt sind, die heute genau so gelten wie vor 2000 Jahren. Es geht um unsere Ewigkeit. Heute und morgen bauen wir an ihr. Der heilige Johannes, der die Umkehr in heroischer Weise gelebt hat, er möge uns ein Fürsprecher sein in der Ewigkeit, die nun schon seit zwei Jahrtausenden sein Anteil ist.

3. Adventssonntag

„Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“

Aus der Frage der Johannes-Jünger an Jesus, die den Kern des heutigen Evangeliums bildet, sprechen Zweifel und Ungeduld. Die Situation entbehrt nicht der Tragik. Im Kerker verliert Johannes der Täufer die Orientierung, gerät er für eine Weile ins Schleu-

dern. Das ist allzu menschlich, zumal ein Gefängnis in damaliger Zeit nicht zu vergleichen ist mit unseren Gefängnissen heute, zumindest nicht mit denen in unserer westlichen Welt. Jesus hatte den Täufer den Größten der von einer Frau Geborenen genannt, dennoch wird er versucht.

Der Zweifel und die Ungeduld des Täufers erinnern uns an die Versuchbarkeit, der wir alle unterliegen, an die Zweifel, die uns angesichts der Verborgenheit Gottes und angesichts seiner scheinbaren Ohnmacht überfallen können, und an die Ungeduld, die die Geduld Gottes mit dem Menschen gerade in denen hervorrufen kann, die sich ernsthaft um das Gebet und um die Gebote Gottes bemühen.

Unsere Zweifel und unsere Ungeduld bedrängen uns um so mehr, je schwieriger die Situation ist, in der wir uns befinden, sei es, dass uns körperliche, sei es, dass uns seelische Übel plagen.

Der Zweifel gehört zum Glauben. Das heißt nicht, dass alle Gläubigen mit ihm konfrontiert werden. Es gibt Menschen, denen Gott besonders viele Gnaden schenkt. Wir beten ja auch um die Tugend des Glaubens oder besser: Wir sollten es tun. Die meisten Gläubigen werden aber irgendwann einmal von Zweifeln erfasst, im Alter oder in einer schweren Krankheit oder in äußerster Verlassenheit. Diese Möglichkeit wird immer wieder Wirklichkeit, weil der Glaube das Überzeugtsein von unsichtbaren Wirklichkeiten ist, wie es der Hebräerbrief ausdrückt (Hebr 11, 1).

Mit dem Glauben hat es seine besondere Bewandnis: Man kann ihn leugnen, und man muss ihn bekennen, unter Umständen muss man mit dem Leben für ihn eintreten. Das liegt nicht daran, dass er ein subjektives Meinen ist, eine unsichere Angelegenheit oder eine Zusammenfassung von unvernünftigen Behauptungen, wie man gesagt hat, das liegt vielmehr daran, dass er sich auf eine Person richtet, auf Gott, und auf weltjenseitige Wirklichkeiten, die uns durch das Wort Gottes mitgeteilt werden, dass er sich auf eine Person richtet, die uns im Alltag nicht begegnet, und auf Mysterien, die nicht ein Gegenstand dieser Welt sind. Zum Glauben gehören immer ein Vertrauensmoment und ein Moment der Liebe. Das gilt schon, wenn wir einem Menschen Glauben schenken.

Ich glaube einem Menschen, wenn ich weiß, dass er über einen Gegenstand oder über einen Vorgang informiert ist und dass er zuverlässig ist oder wahrhaftig. Ich muss ihm

dann nicht Glauben schenken - der Glaube ist ein freier Akt -, wenngleich die Verweigerung des Glaubens gegenüber einem Menschen, der mich wahrheitsgemäß informiert, immer ein Unrecht ist, aber ich muss ihm nicht Glauben schenken, weil mir ja hier die eigene Einsicht fehlt. Das ist in diesem Fall anders als bei unmittelbaren Erfahrungsgegebenheiten oder bei unmittelbar einsichtigen Tatbeständen. Darum kann es hier Zweifel geben. So ist es auch mit dem Glauben an Gottes Offenbarung. Ich muss wissen, dass Gott ist und dass er gesprochen hat. Dann kann ich ihm Glauben schenken. Ich kann ihm dann aber auch diesen Glauben verweigern, aus Stolz, aus Bequemlichkeit, aus Gleichgültigkeit oder aus Besserwisserei. Und so geschieht es oft. Der Glaube hat es eben mit der Vernunft und dem Willen zu tun. Darum muss er bekannt werden und darum kann er geleugnet werden.

Im Glauben schwingt immer das Moment des Vertrauens und der Liebe mit. Darum auch ist der Unglaube Sünde, darum erregt er den Zorn Gottes und darum zieht er das Unheil nach sich. Für Dummheit kann ich keinen Menschen bestrafen - das tut auch Gott nicht -, wohl aber für Bosheit. So macht es auch Gott. Das muss man heute betonen, weil solche elementaren Wahrheiten gegenwärtig auch in der Verkündigung vielfach ausgelassen, wenn nicht gar geleugnet werden.

Wenn ich einem glaubwürdigen Menschen den Glauben verweigere, werde ich schuldig an ihm, so ist es auch bei Gott: Ich leugne ihn oder erhebe mich über ihn, ich missachte ihn oder stelle seine Herrschaft und seine Macht in Frage. Der Glaube hat also immer etwas mit der Anerkennung einer Person zu tun, und mit dem, was jemand mir sagt. Deshalb ist es immer möglich, dass er durch Zweifel verdunkelt wird. Das gilt umso mehr, je ungewöhnlicher die Inhalte sind, die uns da mitgeteilt werden.

Angesichts der Zweifel des Täufers werden wir daran erinnert, dass selbst der Prophet in die Dunkelheit der Anfechtung geraten kann. Davon erfahren wir allerdings auch sonst immer wieder im Alten Testament wie auch im Leben der Heiligen.

In Zweifel geraten können wir angesichts der Ungerechtigkeit der Welt, angesichts der Übermacht des Bösen, angesichts der Leiden, die Gott uns schickt, und angesichts der Erfolglosigkeit unseres Bemühens. Das gilt auch dann, wenn wir treu unserem Glauben leben und uns bemühen, Gott zu dienen in unserem Leben. Das sind Prüfungen Gottes,

die im Gebet und im Opfer, in der Entsagung und in der Selbstverleugnung überwunden werden können.

Eng verwandt mit dem Zweifel ist die Ungeduld. Sie stellt sich vor allem ein angesichts der Langmut Gottes.

Im 2. Petrusbrief lesen wir: Wenn Gott seine Verheißungen so lange hinauszögert, wenn der Tag Gottes, die Wiederkunft Christi, so lange auf sich warten lässt, wenn die Leiden so lange dauern, so müsst ihr bedenken: „Vor Gott sind 1000 Jahre wie ein Tag“ (2 Petr 3, 8). Und Gottes Langmut ist eine Gnade für euch, er schenkt sie, damit umso mehr Menschen zur Einsicht und somit zur Umkehr kommen (2 Petr 3, 8 ff). Der Apostel Paulus erklärt, die Langmut Gottes sei der erste Wesenzug seiner Liebe (Röm 2, 4). Man kann Gottes Langmut auch seine Geduld nennen.

Die Ungeduld gehört zu unserer menschlichen Gebrochenheit - auch der Täufer blieb von ihr nicht verschont -, aber wir können sie überwinden, wenn wir uns klar machen, wie kurz die Zeit ist, wie schnell unser Leben zu Ende geht und wie bald Gott das endgültige Urteil über unser Leben spricht. Aber auch hier bietet sich vor allem das Gebet an und, in Verbindung damit, die Selbstverleugnung, wie bei dem Zweifel.

Die Ungeduld führt heute viele in die Resignation. Sie sagen dann etwa „es hat doch alles keinen Zweck“ und legen die Hände in den Schoß. Oder sie stellen resigniert fest „das Beten hilft auch nicht weiter“ oder „mein Kämpfen für die Sache Gottes ist doch vergeblich“ oder „den Lauf der Geschichte kann niemand aufhalten“.

Wenn man genauer hinschaut, sieht man, dass die Geduld die Feuerprobe des Glaubens ist. Deshalb erklärt Jesus gemäß dem Lukas-Evangelium: „In der Geduld werdet ihr das Leben finden“ (Lk 21, 19).

Das Evangelium von Johannes dem Täufer, der in der Dunkelheit des Kerkers auf seinen Tod wartet, erinnert uns an dessen Zweifel und an dessen Ungeduld. Im Gefängnis verliert er eine Weile den Boden unter seinen Füßen. In solcher Anfechtung reift er jedoch, so dass er schließlich gelassen sterben kann für den, „der da kommen soll“.

Die Versuchbarkeit gehört zu unserem Menschsein. Versuchbar waren schon die Menschen in der Urstandsgnade. Sonst gäbe es nicht die Erbsünde. Die Versuchung ist noch nicht die Sünde. Gott lässt sie über uns kommen, die Versuchung, damit wir durch sie innerlich wachsen, über uns selbst hinauswachsen, gegebenenfalls. Das geschieht, wenn wir demütig sind und auf Gott unsere Hoffnung setzen, auf ihn vertrauen.

Der Zweifel und die Ungeduld des Täufers erinnern uns an die Versuchbarkeit, der wir alle unterliegen, an die Zweifel, die uns angesichts der Verborgenheit Gottes und angesichts seiner scheinbaren Ohnmacht überfallen können, sowie an die Ungeduld, die die Geduld Gottes mit dem Menschen gerade in denen hervorrufen kann, die sich ernsthaft um das Gebet und um die Gebote Gottes bemühen. Die Versuchungen des Zweifels und der Ungeduld, überwunden werden sie durch das Gebet und durch das Opfer, durch die Entsagung und durch die Selbstverleugnung.

4. Adventssonntag

„Damit alle Völker zum Gehorsam des Glaubens geführt werden“

Alle Völker müssen zum Gehorsam des Glaubens geführt werden. Das ist der entscheidende Gedanke der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags. Was ist mit diesem Glauben gemeint? Und warum soll er allen Völkern vermittelt werden?

Der Glaube, zu dem alle Völker geführt werden sollen, ist der Glaube an Jesus, den Sohn Gottes. Zweimal wird er im heutigen Evangelium als der Emmanuel bezeichnet, das heißt als der „Gott-mit-uns“. Seine Anhänger bekannten sich schon sehr bald zu ihm als dem Christus. Christus, das ist das griechische Wort für Messias, im Deutschen würden wir sagen Erlöser. Seine Geschichte beginnt mit seiner wunderbaren Geburt aus der Jungfrau Maria, und sie geht zu Ende mit seinem Tod am Kreuz und mit seiner Auferstehung. Er wird aber einmal wiederkommen, um die Geschichte dieser Welt zum Abschluss zu bringen, um die Zeit zu vollenden. Dann wird er kommen als Richter der Lebenden und der Toten, wie wir im Credo bekennen.

Er ist nicht ein gewöhnlicher Mensch, sondern Gott. Das ist die entscheidende Aussage

über ihn. In ihm hat der Himmel auf wunderbare Weise die Erde berührt. Mit dieser Wahrheit oder besser: Mit dieser Wirklichkeit steht und fällt das Christentum. Heute ist sie indessen nicht mehr so selbstverständlich, wie sie es in Jahrhunderten gewesen ist. Nicht einmal mehr in der Christenheit. Unsere säkularisierte Öffentlichkeit hat sie schon lange ad acta gelegt. Und nicht wenige, die sich nominell noch als Christen verstehen, haben sich dem angeschlossen. Die Leugnung der Göttlichkeit Jesu liegt vielen fragwürdigen Zeiterscheinungen zugrunde, wie sie uns in Kirche und Welt begegnen. Darum ist die Adventszeit so heillos säkularisiert, verweltlicht, in den Dienst des materiellen Profits und des Genusses und des Vergnügens gestellt, darum ist das Fest der Geburt Christi weithin sentimental verfremdet, darum ist die Geschichte der Geburt Christi heute für nicht wenige zu einem schönen Wintermärchen geworden. Vieles ist hier Gedankenlosigkeit, Gedankenlosigkeit, die aus der Veräußerlichung unseres Christentums hervorgeht und nicht zu entschuldigen ist. Sie hat unabsehbare Konsequenzen.

Die Festzeiten und die Feste des Kirchenjahres wollen uns dazu anspornen, dass wir den Glauben mit größerem Eifer leben.

Vor einigen Tagen beklagte der Heilige Vater die materialistische Mentalität unserer Zeit, die aus der praktischen und theoretischen Leugnung der Gottheit Christi hervorgeht und gleichzeitig zu ihr hinführt. Dabei rief er zur Umkehr auf, die zu einem erneuerten Lebenswandel führen muss. Wörtlich sagte er dann: „Es ist das konkrete Verhalten in diesem Leben, mit dem wir über unser ewiges Schicksal entscheiden“ (Ansprache am 9. Dezember).

Wir müssen ernsthafter leben, verantwortungsbewusster. Sonst gefährden wir nicht nur unsere Ewigkeit, sondern zerstören wir auch unser irdisches Leben. Die chaotischen Verhältnisse, die unsere Welt heute im Großen wie im Kleinen bestimmen, müssten uns die Augen öffnen. Sie betreffen in gleicher Weise das gesellschaftliche, das politische und zum Teil auch das kirchliche Leben. Die weithin herrschende Gesetzlosigkeit, der gegenüber viele Verantwortliche resignieren, ist extrem destruktiv. Der Heilige Vater erinnert in diesem Zusammenhang an die Besinnung, an das Gebet und an das Sakrament der Umkehr, an das Sakrament der Buße.

Der Advent und das Fest der Menschwerdung Gottes fordern uns dazu auf, dass wir auf-

merken, dass wir aufhören, mit dem Feuer zu spielen und dass wir uns abwenden von einem leichtfertigen Leben. In diesem Leben entscheiden wir über unser ewiges Schicksal. Gottes Liebe ist alles andere als ein Automatismus. Unsere Erlösung erfolgte ohne uns, das gilt jedoch nicht für unsere Rettung, für die Zuwendung der Erlösung an uns. Christus erklärt im Matthäus-Evangelium: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die, die Gewalt anwenden, reißen es an sich“ (Mt 11, 12).

Der Glaube an die Gottheit Christi wird in unserer Lesung als Glaubensgehorsam bezeichnet. Stets hat der übernatürliche Glaube die Gestalt des Gehorsams. In ihm setzen wir an die Stelle eigener Einsicht die Einsicht Gottes. Dann reden nicht mehr wir, sondern Gott. Der Glaube kommt vom Hören (Röm 10, 17). Das Hören auf Gott und sein Wort aber setzt die Demut voraus. In ihr erkennen wir unsere geschöpfliche Abhängigkeit und bejahen sie. Der Stolz kommt nicht zum Glauben, oder er verliert ihn über kurz oder lang.

Die Heilige Schrift zeichnet uns Maria als Urbild des Glaubens. Elisabeth preist sie selig, weil sie geglaubt hat. In ihrem demütigen Glauben bewahrt sie all das, was ihr unverständlich ist, in ihrem Herzen. Im Glauben erkennt auch Joseph, der Pflegevater Jesu, seine Berufung, der eng mit dem Geheimnis der Menschwerdung Gottes verbunden ist.

Zum Gehorsam des Glaubens müssen alle Völker geführt werden, weil Gott für alle Menschen in unsere Welt gekommen ist, weil Gottes Liebe universal ist, universal ist sie, die Liebe Gottes, aber nicht bedingungslos. Gott respektiert die Freiheit, die er selber dem Menschen geschenkt, die am Morgen der Schöpfung erst den Menschen zum Menschen gemacht hat.

Die Hinführung der Völker zum Glauben aber liegt in der Verantwortung eines jeden, der selber zum Glauben gekommen ist. Das Wort Gottes muss verkündet und als solches ausgewiesen werden, die Verkündigung macht jedoch keinen Eindruck und sie überzeugt nicht ohne den gelebten Glauben.

Nicht nur deshalb muss der Glaube allen Völkern verkündet werden, weil Gottes Liebe universal ist und weil es in der Natur der Wahrheit liegt, dass alle sie erfahren, auch deshalb muss dieses Werk geschehen, weil so am ehesten ein geordnetes Miteinander der

Menschen und der Völker möglich ist und weil die differenzierten Probleme unserer modernen Welt, die weithin aus dem Niedergang der Religion und des Christentums hervorgegangen sind, nur so eine Lösung finden können, weil nur so der chaotischen Entwicklung unserer Zeit Einhalt geboten werden kann. Der Apostel Paulus ruft einmal aus: „Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündete“ (1 Kor 9, 16). Das gilt für uns nicht weniger als für ihn.

Der Advent und die Feier der Geburt Christi wollen uns dazu anspornen, dass wir den Glauben mit größerem Eifer leben. Es ist der Glaube an den menschengewordenen Gottessohn, der ernsthaft und konsequent gelebt werden muss in einer Welt, die immer mehr ihre Orientierung verliert, sowohl im Blick auf das Vorletzte wie auch auf das Letzte. Mit unserem Verhalten, mit unserem Lebenswandel, entscheiden wir heute und morgen über unser ewiges Schicksal. Wenn wir uns treiben lassen, gefährden wir nicht nur unsere Ewigkeit, dann zerstören wir auch unser irdisches Leben. Die Hinführung der Völker zum Glauben, die aus der universalen Liebe Gottes folgt und die der Wahrheit des Glaubens als solcher inhärent ist, liegt in der Verantwortung eines jeden, der selber zum Glauben gekommen ist. Der Glaube muss vermittelt und aufgewiesen werden durch das Wort, aber die Verkündigung macht keinen Eindruck ohne den gelebten Glauben.

Hochfest der Geburt des Herrn (Weihnachten)

„Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf“

Weihnachten ist nicht nur das Geburtsfest des Gottmenschen Jesus Christus, es ist auch das Geburtsfest des neuen Menschen, der erneuerten Menschheit. Dadurch, dass Gott eine menschliche Natur angenommen und als Mensch in unserer Welt gelebt hat, hat er dem Menschengeschlecht und damit jedem einzelnen Menschen eine unvergleichlich hohe Würde verliehen. Das gilt bereits für die Menschwerdung Gottes als solche, unabhängig von der Erlösung der Menschheit, die der eigentliche Grund für das Kommen Gottes in diese Welt gewesen ist.

Es gibt kein bedeutsameres Ereignis in der Geschichte der Menschheit als die Menschwerdung Gottes. Deshalb zählen wir seit dem 5. Jahrhundert die Jahre nach diesem Ereignis. Es ist der Höhepunkt der Geschichte und die Achse der Welt. Um den, dessen

Geburt wir heute feiern, dreht sich alles. So müsste es sein. Leider ist es heute nicht mehr so, wenn es denn je so gewesen ist.

Die Botschaft von der Menschwerdung Gottes trifft heute vielfach auf taube Ohren. Viele geben zu, dass der, dessen Geburt wir heute feiern, ein bedeutender Mensch gewesen ist, dass er tiefe Spuren in der Welt hinterlassen hat - nach seinem Tod mehr noch als vorher -, vielleicht sagen sie auch noch, dass er die Mitmenschlichkeit beispielhaft gelebt hat und dass er in tiefer Gottverbundenheit gelebt hat, aber dass er Gott selber gewesen ist, das wollen sie nicht oder nicht mehr wahr haben. Das ist allerdings nicht ganz neu. Schon in seinem Erdenleben nahmen viele Anstoß an ihm und an seinem Anspruch. Wohl die größere Zahl derer, die ihm begegnet sind, beachtete ihn schließlich doch nicht oder wandte sich ab von ihm. Einst hatte der greise Simeon bei der Darstellung des Kindes im Tempel prophetisch vorhergesagt: „Dieser wird ein Zeichen des Widerspruchs sein, er ist zum Fall und zur Auferstehung vieler gesetzt“ (Lk 2, 34). Ein Zeichen des Widerspruchs - das war er in seinen Erdentagen, das war er aber auch in späteren Jahrhunderten, immer wieder - bis in die Gegenwart hinein.

Warum stellen sich so viele gegen ihn und seinen Anspruch? Das ist eine bedrängende Frage, die sich seine Jünger immer wieder stellen müssen. Er hat doch geredet wie einer, der Vollmacht hat. Er hat Werke getan, wie sie kein Mensch außer ihm vollbracht hat. Er hat das Ethos der Wahrhaftigkeit und der selbstlosen Liebe in heroischer Weise verkündet und gelebt. Und er war mit Gott verbunden in seinem Erdenleben wie kein anderer Mensch je mit Gott verbunden war. So wird es uns glaubwürdig überliefert. Sollte das nicht überzeugen?

Allein, die Ablehnung Jesu und seines Anspruchs oder das Desinteresse an ihm kommt nicht aus unserer Vernunft, wenngleich wir es oft so darstellen, sie geht vielmehr aus unserem Stolz hervor. Wir wollen autonom sein und autonom leben, ganz abgesehen davon, dass wir unser Interesse lieber auf das Vordergründige richten. Wir warten auf Gott, und, wenn er kommt, erkennen wir ihn nicht, wollen wir ihn nicht erkennen. Zudem herrscht in unserer Welt der „Menschenmörder von Anbeginn“, so nennt Christus ihn im Johannes-Evangelium (Joh 8, 44) den, der schon am Anfang der Geschichte die Menschheit ins Unglück gestürzt hat. Der ungute Wille, er ist es, der allzu oft unser Erkennen und unser Einsehen trübt. Auf den guten Willen kommt es an. Davon singen die

Engel auf den Fluren Bethlehems, von dem guten Willen.

Bekennen wir in demütigem Glauben, dass in Christus Gott selber in unserer Welt erschienen und in unserer Welt gelebt hat, dann kommen wir nicht mehr los von ihm. Dann werden wir die Welt in einem völlig anderen Licht sehen, dann wird er unser ganzes Sinnen und Trachten bestimmen, dann wird unser Leben durch ihn verwandelt, dann aber wird die Welt verwandelt durch uns. Wenn alle glauben würden, dass in Christus Gott selber als Mensch unter uns gelebt hat, und wenn sie aus diesem Glauben leben würden, wenn sie ihn zum Maßstab ihres Lebens machen würden, dann wäre die Welt ein Paradies.

Es gibt keine größere Bejahung der Welt und des Menschen als jene, die aus der Menschwerdung Gottes hervorgeht. Positiver kann die Welt und kann der Mensch nicht verstanden werden als im Licht dieses Geheimnisses.

Gott hat den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen. Als Person hat er ihn geschaffen, sofern er ihm den Verstand und den freien Willen gegeben hat. Darum bezeichnet das Alte Testament den Menschen als die Krone der Schöpfung. Wenn Gott nun eine menschliche Natur angenommen hat in der Fülle der Zeit, nicht vorübergehend, sondern für immer, dann ist das eine Überhöhung des Menschen und seiner Würde, die all unsere Erwartung und all unser Denken übersteigt. Wunderbar hat Gott den Menschen geschaffen, und noch wunderbarer hat er ihn erneuert. Wir müssen darüber nachdenken. Mit dem Kind von Bethlehem beginnt eine neue Menschheit. Gott, der Schöpfer, wird der Vater und der Bruder aller Menschen. Im Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes schlingt Gott sozusagen ein heiliges Band um die ganze Menschheit. In dem göttlichen Kind von Bethlehem wächst die Menschheit zusammen zu einer heiligen Gemeinschaft.

Schon das ist ein staunenswertes Geheimnis, das bedeutende Konsequenzen für uns hat, das jedoch noch einmal überhöht wird dadurch, dass der menschgewordene Gott unser Erlöser geworden ist in seinem Tod und in seiner Auferstehung. Denn in der Erlösung hat er uns Anteil an seiner göttlichen Natur gegeben. Gott nahm eine menschliche Natur an, weil der Mensch der göttlichen Natur teilhaftig werden sollte. Die Kirchenväter sprechen von einem heiligen Tausch. Gott nahm eine menschliche Natur an, weil er

wollte, dass wir Söhne und Töchter Gottes würden. Das göttliche Leben, das uns in diesem Sinne verwandelt, ist uns in der heiligen Taufe zuteil geworden, und im Sakrament der Umkehr wird es uns zurückgegeben oder vertieft. Wir sprechen von der heiligmachenden Gnade, die das Angeld unserer ewigen Gemeinschaft mit Gott ist. Das ist die christliche Wirklichkeit, die das Geheimnis der Ankunft Gottes in dieser Welt initiiert hat.

Das Weihnachtsgeheimnis ist anspruchsvoll. Bis heute ist es weithin noch nicht angekommen in unserer Welt. Oder sie hat sich wieder losgesagt von ihm.

Der Friede, von dem in Weihnachtsevangelium die Rede ist, er muss von den Menschen angenommen werden. Das aber ist mühevoll. Der Friede der Heiligen Nacht ist Gabe und Aufgabe für uns.

Weil das Weihnachtsgeheimnis weithin noch nicht angekommen ist in unserer Welt oder weil sich unsere Welt wieder losgesagt hat von ihm, darum wird noch heute und gerade heute die Menschenwürde so oft mit Füßen getreten, darum wird das Bild des Menschen heute hundertfach und tausendfach geschändet, darum wächst die Dunkelheit in unserer Welt, darum wachsen Friedlosigkeit, Hass, Grausamkeit, Ungerechtigkeit, Gemeinheit und Rücksichtslosigkeit in unserer kleinen Welt, aber auch in der großen Welt, im Leben der Völker.

„Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf“ (Joh 1, 11). Das ist das Problem. Es gilt, dass wir das Geheimnis der Menschwerdung Gottes glauben und aus ihm leben und dass wir es bezeugen durch unser Leben: Gott hat durch sein Kommen die Würde des Menschen in einer unvorstellbaren Weise erhöht. Dieser Glaube, dieses Leben und dieses Zeugnis erscheinen in einem neuen Licht, wenn wir bedenken, dass wir durch den Tod des Kindes von Bethlehem und seine Auferstehung vergöttlicht wurden im Sakrament der Taufe und dass es unsere erste Aufgabe ist, dass wir uns diese Gabe mehr und mehr zu Eigen machen. Tun wir das, dann bauen wir mit an einer neuen Welt, an einer menschlicheren, ja, an einer Welt, wie Gott sie uns zugedacht hat. Großes entsteht immer aus kleinen und unscheinbaren Anfängen.

Fest des heiligen Stephanus (2. Weihnachtsfeiertag)

„Vor Statthalter und Könige werdet ihr geführt werden“

Über dem Menschengeschlecht liegt eine tragische Zwiespältigkeit: Wir sagen vielmals ja und nein zu ein und derselben Wirklichkeit. Nicht selten ist es so, dass wir wollen und doch nicht wollen. Und oftmals sagen wir ja und meinen nein. Diese Zwiespältigkeit ist Ausdruck unserer tiefen Verwundung durch die Ursünde. Wir warten auf den Erlöser, wir schauen aus nach ihm, und wenn er kommt, sind wir nicht bereit, ihn aufzunehmen. Das war nicht nur einmal so, das wiederholt sich immer wieder, individuell und epochal. Draußen, vor der Stadt, wird Christus geboren, weil in der Herberge kein Platz für ihn ist, draußen, vor der Stadt, steht gut dreißig Jahre später sein Kreuz. Wir hören die Botschaft des Erlösers und nehmen sie an, weisen sie aber zurück, wenn sie fordernd vor uns hintritt. Der Evangelist Johannes kleidet diese traurige Wirklichkeit in die Worte: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf“. Heute würde man vielleicht sagen: Das ist pauschal - so argumentiert man gern heute, das klingt umsichtig und überlegen -, das ist pauschal, nicht alle weisen ihn zurück. Das weiß Johannes auch, dass es nicht alle sind, die ihn zurückweisen. Aber er will uns eindrucksvoll klar machen, dass viele, ja, viele ihn nicht wollten und nicht wollen. Um es genauer zu sagen: Viele wollen ihn und wollen ihn doch nicht. Daher die Feststellung: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf“ (Joh 1, 11).

Diese traurige Wirklichkeit veranschaulicht auch der heutige Festtag. Er rückt die Weihnachtsbotschaft ins rechte Licht, indem er ihren fordernden Charakter unterstreicht. An der Gestalt des Stephanus, des ersten Märtyrers der Kirche, wird exemplarisch deutlich, wie wir zwiespältig sind, wie wir die hassen und verfolgen und töten, die uns die Erlösung bringen wollen. Je genauer wir das wissen und je mehr wir das bedenken, umso eher werden wir selber dieser Versuchung, der wir nicht weniger unterliegen, widerstehen können.

An der Ablehnung, die der menschgewordene Gottessohn in seinem irdischen Leben erfahren hat, haben seine Jünger Anteil. So hat er es klar vorhergesagt: Sein Schicksal ist auch das Schicksal seiner Jünger. Wer sich zu ihm bekennt, konsequent, nicht nur mit

halbem Herzen, der wird verfolgt, wie auch er verfolgt wurde, jedenfalls nicht selten. Er führt die Menschen zusammen, faktisch bringt er sie aber oftmals gegeneinander auf. Er ist gekommen, den Frieden zu bringen, bringt damit aber auch, ohne es freilich zu wollen, das Schwert (Mt 10, 34). Er verkündet die Liebe als die Grundmaxime der Gottesherrschaft, erntet aber zusammen mit seinen Jüngern nicht selten Hass und Feindseligkeit. In vielen Fällen führt die Freundschaft mit ihm zu erbitterten Feindschaften. Es ist so, dass sich an ihm die Geister scheiden. Die Verfolgung gehört zum Christentum. Wo immer es sich ausbreitet, da hat es seine Märtyrer, in der Vergangenheit wie auch in der Gegenwart. Aber nicht nur das. Es gibt auch die innerkirchliche Verfolgung, die Verfolgung innerhalb des Christentums. Das erscheint paradox, ist aber eine Realität, nicht nur heute. Es gibt nicht nur die Verfolgung von außen, es gibt sie auch von innen.

Die Ablehnung, die man Christus entgegenbringt, schafft Abgründe auch zwischen Menschen, die sich ursprünglich nahe stehen durch die Bande des Blutes. Das erfahren wir in der Gegenwart mehr denn je. Der Bruch geht mitten durch die Familien, so bezeugt es uns das Evangelium des heutigen Festtags: „Der Bruder liefert den Bruder aus, der Vater den Sohn“. Der Bruch geht heute nicht nur durch die Familien, er geht auch durch die Hausgemeinschaften und durch viele gewachsene Gruppierungen und Institutionen. Dabei werden Christus und seine Kirche zum Streitobjekt erster Ordnung. Im Einzelfall mag das übertrieben sein, aber aufs Ganze gesehen nicht. Und so muss es sein. Wäre es anders, müssten wir uns fragen, ob wir noch auf der Seite Christi stünden.

Also: Der Jünger Jesu wird verfolgt, und dieser Jesus bringt gar die Familien auseinander. Wie der Meister, so wird auch der Jünger dem Tod ausgeliefert, im Extremfall dem physischen Tod.

Im Grunde geschieht das immer aus Neid. Der Neid aber gebiert den Hass. Wir fragen: Warum haben denn der Neid und der Hass eine solche Macht in unserer Welt? Hintergründig verweist uns die Antwort auf diese Frage auf das unbegreifliche und unergründliche Geheimnis des Bösen, vordergründig auf den Stolz des Menschen, der in Gott einen Konkurrenten sieht, einen Rivalen. Der Mensch kämpft um den Thron Gottes. Er möchte sein wie Gott. Er will sein eigener Gott sein. „Sie konnten der Weisheit und dem Geist, mit dem er sprach, nicht widerstehen“, heißt es in der Lesung. Der Neid macht sie rasend. Vor Statthalter und Könige werden die Jünger dieses Jesus ge-

schleppt, heißt es im Evangelium.

Angesichts dieser Situation werden wir ermahnt, keine Angst zu haben, uns keine Sorgen zu machen, uns nicht einschüchtern zu lassen, sondern auf den Geist zu vertrauen, auf den Heiligen Geist. Die Aufforderung, keine Angst zu haben, sich nicht zu fürchten und stattdessen auf Gott zu vertrauen, seine Sorgen auf Gott zu werfen, begegnet uns immer wieder im Neuen Testament. Das sorglose Vertrauen im Blick auf Gott ist der innerste Kern, das Herz christlichen Tugenden der Beharrlichkeit und der Geduld. Es ist nicht nur gefragt in der Verfolgung, sondern immer. In ihm machen wir Ernst mit dem Glauben an die Verheißungen Gottes.

Das Schicksal Jesu aber ist das Schicksal derer, die sich zum ihm bekennen, und sein Schicksal muss das Ihre sein.

Die Zwiespältigkeit der Menschen, die die Propheten hassen und die verfolgen, die ihnen die Erlösung bringen, setzt sich in der Geschichte fort. Darin wird die Geburtsgeschichte des Messias gewissermaßen weitergeschrieben und die zentrale Aussage der Weihnachtsgeschichte des Johannes immer neu exemplifiziert. Von daher gesehen ist die Anpassung an die Erwartungen der Menschen, verbunden mit der Vernebelung der christlichen Wahrheit und der Abschwächung der Forderungen Christi, Abfall, von daher gesehen muss man das Christsein als eine sehr ernste Sache verstehen.

Auch in einer Umgebung, in der alle Christen sind, kann man verfolgt werden. Man muss eben unterscheiden zwischen Namenschristen und wirklichen Christen, zwischen solchen, die um der Wahrheit willen die Konfrontation nicht scheuen und solchen, die meinen, sie könnten paktieren mit der Welt, sie könnten auf zwei Hochzeiten tanzen, die meinen, ein zweiter Aufguss des Christentums täte es auch. Indessen ist es besonders schmerzlich, wenn Christen verfolgen.

Das Festgeheimnis des heutigen Tages erinnert uns daran, dass es ein braves, bürgerliches Christentum nicht geben kann, nicht geben darf, dass Kampf und Leiden um des Glaubens willen wichtige Komponenten unserer christlichen Berufung sind und dass es ein konsequentes Bekenntnis zu Christus nicht gibt ohne das Kreuz.

Wenn die Menschen nun ihren Erlöser und seine Boten verfolgen, ist das dann sündhaft in den Augen Gottes? Das ist nicht gesagt. Die Verblendung des Geistes ist zwar oftmals das Ergebnis eines sündigen Lebens, aber sie kann auch schuldlos sein oder schicksalhaft. Gott weiß jedoch auch auf krummen Zeilen gerade zu schreiben. Er kann auch das Böse zum Guten wenden.

Allein, wir müssen uns fragen, ob wir schon für unseren Glauben gelitten haben, ob wir also um des Glaubens willen verfolgt wurden, und ob wir mit der Mehrheit uns an der Steinigung der Propheten beteiligt haben. Das Christsein verlangt in jedem Fall die Tugend der Tapferkeit.

Wir müssen die tragische Zwiespältigkeit des Menschen im Auge behalten, damit wir den Mut haben, mit Christus zu leiden, und damit wir nicht auch Prophetenmörder werden, damit wir nicht auch die hassen und verfolgen, die uns die Erlösung bringen wollen.

Stephanus sieht den Himmel offen und Christus zur Rechten des Vaters. Auch das ist ein weihnachtliches Szenarium, eine Umschreibung des Geheimnisses der Menschwerdung Gottes. Stephanus sieht den, den er verkündet hat, wohl nur für wenige Wochen, für den und mit dem er nun sterben muss. Er sieht den, der schon in seiner Geburt zum Zeichen des Widerspruchs geworden ist, erst recht am Ende seines Lebens und nach der Erfüllung seiner irdischen Mission.

Die Propheten Gottes werden verfolgt. Daran erkennt man sie als seine Propheten. Der heilige Stephanus muss uns ein Vorbild sein. Gebe Gott, dass auch wir verfolgt werden und uns der Verfolgung nicht entziehen, indem wir uns anpassen an die Erwartungen des Menschen. Das ist die eine Bitte, die wir heute vor Gott hintragen müssen. Bedeutamer noch ist aber eine zweite Bitte: Gebe Gott, dass wir nicht zu denen gehören, die seine Propheten verfolgen.

Was uns tröstet in der Verfolgung und auch dann, wenn wir uns von der Menge der Prophetenmörder distanzieren, das ist der feste Glaube, in dem wir die Macht Gottes durch die Nebel seiner Ohnmacht hindurch schauen, das ist das unbedingte Vertrauen auf die Macht der Wahrheit, das ist endlich die siegreiche Hoffnung auf die Wiederkunft des

Gekreuzigten, dessen Geburt wir heute feiern, am Ende der Tage auf den Wolken des Himmel in Macht und Herrlichkeit.

Fest der Heiligen Familie

„Alles, was ihr tut, in Worten oder in Werken, das tut im Namen des Herrn“

Wir begehen heute - in Verbindung mit dem Fest der Geburt Christi - das Fest der Heiligen Familie. Es ist ein Fest jüngerer Datums. Es will uns die wichtige Bedeutung der Familie vor Augen führen, jener Institution, von der immer wieder gesagt worden ist, sie sei die Keimzelle der Gesellschaft und des Staates und auch der Kirche. Heute ist die Familie in einem Auflösungsprozess begriffen, der verhängnisvoll ist.

Der Verfall der Familie ist ein Faktum, das man einfach nicht leugnen kann, auch wenn es noch intakte Familien gibt. Allgemein muss man feststellen, dass die Familien auseinanderfallen, angefochten von außen und von innen. Dieser Prozess ist schon so weit fortgeschritten, dass die Familie heute vielfach gar schon als Institution in Frage gestellt wird.

Weithin sind unsere Familien von einer primitiven Konsum-Mentalität bestimmt. Das heißt: Der Wohlstand tyrannisiert die Familien. Es gilt in ihnen nur noch das Vergnügen: Spaß will man haben. Was zählt, ist nur noch der Genuss, weithin. Dabei sind Eltern und Kinder wie auch die Kinder weithin nicht mehr einander zugewandt, sondern jeder sucht sein Vergnügen für sich. Vielfach ist das Gespräch verstummt, man unterhält sich nicht mehr, sondern lässt sich unterhalten. Nicht ganz unzutreffend hat man den Fernsehapparat als den modernen Hausaltar bezeichnet. Ihm wendet man sich gemeinsam zu. Damit hängt es zusammen, dass die Erziehungskraft der Familien weithin gleich Null geworden ist. Viele Kinder wachsen ohne Führung und Leitung auf. Sie machen, was sie wollen und verhalten sich von früher Kindheit an so, als ob sie der Mittelpunkt der Welt seien. Andererseits lassen die Eltern sich gehen vor den Kindern und geben ihnen häufig ein Beispiel der Unbeherrschtheit und der Haltlosigkeit.

Ganz im Argen liegt die religiöse Erziehung. Unterweisung im Glauben und religiöse Praxis, Gebet und Gottesdienstbesuch werden hier immer seltener. 70 % der Kinder

haben, wenn sie ihren ersten Katechismusunterricht erhalten, noch nichts vom Glauben gehört, kennen kein Kreuzzeichen und kein Gebet. Und bei den übrigen 30 % sieht es nicht viel besser aus. Kinder für Gott erziehen, das hat Seltenheitswert bekommen. In sehr vielen Fällen gibt es kein Familiengebet mehr, keine Sonntagsheiligung, man lernt nicht mehr ein Leben nach den Geboten Gottes, ganz zu schweigen von der Übung des Verzichtes, der Entsagung und des Opfers.

Ein weiterer Punkt ist der, dass immer mehr junge Menschen in die Ehe geradezu hineinstolpern und dass sie die Ehe oder besser: das, was sie dafür halten, oftmals schon in frivoler Weise vorweggenommen haben. Wenn man den Demoskopen Glauben schenken darf, sind 50 % der Bundesbürger über 16 Jahren der Meinung, dass das so in Ordnung ist.

Statt dass man sich füreinander bewahrt, beutet man sich gegenseitig aus in Missachtung des Gottesgesetzes. Viele ziehen zusammen, als seien sie verheiratet, ohne es zu sein. Zynischerweise nennen sie das dann „Ehe ohne Trauschein“. Zynisch ist das deshalb, weil man so das Problem verschleiert und vor allem herunterspielt in seiner Ungeheuerlichkeit, speziell im Blick auf die Folgen. Das Problem ist hier nämlich nicht der Trauschein, sondern die Missachtung der Ordnung Gottes und die Missachtung der Würde des Menschen, das Zusammensein, ohne dass man die Verpflichtung zur Einheit und Unauflöslichkeit oder wirkliche Verantwortung füreinander übernommen hat. Das Problem ist hier die Isolierung der Geschlechtlichkeit von der naturrechtlichen und religiösen Verantwortung, die Verfremdung der Sexualität, die so den Menschen nicht glücklich machen kann, jedenfalls nicht in der Tiefe und nicht auf die Dauer. In dieser Atmosphäre wird es immer weniger als anstößig empfunden, verständlicherweise, wenn man überhaupt nicht mehr heiratet.

Bei solcher Einstellung ist es nicht verwunderlich, wenn die Abtreibung grassiert. Nach seriösen Schätzungen kommt bei uns beinahe schon auf jede Geburt eine Abtreibung. Die selbstverständliche Zulassung der Abtreibung im vollen Licht der Öffentlichkeit ist extrem menschenverächterisch. Das ist barbarisch. Unter diesem Aspekt haben wir heute einen Tiefpunkt menschlicher Unkultur erreicht. Hier wirkt natürlich auch das familienfeindliche Klima mit, wie es die Medien in der Öffentlichkeit hervorbringen und schüren und die Politiker es durch die mangelnde Unterstützung der Familie mitzuver-

antworten haben. Dass es sich hier, bei der Abtreibung, um Menschen handelt mit einer unsterblichen Seele, davon ist keine Rede.

Zu dieser Einstellung passt die wachsende Häufigkeit der Ehescheidung: Mindestens jede dritte Ehe, die geschlossen wird, wird bei uns wieder geschieden. Dem entspricht die Tatsache, dass Untreue und Ehebruch in ihrer Sündhaftigkeit gar nicht mehr wahrgenommen werden. Das ist ein ähnlicher Niedergang wie er uns in der sterbenden römischen Kultur der ersten nachchristlichen Jahrhunderte begegnet. Auch damals waren das nichteheliche Zusammenleben, die Ehescheidungen, das Abtreiben und die Vernachlässigung der Kindererziehung, das alles auf der Basis der Konsum-Mentalität, an der Tagesordnung. Allerdings - und das war damals anders -, hatten führten die Christen in damaliger Zeit ein anderes Leben, hatten sie den Mut zum Anderssein, wenn ihr Leben bestimmt wurde von Verantwortungsbewusstsein, von Keuschheit, von ehelicher Liebe und Treue, von Ehrfurcht vor dem Leben, von Erziehungseifer und von selbstloser Liebe, bis hin zum Martyrium.

Die Heilung unserer kranken Familien muss von der Heiligen Familie von Nazareth ausgehen, von ihrem Beispiel und von der Fürsprache der Mutter Jesu und seines Pflegevaters. Daran erinnert das Schlussgebet dieser heiligen Messe.

Die Heilige Familie ruhte auf zwei Säulen, auf denen die christliche und im Grunde jede Familie gemäß dem Willen Gottes ruhen muss, auf der demütigen Verehrung Gottes und auf dem schlichten, selbstlosen Dienst füreinander, auf der Hingabe an Gott und auf der Hingabe an die Menschen.

Eigentlich ist das nur eine einzige Säule, denn wer Gott dient - in rechter Weise - der weiß auch den Menschen zu dienen. Das heißt: Unsere Familien müssen wieder Gemeinschaften des Gebetes und des Opfers und der Liebe werden.

Die Familie muss wieder als göttliche Institution verstanden werden, als Sakrament, das heißt: als gnadenwirkendes Zeichen, und Christus muss wieder die Mitte dieser Institution werden. Dann wird das Gebet wieder das geistige Rückgrat der Familie, das gemeinsame Gebet in der Familie. Und man wird wieder die Bedeutung der religiösen Erziehung und im Zusammenhang damit die Bedeutung der Selbstüberwindung, des Op-

fers, des Verzichtes und der Rücksichtnahme für ein glückliches Familienleben erkennen. Das muss eingeübt werden, erziehen kann man nicht nur mit Worten. Unerlässlich ist hier das Beispiel. Das gilt für die Vorbereitung auf das Leben nicht weniger als für die religiöse Erziehung. Von ganz besonderer Bedeutung ist hier der Verzicht auf das Fernsehen, wenn nicht völlig, so doch wenigstens zeitweilig.

Wir reden von der Schädigung der Umwelt, vergessen dabei aber die Schädigung der Innenwelt, die schlimmer und folgenreicher ist als die Schädigung der Umwelt.

Gottes Gesetz können wir nicht in einem solch gigantischen Maß ausschalten, wie das heute geschieht, ohne unsere Zukunft zu zerstören, nicht nur jene, die Gott uns in der Ewigkeit schenken will.

Von der Gesundheit der Familie hängt viel, ja, alles ab, das Glück der kommenden Generationen, der Fortbestand der Gesellschaft und der Kirche in einer menschenwürdigen, in einer humanen Zukunft und nicht zuletzt unsere Ewigkeit.

Das Chaos führt die Gewaltherrschaft herauf, der Willkür folgt die Tyrannei. Das vergessen wir oft. Die intakte Familie ist für den Einzelnen ein Hort des Glücks und für die Gesellschaft ein Hort der Freiheit. Was den Zerfall der Familie heute bedingt, ist letzten Endes unsere fehlende Verbundenheit mit Gott und unsere Missachtung des selbstlosen Dienstes, die Entfremdung des Menschen von Gott und die daraus hervorgehende Unfähigkeit zu echter Gemeinschaft. Wenn wir die Heilige Familie von Nazareth als Modell für unsere Familien verstehen, dann werden wir sie wieder auf den Säulen der Ehrfurcht vor Gott und der Ehrfurcht vor dem Menschen errichten. Dieses Bemühen empfiehlt sich schon deshalb, weil wir ohne die Gesundheit unserer Familien nicht nur den Auftrag Gottes verfehlen, sondern auch deshalb, weil es ohne sie keine menschenwürdige Zukunft geben wird.

Hochfest der Gottesmutterchaft Mariens (Neujahrstag)

„Nüchtern, gerecht und fromm lasst uns leben in dieser Welt in der seligen Hoffnung auf die Ankunft unseres großen Gottes und Heilandes Jesus Christus“

An diesem Morgen halten wir Rückschau. Vor wenigen Stunden hat das Jahr 2008 begonnen. Dabei gehen wir davon aus, dass alles in Gott seinen Anfang genommen hat und dass Gott das Ziel aller Dinge ist.

Der Lärm, mit dem viele das neue Jahr begonnen haben in der vergangenen Nacht, möchte diese Wahrheit überdecken, die Wahrheit über Gott und über die sich daraus ergebende Verantwortung, die wir vor Gott tragen, für Zeit und Ewigkeit.

Wenn Gott der Anfang und das Ziel aller Dinge ist, dann obliegt es uns, in der kurzen Spanne unseres Lebens, in diesen sechs, sieben oder acht Jahrzehnten, bewusst auf dieses Ziel, auf Gott, zuzugehen und unser Leben als Gabe, aber auch als Aufgabe zu verstehen.

Die Welt vergeht und alles, was in ihr ist. Was bleibt, sind zwei Wirklichkeiten, die Wirklichkeit Gottes und die Wirklichkeit unserer Seele. Durch unsere unsterbliche Seele haben wir Anteil an der Ewigkeit. Wir haben zwar einen Anfang, aber kein Ende.

Der Glaube der Kirche sagt uns, dass wir einmal jenem begegnen sollen, der in Bethlehem geboren wurde als der Heiland der Welt, dass wir nicht nur ihm begegnen sollen, sondern dass wir bei ihm eine ewige Heimat finden sollen, dass er uns die vollendete Erlösung schenken will.

Das Ziel bestimmt den Weg. Wer das Ziel aus den Augen verliert, der verliert auch den Weg. Der Weg ist nämlich die Nachfolge dessen, der unser Weg und unser Ziel ist.

Wenn wir heute Rückschau halten, müssen wir uns fragen, wieweit wir im vergangenen Jahr 2007 unser Unterwegssein gelebt haben, ob wir nicht allzu oft das Vorläufige als endgültig angesehen, ob wir täglich das Ziel im Auge gehabt haben, durch unser Beten und durch unsere Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung des Willens Gottes, oder ob wir zu einem guten Teil gedankenlos in den Tag hinein gelebt haben. Wir müssen uns fragen, ob und wie wir der Welt gleichförmig geworden sind, ob und wie weit wir uns ha-

ben einschläfern lassen und uns dem Diesseitskult der Welt angeschlossen haben. Wir müssen uns fragen, ob wir faule Kompromisse gemacht haben. Wir müssen uns fragen, ob wir nüchtern und wachsam gewesen sind, wachsam im Hinblick auf das Gnadenwirken Gottes. Und wir müssen uns endlich fragen, ob wir auch in schweren Stunden mit Gott verbunden waren und seinen Willen angenommen haben.

Wenn wir ehrlich sind, können wir angesichts dieser Fragen nicht zufrieden sein mit uns, müssen wir zugeben, dass unsere Seele oftmals von Sorgen und Wünschen zugeeckt war, die unser vergängliches Leben betrafen, ja, dass diese im Allgemeinen den Vorrang hatten. Im 1. Johannesbrief werden wir mit vielen Worten an unsere Schwäche erinnert. Einmal heißt es da prägnant: „Wenn wir sagen, wir hätten keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, so machen wir ihn, nämlich Gott, zum Lügner, der anders gesprochen hat“ (1 Joh 1, 8).

Unser Rückblick muss daher zunächst von dem demütigen Bekenntnis unseres Versagens bestimmt sein und von der Bitte um Vergebung. Dann aber muss er sich aufschwingen zur Dankbarkeit. Danken müssen wir, dass wir diese Stunde überhaupt erleben und dass Gott uns im vergangenen Jahr so viele materielle, aber auch geistige Güter geschenkt hat. Danken müssen wir für das tägliche Brot, für Nahrung und Kleidung und Arbeit. Danken müssen wir dafür, dass uns das Wort Gottes verkündet wurde und wird, danken müssen wir für die Sakramente, die uns gespendet wurden, für die Gottesdienste, an denen wir teilnehmen durften.

Es liegt nahe, dass wir mit dem Rückblick auf das vergangene Jahr einen Ausblick verbinden auf das soeben begonnene. Der Rückblick muss unseren Ausblick bestimmen. Immer wieder müssen wir es uns sagen: Jeder Tag, jede Stunde, jede Minute bringt uns dem Ende näher. Was unsere Versäumnisse waren im zurückliegenden Jahr, das müssen unsere Vorsätze für das vor uns liegende sein: Das Gebet und die Gebote Gottes und der Einsatz für das, was recht ist, was dem Willen Gottes entspricht und dem Wohl, dem wahren Wohl der Menschen dient.

Wir gehen durch eine Welt, die Christus nicht kennt, auch nicht kennen will, weithin, die ihn leugnet und lästert. Deswegen müssen wir es ertragen, wenn wir um unseres Glaubens willen zurückgesetzt oder verspottet werden, manchmal gar von den eigenen

Glaubensgenossen, die so tun, als seien sie Glaubensgenossen, es in Wirklichkeit aber nicht sind, nicht mehr sind.

In der Weihnachtliturgie wird uns das christliche Lebensprogramm des Titusbriefes (2, 12 f) vor Augen geführt: „Nüchtern, gerecht und fromm lasst uns leben in dieser Welt in der seligen Hoffnung auf die Ankunft unseres großen Gottes und Heilandes Jesus Christus“.

Wenn das unsere Lebensmaxime wird, wenn wir uns bemühen, so zu leben, dann dürfen wir sicher sein, dass Gott uns nicht verläßt, dann führt seine liebende Hand uns durch den Schutzengel, durch Maria, durch den Namenspatron und durch die Heiligen, die uns begleiten auf dem Pilgerweg unseres irdischen Lebens. Die Schrift spricht von ihnen als einer Wolke von Zeugen (Hebr 12, 1). Gott führt uns, wenn wir uns führen lassen. Sein Wort ist uns Licht auf dem Weg, und seine Sakramente stärken uns, die Sakramente der Buße und der Eucharistie. Dabei finden wir immer wieder Herberge und Rast in unseren Gotteshäusern, da in ihnen der eucharistische Christus auf uns wartet.

Bitten wir den ewigen Gott, dass er uns vor Irrwegen bewahrt. Er ist getreu, er verläßt uns nicht, wenn wir nicht ihn verlassen. Es ist die Treue Gottes, die uns fortwährend in Pflicht nimmt.

Die vor uns liegende Wegstrecke, das Jahr 2008, dürfen wir mit großem Vertrauen in den Blick nehmen, wenn wir stets bereit sind, das Unsere zu tun.

Wir tun gut daran, wenn wir unser Leben im kommenden Jahr unter den Schutz der Gottesmutter stellen. Sie zeigt uns den sicheren Weg. Sie geht uns voraus und begleitet uns mit ihrer Fürbitte, mit ihren Gebeten. Vorbildlich für uns alle ist sie den Weg mit Christus gegangen. Sie steht ihm näher als irgendein Mensch ihm nahe steht. Es darf kein Tag des neuen Jahres vergehen, an dem wir sie nicht grüßen, an dem wir uns ihr nicht im Gebet zuwenden, an dem wir uns nicht auf sie besinnen, auf ihre Vorbildfunktion für unser Leben und auf ihre Fürsprache. Wir sollten uns einige Mariengebete zu Eigen machen, etwa die Gebete „Unter deinen Schutz und Schirm“, „Gegrüßet seist du, Königin“, „Jungfrau, Mutter Gottes mein“, und sie immer wieder beten. Besonders empfiehlt es sich, dass wir unser Abendgebet täglich ausklingen lassen mit einem Gruß

an die Mutter Jesu, wie es schon seit vielen Jahrhunderten im Stundengebet der Kirche geschieht.

Hochfest der Erscheinung des Herrn

„Es kamen Weise aus dem Morgenland nach Bethlehem“

Der heutige Festtag ist so etwas wie ein zweites Weihnachtsfest. Am ersten Weihnachtsfest, das wir vor zwölf Tagen gefeiert haben, haben wir gehört, dass bei der Geburt Christi Hirten anwesend waren, sie waren aus der Nähe gekommen, um das Kind anzubeten, heute hören wir von Weisen, die aus der Ferne gekommen sind, um das Kind anzubeten. Könige hat man sie auch genannt, diese Weisen, weil sie königliche Geschenke bringen und weil sie eine königliche Gesinnung haben. Zudem sind weise Menschen, wenn sie wirklich weise sind, immer auch Könige, weil sie dank ihrer Weisheit über den Dingen stehen, weil sie nicht Knechte, sondern Herren sind.

Wenn heute die Weisen aus der Ferne kommen, um das Kind anzubeten, dann wird dadurch unser Blick darauf gerichtet, dass Gott ein Mensch geworden ist, um alle Menschen zu erlösen, dass er für alle gekommen ist, wenn sie nur bereit sind, ihn aufzunehmen. Im Festgeheimnis des heutigen Tages treten die göttliche Natur des Kindes von Bethlehem und der Glanz, der mit diesem Kind in die Welt gekommen ist, stärker hervor als im Festgeheimnis von Weihnachten. Das Festgeheimnis des heutigen Tages, der menschgewordene Gott, der gekommen ist, um alle Menschen zu erlösen, ist weniger gemüthhaft, aber theologisch tiefer, darum anspruchsvoller im Blick auf unsere Glaubenserkenntnis und auf unser Handeln aus dem Glauben.

In vielen Ländern und Gegenden des Orbis catholicus, des katholischen Erdkreises, wird es heute dramatisch verkündet von den Sternsängern, wenn sie von Haus zu Haus gehen und in der Gestalt der Weisen aus dem Morgenland ihre Lieder singen und ihre Gedichte vortragen - als Idee eine wunderbare Sache, eine große Ehre für alle, die dabei mitwirken, ein Spiel, aber ein ernstes Spiel. Als Künder der Botschaft des heutigen Tages sammeln die Sternsinger dabei Gaben ein für Kinder - das ist höchst sinnvoll -, für Kinder, die arm sind, weil sie nur wenig zu essen haben, die aber auch arm sind, weil

sie nur wenig von Gott wissen, weil sie wie Heiden und in heidnischer Umgebung leben. Solche aber gibt es nicht nur in den fernen Ländern.

Die Sternsinger tragen das Licht von Bethlehem zu den Menschen und tragen damit den Segen des menschgewordenen Gottes in die Häuser. Segen aber das bedeutet Glück, Frieden, Gottes Hilfe, die Zuneigung und das Wohlwollen Gottes.

Die Sternsinger, die heute umherziehen, sind von symbolischer Bedeutung für uns. Sie stehen nämlich für uns alle, sofern es ihre Bestimmung ist, in exemplarischer Weise Jünger des Kindes von Bethlehem zu sein. Denn wir alle sollen das Licht von Bethlehem in die Welt hineintragen, in die Familien, in die Schulen, in die Stätten der Arbeit und der Forschung, in die Politik und in die gesellschaftlichen Gruppierungen und in alle Bereiche, zu denen wir Zugang haben, in denen wir leben. Wir alle sind Missionare des göttlichen Kindes von Bethlehem, das nach seinem gewaltsamen Tod zum Heil der Welt die Kirche begründet hat, es sei denn, wir verschmähen die Gnade des Sakramentes der Firmung, das wir empfangen haben. Das ist die entscheidende Aufgabe eines jeden von uns, die Botschaft des Kindes von Bethlehem zu verkünden, in Wort und Tat.

Diese Botschaft müssen wir uns indessen zuvor zu Eigen machen, sonst kann sie uns niemand abnehmen. Gerade daran scheitert heute nicht selten die Mission der Kirche. Die Missionare reden über Dinge, von denen sie nicht durchdrungen sind, zu denen sie im Grunde kein Verhältnis oder zu denen sie kein Verhältnis mehr haben. Das gilt für die Professionellen, das gilt jedoch nicht weniger für uns alle. Wenn wir das Licht von Bethlehem in die Welt und zu den Menschen tragen wollen, müssen wir uns von ihm zuvor erleuchten lassen.

Wer Gottes Bote sein will, der muss von der Botschaft durchdrungen sein, die er verkündet, wer Gottes Licht in die Dunkelheit der Welt hineintragen will, der muss von diesem Licht gleichsam widerstrahlen. Wir müssen zunächst einmal selber von der Botschaft überzeugt sein, die wir bringen wollen. Wir sind schlechte Boten, wenn wir nicht mit Gott verbunden sind im Gebet, wenn wir nicht täglich die Nähe Gottes suchen, wenn wir nicht uns gewissenhaft bemühen, Gottes heiligen Willen zu erfüllen, wenn wir nicht die Kirche lieben, die Christus gegründet hat, wenn wir nicht die Sakramente empfangen und dankbar das Lob Gottes singen jeden Tag aufs Neue, wenn wir nicht in

Wahrheit Freunde Christi sind. Wir müssen Christus immer wieder fragen, wie einst Paulus ihn gefragt hat: „Herr, was willst du, das ich tun soll“ (Apg 9, 6)?

Gott beschenkt uns nur, wenn wir um unsere Armut vor ihm wissen, wenn wir aus dem Gefängnis unseres Stolzes ausbrechen.

Erst wenn das Geheimnis der Menschwerdung Gottes und der uns darin zuteil gewordenen Erlösung in uns Licht geworden ist, wenn es uns zutiefst ergriffen hat, können wir Zeugnis ablegen davon. Niemand kann geben, was er nicht hat.

Wenn wir so Boten des Lichtes sein wollen, müssen wir wissen, dass es heute auch viele Boten der Finsternis gibt. Sie sagen das nicht, die Boten der Finsternis, aber sie sind es. Sie nennen die Finsternis Licht, und das Licht nennen sie Finsternis. Sie nennen die Wahrheit Irrtum, und den Irrtum nennen sie Wahrheit. Sie führen ein Leben ohne Gott, ein bequemes Leben, sie tun, was ihnen gefällt, sie leben nur für ihr Vergnügen, für das, was sie darunter verstehen, sie suchen ihren Vorteil, in allem, und gehen gleichsam über Leichen, wenn sie nur ihre selbstsüchtigen Ziele erreichen, sie kümmern sich nicht um Gott und die Ewigkeit und leben so, als ob es nur diese unsere sichtbare Welt gäbe, als ob es kein Jenseits und keine Ewigkeit gäbe. Manchmal bekleiden sie gar, Gott sei es geklagt, ein Amt in der Kirche.

Unsere Welt, auch die nominell noch christliche Welt, ist voll von Besserwissern, die alles Höhere niedermachen, die alles tun, um, wie es einst ein namhafter Philosoph im 19. Jahrhundert zum Ausdruck gebracht hat, die Menschen auf die diesseitige Welt zu fixieren. Zuweilen hat man den Eindruck, dass die Boten der Finsternis zahlreicher sind als die Boten des Lichtes, dass sie mächtiger sind als diese, dass sie den Ton angeben und die Boten des Lichtes gar verfolgen, wenn sie sich ihnen nicht zu Füßen werfen. In allen Fällen sind sie bemüht, die Boten des Lichtes herüberzuziehen, sie von ihrer Botschaft zu überzeugen, weil sie Freude daran haben, ihre eigene Gottlosigkeit auszubreiten, ihren Hass gegen das Kind von Bethlehem und gegen dessen Botschaft in der Welt zu verankern. Deshalb müssen wir schon tapfer sein, wenn wir bestehen wollen im Dienste des göttlichen Kindes von Bethlehem, im Dienste dessen, der für uns am Kreuz gestorben ist, wenn wir unseren Auftrag richtig erfüllen wollen. Wir müssen eigenständig sein in unserem Denken, und wir dürfen nicht mit den Wölfen heulen.

Der Hass und der Eifer der Boten der Finsternis dürfen uns nicht überraschen, denn Christus hat das vor 2000 Jahren schon vorausgesagt. Hass und Feindschaft hat er schon bei seiner Geburt erfahren.

Wenn wir Boten des Lichtes sein wollen, müssen wir leuchten. Das heißt: Wir müssen uns die Botschaft zu Eigen machen, die uns aufgetragen ist, und wir müssen uns mit den Boten der Finsternis auseinandersetzen. Das heißt, wir müssen tapfer sein und treu, wir dürfen uns nicht umwerfen lassen, wir dürfen uns nicht herüberziehen lassen und den verraten, der uns als Boten ausgesandt hat.

Es ist schön, für die Wahrheit zu leben, für sie zu kämpfen und, wenn es sein muss, für sie zu leiden oder gar zu sterben. Das hat uns das Kind von Bethlehem gesagt, und das hat es uns vorgelebt bis zu seinem grausamen Tod am Kreuz.

Es hat uns aber auch einen königlichen Lohn versprochen. Dieser Lohn ist das ewige Leben, so sagen wir für gewöhnlich, das ewige Leben, das ist die glückliche Gemeinschaft mit ihm nach unserem Tod.

Wir alle müssen einmal sterben. Und wer weise ist, der weiß, dass das Leben, das Gott uns geschenkt hat, kurz ist. Dann aber, wenn wir sterben, entscheidet sich unser ewiges Schicksal, denn für uns alle geht es weiter jenseits der Schwelle des Todes, Unser Leib stirbt, unsere Seele kann jedoch nicht sterben.

Wer für das Kind von Bethlehem kämpft, der mag in dieser Welt unterliegen, aber am Ende wird er Sieger sein.

Es ist ehrenhaft für uns, Boten Christi zu sein und damit Boten des Lichtes. Das können wir aber nur sein, wenn wir uns selber von Christus erleuchten lassen, wenn wir seine Hand ergreifen und uns von ihm an die Hand nehmen lassen, wenn wir es als die wichtigste Aufgabe unseres Lebens betrachten, ihn zu den Menschen zu bringen, seine Botschaft zu den Menschen zu tragen.

Boten des Kindes von Bethlehem sollen wir sein aus der Kraft des Sakramentes der Fir-

mung, den Sternsängern gleich, jedoch nicht nur heute, nicht nur für einen Tag und an einem bestimmten Ort, sondern immer und überall, in allen Verhältnissen, in die uns das Leben führt.

Erfüllen wir sie so, diese Lebensaufgabe, dass Gott mit uns zufrieden ist, dass wir in ihr das göttliche Leben bewahren und vertiefen und dass Gott uns einst in seine ewigen Wohnungen aufnehmen kann!

Denken wir daran, an das Gebet, an die Gebote, an die Sakramente und an das Zeugnis, auch da wo es unbequem ist, denken wir an den tapferen und unbeugsamen Einsatz für den, der uns braucht!

Unser Leben ist eine „peregrinatio“, eine Pilgerfahrt, analog dem Zug der Weisen aus dem Morgenland, hin zu der Begegnung mit dem ewigen Gott in der jenseitigen Welt. Die Weisen gelangten zur Begegnung mit dem Kind von Bethlehem, dem Mensch gewordenen Gott. Das Ziel unserer Pilgerfahrt ist das Schauen des ewigen Gottes und des verkörperten Christus von Angesicht zu Angesicht. - Folgen wir der Einladung Gottes in kindlichem Glauben und in tiefer Dankbarkeit.

Fest der Taufe des Herrn

„Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe“

Jesus beginnt sein segensreiches Wirken, in dem er die Botschaft vom Reich Gottes verkündet, Wohltaten spendet und die bösen Geister austreibt, mit dem Empfang der Johannestaufe. Und in dieser seiner Taufe erhält er die Bestätigung durch Gott, dass er der Sohn des ewigen Gottes ist. So hatte man den Messias erwartet. Deshalb hatte der Prophet Jesaja ihn schon 700 Jahre zuvor als den „Emmanuel“ bezeichnet, als den „Gott mit uns“. „Gott war mit ihm“, erklärt Petrus in der Lesung des heutigen Festtags. Damit will er sagen, dass er wirklich der Emmanuel war, nicht ein Prophet, nicht einer von vielen Propheten, die in Israel gewirkt hatten in Jahrhunderten, sondern der menschgewordene Sohn Gottes in Person. Darum ist auch seine Geburt der Angelpunkt und der Drehpunkt der Geschichte.

Wenn Jesus sich taufen läßt, will er damit anknüpfen an die Täuferbewegung seiner Zeit und das die messianische Zeit vorbereitende Wirken des Täufers Johannes bestätigen. Die Taufe des Johannes, die Bußtaufe, ist zugleich ein Hinweis auf die Geisttaufe, die die Jünger Jesu von der Auferstehung ihres Meisters an spendeten, die das entscheidende Tor zur Erlösung werden sollte. Darum verweist uns die Taufe Jesu auf unsere eigene Taufe, deren Wirklichkeit und Verpflichtung wir gar nicht häufig genug bedenken können.

Unser Wort „taufen“ kommt von „tauchen“ im Sinne von benetzen, waschen. So hat man die Taufe ursprünglich verstanden, als Reinigungsbad. Durch die äußere Reinigung wollte man die innere Reinigung andeuten, die Reinigung von den Sünden. Deshalb verlangte Johannes der Täufer die Umkehr, die Reue und den Willen zur Buße als Voraussetzung für seine Taufe. Eine neue Bedeutung erhielt die Taufe bei den Christen, sie wurde ein Sakrament, das heißt, ein gnadenwirkendes Zeichen. Und aus dem Reinigungsbad, aus der symbolischen Waschung, wurde ein Sterben mit Christus, dargestellt durch das Untertauchen, und ein Auferstehen mit ihm zu einem neuen Leben, dargestellt durch das Wiederauftauchen. Um dieser Symbolik willen hat man in alter Zeit die Taufe durch dreimaliges Untertauchen des ganzen Menschen gespendet. So geschieht es heute noch in der Regel in den Kirchen des Ostens. Im Westen hat sich demgegenüber der Ritus des dreimaligen Übergießens mit Wasser durchgesetzt, aus praktischen Gründen. Das ging allerdings auf Kosten der eindrucksvollen Zeichenhaftigkeit. Sterben und Auferstehen, das ist der eigentliche Sinn der Taufe. Darum nennt Jesus die Taufe, die er stiften wollte, im Johannes-Evangelium eine zweite, eine neue Geburt.

Die natürliche Geburt ist für uns alle das entscheidende Ereignis unseres Lebens. Sie ist nicht nur ein einmaliges, unwiederholbares Geschehen, auf ihr ruht vielmehr das ganze spätere Leben auf. Zusammen mit unserem Tod bildet sie die zwei Pfeiler, über denen sich die kurze (oder auch lange) Spanne unseres Lebens erstreckt. Bedeutsamer als die natürliche Geburt aber ist die übernatürliche Geburt für uns, sie entscheidet nämlich über unsere Ewigkeit. Sie erneuert die ursprüngliche Gerechtigkeit in uns, und sie befreit uns aus der Knechtschaft des Teufels, der seit der Ursünde, an der wir alle teilhaben durch die Erbsünde, seine Hand auf uns alle gelegt hat. Über die Getauften aber hat er nur noch so viel Gewalt wie der Hund, der an der Kette liegt, der nur denen Schaden

zufügen kann, die sich in seine Nähe begeben. Dieses plastische Bild verwendet der heilige Augustinus (+ 430).

Die Knechtschaft des Teufels wirkt weiter im Heidentum, dort, wo man Christus noch nicht kennt, aber auch im Neuheidentum, in dem man Christus nicht mehr kennt, in dem man ihn verraten hat. Das aber ist weithin die Welt, in der wir leben.

Durch die Taufe werden wir in schicksalhafter Weise mit Gott verbunden. Sie schenkt uns das göttliche Leben, die ursprüngliche Gerechtigkeit und die Lebensgemeinschaft mit Christus und öffnet uns so das Tor zum ewigen Leben. Gleichzeitig führt sie uns in die Kirche Christi, in der das neue Leben durch die Sakramente genährt wird, so dass es wachsen und stark werden kann. In der Kirche haben wir auch das rettende Brett nach dem Schiffbruch, das Sakrament der Buße, das uns das neue Leben noch einmal schenkt, wenn wir es in der schweren Sünde verloren haben. Aber nicht nur diese Funktion kommt dem Bußsakrament zu, es soll auch das neue Leben in uns vertiefen und kräftigen, unsere Lebensgemeinschaft mit Christus festigen und uns stärken für einen entschlossenen Kampf gegen das Böse.

Von alters her wurden den Täuflingen in der Taufe das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser übergeben, wodurch die Verbindung mit Christus im Alltag erhalten bleiben sollte, im Festhalten des Glaubens und im gläubigen und vertrauensvollen Beten des Vaterunsers, des Gebetes des Herrn.

Angesichts der geheimnisvollen Wirklichkeit der Taufe und der Verpflichtungen, die aus der Taufe hervorgehen, ist es verständlich, wenn man in alter Zeit nur Erwachsene taufte. Aber schon früh hat man auch die Kinder der Getauften getauft, um ihnen von Anfang an den Reichtum der Erlösung zu gönnen. Das verpflichtete allerdings die getauften Eltern, Sorge zu tragen, dass das Kind später die Wirklichkeit der Taufe erfuhr und von Anfang an in das christliche Leben eingeführt wurde. So ist es noch heute. Die Eltern, die ihre Kinder taufen lassen, übernehmen damit für sie ernste Verpflichtungen. Das göttliche Leben, die Befreiung aus der Knechtschaft des Teufels, die Lebensgemeinschaft mit Christus, die Hinordnung auf das ewige Leben, die Teilnahme an den Sakramenten der Kirche, das alles ist nicht nur Gabe, sondern auch Aufgabe.

Wie das natürliche Leben der Pflege bedarf, so bedarf auch das übernatürliche Leben der Pflege. Wie uns die Wohltat des natürlichen Lebens ohne unser Zutun geschenkt wurde, so sollte uns auch das übernatürliche Leben geschenkt werden, ohne dass wir gefragt wurden. Aber wie wir das natürliche Leben hegen und pflegen müssen, so müssen wir auch das übernatürliche Leben bewahren und stärken und tätig werden in ihm.

Jeder Sonntag ist für den Christen ein Gedächtnis seiner Taufe. Diese Bedeutung kommt ihm zu, weil er immer neu die Auferstehung Christi feiert. Jahrhunderte lang kam das darin zum Ausdruck, dass der Priester am Beginn des Hauptgottesdienstes am Sonntag die Gemeinde mit dem geweihten Wasser besprenge. Dazu sang man das „Asperges me“: „Besprenge mich mit dem Ysop, und ich werde rein“, zwei Verse aus dem 50. Psalm. In der Osterzeit wurde daraus das „Vidi aquam egredientem“, „ich sah das Wasser des Heiles hervorquellen“ - ein Wort des Propheten Ezechiel (Ez 47, 2).

Es ist eine Lebensfrage für uns, dass wir das Taufbewusstsein pflegen, da die Taufe der Anfang unseres ewigen Lebens ist, das gefährdet ist und wachsen muss, indem wir aus ihm leben, das heißt, indem wir in der Nachfolge Christi die Botschaft vom Reich Gottes bezeugen, Wohltaten spenden und das Böse bekämpfen in uns und um uns.

Das Modell des göttlichen Lebens in uns ist das Leben Jesu Christi. Das Böse ist weiterhin mächtig in unserem Leben, auch wenn wir erlöst sind, aber wenn wir uns in der Gemeinschaft mit dem Erlöser, mit Christus, von ihm fernhalten, dann kann es uns nichts mehr anhaben. Diese aber finden wir im Gebet und in der treuen Erfüllung der Gebote Gottes.

2. Sonntag im Jahreskreis

„Seht das Lamm, das hinwegnimmt die Sünde der Welt“

Johannes der Täufer bezeugt Jesus als den Messias, wenn er ihn als das Lamm Gottes bezeichnet und ihm seine Jünger zuführt, und der Messias bezeichnet ihn enthusiastisch als den Größten aller Menschen. Das Zeugnis des Täufers bestand nicht nur in Worten. Er bekräftigte seine Worte durch sein Leben, in eindrucksvoller Weise. Darum konnte

man ihm den Glauben nicht verweigern. Bevor er redete, handelte er. Sein Leben gehörte in letzter Konsequenz dem „Gott der Väter“, ohne den geringsten Vorbehalt. Schwere Opfer hatte er sich auferlegt, Werke des Verzichtes und der Selbstkasteiung, um ganz frei zu sein für seine Berufung. Das Zeugnis des Johannes erinnert uns an das Zeugnis, das wir alle abzulegen berufen sind. Dieses Zeugnis ist ein bedeutendes Element unserer christlichen Berufung.

Jesus selber hat sich wiederholt als Zeuge bezeichnet, und die Jünger haben nach Ostern von ihm als dem treuen Zeugen Gottes gesprochen. Ihnen, seinen Jüngern, hat er vor seiner Himmelfahrt den Auftrag gegeben, seine Zeugen zu sein bis an die Grenzen der Erde. Wie er Zeugnis abgelegt hatte von seinem Vater im Himmel, so sollten die Jünger nun Zeugnis ablegen von ihm. Gott braucht Zeugen in dieser Welt, weil wir ihn nicht sehen können, weil seine Worte sich auf unsichtbare Dinge beziehen. Das, was wir nicht sehen können, das, wozu wir keinen unmittelbaren Zugang haben, das muss bezeugt werden. Daher gibt es den christlichen Glauben nur durch das Zeugnis. Und daher muss der, der zu ihm gekommen ist, dem dieser Glaube geschenkt worden ist, ihn auch bezeugen für die anderen.

Im Grunde ist es so: Jede Überzeugung bedarf des Zeugnisses, jede Überzeugung muss bezeugt werden, das gilt dann erst recht für eine Überzeugung, die auf dem Zeugnis Gottes beruht, genau das meint unsere christliche Glaubensüberzeugung.

Das Zeugnis für Gott und für Christus aber kann unangenehme Folgen für uns haben, denn viele wehren sich dagegen. Die Wahrheit Gottes ist nicht sehr beliebt bei den Menschen, tragischerweise. Das gilt überhaupt für die Wahrheit. Johannes dem Täufer bringt sein Zeugnis Kerker und Tod. Bei Jesus ist es nicht anders. Auch sein Zeugnis führt zu einem schrecklichen Ende. Nicht anders war das bei seinen Jüngern und vor allem bei deren Kerngruppe, bei den Aposteln. Und so ist es oft gewesen, und so wird es sein bis zum Ende der Welt.

Die Zeugnis für Gott, für seine Worte und seine Taten, kann in der Welt unangenehm werden, und es wird umso unangenehmer, je klarer und kompromissloser es sich darstellt. Es kann uns körperliche und seelische Leiden bereiten, Verkennung, Verachtung und großes Leid, bis hin zu Verfolgung und Tod.

Das griechische Wort für „Zeugnis“ lautet „martyria“, „bezeugen“ heißt „martyrein“ im Griechischen, und der Zeuge ist in der griechischen Sprache der „martyr“. Davon ist unser deutsches Wort „Märtyrer“ abgeleitet.

Das Zeugnis für Gott und für Christus ist also eine gefährvolle Sache, unter Umständen. Allein, gäbe es mehr Zeugen in der Kirche, dann wäre die Kirche stärker, dann könnte sie besser überzeugen als sie es heute kann. Wenn sie heute sichtlich schrumpft, so geschieht das deshalb, weil es in ihr an Zeugen fehlt. Allein in der Diözese Hildesheim - so ging es gestern durch die Presse - sollen in nächster Zukunft an die 400 Kirchen entsorgt werden angesichts des Massenabfalls. Die Kirche schrumpft, weil es ihr an Zeugen fehlt. Sie hat viele - so könnte man sagen - Bürokraten, aber nur wenige Zeugen. Und die Zeugen, die sie hat, wären sie so glaubwürdig wie der Täufer, es würde anders aussehen in Kirche und Welt. Und die Kirche, das kommt noch hinzu, sie hat viele „Zeugen“, die mit den Widersachern Gottes kooperieren, die sich mit ihnen verbünden und sich somit als falsche Zeugen ausweisen. Wahrscheinlich geschieht das mehr aus Dummheit denn aus Bosheit. Aber immerhin, es geschieht.

Wir sind Zeugen Gottes und Zeugen Christi und seiner Kirche, wenn wir unsere Überzeugung nicht verbergen und wenn wir ihr entsprechend leben.

Aber was ist nun der Inhalt unseres Zeugnisses? Johannes der Täufer bezeugt Jesus als das Lamm Gottes. Damit spielt er an auf dessen Tod am Kreuz, damit sagt er: Dieser ist der Messias, er ist der Sohn Gottes, der Erlöser, er hat uns ein neues Leben geschenkt, er hat die Ursprungsgerechtigkeit wieder hergestellt, ihm müssen alle folgen, auf ihn müssen alle hören, daher führt er - konsequenter Weise - seine Jünger zu Christus. Darum geht es auch in unserem Zeugnis: Wie Johannes müssen wir die Menschen zu Christus führen, zu seinem Wort und zu seiner Weisung. Nur so gehört uns die Frucht seiner Erlösung bleibend. Er muss der Herr in unserem Leben und im Leben aller Menschen sein. Allein, wir können nicht von Christus reden, ohne auch von seiner Kirche zu reden. Zeugnis für Christus ablegen heißt auch Zeugnis ablegen für seine Kirche.

Die Kirche ist nämlich der fortlebende Christus. Sie sagt uns, was Christus meint. Sie ist heute der Mund des unsichtbaren Christus. In ihr lebt die Wahrheit Christi fort, ob wir das wahr haben wollen oder nicht, sie ist der Hort der Botschaft Gottes an die Mensch-

heit. In ihr ist aber nicht nur alle Wahrheit Gottes, in ihr ist auch alle Gnade Gottes. Alle anderen christlichen Gemeinschaften können daran nur partizipieren, sie können nur Anteil daran haben, an der Wahrheit und an der Gnade, mehr oder weniger. Das sagt ausdrücklich auch das Zweite Vatikanische Konzil (*Lumen gentium*, Art. 8). Das bezeugt der Glaube der Kirche in allen Jahrhunderten.

Nun ist es so, dass viele, die in der Kirche sind, nicht nur ihrer Verpflichtung zum Zeugnis, zum Zeugnis durch das Wort und durch das Leben, nicht nachkommen, sondern dass sie gar zu Zeugen des Irrtums und der Lüge werden. Und dadurch stürzen sie viele in die Verwirrung, in die Unordnung und in die Gottesferne.

Immer ist es so, dass die Lüge attraktiver ist als die Wahrheit. Sie ist nicht so anstrengend wie diese. Stets schmeichelt sie unserer Bequemlichkeit und unserer Trägheit.

Zeugnis ablegen für Christus und seine Kirche, das bedeutet heute vor allem: Zeugnis ablegen für die Vorrangigkeit des Gebetes, für die Überwindung der Lauheit und Gleichgültigkeit, der Anpassung an den Zeitgeist und der Verantwortungslosigkeit.

Johannes der Täufer bezeugt Christus als das Lamm Gottes. Auch darin müssen wir es ihm gleich tun. Das bedeutet, dass wir ihn nicht nur als den Herrn der Welt bezeugen, sondern auch als den Erlöser, als den am Kreuz Gestorbenen. Das erinnert uns daran, dass Leid und Schmerzen zu unserem Leben dazugehören, dass sie uns und der Welt zum Heil reichen, wenn wir sie in der rechten Gesinnung tragen. Das erinnert uns daran, dass es für uns nur einen Weg zu Gott gibt, zur Vollendung, zur vollkommenen und vollendeten Freude, das aber ist der Weg des Kreuzes in der Nachfolge des Gekreuzigten.

Das Streben nach vordergründigem Genuss, das für allzu viele von uns bestimmend ist, führt uns in die Gottesferne und damit ins Verderben. Daran ist besonders in diesen Tagen der allgemeinen Ausgelassenheit zu erinnern.

Gott braucht Zeugen, weil wir ihn mit unseren Augen nicht sehen und ihn mit unseren Ohren nicht hören können. Eine Wirklichkeit, die wir mit unseren Sinnesorganen nicht erreichen können, sie muss bezeugt werden muss. Dabei bedarf das Zeugnis des Wortes

und der Bekräftigung durch das Leben. Dem können wir nicht nachkommen ohne eine gewisse Härte gegen uns selbst. Das lehrt uns das Zeugnis des Täufers. Es verlangt aber auch Mut und Konsequenz, das Zeugnis für Gott, für Christus und für seine Kirche. Der Gegenstand unseres Zeugnisses ist Christus, der Sohn des ewigen Gottes, der Herr der Welt und der Erlöser, der seine Wahrheit und seine Gnade der Kirche anvertraut hat. Menschen zu Gott, zu Christus und zu seiner Kirche führen, das ist ein bedeutendes Element unseres Christenlebens. Damit erweisen wir den Menschen und der Welt den größten Dienst, den wir ihnen erweisen können, damit eifern wir dem nach, den die Heilige Schrift den treuen Zeugen Gottes nennt. Dieser Eifer aber garantiert uns die Vollendung unserer Berufung, die Teilnahme an der Vollendung, am ewigen Leben Gottes.

3. Sonntag im Jahreskreis

„Kehrt um, denn das Himmelreich ist nahe“

Nach seiner Taufe im Jordan beginnt Jesus seine öffentliche Tätigkeit. Das geschieht nicht in Jerusalem, sondern in der Provinz, und dazu noch im halbheidnischen Galiläa. Das ist überraschend. Aber Gott liebt es, an unbeachteten Orten zu wirken, er liebt es, durch das Unerwartete unsere Pläne zu durchkreuzen, unbedeutende Menschen zu Propheten zu machen und die zu erwählen und groß zu machen, die vor der Welt nichts gelten. Er liebt es, durch das Schwache seine Stärke zu bekunden, die Demütigen zu erhöhen und die Stolzen zu erniedrigen. Immer wieder geschieht es, dass Gott uns gerade da begegnet, wo wir es nicht vermuten, und dass seine Heimsuchung uns da trifft, wo wir uns sicher wähnen, dass er das Kleine groß und das Große klein macht, um uns demütig zu machen und um uns zu beschämen.

Sogleich am Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit gibt Jesus die beiden Themen an, um die es ihm, dem Messias, in erster Linie geht, die beiden Themen, die gewissermaßen nur ein einziges Thema bilden und den Grundakkord seines messianischen Wirkens darstellen: Kehret um - das ist das eine Thema -, das Himmelreich ist nahe - das ist das andere. Der Kern der Verkündigung Jesu ist die Forderung, dass wir umkehren, und - damit verbunden - die Feststellung, dass das Himmelreich nahe, dass es mit dem Kommen Jesu in gewisser Weise schon da ist. Von daher ist auch der Kirche das Thema vorgege-

ben, das im Mittelpunkt ihrer Verkündigung stehen muss. Sie darf nicht anders sprechen als der, dem sie ihre Existenz verdankt, obwohl sie diese Tendenz als Versuchung - das muss man sehen - in den 2000 Jahren ihrer Geschichte begleitet, mehr oder weniger. Vielleicht heute mehr denn je.

Die Bekehrung und das Himmelreich oder die Gottesherrschaft, sie bestimmen nicht nur das Reden Jesu, sondern auch sein Wirken. Auch seine Wunder stehen im Dienst dieser Thematik, im Dienste unserer Bekehrung und im Dienste des Kommens der Gottesherrschaft oder des Himmelreiches.

Die Bekehrung, die Jesus meint, bedeutet die Relativierung dieser vergänglichen Welt im Blick auf die unvergängliche Ewigkeit, die Abkehr, die Abwendung, von der Welt, die Abkehr von den Gütern dieser Welt, von den Menschen und von dem eigenen Ich und die Hinkehr zu Gott und zur Ewigkeit, die entschlossene Hinwendung zu jener anderen Welt, zu der Gott uns gerufen hat. Die Bekehrung, um die es hier geht, sie meint ein Umdenken, eine tiefe Veränderung der Gesinnung, eine Verwandlung des Herzens. Daraus folgt, dass wir neue Maßstäbe bekommen für unser Denken, für unser Reden und für unser Handeln, dass wir nicht mehr nach Menschenart urteilen, sondern nach Gottes Art, dass wir an die Stelle des Menschenmaßes das Gottesmaß setzen, dass wir uns distanzieren von den Werten der Ungläubigen oder Halbgläubigen, dass wir nicht mehr das gut heißen, was alle gut heißen, dass wir nicht mehr so leben, wie sie es alle tun.

Wenn man die Bekehrung so versteht, ist sie eine anspruchsvolle Sache. Aber wenn wir uns darum bemühen, dann ist Gottes Gnade mit uns. Heute ist die Bekehrung in diesem Verständnis sicherlich schwieriger als früher, aber um so notwendiger, da unsere Welt sich immer weniger an Gott und an der Ewigkeit orientiert und in wachsendem Maße von der Nützlichkeit bestimmt ist, von einer Nützlichkeit, die man in einem ganz vordergründigen Sinn versteht, was letztlich darauf hinausläuft, dass jeder das denkt und redet und tut, was ihm gefällt. Das führt dazu, dass man das klein nennt, was groß ist, und das, was groß ist, klein nennt, dass man die Lüge Wahrheit, den Untergang Aufstieg und das Schlechte gut nennt.

Dass wir uns an Gott und an der Ewigkeit orientieren, das ist der Kern der Botschaft Je-

su, das ist das Gebot der Stunde. Diese Orientierung an der Ewigkeit aber ist die Bedingung für die Vollendung unserer Erlösung. Darum geht es in erster Linie in der Botschaft der Kirche.

Man sagt heute oft: Die Kirche hat sich zur Welt bekehrt. Das sagt man nicht tadelnd, sondern anerkennend, und fügt dann nicht selten hinzu, sie habe damit bewiesen, dass sie die Zeichen der Zeit erkannt habe. Das eine ist so fragwürdig wie das andere. Bekehrung zur Welt, das kann nicht der Auftrag der Kirche sein. Der Auftrag der Kirche, unser aller Auftrag besteht immer neu darin, dass wir uns zu Gott bekehren, dass wir uns hinwenden zur Ewigkeit, die uns geschenkt werden soll, dass wir das Bleibende suchen in der Vergänglichkeit dieser Welt. Darum sagt Jesus an zentraler Stelle: „Sucht zuerst das Reich Gott Gottes, dann wird euch alles andere hinzugegeben werden“ (Mt 6,33; vgl. Lk 12,31).

Dagegen steht unsere Abwendung von Gott. Ein besonderer Ausdruck dieser unserer Abwendung von Gott, unserer falschen Bekehrung zur Welt, ist die Verherrlichung des Menschen, die an die Stelle der Verherrlichung Gottes tritt, nicht nur in der Welt, vielfach auch in der Kirche, die Verherrlichung des Menschen, wie sie sich in einem wachsenden Personenkult und in einem wachsenden Kult des eigenen Ich zeigt. Ein Spiegel dieser unserer Abwendung von Gott ist aber auch unsere Genusssucht, unsere Opfer scheu, unsere Rücksichtslosigkeit, unsere Ehrfurchtslosigkeit und vor allem unsere religiöse Gleichgültigkeit.

Der zweite Gedanke in der Verkündigung und im Wirken Jesu ist jener, dass das Himmelreich nahe ist. Damit erhält unsere Bekehrung ihre eigentliche Begründung. Wir müssen uns bekehren, weil das Himmelreich nahe ist und weil es uns zuteil werden soll. Weil Gott vor der Tür steht, deshalb müssen wir umdenken und anders reden und handeln. Tun wir das nicht, klopft er vergeblich an. Das aber ist verhängnisvoll für uns. Wie nahe die Ewigkeit ist, das erfahren wir immer wieder, wenn unverhofft der Tod in unser Leben eintritt.

Das Himmelreich ist nahe, das heißt: Bald wird Gott aus der Verborgenheit hervortreten, und es wird das Ende oder besser die Vollendung kommen. „Haltet euch bereit“, sagt Jesus im Anschluss an das Gleichnis von dem Dieb, der in der Nacht kommt, und

im Anschluss an das Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen (Mt 24, 44; 25,13). Wenn wir uns bereithalten, brauchen wir das Kommen Gottes nicht zu fürchten, dann werden wir ihm vielmehr freudig entgegengehen, wenngleich diese Freude im Allgemeinen eine verhaltene Freude ist, weil es zu unserer Natur gehört, dass wir auch an dieser Welt hängen.

Nicht nur um der Ewigkeit willen sollen wir umkehren, anderes denken, reden und handeln, sondern auch deshalb, weil unsere Welt dann heller wird, wenn wir uns an Gott und an der Ewigkeit orientieren, weil dann die Wahrheit und die Gerechtigkeit in ihr zur Herrschaft kommen und die Liebe und der Friede in sie einziehen werden, weil dann die Erde und das Leben der Menschen auf ihr ein wenig zum Abbild der kommenden Welt werden.

Jesus beginnt sein öffentliches Wirken mit dem Ruf „bekehret euch“. Die Bekehrung ist die Voraussetzung für das Himmelreich, in dem unsere Erlösung ihre Vollendung finden soll. Immer wieder muss sie stattfinden, diese Bekehrung, da wir wankelmütig sind und so oft wieder rückfällig werden. Das Himmelreich ist nahe. Die Zeit ist kurz. Bald wird Gott aus der Verborgenheit hervortreten. Schon in dieser Welt beginnt das Himmelreich, die Gottesherrschaft, da, wo wir uns ganz auf die Ewigkeit einstellen. Die Bekehrung ist nicht schwer, und das Himmelreich, wir können es gewinnen, und es wirft schon seine Schatten voraus in dieser Welt, wenn wir uns bemühen, denn immer ist es so, dass Gottes Gnade uns zuvorkommt, vorausgesetzt, dass wir guten Willens sind.

4. Sonntag im Jahreskreis

„Selig sind die, die reinen Herzens sind. ... Selig sind die Friedenstifter“

Das Evangelium des heutigen Sonntags bildet den Anfang der Bergpredigt. Diese enthält das Gesetz des neuen Gottesvolkes. Wie einst Israel die zehn Gebote, das alte Gesetz, auf dem Berg Sinai erhalten hatte, so erhält die Kirche, das neue Gottesvolk, ihr Gesetz wiederum auf einem Berg. Auf welchem, das wird uns hier nicht gesagt, weil es unerheblich ist. Mit dem neuen Gesetz hat das alte nicht seine Gültigkeit verloren, aber das alte Gesetz wird vertieft, vervollkommnet und weitergeführt im neuen. Die Berg-

predigt, die sich im Matthäus-Evangelium über drei Kapitel erstreckt, beginnt mit den acht Seligkeiten. Über zwei von ihnen wollen wir heute Morgen ein wenig nachdenken, über die sechste der Seligkeiten und über die siebente.

In der sechsten Seligkeit werden die selig gepriesen, die reinen Herzens sind. Bei der Herzensreinheit denken wir zunächst an die geschlechtliche Reinheit. Wir haben uns daran gewöhnt, die Keuschheit als Reinheit zu verstehen, obwohl doch eigentlich jede Sünde uns verunreinigt und eine Befleckung der Seele zur Folge hat. Allein, aus der geschlechtlichen Unbeherrschtheit und der sexuellen Freizügigkeit gehen viele Sünden hervor. Es ist bezeichnend, wenn die Sünden gegen die Reinheit in diesem Verständnis heute kaum noch vorkommen im Katalog der Sünden, wenn nicht gar kategorisch erklärt wird, sie seien keine Sünden mehr, als ob etwas, was früher Sünde gewesen ist, es heute nicht mehr sein könnte. Faktisch ist die ungezügelte Sinnenlust heute weithin der Kern unserer Gottesferne.

Der Missbrauch des Geschlechtstribs in seinen zahlreichen Formen, die Unreinheit im Denken, in den Blicken, in Worten und Taten, ist so etwas wie eine Wurzelsünde. Sie fixiert den Blick auf diese materielle Welt und blendet unseren Geist. Daran erinnert uns schon der heilige Thomas von Aquin vor mehr als 700 Jahren. Sie zerstört die Sehnsucht nach Höherem, sie macht den Menschen ruhelos, und oftmals endet sie gar in der Verzweiflung.

Der Sexualtrieb ist die größte Herausforderung für den Menschen und das eigentliche Exerzierfeld seiner ethischen Verantwortung. In der bösen Begierde, in der Konkupiszenz, manifestiert sich in besonderer Weise die Unordnung, die durch die Ursünde in die Welt gekommen ist. Martin Luther (+ 1546) meint, sie sei die Ursünde selbst. Um zu erkennen, dass es hier um die Würde des Menschen geht und dass die sexuelle Zügellosigkeit ganze Völker und Zivilisationen zugrunde richtet, dazu braucht man eigentlich nicht einmal ein Christ zu sein. Unter diesem Aspekt ist die Gewissenlosigkeit oder zuweilen auch die Ahnungslosigkeit der Verantwortlichen der Massenmedien ein einziger Skandal.

Wenn Jesus von der Herzensreinheit spricht, denkt er allerdings nicht primär an die geschlechtliche Reinheit, sondern - umfassender - an die Wahrhaftigkeit oder an die Ehrlichkeit, die ihrerseits das Fundament einer jeden Tugend ist, auch der Tugend der

Keuschheit. Damit gräbt er gleichsam noch tiefer. Dass dem so ist, das erfahren wir in seinen Auseinandersetzungen mit den Pharisäern, die programmatisch sind für ihn.

Den Pharisäern ging es um die äußere, um die kultische Reinheit, nicht um die innere Reinheit. Aber auch sonst richteten sie den Blick nur auf die äußere Verfehlung. Sie begnügten sich mit dem äußeren Gutsein und missachteten die Gesinnung. Deshalb nennt Jesus sie übertünchte Gräber und Heuchler (Mt 23, 27).

Die Unwahrhaftigkeit, die Lüge, die Unehrlichkeit liegt einer jeden Sünde voraus. Auch der Hass und die Lieblosigkeit, ja selbst der Stolz und der Hochmut haben ihr tiefstes Fundament in der Unwahrhaftigkeit, in der wir uns selbst und den Menschen etwas vormachen, ja, in der wir versuchen, selbst Gott noch zu täuschen.

In der Bedeutung von Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, Geradheit und Aufrichtigkeit begegnet uns die Herzensreinheit schon im Alten Testament. In Psalm 24 sind die reinen Herzens, die nicht an Falschheit denken und die nicht betrügerisch schwören (Ps 24, 3 f, vgl. auch Ps 73, 1 und Hiob 33, 2 f). Gott ist im Alten Testament für Israel in erster Linie der Wahrhaftige und Treue. Und im Neuen Testament bezeichnet sich Christus nicht nur als den Weg und das Leben, sondern auch als die Wahrheit (Joh 14, 6). Mit der Lüge begann die Ursünde, und damit nahm das Elend der Menschheit seinen Anfang. Der Kernsatz des Johannes-Evangeliums lautet: „Die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8, 32). Frei machen wird sie uns für den Kampf gegen die Sünde und für das Tun des Guten.

In der siebenten Seligpreisung werden die Friedensstifter selig gesprochen. Mit ihnen sind nicht nur die Friedfertigen und die zum Nachgeben, zum Dulden und zum Verzeihen bereiten Menschen gemeint, sondern auch und vor allem die, die die zwischen den Menschen vorhandenen Gegensätze ausgleichen, die den Frieden schaffen, ihn hervorbringen, in einer friedlosen Welt und damit das gigantische Potential der Leiden der Menschheit verringern. Zahllose Kriege bestimmen unsere Welt, im Großen wie im Kleinen. Seit den Urtagen der Menschheit gipfelt die Sehnsucht der Menschen im Frieden. Schon im Alten Testament offenbart sich Gott als ein Gott des Friedens, im alten Israel erwartete man den Messias als den, der einen nie endenden Frieden auf die Erde bringen werde, und man begrüßte sich, wie es auch heute noch geschieht bei den from-

men Juden, mit dem Friedenswunsch „Schalom“. Jerusalem bedeutet soviel wie „Stätte des Friedens“ oder „Stadt des Friedens“, obwohl keine Stadt der Welt eine so blutige Kriegsgeschichte hat wie diese.

Der Friede besteht in der geordneten Eintracht (Augustinus, *De civitate Dei* 19, 13). Er hat die Gerechtigkeit und die Liebe zur Voraussetzung (Thomas von Aquin, *Summa contra gentiles* III, 128), letztlich die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, die Aufrichtigkeit und die Wesensechtheit. Wer ihn stiften will, darf nicht kleinmütig schweigen zu allem. Er muss aktiv in das Geschehen seiner Umwelt eingreifen. Er darf den Kampf nicht scheuen. Hier geht es natürlich um einen geistigen Kampf. Und er darf sich nicht schonen. Selbstlos muss er kämpfen gegen die Lüge und die Ungerechtigkeit. Und tapfer muss er sein, sonst wagt er sich nicht in den Kampf hinein. Dabei muss er jedoch geprägt sein von überlegener Güte und von innerer Gelassenheit und von dem Vertrauen auf Gott, der letztlich der Herr des Friedens ist. Vom Frieden reden viele, aber nur wenige setzen sich wirklich ein für ihn.

Der Kern der Friedlosigkeit ist im Verständnis Jesu die Entzweiung des Menschen mit Gott. Daher beginnt für ihn der Friede da, wo sich der Mensch Gott zuwendet, wo er sich mit Gott versöhnt. Die alttestamentlichen Propheten sprechen von den versteinerten Herzen (Ez 11, 19) und charakterisieren damit unsere friedlose Welt. Den ersten Schritt zur Seligpreisung der Friedensstifter tun wir daher, wenn wir unser Leben in Gott verankern, wenn wir unser Christentum ganz ernst nehmen und wenn wir uns tapfer einsetzen für das Evangelium und für die heilige Kirche, die Kirche Gottes.

Auf die Ehrlichkeit kommt es an, auf die innere Geradheit und die Aufrichtigkeit, auf die Liebe zur Wahrheit. Sie ist die eigentliche Basis für alle Tugenden, für die Ordnung im individuellen Leben wie auch in der Gesellschaft. Alle Verfehlungen und Sünden gehen hervor aus der Unehrlichkeit, aus der Lüge und aus der Verfälschung der Wirklichkeit. Die Seligpreisungen der Bergpredigt, das gilt im Grunde für alle, fordern uns auf, Menschen ohne Trug und Falsch zu sein, in letzter Wahrhaftigkeit zu leben und weder uns selbst noch den Mitmenschen noch Gott etwas vorzumachen.

1. Fastensonntag

„Nachdem der Teufel ihn versucht hatte, ließ er von ihm ab“

Das entscheidende Thema der Fastenzeit, der österlichen Bußzeit, die vor wenigen Tagen begonnen hat, ist die Sünde. Die Sünde begründet das Böse in uns und um uns. Heute eskaliert es, um ein modernes Wort zu gebrauchen. In den Massenmedien spiegelt sich das Böse in vielfältiger Weise. Das Böse verweist uns aber auf den Bösen. Von ihm ist im Evangelium des heutigen Sonntags die Rede. Das Böse ist so mächtig in unserer Welt und so abgründig, dass man es mit der Freiheit des Menschen allein nicht erklären kann, dass es, so ahnen wir es und so bestätigt es uns die Offenbarung Gottes, die Möglichkeiten des Menschen übersteigt und uns in eine andere Dimension verweist.

Der Sünde geht die Versuchung voraus, in vielfacher Form. Jede Versuchung geht letztlich zurück auf jene weltjenseitige Gestalt, die wir den Teufel nennen. Der Teufel verschont niemanden. Daher macht er sich auch an den menschengewordenen Gottessohn heran. Dreimal versucht er ihn, dann lässt er von ihm ab, weil sein Opfer ihm widersteht. Was uns das Evangelium da berichtet, sind selbstverständlich innere Vorgänge. Der Teufel ist unsichtbar.

Widerstehen wir dem Versucher, haben wir das beseligende Bewusstsein, machen wir die freudige Erfahrung, einen geistigen Sieg errungen zu haben, vor allem aber erfahren wir dann, dass sich der Versucher zurückzieht. Lassen wir uns auf ihn ein, dann wird aus der Versuchung die Sünde, dann machen wir die unglückselige Erfahrung, eine geistige Niederlage erlitten zu haben, und es plagt uns dann das schlechte Gewissen. Vor allem aber wird der Versucher dann immer aufdringlicher. Denn geben wir ihm den kleinen Finger, greift er nach der ganzen Hand. Das setzt freilich voraus, dass wir bewusst leben, im Bewusstsein unserer Verantwortung vor uns selber, vor den Menschen und vor Gott, dass wir nicht passiv das Leben an uns vorbeirauschen lassen, wie viele es heute tun.

In der österlichen Bußzeit geht es um die Auseinandersetzung mit der Versuchung und mit der Sünde, somit auch um die Auseinandersetzung mit dem Versucher. Darum ist die Versuchung Jesu das Thema des heutigen Sonntags.

Die Existenz des Teufels oder - so müssen wir eigentlich sagen - die Existenz der bösen

Geister verweist man seit geraumer Zeit in das Reich der Märchen. In der säkularen Welt schon seit einigen Jahrhunderten, in der Christenheit und auch in der Kirche seit einigen Jahrzehnten. Man sagt, der Teufel und die bösen Geister seien die Verkörperung des Bösen, sie seien nur Bilder für das Böse, Metaphern. Das ist jedoch zu wenig, sie sind Personen.

Dass es den Teufel und die bösen Geister gibt, dass sie als Personen existieren, darüber belehrt uns nicht nur die Offenbarung Gottes, wie sie im Alten und im Neuen Testament vorliegt. Das wusste die Menschheit schon immer. In allen Religionen ist von der personalen Wirklichkeit des Bösen die Rede, mehr oder weniger, wenngleich die Vorstellungen, die man sich dabei machte und macht, oftmals sehr seltsam und nicht selten äußerst unvernünftig sind.

Der Teufel und die bösen Geister, sie sind geistige Mächte, die von größerer Vollkommenheit sind als die Menschen. Als solche sind sie keine „neutra“, sondern Personen. Wie das zu verstehen ist, das übersteigt unser Denken und unsere Vorstellung. Aber wir wissen: Auch in uns gibt es eine geistige Wirklichkeit, wir nennen sie die unsterbliche Geistseele. Diese ist als solche jedoch weniger vollkommen als die reinen Geister, weil sie auf die Materie angewiesen ist, auf die hin sie geschaffen wurde.

Der Teufel und die bösen Geister stehen nicht neben Gott, sondern unter ihm. Sie sind Geister wie auch Gott geistiger Natur ist, aber Gott ist ungeschaffen, während der Teufel und die bösen Geister geschaffen sind. Gott hat nicht nur die sichtbare Welt geschaffen, in der wir leben, er hat auch eine unsichtbare Welt geschaffen. Das bekennen wir im großen Glaubensbekenntnis, wenn es da heißt: „Ich glaube ... an den Schöpfer des Himmels und der Erde, alles dessen, was sichtbar und was unsichtbar ist“.

Ursprünglich gab es nur die guten Geister. Wie alle Geschöpfe sollten auch sie Gott loben und preisen. Ein Teil von ihnen hat sich dem jedoch widersetzt. Von Grund auf und unwiderruflich haben sie Gott zurückgewiesen. Das konnten sie, weil sie wie wir Menschen einen freien Willen hatten. Weil sie aber sehr viel vollkommener geschaffen waren als wir, die Menschen, deshalb konnten sie ihren Abfall von Gott nicht bereuen, ohne Reue aber gibt es keine Versöhnung, und deshalb konnten sie nicht erlöst werden. Immer setzen die Erlösung und die Vergebung die Umkehr voraus, das liegt einfach in

der Natur der Sache.

In der Heiligen Schrift werden der Teufel und die bösen Geister als Mörder und Lügner (Joh 8,44) bezeichnet als Wesen, die vom Hochmut und vom Hass geprägt sind. Da heißt es, dass sie bestrebt sind, die Werke Gottes zu zerstören und zunichte zu machen. Das hat Gott ihnen zugestanden. Warum? Das wissen wir nicht, Gott hat es uns nicht mitgeteilt. Wohl aber wissen wir, dass Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt (Röm 8,28).

Die Grenze des destruktiven Wirkens des Teufels und der bösen Geister ist der Mensch in seiner Freiheit, in der er unterstützt wird durch die Gnade Gottes. Der Teufel und die bösen Geister suchen die Menschen zum Abfall von Gott und seinen Geboten zu bewegen. In lügnerischer Verführung versuchen sie, die Menschen dazu zu bringen, dass sie Gott nicht gehorchen. Das geschieht dadurch, dass sie auf ihren Geist und auf ihren Willen einwirken.

Immer sind sie bestrebt, die Ordnung Gottes auf den Kopf zu stellen und das Chaos zu schaffen. Daran erinnert der Begriff „Teufel“. Das Wort stammt nämlich aus dem Griechischen, und es bezeichnet den Teufel als den, der alles durcheinander bringt. Im Hebräischen heißt er Satan. Das bedeutet soviel wie Widersacher.

Der Sohn Gottes aber ist in die Welt gekommen, so lesen wir im 1. Johannes-Brief, um die Werke des Teufels zunichte zu machen (1 Joh 3, 8). Darum hat er so viele Teufel ausgetrieben in seinen Erdentagen. Darum begehrte die Hölle gleichsam auf in jenen wenigen Jahren, in denen die zweite Person in Gott als Mensch in unserer Welt gelebt hat.

Dreimal versucht der Teufel Jesus, dreimal will er ihn veranlassen, seinem Leben eine andere Richtung zu geben, sich den irdischen Bedürfnissen zuzuwenden, dem Besitz, dem Genuss und dem Streben nach Geltung und Macht bei den Menschen. Jedes Mal weicht dieser ihm jedoch aus, indem er ihm ein Schriftwort vorhält. So müssen auch wir es machen. Gottes Wort macht uns stark, und das Vertrauen auf die Hilfe Gottes schenkt uns Einsicht und Kraft in der Versuchung.

Die Sünde, die Auseinandersetzung mit der Versuchung und mit der Sünde, ist das entscheidende Thema der österlichen Bußzeit, somit auch die Auseinandersetzung mit dem Versucher.

Der Versuchung und der Sünde beugen wir vor allem durch Fasten und Beten. So heißt es lapidar im Matthäus-Evangelium und im Markus-Evangelium (Mt 17, 20; Mk 9, 28). Dabei dient das Fasten zur Unterstützung des Gebetes. Fasten bezeichnet in diesem Zusammenhang nicht nur den Verzicht auf Nahrung und auf Genussmittel, es bezeichnet in diesem Zusammenhang auch den geistigen Verzicht, die Entsagung in einem allgemeinen Sinne oder einfach das Opfer. Es geht hier um die Selbstdisziplin und um die Selbstbestimmung, die uns im Alltag oft so schwer fallen, um die Überwindung der gedankenlosen Identifikation mit dem, was alle denken und tun. Nennen wir es nun Verzicht oder Entsagung oder Opfer, in jedem Fall kommt es hier auf die religiöse Motivation an. Diese aber besteht in der Liebe zu Gott. Dadurch verliert das, worum es hier geht, seine negative Gestalt. Als Jünger Christi verzichten wir aus Liebe. Stets ist die Askese, wenn wir sie christlich verstehen, von der Liebe zu Gott getragen. Das macht sie auch leicht und nimmt ihr alle Bitterkeit, macht sie wahrhaft zu einem freudigen Tun. Die Liebe ist stets eine Quelle tiefer Freude. Ja, es gibt keine tiefere Freude als jene, die aus der Liebe hervorgeht, aus der wahren Liebe. Und stets mobilisiert die Liebe ungeahnte Kräfte in unserem Innern.

Als die Jünger Jesu sich einmal bei ihrem Meister beklagen, dass sie eine bestimmte Kategorie von bösen Geistern nicht austreiben konnten, erklärt dieser ihnen: Diese Art von bösen Geistern kann nur durch Fasten und Beten ausgetrieben werden.

Durch Fasten und Beten beugen wir nicht nur der Versuchung und der Sünde vor, durch Fasten und Beten werden wir auch gereinigt, physisch und seelisch und geistig. Wer sehnte sich nicht nach solcher Reinigung? Durch Fasten und Beten wird uns darüber hinaus neuer Eifer geschenkt, wird unsere Trägheit gebannt, lernen wir unsere Bequemlichkeit und unsere Oberflächlichkeit überwinden, unseren Stolz, unsere Eitelkeit, unsere Sinnlichkeit und unsere Lauheit.

Was das Beten angeht, es kulminiert in der Liturgie der Kirche, speziell in der Feier der Eucharistie. Das Ideal ist ihre tägliche Mitfeier in gläubiger Andacht und in aktiver Bereitschaft. Wer es ermöglichen kann, tut gut daran, es wenigstens in den Tagen der Vor-

bereitung auf das Fest der Erlösung, zu versuchen. Es sei allerdings zugestanden, dass es hier nicht nur eine physische Unmöglichkeit gibt, sondern auch eine moralische. Da empfiehlt sich dann der tägliche Rosenkranz, der so einfach zu beten ist und der so viel Segen bringt.

Die heiligen vierzig Tage der Vorbereitung auf das große Fest der Erlösung, das eigentlich das Fest aller Feste ist, wie es in der geistlichen Literatur der Kirche gern genannt wird, sind so etwas wie Exerzitien, geistliche Übungen des Gottesvolkes. Da geht es um die Auseinandersetzung mit dem Bösen, das überhand nimmt in unserer Welt, um die Auseinandersetzung mit der Versuchung und der Sünde, die unser Leben bestimmen, um den geistigen Kampf mit dem Teufel und den bösen Geistern, die hinter dem Bösen stehen und uns seine tiefen Abgründe offenbaren. Diese Auseinandersetzung prägt unser ganzes Leben, wenn wir bewusst leben und unsere Berufung ernst nehmen. In besonderer Weise üben wir sie ein in der österlichen Bußzeit, wenn wir dem Ruf der Kirche folgen, durch den Christus selber sich vernehmbar macht. Diese Einübung aber geschieht durch Fasten und Beten, durch den Verzicht aus Liebe, aus Liebe zu Gott und zu den Menschen, und durch unsere neue Hinwendung zu Gott, zu Christus und zu den Heiligen.

2. Fastensonntag

„Steht auf, fürchtet euch nicht“

Glückliche Stunden, Stunden, in denen sich das Dunkel des Alltags lichtet, in denen wir gewissermaßen einen Blick in den Himmel tun dürfen, nennen wir auch Taborstunden. Sie können uns Trost schenken und Kraft im Leiden, wenn Schweres uns abverlangt wird oder wenn die Last unserer Verantwortung uns quält oder wenn schwere Niederlagen und Enttäuschungen uns heimsuchen.

Der Ausdruck „Taborstunden“ leitet sich her von der Verklärung Jesu, von der das Evangelium heute berichtet. Dieses bedeutsame Ereignis, in dem für einen Augenblick die himmlische Welt in das Leben des irdischen Jesus einbricht, ist für die beteiligten Jünger und damit auch für uns mit dem Schleier des Geheimnisvollen umgeben. Es er-

scheinen die zwei größten Propheten des Alten Testaments, Mose und Elia, in denen man von altersher die Wegbereiter des Messias sah (vgl. auch Apk 11, 6). Und Jesus erstrahlt in jenem Glanz, in dem er seit seiner Auferstehung für immer erstrahlen wird, in der Gestalt, die er als der verherrlichte Menschensohn haben wird, und in der auch die Jünger und wir alle einst erstrahlen sollen (1 Kor 15, 43; 2 Kor 5, 4). Zugegen sind die drei vertrautesten Jünger, jene, die später auch bei der Auferweckung der Tochter des Jairus und dann in Gethsemani anwesend sein sollten. Ehe sie sich besinnen, ist das Geschehen schon wieder vorüber. „Als sie ihre Augen erhoben“, heißt es im Evangelium, „sahen sie niemand als Jesus allein“, das heißt: Sie sahen Jesus wieder in seiner Menschengestalt, wie sie es gewohnt waren, ihn zu sehen. Seit dem 4. Jahrhundert erst verbindet man die Verklärung Jesu mit dem 560 Meter hohen Berg Tabor in Galiläa in der Ebene von Jezreel, etwa 10 Kilometer östlich von Nazareth. Die Evangelisten erwähnen diesen Ort nicht, ihnen war er gleichgültig. Auf die Sache kam es ihnen an.

Der Meister hatte den drei Jüngern dieses Erlebnis geschenkt, um sie für die schweren Stunden seiner Passion zu rüsten. Wir wissen, dass es nicht ausreichte. Denn als die Ölbergnacht kam, versagten sie, so sehr, dass einer von ihnen am Tag darauf den gar verleugnete, den er kurz zuvor als den Verklärten gesehen hatte: „Ich kenne diesen Menschen nicht“ (Mt 26, 72). Anders war das, nachdem sich das Tabor-Erlebnis in den Begegnungen mit dem Auferstandenen wiederholt hatte. Da erinnerten sie sich an jene Vorwegnahme seiner Auferstehung, da erinnerten sie sich aber auch an viele andere Taborstunden, die sie in dem dreijährigen Zusammensein mit ihrem Meister erlebt hatten, und sie waren gefestigt für den Rest ihres Lebens, so dass sie die schweren Jahre der Nachfolge des Gekreuzigten als Missionare freudig meistern konnten. Tapfer verkündeten sie ihn nun als den gottgesandten Messias, als den Sohn des ewigen Gottes und den Erlöser der Welt, der einst wiederkommen werde in jener Herrlichkeit, in der sie ihn geschaut hatten. Das taten sie ungeachtet der vielen Drangsale, die sie dabei begleiteten. Das Fundament der Kirche ist das Blut der Märtyrer.

Auch uns schenkt Gott zuweilen die Gnade einer Taborstunde, im Gebet, in einem Gottesdienst, im Empfang eines Sakramentes, in der Begegnung mit einem guten Menschen, im Erlebnis eines großen Erfolges oder in der Schönheit der Schöpfung. Das ist nicht der Alltag. Aber er soll dadurch verklärt werden, der Alltag, und wir sollen dadurch gefestigt werden in der Entscheidung für Gott und in der Nachfolge des Gekreuz-

zigten in der Kirche. Der Glanz solcher Taborstunden muss über unserem Leben bleiben, damit wir heute in der vielfach gequälten und geschundenen Kirche - man hat treffend von dem verwüsteten Weinberg der Kirche gesprochen (Ida Friederike Görres) - , damit wir heute in der vielfach gequälten und geschundenen Kirche das Licht und die Herrlichkeit Christi entdecken können. Heute, da sich die Kirche als weithin zerstritten und dem Zeitgeist verfallen präsentiert, allzu weit entfernt von dem Geist der Kirche der Märtyrer, da sie entstellt ist wie nie zuvor, da sie ihrem Herrn auf dem Kreuzweg gleicht bis zur Unkenntlichkeit, verfolgt von außen und verraten von innen, da ist es bedeutsam, dass wir uns den Blick bewahren für ihren verborgenen Glanz, für ihren verborgenen Glanz, der immer wieder einmal durchbricht.

Vor einigen Jahrzehnten starb in Frankreich ein junges Mädchen, eine begabte Künstlerin, im Alter von 21 Jahren im Ruf der Heiligkeit, Claire de Castelbajac (+ 1975). Mittem im Leben hat sie die Nachfolge Christi gelebt, im Dunkel des Alltags, in den Prüfungen des Glaubens, in der Krise der Kirche und des Christentums - sie hatte einen wachen Blick dafür und sie litt darunter, mehr noch als unter ihrer tödlichen Krankheit -, war sie geprägt von der Freude, weil die Taborstunden des Glaubens ihr Leben bestimmten.

Die Taborstunden des Glaubens, sie müssen auch unser Leben bestimmen, wir dürfen sie nicht vergessen, damit die Freude immer den Vorrang hat in unserem Leben.

Bei einem Kirchenvater las ich einmal, man solle im Leid immer an die Freude denken, die einem zuteil geworden sei, und in der Freude solle man die Leiden nicht vergessen, die man erlitten habe, damit man in der Freude nicht übermütig werde und im Leid nicht verzweifeln.

In der Nachfolge Christi, die nicht möglich ist ohne das Leid, ja, wir müssen es gar suchen, das Leid, im Fasten, das heißt: im Verzicht, in der Entsagung und in der Selbstverleugnung, denn die Nachfolge meint die Verähnlichung mit Christus, in der Nachfolge Christi müssen wir uns die Freude bewahren im Blick auf die verborgene Herrlichkeit Gottes, an der wir einmal Anteil erhalten sollen. Wenn wir in rechter Weise mit Christus leiden, sind wir immerfort von der siegesgewissen Überzeugung bestimmt, dass am Ende die Auferstehung steht, für die wir Zeugnis geben durch unser Leben. Im

Hebräerbrief heißt es: „Lasst uns außerhalb des Lagers gehen, um seine Schmach mit ihm zu teilen, denn wir haben hier keine bleibende Stätte und suchen die künftige“ (Hebr 13, 13). Da werden die Leiden dieser Zeit relativiert. Die innere Gemeinschaft mit Christus in seinem Leiden sowie mit allen Leidenden, sie ist ein tiefer Ausdruck der Liebe. Wahre Liebe kann nicht nur in Worten bestehen, sie muss auch Taten hervorbringen. Das gilt im Hinblick auf die Menschen wie auch im Hinblick auf Gott. Und stets reift die Liebe im Leiden, bleibt sie unreif ohne das bewusst angenommene Leiden.

Es gilt, dass wir leben aus der Kraft der Taborstunden, die Gott keinem von uns vorenthält, wenn wir uns nicht davor verschließen.

Der Bericht unseres Evangeliums über das Taborgeschehen endet mit der Aufforderung Jesu an seine drei Jünger, damit aber auch an uns: „Steht auf, fürchtet euch nicht!“ Diese Aufforderung begegnet uns sehr häufig im Alten wie auch im Neuen Testament. Sie erinnert uns daran, dass wir niemals einen Grund haben, uns zu fürchten, wenn Gott mit uns ist. Er aber ist mit uns, wenn wir mit ihm sind. Diese Erkenntnis und die daraus sich ergebende Haltung haben die Jünger Jesu sich mehr und mehr zu Eigen gemacht in ihrem Zusammensein mit dem Meister, in vielen Taborstunden, endgültig nach dessen Auferstehung. Was ihnen so immer mehr zur Gewissheit geworden war, dazu standen sie, beflügelt durch die Erinnerung und die Hoffnung, die sie verbürgte. In seiner Verklärung hat der Verklärte uns die Herrlichkeit offenbart, die uns zuteil wird, wenn wir das göttliche Leben der Taufe bis zum Ende bewahren. Zwar werden wir einmal sterben müssen, wie auch Christus gestorben ist, aber wenn wir ihm treu sind, sterben wir mit ihm in den Ostermorgen der vollendeten Herrlichkeit hinein.

3. Fastensonntag

„Wer immer das Wasser trinken wird, das ich ihm geben werde, der wird nicht mehr dürsten“

Im Evangelium des heutigen Sonntags führt Jesus ein Gespräch mit einer Frau, einer Samariterin. Die Samariter waren ein Mischvolk, sie waren Juden, die sich in den Jahrhunderten mit Heiden verschmolzen und damit den wahren Glauben verraten hatten.

Deshalb wurden sie zurzeit Jesu von den Juden verachtet. Das hindert Jesus nicht daran, ein Gespräch mit einer Frau zu führen, die diesem Volk angehört, ein seelsorgliches Gespräch, ein Gespräch, wie er viele solcher Gespräche geführt hat in seinem Erdenleben. Behutsam führt er die Frau, die rein diesseitig lebt, zu der Erkenntnis, dass sie dem Messias begegnet ist, und er lässt sie erkennen, dass das ewige Leben wichtiger ist als das zeitliche. Verstrickt in die Sünde und geblendet durch den Glanz des Bösen, lernt die Frau in diesem Gespräch, worauf es ankommt. Und sie kehrt um. Ob ihre Umkehr von Dauer war, das erfahren wir nicht, wir können es nur hoffen, wir können nur hoffen, dass sie die Ewigkeit nun endgültig, ein für allemal, ins Auge gefasst hat.

Aus der genialen Gesprächsführung Jesu können wir lernen, wie man Menschen zu Gott führen kann. Jesus begegnet dieser Frau mit Respekt, jedoch gleichzeitig überlegen und souverän. Vor allem aber gehen seine Worte aus einem grenzenlos ehrlichen und liebenden Herzen hervor.

Er beginnt in seinem Gespräch bei dem Nächstliegenden: Die Frau schöpft Wasser am Brunnen, und er bittet sie: Gib mir zu trinken! Er will nicht trinken. Die Bitte ist nur ein Einstieg. Er tritt mit dieser Bitte an die Frau heran, um ihr zu sagen, dass eigentlich sie ihn bitten müsste. Er will ihr sagen, dass sie und - allgemein - die Menschen nur den Durst des Leibes stillen können, dass er hingegen den Durst der Seele stillen kann.

Als die Frau zu ahnen beginnt, dass hier kein gewöhnlicher Mensch mit ihr spricht, setzt Jesus neu an, ein wenig unvermittelt. Er fragt sie nach ihrem Ehemann. Damit berührt er die eigentliche Wunde in ihrem Leben, eine Wunde, an der viele Menschen leiden, zu allen Zeiten, auch heute noch. Die Frau muss ihr Leben ordnen. Erst dann kann sie wieder zu Gott finden. Das ist heute nicht anders. Viele Menschen haben Gott verloren, weil ihr Leben nicht in Ordnung ist. Zentral ist dabei das eheliche Leben, das Wie der ehelichen Gemeinschaft oder allgemeiner: die Einstellung zur Geschlechtlichkeit. Durch die Zuchtlosigkeit und durch die Unzucht zerstören viele ihr Leben, heute mehr denn je. Das ist sicher.

In unserem Gespräch lenkt die Frau ab von dem, was ihr unangenehm ist, und legt ihrem Gesprächspartner eine alte Streitfrage vor, eine Streitfrage, die Juden und Samariter in damaliger Zeit immer wieder entzweite. Auch darin sind sich die Menschen

gleich geblieben in den Jahrhunderten: Wenn ihnen etwas unangenehm ist, dann lenken sie ab. Ja, selbst die Art und Weise, wie sie ablenken, ist die gleiche geblieben. Es geht der Samariterin nicht um die Streitfrage, sondern um die Überbrückung einer für sie peinlichen Situation.

Das Gespräch geht damit zu Ende, dass die Frau ins Dorf eilt, um es allen zu erzählen, was sie erlebt hat: Am Jakobsbrunnen, da steht der Messias, ich bin ihm begegnet. Das Wasserholen interessiert sie nun nicht mehr. Sie lässt ihren Krug zurück. Sie hat den wahren Jakobsbrunnen gefunden, Jesus, der das lebendige Wasser schenkt. Was die Samariterin in diesem wahrscheinlich nur kurzen Gespräch gelernt hat, ist das, dass das Wasser, das dem Leben der Seele dient, bedeutsamer ist als das, das den Leib nährt, dass das ewige Leben bei Gott den Vorrang hat, den Vorrang haben muss, vor dem Wohlergehen in diesem Leben. Das Wasser ist ein Sinnbild, ein Symbol für das Leben. Wie notwendig es ist für unser irdisches Leben, das erfährt man eindrucksvoll in der Wüste oder in Trockenzeiten. Davon konnten die Zeitgenossen Jesu ein Lied singen. Ohne Wasser verdorrt alles, stirbt alles ab, ist alles dem Tod geweiht. Ohne Wasser gibt es kein Leben. Die Oase, die Wasserstelle in der Wüste, ist für den Orientalen der Inbegriff des Lebendigen. In der Oase blüht alles, da gedeihen die Pflanzen, die Tiere und die Menschen. Die Oase ist ein Bild für das Paradies.

Wenn das Wasser für Jesus zum Sinnbild des ewigen Lebens wird, dann verstehen ihn seine Zuhörer gut, wenn es zum Sinnbild wird für jene Güter, die uns das ewige Leben bei Gott schenken. Dabei spricht Jesus von dem lebendigen Wasser, von dem fließenden Wasser, von dem Quellwasser, das kostbarer ist als das Wasser der Zisternen, in denen sich das Regenwasser sammelt und nicht selten faul wird.

Das lebendige Wasser, das uns das ewige Leben schenkt, fließt im Wort Gottes und in den Sakramenten der Kirche, vor allem im Sakrament der Buße, das wir allzu sehr vernachlässigen, und im Sakrament der Eucharistie, das wir allzu leichtfertig empfangen. Unsere Gleichgültigkeit gegenüber dem Bußsakrament ist zuweilen wie eine Herausforderung Gottes, unsere Gedankenlosigkeit und unsere mangelhafte Vorbereitung beim Empfang der heiligen Kommunion wird immer wieder zu einer verhängnisvollen Missachtung der Liebe Gottes. Paulus schreibt den Korinthern, die es wohl ähnlich gemacht haben: „Wer unwürdig diese Speise genießt, der isst und trinkt sich das Gericht“ (1 Kor

11, 29). „Gott ist wie ein verzehrendes Feuer“, heißt es einmal im Alten Testament (Dtn 4, 24). Dafür haben wir - haben viele von uns - das Empfinden verloren. Wenn Gott uns heute wie ein „Kumpel“ ist, dann existiert er morgen nicht mehr für uns.

Jesus gibt uns das lebendige Wasser in der Verkündigung der Kirche und in ihren Sakramenten, um uns darin das ewige Leben zu schenken, um dadurch das ewige Leben in uns zu nähren. Das ewige Leben bei Gott aber zählt für viele nicht mehr. Es genügt ihnen das irdische, das zeitliche. Über das irdische Leben hinaus, das vergänglich ist, erwarten sie nichts mehr. Es fehlt ihnen gar das Verständnis für das wahre Leben, weil ihr vergängliches Leben in Unordnung ist, weil es von der Sünde bestimmt wird. Wenn sie den Hunger und den Durst nach dem irdischen Leben löschen können, wenn sie zu essen und zu trinken haben und wenn sie ihr Vergnügen haben, dann wollen sie nicht mehr. So sagen sie jedenfalls, und so leben sie auch. Dabei müssen sie freilich die Augen vor der Wirklichkeit verschließen, denn sie erfahren es ja täglich, wie uns das zeitliche Leben mit seinen Versprechungen immer wieder enttäuscht, wie es uns immer mehr entgleitet, wie es uns gleichsam zwischen den Fingern zerrinnt. Dennoch bleiben sie vielfach dabei, dass sie nur das zeitliche Leben suchen, weil sie ihr Denken und Wünschen aus der Einheitsküche der öffentlichen Meinung beziehen: So machen es alle, so ist es richtig! Sie begnügen sich mit jenem Wasser, das allein das vergängliche Leben nährt, das aber immer wieder neuen Durst hervorruft, das vordergründig ist, eine Fata Morgana. Damit begnügen sie sich, weil sie zu stolz sind, um von Gott und der Ewigkeit etwas zu erwarten, weil sie zu stolz sind, um sich von Gott sagen zu lassen, wie sie leben sollen, und weil sie es ablehnen, sich von Gottes Gesetz bestimmen zu lassen in ihrem Tun. Dabei meinen sie, sie bestimmten ihr Leben selber, sie seien selbstständig, in Wirklichkeit unterwerfen sie sich jedoch der Macht der Mode, dem Druck des „man“.

Das Evangelium des heutigen Sonntags erinnert uns daran, dass das ewige Leben bei Gott wichtiger ist als das vergängliche, dass das ewige Leben den Vorrang hat, dass es den Vorrang haben muss vor dem zeitlichen. Es wird uns zuteil, wenn wir uns um das lebendige Wasser bemühen, um das Wort Gottes und um die Gnade Gottes, wenn wir uns um das lebendige Wasser bemühen, wie es uns durch die Kirche vermittelt wird. Dieses Wasser kann jedoch das ewige Leben nur dann in uns nähren, wenn wir es erst einmal empfangen haben in der Gestalt der heiligmachenden Gnade und wenn wir es schätzen und wenn wir es nicht gedankenlos oder gewissenlos preisgeben.

Wenn das ewige Leben bei Gott heute für viele nicht mehr zählt, so liegt das daran, dass sie ein ungeordnetes Leben führen, dass sie sich einem unchristlichen Zeitgeist verschreiben und dass sie einfach tun, was ihnen im Augenblick gefällt, was auch die anderen, was sie alle machen. Aber - sie täuschen sich. Wir alle müssen einmal vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen, ein jeder von uns, wir alle, ohne Ausnahme.

4. Fastensonntag

„Gib Gott die Ehre“

Wenn man das Evangelium des heutigen Sonntags hört, hat man zunächst den Eindruck: Lang und langweilig, die Streiterei um den Blindgeborenen, der von seiner Blindheit geheilt worden ist. Denken wir aber etwas tiefer nach, erkennen wir, dass das durchaus nicht uninteressant ist, dass solche Debatten auch bei uns vorkommen, dass die Pharisäer mitten unter uns leben, ja, dass wir uns selbst - zumindest zuweilen - in ihnen wiedererkennen können.

Jesus hat einen Blinden geheilt, die Pharisäer wollen das jedoch nicht wahr haben. Wäre das wahr, dann müssten auch sie den Anspruch Jesu anerkennen und sich in seine Nachfolge begeben. Das aber wollen sie nicht. Sie widerstehen der Wahrheit, und zwar hartnäckig. Sie handeln nach der Devise: Was nicht sein darf, das ist auch nicht. Es darf nicht wahr sein, dass Jesus den Blinden geheilt hat, es darf nicht wahr sein, deshalb kann es auch nicht wahr sein. Als Meister des Wortes suchen sie das Faktum aus der Welt zu schaffen, sie suchen sich selbst, dem Geheilten und den Augenzeugen des Wunders einzureden, dass sich nichts Besonderes zugetragen hat, dass alles nur eine Täuschung gewesen ist. Sie argumentieren so: Ein Sünder kann keine Wunder wirken: Dieser aber ist ein Sünder, also ist das Wunder nicht geschehen. Sie argumentieren jedoch mit einer falschen Prämisse und dazu noch gegen die Erfahrung. Mit ihrer Vorentscheidung biegen sie die anders geartete Erfahrung zurecht.

Dass dieser ein Sünder ist, das wissen sie, die Pharisäer, denn er hat sie angeklagt, allzu oft. Das ist für sie der Beweis dafür, dass er ein Sünder ist. Diesen Grund lassen sie frei-

lich nach außen hin nicht gelten. Da geben sie einen anderen Grund an, da erklären sie, er habe den Sabbat missachtet. Das klingt besser und überzeugender.

Der Geheilte spricht dagegen, er durchkreuzt ihre Argumentation, wenn er feststellt: Dieser kann kein Sünder sein, und darüber hinaus ist der Tatbestand der Heilung offenkundig. Mit Recht sagt ihr, dass Sünder solche Wunder nicht tun können. Die Antwort der Pharisäer darauf: Wenn du meinst, dieser sei kein Sünder, dann bist du selber einer. Dieser Jesus darf kein Prophet sein, also ist er keiner. Was du sagst, das darf nicht stimmen. Also stimmt es nicht. Wer wollte sich dieser Logik entziehen? Um sie als Scheinlogik zu entlarven, dazu bedarf es einer gewissen Aufmerksamkeit, einer kritischen Einstellung gegenüber dem, was man einem vorredet.

Dieses Streitgespräch und Streitgespräche dieser Art haben sich seither hundert- und tausendmal wiederholt bis in die Gegenwart hinein, nicht nur auf religiösem Gebiet. Welche geistigen Verrenkungen machen wir, wenn wir etwas nicht wahr haben wollen? Mit welchen spitzfindigen Ausreden weichen wir aus, wenn die Wahrheit unangenehm ist für uns? Das Vorurteil oder die Voreingenommenheit, sie hat große Macht in unserem Leben. Aus ihr gehen immer neue Ideologien hervor. Da gibt es private und öffentliche Ideologien. Gerade heute sind sie sehr zahlreich. Das hängt mit der Hinwendung zum Subjekt zusammen, mit der Abwendung vom Objekt, die eigentlich schon seit einigen Jahrhunderten das Feld beherrscht. Wie unkritisch sind die Kritischen, wenn eine Position ihren Interessen entspricht!

Die Ideologie verdunkelt den Verstand. Sie macht blind. Von daher erklären sich nicht wenige Vorgänge in unserem privaten Leben wie auch im öffentlichen Leben unserer Zeit, manche Diskussionen über religiöse und politische Fragen, aber auch über gesellschaftliche, kulturelle und wissenschaftliche Fragen. Das führt Einsichtigere immer wieder zu der Pilatus-Frage: „Was ist Wahrheit?“ oder gar zur Resignation gegenüber der Wahrheitsfrage, wenn sie sagen: Es gibt keine Wahrheit, wir können sie nicht erkennen.

Was den christlichen Glauben angeht, den uns die Kirche verkündet: Wenn wir etwas nicht glauben wollen, weil es unseren Interessen widerspricht, dann gehen uns, wenn wir herausgefordert werden, in der Regel die Worte nicht aus. Am Ende sind wir dann oft selber überzeugt von dem, was wir uns eingeredet haben. Wir können nämlich nicht

nur den anderen etwas vormachen. Wir können uns auch selber etwas vormachen. Je länger und je mehr wir gegen die Wirklichkeit argumentieren, umso mehr verlieren wir den Blick für die Wahrheit. Wenn wir lange genug und auch konsequent genug gelogen haben, so glauben wir es schließlich selber. Die Lüge kann Besitz von uns ergreifen, sie kann uns zur zweiten Natur werden. Ja, sie hat wirklich etwas Dämonisches an sich, die Lüge. Die Versuchung, der Wahrheit Gewalt anzutun, ist deshalb so groß, weil die Wahrheit unbequem ist - das ist sie jedenfalls nicht selten -, und zwar deshalb, weil wir mit ihr oftmals nicht so weiter machen können wie bisher, weil sie vielmals unsere Demut voraussetzt und uns demütig macht, weil sie uns stets dazu auffordert, dass wir Gott die Ehre geben und dass wir uns einordnen in den größeren Zusammenhang der Schöpfung.

Die Offenbarung des Neuen Testaments spricht wiederholt von der Tragik der Menschen, dass sie die Finsternis mehr liebten als das Licht - die Wahrheit ist das Licht, die Lüge ist die Finsternis. Wenn wir der Wahrheit widerstehen, dann wählen wir die Finsternis.

Unterdrückung der Wahrheit, das gibt es im privaten wie im öffentlichen Leben. Wenn wir die Augen verschließen vor der Wirklichkeit und so der Faszination der Lüge erliegen, wird die Sünde uns in vielfachen Formen immer mehr beherrschen. Zunächst wollen wir nicht sehen, und schließlich können wir nicht mehr sehen.

Man kann sich nur immer wieder wundern über den Einfallsreichtum des Bösen im Kampf gegen die Wahrheit: Verdächtigungen, Benachteiligungen, körperliche und seelische Quälereien, Freiheitsentzug und Tod, geistigerweise oder im buchstäblichen Sinne - und immer wieder unendlich viele Worte und hochtrabende Reden.

„Gib Gott die Ehre“, heißt es in unserem Evangelium. Das sagen die Pharisäer dem Geheilten. Sie müssten es sich selber sagen. Wenn wir Gott die Ehre geben, dann geben wir der Wahrheit die Ehre. Wir nennen den Lügner unehrlich, weil er Gott nicht die Ehre gibt und weil er damit seine eigene Ehre aufs Spiel setzt.

Der Kampf gegen die Lüge und gegen den Irrtum ist der Hauptinhalt des Wirkens Jesu. Sein Tod am Kreuz ist die Frucht dieses Kampfes. Er weiß: Die Lüge gehört zu jeder

Sünde, als Selbstbetrug und als Täuschung der anderen, sie steht am Anfang einer jeden Sünde, und sie begleitet sie unerbittlich. Wo Christus ist, da muss auch sein Jünger sein. Der Kampf gegen die Finsternis ist die erste Aufgabe der Kinder des Lichtes.

Wenn wir uns von Christus erleuchten lassen, dann verwechseln wir nicht mehr die Nacht mit dem Tag, die Finsternis mit dem Licht. Dann erkennen wir die Finsternis in uns und um uns. „Wach auf, der du schläfst, und Christus wird dich erleuchten“, so heißt es in einem alten Tauflied, das heute in der (zweiten) Lesung zitiert wird, die dem Epheserbrief entnommen ist.

Die Unterscheidung der Geister, darauf kommt es an. Für diese Gabe müssen wir uns offen halten. Um sie müssen wir zu Gott beten, sollten wir zu Gott beten, am besten täglich.

Damit werden die Blindheit des Blindgeborenen und seine Heilung zu einem Gleichnis für unsere Blindheit gegenüber der Wahrheit, für die Blindheit des Geistes, die folgenreicher ist als die Blindheit des Leibes.

Die Heilung von der Blindheit des Geistes wird uns geschenkt, wenn wir uns konsequent in die Gefolgschaft Christi begeben, der in den Sakramenten seiner Kirche uns begegnet und darin wirksam ist. In den Sakramenten, damit meinen wir das Bußsakrament und das Sakrament des Altares. Sehen können, das ist nicht zuletzt auch eine Frage der Reinigung des Herzens, das vor allem durch den Stolz verschmutzt ist, der immer neu die Lüge und den Irrtum gebiert. Wenn wir Christus wirklich suchen und lieben, haben wir den Mut, mit Christus gegen die Lüge und gegen den Irrtum zu kämpfen - in uns und um uns.

Wie schwer ist es, der Wahrheit die Ehre zu geben? Die Macht der Lüge ist erschütternd groß. Die Szene unseres Evangeliums ist zeitlos. Der Kampf gegen die Wahrheit ist die Ursache aller Übel. Und es gibt kein Übel, mit dem sich nicht die Unwahrhaftigkeit, die Heuchelei, die Verschleierung der Wirklichkeit, verbindet. Der Kampf gegen die Wahrheit, zunächst erfolgt er für gewöhnlich wider besseres Wissen. Aber bald erliegen wir der Faszination der Lüge. Das Leben vieler Menschen ist eine einzige Lüge. Prüfen wir uns immer wieder, ob nicht auch unser Leben an diesem Punkt gefährdet ist. Betrachten

wir daher die Dinge nüchtern, unter Absehung von unserer eigenen Person und von unseren eigenen Erwartungen. Beten wir oft um die Gabe der Unterscheidung der Geister und mühen wir uns um den Geist der Demut. Gehen wir zu Jesus und suchen wir ihn im Gebet, um so der Faszination der Lüge und des Irrtums zu entgehen. Wachsam müssen wir sein: Das Böse schmeichelt unserer Bequemlichkeit und unserem Stolz. Im Evangelium des heutigen Sonntags werden die Sehenden blind und die Blinden sehend. Sorgen wir dafür, dass wir zu der letzteren Kategorie gehören, zu der Kategorie der Blinden, die sehend werden, nicht zu der Kategorie der Sehenden, die blind werden.

5. Fastensonntag (Passionssonntag)

„Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist“

Sieben Wunder Jesu werden uns im Johannes-Evangelium berichtet. Am vergangenen Sonntag ging es im Evangelium der heiligen Messe um das sechste Wunder, um die Heilung des Blindgeborenen, heute ist es das siebente, die Auferweckung des Lazarus. Die tiefere Aussage des Berichtes von der Heilung des Blindgeborenen lautet: Schlimmer, verhängnisvoller als die Blindheit der Augen ist die Blindheit des Herzens, und die eigentlich Blinden sind die, die sich der Wirklichkeit verschließen und nicht an die göttliche Macht und Sendung Jesu glauben, weil sie ihre Ruhe haben wollen. Oder anders gesagt: Der, der uns die Augen öffnet für die eigentliche Wirklichkeit, für Gott und für seine Pläne mit uns Menschen, ist Jesus, das Licht der Welt. Ohne ihn ist Dunkelheit in uns und um uns. Wer dieses Licht nicht schaut und im Glanz dieses Lichtes nicht die Welt und sein Leben betrachtet, der ist in Wahrheit blind, und er ist ärmer als jeder Blindgeborene.

Heute will uns das Evangelium daran erinnern, dass Christus nicht nur das Licht unserer Welt ist, sondern auch ihr Leben. Wer nicht an ihn glaubt, obwohl er von ihm gehört hat, ist eigentlich tot, und wer sich ihm anschließt mit allen Konsequenzen, nicht nur in einem Augenblick der Begeisterung, wer sich ihm anschließt mit allen Konsequenzen, der braucht den zeitlichen Tod nicht mehr zu fürchten, weil er das ewige Leben gefunden hat. Christus - das Leben, das ist das Thema dieses Evangeliums.

Wieder sind es die Autoritäten des Volkes, die Hohenpriester, die Pharisäer und die Schriftgelehrten, die das Wunder, dieses Mal das Wunder von der Auferweckung des Lazarus, nicht wahr haben wollen. Das erfahren wir im Fortgang der Perikope: Was nicht in ihr Konzept passt, das darf nicht sein. Was nicht wahr sein darf, das kann nicht wahr sein. Sie fassen daher den Beschluss, Jesus und auch den Lazarus zu töten. Die Sache muss aus der Welt geschafft und alle Spuren müssen verwischt werden.

Handeln wir nicht zuweilen ähnlich wie die Autoritäten des jüdischen Volkes zurzeit Jesu? Oftmals wollen mit dem Kopf durch die Wand, wie sie es wollten. Auch unser Stolz ist oftmals grenzenlos: Wir wollen uns nicht beugen, auch nicht vor der Wahrheit, und wenn wir uns schon getäuscht haben, so geben wir es wenigstens nicht zu. Wir können uns der Wahrheit widersetzen, wir können ihr widerstehen. Das ist möglich, weil es nicht nur die Kraft des Verstandes in uns gibt, weil wir nicht nur denken, sondern auch wollen können. Und das Wollen ist oft mächtiger in uns als das Denken. An diesem Punkt aber beginnt das Geheimnis der Sünde: Der Sünder begehrt auf gegen die Wahrheit, er handelt nicht gemäß der Wahrheit, er leugnet sie, oder er biegt sie zurecht.

Die Autoritäten des jüdischen Volkes wollen recht gehabt haben, und sie wollen recht haben, sie wollen die bleiben, die sie sind, sie wollen ihre Autorität nicht in Frage gestellt sehen, darum widerstehen sie der Wahrheit. Dieses ihr Verhalten ist eine bleibende Versuchung der Menschen, in allen Jahrhunderten. Auch uns geht sie an. Wir erkennen daran, wie grundlegend das Bemühen um die Ehrlichkeit ist für uns und wie kritisch wir sein müssen gegen uns selbst.

Diejenigen, die sich Jesus verschließen, die nicht an ihn glauben, um seiner Weisung entgehen zu können, sie sind tot in einem umfassenden Sinn. Sie suchen das Leben, aber sie suchen es da, wo sie es nicht finden können. Sie klammern sich an das irdische Leben, das aber ein Leben zum Tode ist. Wer wollte nicht sehen, dass das heute die Mehrzahl - so kann man wohl sagen - die Mehrzahl der Menschen tut? Man klammert sich an das irdische Leben und verschmäht das ewige. Ja, wir alle, ein jeder von uns, wir alle stehen im Sog dieses Unglaubens, der seine Lebenskraft immer neu aus dem Stolz bezieht, aus dem Hochmut und aus der Selbstverliebtheit. Wir möchten das Leben, aber wählen den Tod. Das aber ist ein Verhängnis.

Der Abfall von Christus und seiner Kirche, wie er heute in großem Stil sich ereignet, ist eine furchtbare Tragödie, weil er unabsehbare Konsequenzen hat, nicht nur für die Ewigkeit, auch für die Zeit. Was die zeitlichen Konsequenzen angeht, erkennen wir diese schon heute in dem wachsenden Chaos im gesellschaftlichen und im politischen, ja, auch im kirchlichen Leben. Vorgestern noch sprach der Heilige Vater von der Verweltlichung innerhalb der Kirche. Die Propagandisten des Unglaubens haben in ihr heute ein leichtes Spiel. Gebannt durch das Wohlleben, verbünden sich viele mit ihnen, die noch drinnen sind und ihnen eigentlich entgegentreten müssten, sie verbünden sich mit ihnen, weil sie das Heil von der Anpassung an die Welt erwarten, weil sie nicht mehr wissen, worum es geht in der Botschaft Christi und der Kirche. Wer das irdische Leben vergötzt, das ohnehin vergänglich ist, wird nicht nur das ewige Leben verlieren, er zerstört dazu noch - das gilt heute mehr denn je - die Bedingungen seines irdischen Lebens.

Das Vordergründige ist leer, es ist letztlich eine Täuschung. Wer daran sein Herz hängt, der betrügt sich selbst. Diesen Zustand kann man auch nur ertragen, indem man das Denken aufgibt oder indem man es sich nur bis zu einem bestimmten Punkt gestattet.

Die frohe Botschaft des heutigen Evangeliums lautet: Wir brauchen keine Angst vor dem irdischen Tod zu haben, wenn wir das Leben wählen, das heißt, wenn wir dem Glauben schenken und folgen, der sich selber immer wieder als das Leben bezeichnet und der es uns wiederholt gezeigt hat, dass er mächtiger ist als der Tod. Wer aber den Tod nicht mehr zu fürchten braucht, der braucht auch keine Angst mehr zu haben vor dem Leben. Christus schenkt uns das ewige Leben, wenn wir uns nicht der Wahrheit verschließen, wenn wir uns seine Botschaft, wie sie uns in der Kirche der Jahrhunderte verkündet wird, zu Eigen machen.

Wenn wir am vergangenen Sonntag sagen konnten: Die wahrhaft Blinden sind die, die von vielen für sehend gehalten werden, so können wir heute sagen: Tot im eigentlichen Sinne sind die, die nur das irdische Leben kennen und dafür das ewige aufs Spiel setzen. Wer sich Christus und seiner Kirche widersetzt, ob er das drinnen tut oder draußen, wer seine Ruhe haben will und darum der Wahrheit widersteht, der wählt den Tod, den zeitlichen, dem er ohnehin nicht entrinnen kann, und mit ihm - heute mehr denn je - das Chaos und den ewigen Tod, weil er die Zeit der Gnade verstreichen lässt. Bedenken wir das, erkennen wir, dass jeder Augenblick unseres Lebens von unabsehbarer Bedeutung

ist für Zeit und Ewigkeit, nicht nur für uns persönlich, sondern letztlich auch global, für eine ganze Welt, für die Schicksalsgemeinschaft aller Menschen.

6. Fastensonntag (Palmsonntag)

„Durch seine Wunden sind wir geheilt worden“

Nur zwei Gedanken sollen die ergreifende Leidensgeschichte vertiefen, die wir vernommen haben. Der da gelitten hat, war der Sohn des ewigen Gottes, der Mensch geworden war, um die kranke Menschheit zu heilen, um ihr das aufs Neue zu bringen, was sie einst, am Anfang ihrer Geschichte, verloren hatte. Er wurde jedoch verworfen. Die Führenden des Volkes, die Wortführer, sie wussten es besser, was den Menschen zum Heile dient. Der Evangelist Johannes erinnert an dieses Geschehen, wenn er am Anfang seines Evangelium schreibt: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf“ (Joh 1, 11).

Da begegnet uns das „Geheimnis der Bosheit“ (2 Thess 2, 7), ein Mysterium, das nicht weniger geheimnisvoll ist als das Geheimnis der Menschwerdung Gottes. Heute eskaliert es, das Geheimnis der Bosheit, wo immer man sich von Christus und von seiner Erlösungstat abwendet. Und das geschieht heute in dem Maße, in dem man die Gottlosigkeit propagiert, sei es durch Worte, sei es durch Taten. Davon ist selbst das Innere der Kirche - Gott sei es geklagt - nicht ausgenommen. Das Fundament dieses Geheimnisses bilden der Egoismus, der Stolz und die Unwahrhaftigkeit, die Unehrlichkeit, die bewusste Täuschung.

Auch heute wird der Sohn Gottes nicht aufgenommen in seinem Eigentum, er wird aufgenommen, ja, aber nur partiell. Und die Zahl jener, die ihn aufnehmen, scheint zu schrumpfen. Von daher geht seine Leidensgeschichte weiter, wenngleich in manierlicheren Formen, aber auch das gilt nicht immer und in allen Fällen.

Gott wurde ein Mensch, um die Menschen zu vergöttlichen, um sie zu veredeln, um sie auf eine höhere Ebene des Seins zu erheben, um die Dunkelheit dieser Welt zu bannen, um den Fluch von ihr zu nehmen und um den Menschen den Reichtum Gottes zu bringen und sie für die ewige Gemeinschaft mit Gott zu rüsten. Das ist das Wesen der Er-

lösung.

Der Apostel Paulus schreibt: „Er, der reich war, wurde um euretwillen arm, damit ihr durch seine Armut reich werdet“ (2 Kor 8, 9). Er erniedrigte sich, um uns zu erhöhen. Er hat nicht nur unsere menschliche Natur angenommen, er hat sich auch dem Geheimnis der Bosheit unterworfen, indem er für alle Menschen gelitten hat und sich dem schmachvollen Tod am Kreuz ausgeliefert hat. Er hat den Tod „verkostet“ für uns alle, wie es im Hebräerbrief heißt (Hebr 2, 9). Aus Liebe trug er den Hass der Menschen, um ihn zu überwinden. Gerade sein Leiden und sein Sterben sind ein Zeugnis dieser Liebe.

Zwei Übeltäter starben zusammen mit Christus, der eine verhöhlte seinen Leidensgenossen zusammen mit den Leuten, die unter dem Kreuz standen oder am Kreuz vorübergingen, sie wollten nicht wahr haben, was da geschehen war, der andere beugte sich seiner tieferen Einsicht. Er verdemütigte sich im Angesicht des Todes und leugnete nicht, was eigentlich nicht zu leugnen war. Und er starb als ein Erlöser.

„Durch seine Wunden sind wir geheilt worden“. heißt es bei dem Propheten Jesaja (Jes 53, 5). Der erste Petrusbrief greift diesen Gedanken auf (1 Petr 2, 24). Diese Heilung geht weiter, denn die Leidensgeschichte des Erlösers ist noch nicht zu Ende, sie geht weiter, wie auch das Geheimnis der Bosheit weitergeht in der Geschichte der Menschheit.

Christus ist für alle gestorben, „damit die Lebenden nicht mehr für sich leben“, heißt es im 2. Korintherbrief, „sondern für den, der für sie starb und auferweckt wurde“ (2 Kor 5, 15). Das ist der zweite Gedanke, mit dem wir das heutige Evangelium vertiefen möchten.

Wenn wir für Christus leben, dann leiden wir mit ihm für die, für die er gelitten hat. Der heilige Paulus erklärt einmal: „Ich freue mich, wenn ich für euch leiden darf, denn ich ergänze durch meine Leiden das, was noch aussteht von den Leiden Christi“ (Kol 1, 24). Viele Leiden bestimmen unser Leben, Leiden, denen wir nicht entfliehen können, körperliche, aber auch seelische Leiden. Sie erhalten einen tiefen Sinn, wenn wir sie in der Gemeinschaft mit dem leidenden Christus tragen. Mit der Gnade Gottes können wir uns dann gar freuen über sie, wenn wir im Gebet mit Christus eng verbunden sind, im

Gebet und im regelmäßigen Empfang der Sakramente. Das gilt vor allem dann, wenn wir nicht nur mit Christus leiden, sondern auch für ihn, wenn wir für die Wahrheit leiden, für das Wort Gottes und für das Gute. In der Bergpredigt spricht Christus ausdrücklich davon, dass wir uns freuen sollen, wenn wir Verfolgung erleiden um der Gerechtigkeit willen. Da fügt er dann noch ein weiteres Motiv für diese Freude hinzu, wenn er erklärt „euer Lohn wird groß sein im Himmel“.

Sich freuen über das Leiden, das wir mit Christus tragen und für das Leiden, das wir für ihn tragen, das ist nicht leicht, aber es schenkt uns die innere Freiheit, und es macht unser Leben reich. Wenn wir mit Christus leiden und für ihn, machen wir nicht nur unser Leben reich, sondern auch das Leben vieler, können wir doch durch unsere Leiden das ergänzen, was noch aussteht an den Leiden Christi und so zusammen mit Christus die Menschheit erlösen, teilhaben an seinem Erlösungswerk. Das ist ein Gedanke, der uns aufrichtet in schweren Stunden, wenn wir ihn bedenken. Da können wir uns mit Paulus verbünden, der viele reich gemacht hat durch die zahllosen Leiden, die er in der Erfüllung seines apostolischen Auftrags auf sich genommen hat, nicht zuletzt auch, wie er eigens betont, in durchwachten Nächten und in Fasten und Beten (2 Kor 6, 4 ff).

Ostern

„Fürchte dich nicht. ... Ich habe die Schlüssel des Todes und der Unterwelt“

In alter Zeit nannte man Ostern das Fest aller Feste, man sprach von den „Festa Festorum“. Seit den Tagen der Urkirche ist Ostern das höchste Fest des Jahres. An ihm verkündete man die Wahrheit aller Wahrheiten, den Sieg des Lebens über den Tod, die Wahrheit, dass Gott stärker ist als der Tod und die Vergänglichkeit, stärker als die Bosheit der Menschen. Nicht genug damit, dass man dieses Geheimnis an einem Tag im Jahr festlich beging, schon früh kam man allwöchentlich am ersten Tag der Woche zusammen, um gewissermaßen ein kleines Osterfest zu feiern, um in der Eucharistiefeyer dem auferstandenen Herrn zu begegnen. Von daher rührt auch das, was in allen Jahrhunderten selbstverständlich war und es wieder werden muss, dass sich am Sonntag die ganze Gemeinde im Gotteshaus versammelt.

Wer wollte diese gnadenvolle Begegnung verfehlen? Im Ostergeheimnis geht es um den

Tod und die Vergänglichkeit, um eine Frage, die uns mehr bedrängt als alle anderen Fragen, wenn wir uns nicht das Nachdenken abgewöhnt haben. Die Auferstehung Jesu gibt uns die Antwort auf diese Frage, wenn wir den Osterzeichen und den Osterzeugen Glauben schenken, wenn wir der Kirche Christi mehr Vertrauen entgegenbringen als den selbsternannten Propheten unserer Zeit, die alles wissen, auch das, was sie nicht wissen.

Im 4. Jahrhundert schreibt Cyrill von Jerusalem (+ 386) im Blick auf die Osterbotschaft: „Alle Könige verlieren bei ihrem Tode mit dem Leben zugleich die Macht, einzig Christus wird seit seinem Tode am Kreuz von aller Welt angebetet“. Man ist geneigt zu sagen: Schön wäre es, wenn es so wäre, aber es ist ein Faktum, dass sich die Macht Christi ausweitete in seinem Tod, dass ihn Millionen angebetet haben in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums und darin Trost haben im Leben und im Sterben. Ein Ausdruck dieser Tatsache ist die alte Inschrift auf einem Obelisk: „Sehet das Kreuz des Herrn, weicht ihr feindlichen Mächte, gesiegt hat der Löwe von Juda“. Der Löwe von Juda, das ist der Sieger von Golgotha, der sich stärker erwiesen hat als der Tod, sofern er im Tod den Tod besiegt hat. So verstand man stets das Kreuz, auch als Zeichen des Sieges, nicht nur als Marterwerkzeug. So müssen wir es auch heute verstehen, wenn wir uns nicht der Osterbotschaft verschließen.

Der Sieg Christi über den Tod ist der Kern der christlichen Verkündigung von Anfang an. Davon sprachen die ersten Glaubensboten in der Urkirche zuerst, und alles andere, was sie zu verkünden hatten, war im Grunde nur Ausgestaltung dieses Grunddatums. Dabei betonten sie, dass die Auferstehung Christi die Auferstehung aller zur Folge hat - er war ja der Erstling der Entschlafenen -, die sich in seine Jüngergemeinde einreihen, die ihm nachfolgen, die für ihn und seine Kirche eintreten und seinen heiligen Willen erfüllen.

Sie waren keine Phantasten, die ersten Christen, sie taten nicht den zweiten Schritt vor dem ersten. Sie wussten, dass mit dem österlichen Geschehen nur die Schatten der Zukunft, die Schatten einer glücklicheren Zukunft in die Gegenwart hineinfielen. Sie wussten: Die Voraussetzung für die Auferstehung mit Christus ist das Mitleiden mit ihm. Sie wussten: Noch ist nicht die Vollendung, noch sind wir auf dem Wege, noch bestimmen das Leiden, die Versuchung und die Sünde unser Leben. Darum dispensiert

auch das Ostergeheimnis nicht von dem ernstesten Streben nach dem Guten, von der Askesse und von dem Bemühen um die Freiheit des Geistes.

Die Voraussetzung für den Osterglauben und die Osterfreude ist die, dass wir mit Christus das Kreuz tragen und in der Gemeinschaft mit ihm unseren Tod auf uns nehmen. Wenn der Auferstandene den Jüngern sagt: „Musste nicht Christus all das erleiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen“ (Lk 24, 26), so gilt das auch für uns. Der Weg zur Auferstehung führt über das Kreuz.

Der Apostel Paulus, der wie kein anderer überwältigt war von dem Geheimnis der Auferstehung Jesu - er hatte ihn gesehen, er war ihm begegnet, nicht dem irdischen Jesus, aber dem auferstandenen -, er erklärt: „Immerfort tragen wir das Todesleiden Jesu an unserem Leibe“ (2 Kor 4, 11).

Was neu ist, das ist das Wissen um den Weg der Überwindung der Vergänglichkeit und des Todes. Damit aber hat angesichts der Auferstehung Jesu die Ewigkeit schon begonnen. Aus dem Glauben an die Auferstehung des Gekreuzigten geht eine feste Hoffnung hervor, eine Hoffnung, die die Gegenwart trägt, auch wenn sie uns zuweilen den Boden unter den Füßen wegzuziehen scheint.

Als am Ende des 1. Jahrhunderts die christlichen Gemeinden in großer Bedrängnis lebten, weil Kaiser Domitian sie grausam verfolgte, vernahm ein urchristlicher Prophet tröstliche Worte aus dem Munde des Auferstandenen, aus dem Munde des Kyrios, Worte, die uns aufgezeichnet sind im letzten Buch der Heiligen Schrift, in der Geheimen Offenbarung. Sie lauten: „Fürchte dich nicht. Ich bin der Erste und der Letzte, der Lebendige, ich war tot, und nun lebe ich in alle Ewigkeit. Ich habe die Schlüssel des Todes und der Unterwelt“ (Apk 1, 18).

Viele Ängste bedrängen uns heute, obwohl wir sie uns oftmals nicht eingestehen. Besonders falsch treten jene auf, die sich von der Kirche entfernt haben, die ein gottloses Leben führen oder auch jene, die sich den Zeitgöttern verschrieben haben. Aber sie täuschen sich und andere. In Wirklichkeit sind die Angst und die Unsicherheit der Menschen heute groß, weil viele die zentrale Glaubenswirklichkeit der Kirche ad acta gelegt oder sich eine Neuinterpretation von ihr zu Eigen gemacht haben, die auf ihre Auflö-

sung hinausläuft.

Wer um die Auferstehung Christi weiß, wer auf der Seite des auferstandenen Christus steht, wer ihm nachfolgt, dem können die irdischen Sorgen im Grunde nichts mehr anhaben. Und die innerweltlichen Potentaten können ihm keine Angst mehr einjagen. Im Glauben an den Auferstandenen sind sie unverwundbar. Denn er, der auferstandene Christus hat die Schlüssel des Todes und der Unterwelt, das heißt: Er führt uns aus der Dunkelheit ins Licht, aus der Vergänglichkeit in die Unvergänglichkeit.

Einst hat die Jüngerschaft Jesu, die junge Kirche, mit der Osterbotschaft die Welt erobert. Die Botschaft von der Auferstehung des Gekreuzigten von Golgotha hat vor zwei Jahrtausenden eine Revolution der Herzen eingeleitet und einer geistig und moralisch verkommenen Welt neue Perspektiven geschenkt.

Die Urgemeinde und die Kirche der ersten Jahrhunderte war ganz und gar österlich geprägt. Als die Kirche der Märtyrer lebte sie ganz und gar aus dem Glauben an den, der „die Schlüssel des Todes und der Unterwelt“ hat. Dieses Faktum ist ein bedrängender Appell an eine verbürgerlichte Kirche unserer Tage, von der weithin nur noch die Strukturen existieren. Und wir sehen auch: Wenn die Kirche in der Geschichte große Zeiten durchschritt, so tat sie das in einem lebendigen Osterglauben. Umgekehrt, wenn sie unfruchtbar war, so deshalb, weil das Feuer des Osterglaubens in ihr erloschen war. Dabei waren die Gläubigen nicht naiv in ihrem Osterglauben, sie wussten, dass wir auf dem Weg sind, solange wir leben, dass der Karfreitag weitergeht, dass wir im Pilgerstand nicht anders als durch die Tränen des Leides hindurch den Glanz der österlichen Freude sehen können. Aber der Glaube prägte ihr Leben, und darum konnten sie überzeugen und mitreißen und viele für die Kirche des Auferstandenen gewinnen.

Beten wir heute, dass die Osterbotschaft uns so erfülle, dass sie uns stark macht, dass sie uns den Frieden schenkt und uns zu Zeugen des Auferstandenen macht, dessen, der die Schlüssel des Todes und der Unterwelt in seiner Hand hält.

Ostermontag

„Musste nicht Christus leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen?“

Zwei Gedanken wollen wir bei dem heutigen Evangelium, dem Evangelium des zweiten Ostertags, das mehr ist als ein einfacher Bericht, das ein Osterzeugnis von hoher dichterischer Qualität ist, erwägen: (1) Die Jünger kommen langsam zum Glauben an die Auferstehung des gekreuzigten Messias, und (2) sie erkennen dabei, dass seiner Erhöhung die Erniedrigung vorausgehen musste, dass seine Verherrlichung das bittere Leiden zur Voraussetzung hatte. Enttäuscht erklären sie dem, der sich ihnen auf dem Weg zugesellt: „Wir aber hatten gehofft, er werde Israel erlösen“, während dieser überlegen bemerkt: „Musste nicht Christus leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen“. Der Bericht von dem Gang der zwei Jünger von Jerusalem nach Emmaus - das sind sechzig Stadien, etwa zehn Kilometer - will uns tiefer in das Ostergeschehen einführen und uns im Glauben an den auferstandenen Christus bestärken.

Der Tod Jesu hatte die Hoffnungen seiner Jünger zerschlagen. Das Schicksal des Meisters hatte sie aus der Bahn geworfen. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass er wieder zum Leben zurückgekehrt sei. Und sie wehrten sich gegenüber dieser Vorstellung.

Die Berichte über die Entstehung des Osterglaubens sind vielfältig. In ihrer Chronologie sind sie nur schwerlich zu rekonstruieren. Aber das bezeugen sie allesamt, dass die Jünger Jesu nur langsam zum Glauben gekommen sind, wie das auch hier der Fall ist, dass sie die Auferstehung Jesu nicht hervorgebracht haben durch ihre Erwartung oder durch ihre Phantasie, dass sie nach der Kreuzigung ihres Meisters vielmehr von den Fakten überrollt wurden. Im Mittelpunkt stehen dabei jene zwölf Jünger, die Jesus in besonderer Weise ausgewählt hatte, die wir Apostel nennen, und die Erscheinungen des Auferstandenen, die aufs Ganze gesehen nur wenige waren, was wiederum deutlich für ihre Geschichtlichkeit spricht.

Nur langsam kommen die Jünger zum Osterglauben, nicht nur die Emmaus-Jünger. Widerstrebend, mehr oder weniger, machen sie ihn sich zu Eigen. Und - auch das ist bedeutsam - Einzelheiten darüber berichten sie erst später. Zunächst interessiert sie nur das Faktum, zuerst verkünden sie nur dieses. Das ist anders bei Illusionen, die wir uns machen. Bei ihnen steht am Anfang eine unerschütterliche Gewissheit, die dann im Folgenden oftmals durch Zweifel erschüttert wird, und bei ihnen steht am Anfang in der Regel eine bunte Ausmalung der Ereignisse. Hier, bei der Auferstehung Jesu, ist das

ganz anders. Hier beginnt es mit den Zweifeln, und nur langsam wird das Unerwartete, wird das Unvorstellbare zur Gewissheit, um dann nie wieder in Zweifel gezogen zu werden. Und - zuerst verkünden die Osterzeugen nur das pure Faktum: Gott hat ihn erhört und: Er ist dem Simon erschienen.

Die Jünger Jesu hätten sich nicht aufs Neue zusammengefunden nach der Hinrichtung ihres Meisters durch die religiösen Autoritäten ihres Volkes und durch die römische Besatzungsmacht, sie hätten nicht begonnen mit der Mission, wenn sie nicht zu der Überzeugung gekommen wären, dass der Gekreuzigte lebe und dass er wiederkommen werde in Herrlichkeit und dass sie einst an seiner Auferstehungsherrlichkeit teilnehmen würden. Faktisch ist aus dem Osterglauben der Jünger Jesu die Kirche hervorgegangen, hat sie in ihm ihr eigentliches Fundament, und viele von ihnen haben in diesem Glauben die Wahrheit der Auferstehung Christi mit ihrem Blut besiegelt. Das sind bedeutsame Fakten für uns heute, die wir weit weg sind von den österlichen Ereignissen des Anfangs, denen es nicht vergönnt ist, dem Auferstandenen leibhaftig zu begegnen, Fakten, die unseren Osterglauben stützen können. Daran erinnern uns schon die Kirchenväter.

Der Erhöhung des Messias geht seine Erniedrigung voraus. Das ist der zweite Gedanke unseres Evangeliums: Christus musste leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen. Mit diesen und wohl auch mit ähnlichen Worten macht der Fremdling, der die zwei Jünger auf dem Weg nach Emmaus begleitet, ihnen das Geschehen verständlich, das sie so sehr bekümmert. Dieses Müssen nimmt Bezug auf den göttlichen Heilsplan, wie er im Alten Testament vorgebildet ist. Der Tod Jesu und seine Auferstehung lassen in besonderer Weise die alttestamentliche Weissagung vom leidenden Gottesknecht in Erfüllung gehen: Der Gerechte wird verworfen von den Menschen, Gott aber setzt ihn ins Recht. Das ist eine Geschichte, die sich allzu oft wiederholt.

Wir erkennen in den österlichen Ereignissen: Der Weg zur Vollendung führt durch das Leid. So wollte es Gott damals, und so will er es auch heute. Das gilt für unsere Auferstehung mit dem gekreuzigten Christus, die uns verheißen ist, nicht weniger als für die alltäglichen Ereignisse unseres Lebens. Wir werden hier aufs Neue an das Jesus-Wort erinnert: „Der Jünger ist nicht über dem Meister“ (Mt 10, 24; Lk 6, 40).

Gott führt uns durch Leid zum Heil. Dem Osterfest geht der Karfreitag voraus. Der Kar-

freitag unseres Lebens führt uns zum ewigen Osterfest, wenn wir mit dem auferstandenen Christus durch die Zeit gehen, wenn wir uns bemühen, ihn immer mehr zum Maßstab unseres Lebens zu machen.

Es kommt noch hinzu, dass sich, wenn wir auf den auferstandenen Christus schauen, für uns die Leiden dieser Zeit auf wunderbare Weise relativieren. Das Leid ist ein bedeutender Faktor unseres Lebens. Das gilt für uns alle. Jeder von uns muss viel Schweres durchstehen in seinem Leben, der eine mehr, der andere weniger. Ganz kommt niemand daran vorbei. Aber alles wird leicht für uns, wenn der Glaube an die Auferstehung des gekreuzigten Christus und an die Unsrige, die uns darin verheißt, unser Leben bestimmt. Es ist der auferstandene Christus, der uns Hoffnung gibt in allen dunklen Stunden, wenn wir nur auf ihn schauen und ihn als den Lebenden verehren.

Immer begegnen wir ihm, dem Auferstandenen, in der Feier des eucharistischen Geheimnisses. Die heilige Messe ist in ihrem Wesen so etwas ist wie die Feier des Ostermysteriums. Das erkennen viele nicht mehr. Tatsächlich unterliegt das zentrale Sakrament der Kirche heute einem Erosionsprozess - so kann man es nennen - wie nie zuvor, unterliegt es heute einer extremen Verflachung bei den Priestern wie beim Volk Gottes. Für viele von uns muss hier die Bekehrung ansetzen. Das österliche Sakrament, das Sakrament der Eucharistie, ist ohne Wirkung, ja, es verdunkelt unseren Sinn noch mehr, wenn wir vergessen, dass es der auferstandene Christus ist, der uns darin nicht nur begegnet, sondern der sich darin uns zur Speise gibt, deren Empfang den Gnadenstand zur Voraussetzung hat und eine große Aufmerksamkeit und einen tiefen Glauben.

Nur langsam kommen die ersten Osterzeugen, die Jünger Jesu, zum Glauben an die Auferstehung des Gekreuzigten. Ihre Zweifel sind eine Hilfe für unseren Osterglauben. Und sie erkennen, dass der Messias leiden und sterben musste, um so in seine Herrlichkeit einzugehen. Gott führt uns durch Leid zum Heil. Das gilt immerfort für uns unter der Voraussetzung, dass wir auf den auferstandenen Christus schauen und uns gläubig mit ihm vereinigen. Und immer begegnet uns dieser in der Feier der Eucharistie. In ihr bleibt das Ostergeschehen Gegenwart, denn in ihr feiern wir den Tod und die Auferstehung Christi bis er einst wiederkommt. Suchen wir ihn dort, wo wir ihn finden, dann begleitet er auch uns, wie er die Emmaus-Jünger begleitet hat. Dann macht er auch „unser Herz brennen“, immer wieder aufs Neue.

2. Sonntag der Osterzeit (Weißer Sonntag)

„Wenn du mit deinem Munde bekennt, dass Christus der Herr ist, und in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat, dann findest du das Heil“

Das Evangelium des heutigen Sonntags bezeugt uns den Osterglauben der Jünger Jesu. Im Mittelpunkt steht dabei der Apostel Thomas. Er kommt verspätet zum Glauben an die Auferstehung Jesu, weil er dem Zeugnis der anderen Jünger mit Skepsis begegnet und erst seine eigenen Erfahrungen machen will. Das Evangelium gipfelt in dem Bekenntnis des Thomas: „Mein Herr und mein Gott“ und in der Mahnung des Auferstandenen „Selig, die nicht sehen und doch glauben“. Das Bekenntnis des Thomas muss unser Bekenntnis werden, auch wenn uns der Auferstandene nicht leibhaftig begegnet, es muss uns begleiten, dieses Bekenntnis, auf den Straßen unseres Lebens, denn der Auferstandene geht mit uns durch die Zeit. So hat er es seinen ersten Zeugen und mit ihnen uns allen verheißen, sofern wir ihrem Wort vertrauen.

Auch dem Apostel Thomas und den anderen Jüngern aus dem Kreis der Zwölf wird der Glaube nicht erspart. Aber in ihrer Begegnung mit dem Auferstandenen wird ihnen eine Brücke gebaut, wird ihnen ein Anknüpfungspunkt gegeben. Dadurch wird ihnen der Glaube erleichtert. Aber sie hätten im Unglauben verharren können. Im Gleichnis von dem reichen Prasser und dem armen Lazarus macht Jesus einmal darauf aufmerksam, wenn er Abraham sagen lässt: „Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, dann werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht. Das will sagen: Wir haben tausend Ausreden, wenn wir nicht glauben wollen. Hier, in unserem Fall, hätte man von Selbsttäuschung sprechen können, oder man hätte sagen können, der angeblich Auferstandene sei gar nicht tot gewesen.“

Dem Thomas wird die gleiche Erleichterung des Glaubens zugestanden, die auch den anderen Jüngern aus dem Kreis der Zwölf zuteil wurde. Sie sehen einen Menschen und erkennen in ihm den gemarterten und gekreuzigten Christus. Ja, sie erkennen in ihm nicht nur den lebendigen Meister, sondern Gott selber. Das wird deutlich in dem Be-

kenntnis des Thomas: „Mein Herr und mein Gott“. Die Bezeichnung „Herr“ ist die alttestamentliche Bezeichnung für Gott. In dem Bekenntnis zum Osterglauben ist das Bekenntnis enthalten: „Dieser war Gottes Sohn“.

Mit dem Bekenntnis des Apostels Thomas schlägt das vierte Evangelium, das Johannes-Evangelium, gleichsam den Bogen vom ersten zum letzten Kapitel. Denn im ersten Kapitel bekennt der Evangelist: „Das Wort ist Fleisch geworden“, also: Gottes Sohn wurde ein Mensch, im letzten Kapitel des Evangeliums, dem zwanzigsten, bekennt der Apostel Thomas, stellvertretend für die Zwölf: „Mein Herr und mein Gott“ (Joh 20, 28).

Thomas und die anderen aus dem Kreis der Zwölf haben nicht Gott gesehen, das gibt es nicht, mit den sinnhaften Augen unseres irdischen Lebens können wir Gott nicht sehen, aber sie haben geglaubt, dass der Messias, dem sie gefolgt waren, Gott selber war, weil sie die Zeichen gesehen hatten, die er in ihrer Mitte gewirkt hatte, und vor allem auch deshalb, weil er ihnen als der Auferstandene leibhaft begegnet war. Die Zwölf kamen zum Glauben an den Auferstandenen, weil sie ihn gesehen hatten, leibhaft. Diese Gnade wurde damals noch einigen weiteren Personen zuteil, aber nur in einer begrenzten Zahl. Darum preist der Auferstandene jene selig, die nicht sehen und doch glauben. Damit sind wir gemeint, wenn wir die Osterbotschaft gläubig annehmen.

Es geht hier jedoch nicht um einen blinden Glauben. Es gibt für uns Zeichen Gottes für die Auferstehung Jesu und für die Göttlichkeit dieses Menschen, aber weniger eindrucksmächtig als das bei den ersten Osterzeugen der Fall war. Wir sind in erster Linie auf das Zeugnis der Zeugen angewiesen. Unser Glaube an die Osterbotschaft hat weniger Stützen und weniger Anknüpfungspunkte als jener der ersten Osterzeugen. Dennoch gibt es solche auch für uns, wenn wir genauer hinschauen und tiefer nachdenken. So etwa die Glaubwürdigkeit der Apostel Jesu und deren Lauterkeit, die eindrucksvolle Gestalt Jesu als solche, die Wirkungen, die seine Botschaft in der Welt gehabt hat, die Kirche, die aus der Osterverkündigung hervorgegangen ist und die großen Taten, die eine Unmenge von Heiligen aus der Kraft des Osterglaubens gewirkt hat. Aber für uns ist es schwerer zu glauben, das gibt der Auferstandene zu, wenn er uns selig preist, die wir nicht sehen und doch glauben.

Der Glaube an den Auferstandenen ist zum einen eine persönliche Entscheidung, wenn

auch auf Kriterien hin, und zum anderen ein Geschenk der Gnade. Das ist jedoch nicht so zu verstehen, dass jemand sagen könnte: Ich kann nicht glauben, weil ich die Gnade nicht habe. Es können alle die Botschaft glauben, jedenfalls normalerweise, weil Gott seine Gnade niemandem vorenthält, wenngleich nicht alle die Gnade im gleichen Maß erhalten. Der Glaube ist die Voraussetzung für das Heil, der Glaube an den auferstandenen Christus und an seine Göttlichkeit. Und Gott will alle retten. Gerettet werden können wir aber nur, wenn wir wenigstens einschlussweise glauben an die Gottheit Jesu und an seine Auferstehung.

Der Apostel Paulus erklärt: „Wenn du mit deinem Munde bekennt, dass Christus der Herr ist, und in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat, dann findest du das Heil“ (Röm 10, 9).

Dieses Bekenntnis, das Bekenntnis zur Auferstehung Jesu und zu seiner Gottheit, wird heute nicht sehr groß geschrieben. Der Glaube vieler hat sich reduziert auf den Mann von Nazareth, der in seinem Wort weiterlebt. Für viele ist Jesus ein gewöhnlicher Mensch geworden, dessen Sache weitergeht, eine genialer Weisheitslehrer, ein Prophet, ein Moralprediger. Das ist nicht neu, immer wieder hat man den Glauben darauf reduziert in der Geschichte des Christentums und ihn so horizontalisiert, aber heute ist diese Reduktion weiter verbreitet als je zuvor, vor allem auch bei den Amtsträgern der Kirche. Mit einer solchen Reduktion verfehlen wir jedoch das Zeugnis der Evangelien und das Heil, es sei denn, es fehlt uns die Einsicht. Das mag freilich oft der Fall sein in der Gegenwart, in der das intellektuelle Niveau nicht besonders hoch zu sein scheint.

Wenn aber Jesus, der von den Toten Auferstandene, Gott war, dann ist die Kirche mehr als ein menschliches Gebilde, dann ist der Glaube nicht Menschenwerk, und wir dürfen ihn dann nicht zurechtbiegen, wie das allzu oft geschieht, dann sind die Sakramente der Kirche in Wahrheit Quellen der Gnade. Alles wird menschlich, das ganze Christentum wird zu einer mehr oder weniger klugen Lebensphilosophie, wenn Jesus nicht auferstanden und wenn er nicht Gott ist. Aus solcher Perspektive betrachten wir dann die Kirche als einen Verein, wie es viele Vereine gibt, sehen wir dann in den Sakramenten rein äußere Zeichen, die bestenfalls eine gewisse psychologische Bedeutung haben.

Die Entleerung der Sakramente tritt besonders hervor bei den österlichen Sakramenten

der Taufe, der Eucharistie und der Buße. Bei dem Sakrament der Buße ist sie wohl am meisten fortgeschritten, wenn es nicht bereits ganz unter den Tisch gefallen ist. Und wie oberflächlich stellt sich oftmals der Empfang der Eucharistie dar? Da ist die Ehrfurchtslosigkeit vielfach nicht mehr zu überbieten.

Und selbst das Sakrament der Taufe ist weithin zu einer reinen Form erstarrt. So weit kommt es, wenn wir uns das doppelte Osterbekenntnis des Thomas nicht mehr zu Eigen machen.

Daher gilt auch im Hinblick auf unsere gläubige Bejahung der Kirche, ihrer Botschaft und ihrer Sakramente, die Mahnung des Auferstandenen „selig die nicht sehen und doch glauben“.

Der Apostel Thomas bekennt sich zur Auferstehung Jesu und zu seiner Gottheit. Sein Bekenntnis müssen wir uns zu Eigen machen, mehr noch, es muss unser ganzes Leben bestimmen. Ohne das Bekenntnis zur Auferstehung Jesu und zu seiner Gottheit gibt es kein Heil für uns. In der Konsequenz dieses doppelten Bekenntnisses liegt das Bekenntnis zur Göttlichkeit der Kirche, ihrer Botschaft und ihrer Sakramente. Verzichten wir auf das eine, verlieren wir das andere. „Wenn du mit deinem Munde bekennt, dass Christus der Herr ist“, so sagt es der heilige Paulus, „und in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat, dann findest du das Heil“ (Röm 10, 9).

3. Sonntag der Osterzeit

„Brannte nicht unser Herz, als er auf dem Weg zu uns sprach?“

Die innere Zusammengehörigkeit der Ereignisse unseres Lebens und ihre Zuordnung zueinander erkennen wir oftmals erst aus der Rückschau. Zuweilen haben wir das Gefühl, wir seien völlig am Ende: Wir sehen keinen Ausweg mehr, und unsere Hoffnungen brechen zusammen. Ein geistiger Trümmerhaufen liegt vor uns. So kommt es uns vor. Wir sind etwa enttäuscht von unserem Ehepartner oder von dem Weg unserer Kinder und von der Entwicklung unserer Familie. Oder: Unsere beruflichen Erwartungen erfüllen sich nicht, nicht einmal annähernd. Oder: Menschen lassen uns allein, auf die wir

gesetzt haben. Oder: Schwere gesundheitliche Mängel machen sich bemerkbar, und die körperlichen Kräfte lassen nach. Alles kommt ganz anders, als wir es gedacht haben. In solchen Situationen beschleicht uns nicht selten das Gefühl: Es gibt keinen Ausweg mehr, alle Lichter sind erloschen, alles ist dunkel um uns. Das sind schmerzliche Erfahrungen. Kommen sie über uns, so ist es ein gewisser Trost, wenn uns dann die Gnade geschenkt wird, dass wir einen Menschen finden, dem wir das erzählen können, mit dem wir über unsere elende Situation sprechen können und der uns zuhört, so ist das vor allem dann ein gewisser Trost, wenn der in einer ähnlichen Lage ist wie wir. Über eine ausweglose Lage sprechen, das ist in jedem Fall eine Hilfe für uns, denn die Einsamkeit, das Alleinsein, ist besonders schwer zu ertragen für uns, wenn es uns schlecht geht, wenn wir in einer Krise sind.

Das Evangelium des heutigen Sonntags, das Evangelium von den Emmaus-Jüngern, lehrt uns - das lehrt uns aber eigentlich auch das Leben, wenn wir es bewusst leben - dass die Sorgen, die wir uns machen, oft gegenstandslos sind, dass sie sich vielmals in einem Augenblick in Luft auflösen, dass unsere pessimistischen Prognosen oftmals gar nicht so realistisch sind, wie wir meinen.

Immer wieder machen wir, wenn wir in großer Not sind, subjektiv, die Erfahrung, dass wir unerwartet Hilfe finden und dass die Hilfe dann vielmals auch noch ganz anders aussieht, als wir es uns vorgestellt haben, und immer wieder erleben wir es in solchen Situationen, dass die Hilfe gerade dann kommt, wenn wir das Gefühl haben, dass wir kurz vor der Verzweiflung stehen. Das gilt vor allem, wenn wir uns wenigstens noch einen Rest von Gottvertrauen bewahrt haben. Da bewahrheitet sich dann das Sprichwort „Wo die Not am größten, da ist Gottes Hilf am nächsten“.

Das Evangelium des heutigen Sonntags lehrt uns, wie es im Grunde auch das Leben tut, dass die innere Zusammengehörigkeit der Ereignisse und ihre Zuordnung zueinander erst in der Rückschau recht erkannt wird, dass das, was sich uns im Augenblick als unentwirrbares Knäuel darstellt, später den wohl durchdachten, wenn auch geheimnisvollen Plan Gottes offenbart. Eine alte Volksweisheit sagt: Am meisten Glück haben wir im Leben im Unglück. Gemeint ist natürlich unser vermeintliches Unglück. Daher tun wir gut daran, wenn wir uns mit Geduld wappnen und mit Vertrauen zuwarten, wenn es dunkel wird um uns, wenn wir nicht mehr ein noch aus wissen und wenn Gott uns keine

Antwort mehr zu geben scheint.

„Musste nicht Christus leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen“, heißt es im Evangelium des heutigen Sonntags. Und: „Brannte nicht unser Herz, als er auf dem Weg mit uns redete. Darauf sollten wir setzen, wenn wir uns selber nicht mehr verstehen und wenn die negativen Erfahrungen im Alltag uns schier zu erdrücken scheinen.

Noch ein Zweites lehrt uns das Evangelium des heutigen Sonntags. Da heißt es: „Ihre Augen aber waren gehalten“. Große Augenblicke unseres Lebens erkennen wir als solche oft erst dann, wenn sie Vergangenheit geworden sind. Und die Ereignisse, die wirklich bedeutsam und prägend sind für unser Leben, treten oft erst dann in unser Bewusstsein, wenn sie vorüber sind.

Was ein Mensch gewesen ist, was er uns bedeutet hat, wie wertvoll die Begegnung mit ihm für uns war, das kommt es uns oftmals erst später zum Bewusstsein. Oder: Wenn eine glückliche Erfahrung vorüber ist, erst dann wird es uns klar, wie sehr sie uns der rauhen Wirklichkeit enthoben, wie froh sie uns gemacht und wie tief sie uns verändert hat. Oder: Wenn wir das Elternhaus verlassen haben, erst dann erkennen wir, welche Seligkeit und Geborgenheit es uns einst vermittelt hat. Oder: Wenn wir einen geliebten Beruf nicht mehr ausüben können, erst dann erst sehen wir, wie sehr wir uns mit ihm identifiziert haben und wie sehr er uns erfüllt hat.

Unsere Augen sind oft gehalten, und erst später werden sie uns geöffnet. Das ist jedoch nicht immer schicksalhaft, manchmal sind wir selber schuld daran, dass wir die Wirklichkeit nicht sehen, nämlich dann, wenn wir die Augen verschließen, weil wir nicht von unseren Vorurteilen ablassen wollen, weil wir nicht aus der Reihe tanzen wollen und weil wir uns die Mühe des eigenen Nachdenkens ersparen wollen. Darum ist es gut, dass wir uns bemühen, rechtzeitig unsere Augen zu öffnen, und zur Einsicht zu kommen, bevor es zu spät ist, denn es kommt, wie Christus es einmal ausdrückt, „die Nacht, in der niemand mehr wirken kann“ (Joh 9, 4). Es gibt auch das „zu spät“ in unserem Leben.

Weil wir die Gegenwart oft erst dann recht verstehen, wenn sie Vergangenheit geworden ist und weil unsere Augen oft gehalten sind, schicksalhaft oder schuldhaft, darum gilt es, dass wir, wenn es dunkel wird in unserem Leben und wenn große Enttäuschungen über uns kommen, uns damit trösten, dass die Gegenwart oft erst im Licht der Ver-

gangenheit hell wird, und dass wir uns dann mit Geduld wappnen und mit Vertrauen, darum gilt es auch, dass wir stets darum besorgt sind, dass wir nicht selber schuld sind, wenn wir nicht sehen, damit uns die Augen nicht erst dann aufgehen, wenn es zu spät ist.

Auch mit uns geht der Auferstandene, wie er mit den Emmaus-Jüngern gegangen ist, leibhaft in seiner eucharistischen Gegenwart, geistigerweise, sofern er gesagt hat „ich bin bei euch alle Tage“ (Mt 28, 20). Er ist bei uns, und er begleitet uns, wenn wir uns zu ihm bekennen, nicht nur mit Worten, er verlässt uns, wenn wir ihn zurückweisen. Wir weisen ihn zurück, wenn wir ihn vergessen und wenn sein Wort uns weniger bedeutet als das oft so verantwortungslose Geschwätz der Massenmedien und deren provozierende Bilder, wenn wir die Institutionen dieser Welt höher einschätzen als die Kirche, wenn bei uns die Menschenfurcht größer ist als die Gottesfurcht und wenn das Ansehen bei den Menschen wichtiger ist für uns als das Ansehen bei Gott.

4. Sonntag der Osterzeit

„Macht euch nicht die Art dieser Welt zu eigen, sondern wandelt euch um durch ein neues Denken!“

Der Apostel Paulus schreibt im 12. Kapitel des Römerbriefes: „Macht euch nicht die Art dieser Welt zu Eigen, sondern wandelt euch um durch Erneuerung eures Denkens, um zu prüfen, was gut, wohlgefällig und vollkommen ist“. Diese Aufforderung ergeht an uns alle. Heute ist sie von außerordentlicher Aktualität, da die Konturen des Christentums immer schwächer werden, im Leben des Einzelnen wie auch im Leben der Kirche. Es handelt sich hier um die gleiche Forderung, die Jesus stellt, wenn er zur Umkehr ruft um des Himmelreiches willen oder wenn er sagt: „Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“. Sie meint, dass wir ganz für Gott leben, dass wir uns konsequent in die Nachfolge Christi begeben und den Weg der Heiligung gehen. Was aber für alle gilt, das gilt in besonderer Weise für Priester und Ordensleute, sie müssen den Gläubigen vorangehen. Sie müssen das beispielhaft leben, was alle verpflichtet.

Wir begehen heute den Weltgebetstag für geistliche Berufe. An diesem Tage sollen wir uns die Tatsache vor Augen führen, dass die Zahl der Priester- und Ordensberufe bei weitem nicht hinreicht. Wir müssen das Problem jedoch differenzierter sehen. Wichtiger als die Quantität ist die Qualität. Die Qualität, sie ist das Problem heute, was freilich nicht immer genügend erkannt wird von den Verantwortlichen. Die Inkonsequenz und die Halbheit der Priester und der Ordensleute haben verheerende Folgen: Das Volk Gottes wird es weithin aufgeben, den Weg der Heiligung zu gehen, und junge Menschen werden in großer Zahl das Ideal des Priester- und Ordenslebens aus dem Auge verlieren. Wenn die Qualität gut ist, brauchen wir uns keine Sorgen zu machen um die Quantität. Die Qualität bringt auf die Dauer auch die Quantität, nicht vermag jedoch die Quantität die Qualität zu steigern.

Manche sagen: Wenn die Kirche weniger verlangt von ihren Priestern und von den Ordensleuten, intellektuell, moralisch und religiös, dann hat sie genug, wenn sie beispielsweise auf die Ehelosigkeit der Priester verzichtet und die Ordensregeln lockert, wenn sie die Priester und Ordensleute in weltlicher Kleidung umherlaufen lässt und dem Liberalismus die Tür öffnet. Das ist kurzsichtig und ein verhängnisvoller Irrtum. Das hat sich bereits als Irrtum erwiesen, denn in dieser Weise beherrscht schon seit geraumer Zeit die Reduktion das Feld in der Kirche.

Auf die Steigerung der Zahl der Priester und der Ordensberufe, darauf muss sich unser Gebet richten, aber auch unser eigenes ernstes Bemühen im Dienste Gottes und unserer Heiligung. Wie das Volk Gottes ist in seiner Gesamtheit, so sind auch die Priester, aber es gilt auch: Wie die Priester, so das Volk.

Der Weltgebetstag für geistliche Berufe will für uns alle eine Erinnerung an unsere Verantwortung für die Kirche und für die Sache Gottes sein, dass wir uns nicht die Art der Welt zu Eigen machen, dass wir uns vielmehr umwandeln durch ein neues Denken, dass wir uns umwandeln lassen durch Gott.

Unsere Welt braucht Gott und die Kirche, heute mehr denn je. Das steht fest. Wie weit dieser Dienst geleistet werden kann, das hängt von uns allen ab. Dabei geht es einerseits um unsere Konsequenz im Leben aus dem Glauben und in der Heiligung unseres Lebens, das setzt voraus, dass wir nicht auf den Beifall der Massen schießen und uns das

Gesetz des Handelns nicht von den Menschen, sondern von Gott vorschreiben lassen. Andererseits geht es dabei darum, dass wir das Anliegen der Weckung von Priester- und Ordensberufungen im Gebet vor Gott hintragen. Es muss das verweltlichte Klima, das sich mehr und mehr breit macht in der Kirche, überwunden werden, und die Kirche muss ihr Profil zurückerhalten. Der Grund für unsere Misere liegt in unserer Anpassung an den Zeitgeist, was vielleicht in der Hoffnung geschieht, diesen zu erlösen, aber die Hoffnung trügt, und in unserer religiösen Gleichgültigkeit. Wir haben heute unendlich viel an Substanz und an Überzeugungskraft verloren. Es gilt, dass wir wieder eine wirklich christliche Atmosphäre schaffen. Im Übrigen werden Priester und Ordensleute, die das leben, was sie verkünden oder was die Kirche offiziell verkündet, immer Gefolgschaft finden, ja, nur sie werden sie auf die Dauer finden. Das gilt nicht weniger für die einfachen Gläubigen. Religiöse Bequemlichkeit und ein konsumorientiertes Leben, ein funktionalistisches Verständnis des Amtes in der Kirche und die Verbürgerlichung der Amtsträger, das alles ist ein schlechter Nährboden für Priester- und Ordensberufungen. Es liegt also an uns allen, wenngleich - zugegebenermaßen - nicht alle die gleichen Möglichkeiten und den gleichen Einfluss haben.

Ein Weiteres kommt hinzu: Manche Berufungen werden Gott und den Menschen dadurch genommen, dass Eltern Kindern, die nach Gottes Willen geboren werden sollen, den Eintritt in die Welt verwehren oder ängstlich die Kinderzahl beschränken, wie es eben dem Geist dieser Welt entspricht.

Und sicherlich gehen auch viele Berufungen verloren, weil sie nicht genügend gepflegt werden. Dank der eisigen Luft, die manche Familie heute beherrscht oder die das Klima vieler unserer Schulen und Pfarrgemeinden bestimmt, kann sich mancher keimende Beruf nicht entfalten. Nicht zuletzt ist die Zahl der Priester- und Ordensberufe immer auch ein Spiegelbild der kirchlichen Jugendarbeit. Wem die Fragwürdigkeit dieser Sparte der Glaubensverkündigung und der Seelsorge noch nicht aufgegangen ist, an diesem Punkt müsste sie ihm aufgehen. Hier ist ein radikales Umdenken erforderlich. Die Jugend 2000 lässt da hoffen. Vielleicht.

Für Mangelberufe in der Welt kann man werben. Für den Beruf des Priesters und für den Ordensberuf ist eine Werbung im eigentlichen Sinne nicht möglich, denn womit soll man da werben, mit viel Freizeit oder mit guten Verdienstmöglichkeiten oder mit einem festen Arbeitsplatz? Zudem ist es Gott, der die Berufungen bewirkt. An uns ist es

jedoch, dass wir den Boden dafür bereiten, dass wir eine Atmosphäre schaffen, in der Gottes Ruf gehört werden kann und gehört wird.

Verfehlt ist es, aus dem Welttag für geistliche Berufe einen Welttag für kirchliche Berufe zu machen, wie es zuweilen geschieht, indem man die Laienberufe, die man neuerdings zur Unterstützung der Seelsorge geschaffen hat, hier einbezieht. Zum einen sind diese Berufe von gänzlich anderer Art als die Berufungen zum Priestertum und zum Ordensstand - wir müssen hier Berufe und Berufungen unterscheiden -, und zum anderen regenerieren sich diese Berufe ganz von selber, auch ohne Werbung. Zudem können sie die Priester und die Ordensleute nicht ersetzen, und nicht selten sind sie gar kontra-produktiv im Hinblick auf die Priester- und Ordensberufungen. Was die Kirche wirklich braucht, sind qualifizierte Priester- und Ordensberufungen. Alles andere belastet sie, die Kirche, wie auch letzten Endes die Betroffenen. Wenn man von den Priestern und den Ordensleuten absieht, ist das Ideal in der Kirche das Ehrenamt. Nur dieses ist letztlich auch zukunftssträftig.

Am Weltgebetstag für geistliche Berufe, geht es um die Wandlung unserer Herzen und unseres Lebens, geht es darum, dass wir uns alle konsequent in die Nachfolge Christi begeben und den Weg der Heiligung gehen und so eine Atmosphäre schaffen, in der Gottes Ruf zum Priester- und Ordensstand wieder gehört werden kann. Wenn schon immer Nachfolge Christi Abkehr von der Welt bedeutet, so gilt das besonders heute, in einer Zeit und in einer Welt, die sich weithin bewusst in einen Gegensatz zu Gott stellt. „Macht euch nicht die Art dieser Welt zu Eigen“, mahnt uns der Apostel. Als Getaufte und Gefirmte leben wir nicht für uns, sondern für Gott und für die Ewigkeit. Wissen wir das und leben wir so, dann wird uns das Gebet für Priester- und Ordensberufungen eine Selbstverständlichkeit sein. Dann ist es aber auch schon halb erhört. Erneuerung gibt es nicht durch ein Weniger an Christushingabe und Kreuzesnachfolge, sondern nur durch ein Mehr, durch ein Mehr an Glaube, Opfer und Vertrauen.

5. Sonntag der Osterzeit

„Wo ich bin, da sollt auch ihr sein“

„Wo ich bin, da sollt auch ihr sein“. Dieser Satz des heutigen Evangeliums gehört in die Abschiedsreden Jesu an den engsten Kreis seiner Jünger am Abend vor seinem Leiden: Er ist im Begriff, diese Welt zu verlassen und dorthin zurückzukehren, von wo er ausgegangen ist. Da will er ihnen klar machen, dass diese Trennung nur vorübergehend ist, dass sie, die Jünger, bald wieder mit ihm vereinigt sein werden. Daher erklärt er ihnen: „Wo ich bin, da sollt auch ihr sein“. Er geht ihnen voraus, um ihnen eine Wohnung zu bereiten. Bald werden sie wieder zusammen sein, aber unter anderen Bedingungen als bisher, ohne die Mühen des Alltags, ohne die Last der apostolischen Aufgabe, ohne den Spott der Menschen, ohne Verfolgung und ohne Leiden. Das Wiedersehen wird unter einem ganz anderen Stern stehen, es wird von der reinen und unvergänglichen Freude jener anderen Welt bestimmt sein, in der Gott ihnen alle Tränen von ihren Augen abwischen wird. Weil es da keine Bosheit mehr geben wird, wird es da auch kein Leid mehr geben.

Zwischen dem Abschied und dem Wiedersehen steht indessen die Zeit der Bewährung, stehen indessen jene Jahre und Jahrzehnte, die die Jünger noch in dieser Welt verbringen müssen. Die Voraussetzung für die ewige Gemeinschaft mit dem Meister ist die, dass sie ihm während seiner Abwesenheit die Treue halten, dass sie für ihn arbeiten, dass sie sich nicht häuslich einrichten in der Welt und ihn schließlich ganz und gar vergessen. In einer altchristlichen Homilie heißt es im Blick auf diese Perikope: Seid Vorübergehende! Das heißt: Vergesst nicht die Vorläufigkeit eurer Existenz in dieser Welt!

Entsprechend den Abschiedsreden will Jesus nicht nur, dass seine Jünger in der Ewigkeit bei ihm sind, auch in der Zeit sollen sie es sein, ja, das Eine ist die Voraussetzung für das Andere. Das Ziel ist zugleich der Weg. Nur dann können die Jünger in der Ewigkeit bei ihm sein, wenn sie jetzt bei ihm sind.

Das gilt auch für uns. Auch wir stehen gewissermaßen zwischen dem Abschied und dem Wiedersehen. Auch wir müssen uns wie die Apostel in dieser Zeit unseres Lebens bewähren und durch die Gemeinschaft mit Christus auf Erden die Gemeinschaft mit ihm im Himmel gewinnen. Er will die ewige Gemeinschaft mit uns, aber sie muss schon hier beginnen. Daher gilt das Wort: „Wo ich bin, da sollt auch ihr sein“ (Joh 14, 4) nicht nur für die Zukunft, sondern auch für die Gegenwart. Somit wird die Verheißung zum

Auftrag, die Gabe zur Aufgabe.

Die Verheißung Jesu ist nicht ohne Bedingung: Wir werden bei ihm sein, wenn wir bei ihm sind. Und die Frage, ob wir morgen da sind, wo Christus ist, wird zur Schicksalsfrage unseres Lebens.

Wo aber ist Christus heute? Diese Frage drängt sich auf an dieser Stelle. Oder die Frage: Wo finden wir ihn denn heute? Allzu sehr verbirgt er sich in unserer Zeit. Daher kann die Forderung, dass wir uns ihm zugesellen, dass wir seine Gemeinschaft suchen, uns zuweilen schier unerfüllbar erscheinen.

Selbst in seiner Kirche und ihren Vertretern können wir ihn oft nicht entdecken, so sehr wir uns darum auch bemühen. Nachhaltig hat der Heilige Vater diesen Gedanken in den vergangenen Tagen auf seiner Reise in die Vereinigten Staaten hervorgehoben, wenn er die Spaltung und die Polarisierung in der Kirche beklagt hat sowie heute in der Kirche verbreitete Haltungen, die gegen die Wahrheit des Evangeliums gerichtet sind.

Egoismus, Selbstsucht und Selbstgenügsamkeit breiten sich heute in verhängnisvoller Weise aus in unserer Gesellschaft. In wachsender Zahl suchen die Menschen ihren persönlichen Vorteil, und das in skrupelloser Weise, und wirkliches Verantwortungsbewusstsein bekommt mehr und mehr Seltenheitswert. Erinnerung sei hier an die Macht der Pornographie in den Massenmedien und an die mächtige Abtreibungs-Lobby und neuerdings an die zynische Propagierung der Straffreiheit bei der aktiven Mithilfe zum Selbstmord in ihnen. Erinnerung sei hier aber auch an die gewissenlose Verherrlichung der Gewalt in den Massenmedien.

Die bedingungslose Absage an Christus und seine Weisung hat viele Gesichter. In unserer heute so kompliziert gewordenen Welt kommt sie in jedem Fall einer Entscheidung für die Selbsterstörung gleich. Das gilt individuell und allgemein, individuell für den Einzelnen und allgemein für die profane Gesellschaft, aber auch für die Kirche, die heute ihre Eigenart immer mehr zur Disposition stellt und einem destruktiven Zeitgeist nachläuft. Auch davon hat der Papst in den Vereinigten Staaten gesprochen. Ähnliche Töne vernehmen wir heute aus dem Mund des Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche Deutschlands. Nicht von ungefähr bezeichnet sich Christus nicht nur als den Weg

und die Wahrheit, sondern auch als das Leben.

Da ist die Frage sehr verständlich: „Wo ist denn Christus?“ Die Antwort auf sie aber kann nur lauten: Er ist da, auch heute, verborgen, und wir erkennen ihn, wo wir uns bemühen, seine Jünger zu sein, sein Beispiel nachzuahmen, auf sein Wort zu hören und mit ihm verbunden zu sein, wo wir ihn suchen in unseren Gebeten und in den heiligen Sakramenten und wo wir die Kirche lieben.

Je heidnischer unsere Umwelt wird, um so mehr gilt für uns jener Grundsatz, nach dem die Christen einst, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, eine sterbende Welt zu neuem Leben erweckt haben, der Grundsatz, dass wir uns von der Masse distanzieren, dass wir unseren eigenen Lebensstil entwickeln, dass wir ein eigenständiges Leben führen, dass wir nicht überall dabei sein wollen und dem Zeitgeist und der Mode hinterher rennen.

Der Heilige Vater beklagt in diesen Tagen in den Vereinigten Staaten die Horizontalisierung der Botschaft der Kirche, das Fehlen der Vertikalen in der Glaubensverkündigung, den Verlust der eschatologischen Dimension des Christentums, den Ausfall der Transzendenz sowie des Gespürs für das Heilige, für das Gebet und für die Gottesverehrung.

Die zentrale Aussage des Evangeliums des heutigen Sonntags „wo ich bin, da sollt auch ihr sein“, ist ein Trost für uns, zugleich aber auch eine Schicksalsfrage, von daher ein Appell, eine Aufforderung. Sie meint, dass wir mit Christus durch dieses Leben gehen, verbunden mit ihm durch das Gebet und die Gnade, verbunden mit ihm aber auch durch unser Tun und Lassen, durch unsere Wertmaßstäbe und durch unsere Entscheidungen, durch unseren konsequenten Einsatz für das Wort Gottes und für die Botschaft vom ewigen Leben.

Das Ziel kann nur der erreichen, der sich auf den Weg macht. Gott erspart uns nicht die Mühe der eigenen Anstrengung. Wenn Menschen es tun, so erheben sie sich über Gott, um sich den anderen Menschen zu empfehlen. Gott ist getreu, aber seine Treue ist unwirksam für uns, wenn wir untreu sind, wenn wir uns mit den Feinden Gottes, nicht mit seinen Freunden, verbünden. Erkennen können wir sie, die Feinde Gottes, an ihren

Früchten (Mt 7, 16).

6. Sonntag der Osterzeit

**„In der Welt werdet ihr Drangsal leiden, aber seid getrost,
ich habe die Welt überwunden“**

Der 1. Petrusbrief, dem die (zweite) Lesung des heutigen Sonntag entnommen ist, wendet sich an Christen, die um ihres Glaubens willen verfolgt werden. In Zeiten der Verfolgung ist man immer versucht, sich anzupassen, wenigstens äußerlich. Man verbirgt seine Überzeugung, verhält sich ruhig und macht äußerlich mit, wenn man nicht gar abfällt und äußerlich und innerlich mitmacht. Ein solches Verhalten entspricht jedoch nicht der Erwartung Gottes an uns, in den Augen Gottes ist das Verrat. Nicht die Anpassung erwartet Gott von uns und erst recht nicht den Abfall. Er erwartet vielmehr von uns, dass wir, wenn wir um seinetwillen verfolgt werden, das heißt um der Wahrheit oder auch um der Gerechtigkeit willen - die Wahrheit ist die Gerechtigkeit, und die Gerechtigkeit ist die Wahrheit -, dass wir also, wenn wir um seinetwillen verfolgt werden, ihn bitten um die Tugend der Tapferkeit und dass wir standhaft sind.

Der 1. Petrusbrief wird nicht müde, diese doppelte Erwartung Gottes an uns mit immer neuen Worten zum Ausdruck zu bringen. Er ist im Grunde ein einziger Appell an unsere Treue. Treue aber ist konsequente Liebe. Dabei zeigt uns der Brief, wie unsere Treue aussehen muss, wie wir sie halten und wie wir uns in ihr bewähren sollen. Nicht zuletzt erinnert er uns daran, dass die Zeit kurz ist, die Zeit der Leiden, und dass Gott auf unserer Seite steht, wenn wir die Wahrheit, die ja letztlich mit ihm identisch ist, bezeugen.

In diesem Zusammenhang fordert die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags uns auf, unseren Christusglauben - das ist der Glaube der Kirche der Jahrhunderte - tapfer zu bekennen, nicht aufdringlich, wohl aber in Gelassenheit und in innerer Sicherheit, ohne Angst und vor allem in der entschlossenen Bereitschaft, um dieses Glaubens willen zu leiden.

Auch in unserer Zeit gibt es Christenverfolgungen, auch blutige, aber weniger - über

diese berichtet man allerdings nicht sehr viel, gern verschließt man die Augen vor ihnen -, häufiger sind heute jedoch die unblutigen Verfolgungen der Christen. Aber auch sie verschweigt man gern. Die deutsche Sektion des internationalen Werkes „Open Doors“ in Kelkheim bei Frankfurt - die Organisation ist überkonfessionell, früher nannte sie sich „Offene Grenzen“ - spricht von 200 Millionen Christen, die heute in mehr als 60 Ländern verfolgt und benachteiligt werden. Sie erklärt, dass die überlebenden kommunistischen Staaten nichts von ihrem atheistischen Hass verloren haben, dass es sehr düster aussieht in der islamischen Welt und dass es selbst im Hinduismus und im Buddhismus Verfolgungen und Benachteiligungen der Christen gibt. Das „Päpstliche Jahrbuch“ spricht für das Jahr 2007 von fünfzehn Priestern und zwei Ordensleuten, die um ihres Glaubens willen ermordet wurden. Das alles wird heute gern heruntergespielt. Die manipulierte öffentliche Meinung ist die, dass unsere Welt tolerant sei, dass die Moderne wesentlich von der Toleranz geprägt sei, was jedoch mitnichten der Fall ist. Zudem gilt vielfach in der Öffentlichkeit unterschwellig die Meinung: Den Christen geschieht schon recht, wenn sie verfolgt und benachteiligt werden, wenn sie sich nicht anpassen und aufgeben.

Die Unduldsamkeit ist heute größer, als wir es wahrhaben wollen, vielleicht größer noch als in jenen Zeiten der Intoleranz, die wir allzu gern anprangern. Sie verbirgt sich heute gern unter dem Gewand des Relativismus, der die Standpunktlosigkeit kanonisiert. Auf jeden Fall breitet sie sich in der Gegenwart sichtlich aus im Gefolge eines wachsenden Egoismus und einer zunehmenden Rücksichtslosigkeit. Die Unduldsamkeit, die Intoleranz, sprengt heute viele Gemeinschaften: Ehen, Familien, Betriebe, Vereine und nicht zuletzt auch Pfarrgemeinden. Man redet von der Toleranz, lebt aber die Intoleranz. Die Unduldsamkeit macht es immer schwerer, dass Menschen zueinander finden, wenngleich sie sich so sehr danach sehnen und auch im Grunde darauf angewiesen sind.

Daher darf es nicht verwundern, wenn die Christen nicht nur von außen verfolgt werden, sondern auch von innen, wenn zuweilen die eigenen Glaubensbrüder an den Verfolgungen beteiligt sind. Das ist schmerzlich. Allein, Christus hat es so vorausgesagt.

Von innen her verfolgt werden vielfach jene Christen innerhalb der Christenheit, die sich konsequent als Christen bekennen, die kompromisslos die Forderungen Christi le-

ben und nach außen hin vertreten, die nicht mit den Wölfen heulen. Gern werden sie als Fundamentalisten disqualifiziert und als Fanatiker, wenn nicht gar als Geistesranke. Verfolgt werden sie, freilich unblutig, in jenem kirchlichen Milieu, das sich von der Säkularisierung hat überrollen lassen, in dem die Säkularisierung als der wahre Fortschritt angesehen wird.

Innerhalb der Kirche wird die Zahl derer, die sich einem fragwürdigen Weltgeist anpassen und einem verweltlichten Lebensstil, immer größer. Sie aber sind intolerant gegenüber jenen, die das nicht mitmachen. Letzten Endes ist das deshalb so, weil sie durch jene, die es anders machen, in ihrem Gewissen verunsichert werden, weil sie im Tiefsten doch wissen, dass das, was sie als Wandel anpreisen, einem inneren Verfall gleich kommt. Die Kirche verliert ihr Profil, nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, auch in ihrem inneren Gehalt. Darauf hat der Heilige Vater seit dem Beginn seines Pontifikates wiederholt hingewiesen.

In dieser Situation stellt sich allzu leicht die Versuchung ein, dass man sich anpasst und sein Gewissen zum Schweigen bringt. Die Versuchung, sich anzupassen, wenn man isoliert ist und allein steht, ist nun einmal groß. Und die Gleichgültigkeit und die Trägheit tun dann noch das Übrige. Zudem ist der Herdentrieb in uns allen sehr mächtig. Niemand kann sich frei sprechen von ihm. Aber - wir müssen uns dagegen stellen. Das ist unsere genuin christliche Berufung. Da gilt das Jesuswort: „In der Welt werdet ihr Drangsal leiden, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (Joh 16, 33).

Dass wir uns nicht anpassen und dem Sog der Masse erliegen, dazu bedarf es der Tugend der Tapferkeit. Sie hat ihren Nährboden in der konsequenten Liebe zu Christus. Diese aber besteht darin, dass wir ihm den ersten Platz in unserem Leben einräumen, nicht uns selbst oder irgendeinem Menschen oder unserem Besitz oder unserem Vergnügen. Das meint unsere Lesung mit der Mahnung, dass wir den Herrn heilig halten sollen in unseren Herzen.

Gerade hier muss auch die Gesundung der Kirche ansetzen. In der Liebe zu Christus und in der Treue zu ihm. Die Treue ist die Konsequenz der wahren Liebe. In einem authentischen Christentum geht es nicht um äußere Betriebsamkeit in der Gemeinde, sondern um die Hinwendung der Herzen zu Christus, dem Herrn. Das Betätigungsfeld sol-

cher Liebe und Treue aber sind die alltäglichen Aufgaben, die auf uns warten. Dazu gehört wesentlich auch der Geist des Gebetes. Und nicht zuletzt äußern sich diese Liebe zu Christus und diese Treue zu im offenen und freien Wort.

Wenn wir in diesem Sinne Christus heilig halten in unseren Herzen, werden wir es – vielleicht gar mit freudigem Herzen - in Kauf nehmen, dass man uns belächelt oder verspottet, dass man uns sagt, wir seien nicht auf der Höhe der Zeit oder wie seien von gestern oder dass man uns durch Schikanen und Benachteiligungen das Leben schwer macht. Was uns dann trägt, das ist das Wissen darum, dass die Zeit kurz und dass Gott mächtiger ist als seine Feinde und dass es ehrenvoll ist, mit Christus zu leiden, mit dem, der die selig gepriesen hat, die Verfolgung erleiden um der Gerechtigkeit willen (Mt 5, 10).

Von der Verfolgung ist die Rede in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags, von der Verfolgung um des Christusglaubens oder um der Gerechtigkeit willen. Immer ist die Wahrheit des Christentums in Bedrängnis, wenn sie authentisch verkündet und geliebt wird. Zu ihr gehören wesentlich das Zeugnis und die Drangsal um des Zeugnisses willen, selbst in einem mehr oder weniger homogenen christlichen Milieu. In diesem Sinne sagt Christus prophetisch: „Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen“ (Joh 15, 20). Am Widerspruch der Welt und derer, die die Welt mehr lieben als ihren Schöpfer und Erlöser, erkennen wir, dass wir auf der Seite Gottes stehen, dass wir Christus lieben und ihm die Treue halten. Die ungeteilte Zustimmung der Welt, wo sie uns begegnet, muss uns skeptisch machen. Von den Aposteln heißt es in der Apostelgeschichte: „Sie freuten sich, weil sie um des Namens Jesu willen hatten Schmach erleiden müssen“ (Apg 5, 41). Und Paulus beschwört die Gläubigen in Rom und mit ihnen uns alle mit den Worten: „Werdet dieser Welt nicht gleichförmig“ (Röm 12, 2). Das müssen wir uns gerade heute ins Gedächtnis zurückrufen.

Christi Himmelfahrt

„Voll Freude kehrten sie zurück nach Jerusalem“

Wir begehen heute das Gedächtnis eines seltsamen, eines ungewöhnlichen Abschieds: Der Evangelist Lukas erklärt in seinem Evangelium: „Voll Freude kehrten sie (die Jünger) zurück nach Jerusalem“ (Lk 24, 52). Und er bemerkt: „Während er, der Auferstandene, sich vor ihnen erhob, segnete er sie“ (Lk 24, 51). Jesus kehrt heim zu Gott, seinem Vater, von dem er ausgegangen ist, und er nimmt seine menschliche Natur mit in die himmlische Heimat.

Die Jünger freuten sich, weil der Meister sie nur in seiner sichtbaren Gestalt verlassen hatte. Er hatte sie verlassen, um in einer neuen und tieferen Weise bei ihnen zu sein „alle Tage bis an das Ende der Welt“ (Mt 28, 20).

Sie wussten: Nun war er nicht mehr an den Raum und an die Zeit gebunden, nun konnte er ihnen immer und überall nahe sein, ob sie in Jerusalem waren oder in Athen oder in Rom. Nun konnte er allen, jedem Einzelnen, nahe sein, näher als das bisher möglich war.

Das ist das Eine: Er hatte sie verlassen, sich ihnen damit aber in einer neuen und tieferen Weise geschenkt. Dann freuten sie sich auch deshalb bei diesem Abschied, weil er sie daran erinnerte, dass das grausame Leiden nun vorüber war: Das Kreuz, der Tod, die Schmerzen, der Kampf, die Mühe, das Leid. Das große Werk der Erlösung war vollendet. Und die Himmelfahrt des Erlösers war wie ein Schlussakkord am Ende eines gewaltigen musikalischen Kunstwerks. Aus dem Leidensweg war ein Weg unbeschreiblicher und endloser Freude geworden. Ihr Jesus hatte das Dunkel besiegt, endgültig, und sterbend hatte er seine Widersacher überwunden. Eine schwere Zeit war für ihn vorüber und auch für sie, leidend und sterbend hatte er gesiegt, in seinem Untergang hatte er die Sünden der Welt getragen und gesühnt. Darum gestaltete sich seine Heimkehr zu Gott, seinem Vater, als ein machvoller Triumphzug.

Dann gibt es endlich noch einen dritten Grund, weshalb die Jünger sich freuten bei diesem Abschied. Sie erinnerten sich daran, dass er gesagt hatte, er werde ihnen eine Wohnung bereiten, er werde wiederkommen und sie zu sich holen. Sie wussten, wie schnell die Jahre vergehen, wie kurz diese unsere Lebenszeit ist. Einer von den zwölf Aposteln folgte dem Meister gerade 10 Jahre später. Er erlitt den Märtyrertod durch das Schwert des Herodes im Jahre 42. Auch die anderen starben eines gewaltsamen Todes nicht lan-

ge darauf. Petrus war der Letzte, 30 Jahre später, wenn man von Johannes absieht, der der Überlieferung nach noch 60 Jahre leben durfte und schließlich hoch betagt eines natürlichen Todes gestorben ist. Allein, was sind 60 Jahre im Vergleich mit der Ewigkeit. Die Freude der Jünger bei ihrem Abschied war daher nicht zuletzt Vorfreude im Hinblick auf ihre eigene Himmelfahrt, im Hinblick auf die ewige Wohnung, die er ihnen bereiten wollte.

In dieser Vorfreude betrachteten sie nun alles Schöne, das sie von jetzt an erlebten, als einen Abglanz der ewigen Schönheit, die ihnen bald geschenkt werden sollte. Und von nun an war ihnen alles Leid, das sie quälte, Prüfung und Läuterung, wodurch ihre Sehnsucht nach der Vollendung umso mehr geweckt wurde.

Auch uns ist der zu Gott Heimgekehrte nahe, wenn wir uns nicht interesselos von ihm abwenden, wenn wir uns ihm zuwenden, wenn wir ihn suchen. Da er in seiner neuen Existenzweise erhaben ist über Raum und Zeit, können wir alle Wege unseres Lebens in der Gemeinschaft mit ihm gehen. Und er möchte mit uns gehen wie er einst mit den zwei Jüngern von Jerusalem nach Emmaus gegangen ist, er möchte uns begleiten auf allen Straßen unseres Lebens, uns tröstend und uns aufmunternd. Tatsächlich ist er bei uns und geht er mit uns, wenn wir gut sind und uns immerfort bemühen, gut zu sein, wenn wir nicht die Wege seiner Feinde gehen, die nicht aussterben bis zum Ende der Welt. Und seine Feinde sind zahlreich heute, ihr Evangelium ist das Evangelium vom Konsum, vom Genießen, von der moralischen Verantwortungslosigkeit, von der Gleichgültigkeit, von der Rücksichtslosigkeit, vom Stolz und von der Anmaßung. Paulus sagt: „Ihr Gott ist der Bauch. Ihr Ende ist das Verderben“ (Phil 3, 19).

Er geht mit uns, wenn wir ihm und seinen Weisungen folgen, wenn wir uns bemühen, ihn auf dem Weg zu finden, den er vor uns gegangen ist, und wenn wir ihn im Gebet nicht vergessen. Dann ist er auch bei uns alle Tage, bis er einst wiederkommen wird auf den Wolken des Himmels.

Wie die Jünger sich freuten, weil das Leid vorüber war für ihren Meister, weil er das Werk der Erlösung vollbracht hatte, so dürfen auch wir uns freuen mit ihm und mit ihnen. Ja, wir müssen uns darum bemühen.

Wer würde sich nicht freuen, wenn ein guter Freund, der Schweres hat durchmachen

müssen, alles überwunden hat, wenn er aus der Fremde, in der es ihm übel ergangen ist, in die Heimat zurückkehren konnte?

Und endlich war der Abschied der Jünger von ihrem Meister ein froher Abschied, weil er ihnen eine Wohnung bereiten wollte. Die Heimat Jesu ist auch unsere Heimat. Deshalb muss unser Lebenskompass auf den Himmel hin ausgerichtet sein. Der Himmel, das ist nicht der Himmel über den Sternen, er ist das unsichtbare Reich Gottes. Er ist unbeschreiblich, nur in Bildern können von ihm wir reden. Er ist der Ort der unsagbaren Seligkeit, wo es kein Leid, keine Sorge keine Angst, keine Trauer, keinen Krieg und keinen Tod mehr geben wird. Alles das ist dort vorüber, weil es da keine Sünde mehr geben wird, denn alles Schwere in dieser Welt, so belehrt uns Gott selber, ist die Folge der Sünde. Gott und der Himmel sind unsichtbar für unsere menschlichen Augen.

Aber es gibt vieles, was wir nicht sehen können. Nur der Tor sagt: Für mich gibt es nur das, was ich mit meinen Augen sehe.

Viele Menschen verlieren sich heute an die Erde, allzu viele. Das Sichtbare ist ihre Welt. Ihr Lebenskompass ist nicht mehr auf den Himmel hin ausgerichtet. Ihnen müssen wir durch unsere Gesinnung, durch unser Reden und durch unser Handeln immer neu zu einer lebendigen Mahnung werden: Denk an die Ewigkeit! Vergiss nicht das Wichtigste in Deinem Leben!

Wer sich nicht auf den Weg macht, gelangt nicht ans Ziel. Bemühen wir uns nicht um den Himmel, gelangen wir nicht in ihn hinein. Christus, der Auferstandene, will uns unsichtbar begleiten auf unserem Weg zur Vollendung, vorausgesetzt, dass wir versuchen, uns seiner würdig zu erweisen. Er hat das Leid und den Tod überwunden und diese Welt verlassen, um uns einen Platz im Himmel zu bereiten. Darum freuen sich die Jünger beim Abschied von ihm. Wenn wir ihren Glauben teilen, gibt Gott uns Anteil an ihrer Freude.

7. Sonntag der Osterzeit

„Vater, verherrliche deinen Sohn ... Bewahre sie in deinem Namen“

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist wie schon am vergangenen Sonntag den Abschiedsreden Jesu entnommen, die uns der Evangelist Johannes aufgezeichnet hat. In diesen Abschiedsreden nimmt Jesus gleichsam sein Leiden und Sterben, das wenige Stunden später beginnen sollte, vorweg. In der Lesung, die dem 1. Petrusbrief entnommen ist - ihm war auch schon am vergangenen Sonntag die Lesung entnommen -, geht es um die spätere Teilnahme der Jünger Jesu am Leiden und Sterben ihres Meisters. Näherhin bildet das Evangelium des heutigen Sonntags den Abschluss der Abschiedsreden Jesu, man pflegt ihn als das „Hohepriesterliche Gebet“ zu bezeichnen. In ihm geht es im Grunde um zwei Bitten. Die eine Bitte lautet: „Vater, verherrliche deinen Sohn“, die andere: „Bewahre sie (die Jünger, die in der Welt zurückbleiben) in deinem Namen“.

Die erste Bitte „Vater, verherrliche deinen Sohn“ verdeutlicht der Beter mit den Worten „damit der Sohn dich verherrliche“. In ihr bittet er den Vater, er möge ihm beistehen, dass er das durchstehen kann, was ihm bevorsteht. Er war Gott, „Gott von Gott, Licht vom Licht“, wie es im großen Credo heißt, das wissen wir im Glauben, aber sofern er auch Mensch war, hatte er Angst vor dieser Bewährungsprobe. Ja, Todesangst hatte er vor dem grausamen Sterben, das ihm bevorstand. Er wusste nicht, wie es vonstatten gehen werde, aber dass es grausam sein würde, das wusste er.

Wir dürfen die Bitte Jesu „Vater, verherrliche deinen Sohn“ weiter fassen und umfassender verstehen, im Blick auf die Geschichte der Kirche bis zum Ende der Zeit. Denn in der Kirche geht das Leiden und Sterben Jesu weiter, die Kirche ist der fortlebende Christus. Von der Kirche, in der Jesu Leiden und Sterben fort dauert, ist in der Lesung dieser heiligen Feier die Rede. Die Bitte „Vater, verherrliche deinen Sohn“ hat von daher noch eine tiefere Bedeutung.

Für seinen Sohn hat Gott die Bitte erhört, er hat ihn verherrlicht in seiner Auferstehung und sein Kreuz zum Baum des Lebens gemacht, für uns steht ihre Erhörung noch aus. Diese Erhörung ist für uns jedoch gleichzeitig ein Imperativ, wie das bei allen Gebeten der Fall ist, ob wir selber beten oder ob für uns gebetet wird. Gott erhört unsere Bitten nur, wenn wir mit ihnen mitwirken.

Die Verherrlichung Gottes, das ist die erste und entscheidende Aufgabe der Kirche, die

Verherrlichung Gottes, Christi und des Heiligen Geistes. Das gilt, ob die Kirche und wir in ihr nun teilhaben am Leiden Christi oder an seiner Freude. Um Gott geht es im Glauben der Kirche und um Christus, nicht um den Menschen. Um ihn geht es auch, um den Menschen, aber um ihn erst an zweiter Stelle. Das haben viele heute vergessen, wenn sie es nicht gar hart-näckig leugnen.

Die Ehre Gottes ist das Heil des Menschen. Diesen Satz darf man nicht auf den Kopf stellen. Das aber geschieht heute vielfach. Und der eine sagt es dem anderen nach.

Verherrlichen sollen wir den dreifaltigen Gott durch unsere Lebensführung und durch unser Gebetsleben. Die Verherrlichung des dreifaltigen Gottes ist die entscheidende Aufgabe unseres Lebens, nicht weil Gott uns braucht oder weil er dadurch etwas gewinnen könnte - er hat alles, und nichts kann ihm gegeben werden -, sondern deshalb, weil wir Menschen als von ihm Geschaffene und Erlöste nur so der Wirklichkeit gerecht werden, in die wir hineingestellt worden sind, und weil wir nur so Gott die rechte Antwort geben können auf seine Liebe.

Dass wir der Wirklichkeit gerecht werden, darauf kommt es an in unserem Leben. Bemühen wir uns darum, dezidiert, gewinnen wir nicht etwas, sondern alles. Lassen wir diesen Ruf verhallen, stellen wir uns gegen die Wirklichkeit, entschlossen, verlieren wir nicht etwas, sondern alles.

Die Verherrlichung Gottes, Christi und des Heiligen Geistes wird heute sehr klein geschrieben. Vielmals ist heute an die Stelle des Evangeliums von dem dreifaltigen Gott, der uns geschaffen und der uns erlöst hat, das Evangelium vom Menschen getreten. Nicht Gott, sondern der Mensch wird heute verherrlicht, vielfach, und wer es irgendwie machen kann, verherrlicht sich selber. Der Personenkult und die Selbstdarstellung treiben seltsame Blüten heute, auch in der Kirche. Da wird das Gebet des Psalmisten immer wieder in sein Gegenteil verkehrt: „Nicht uns, o Herr, sondern deinem Namen gib die Ehre“ (Ps 113, 9).

Wo immer der Mensch den Menschen oder sich selbst vergöttert, da zerstört er das Bild des Menschen. Das erleben wir heute in bedrängender Aktualität. Gott ist nicht der Konkurrent des Menschen. Er schenkt ihm vielmehr jene Würde, die er verliert, wenn er

sich an die Stelle Gottes setzt.

Unser Menschsein würde noch mehr mit Füßen getreten, als es jetzt schon geschieht, wenn es nicht noch in einer gewissen Zahl jene Menschen geben würde, die zuerst nach oben schauen, die Gott die Ehre geben, die wissen, dass es kein Heil gibt für den Menschen und dass der Mensch sein Menschsein zerstört, wenn er Gott seinen Platz nimmt, wenn er sich an seine Stelle setzt.

Wir stehen im Dienst der Ehre Gottes und Christi, wenn wir uns üben in den Tugenden der Gerechtigkeit, der Tapferkeit, der Geduld und der Selbstüberwindung, wenn wir uns unser Denken und Handeln nicht draußen aufdrängen lassen.

Vor allem stehen wir im Dienst der Ehre des dreifaltigen Gottes, wenn wir uns zu ihm bekennen und wenn wir uns einsetzen für ihn, nicht nur da, wo es unserer Ehre dient, sondern vor allem da, wo wir uns dabei Feindschaft, Verfolgung und Leiden einhandeln.

Damit sind wir aber schon bei der zweiten Bitte Jesu: „Bewahre sie in deinem Namen“. In ihr betet Jesus darum, dass seine Jünger, also wir, ihm und Gott die Treue halten, dass wir uns nicht an die Welt anpassen und uns ihr nicht andienen, dass wir uns aber auch nicht durch ihren Hass und ihre Feindschaft verwirren lassen, dass wir vielmehr in den vielfältigen Anfechtungen von außen und von innen unserer Sendung und dem, der uns sendet, treu bleiben.

Vor allem aber bezieht sich die Bitte Jesu „bewahre sie in deinem Namen“ darauf, dass seine Jünger die Einheit des Geistes bewahren. Gerade unter diesem Aspekt ist die zweite Bitte Jesu von besonderer Aktualität, denn nicht nur in der profanen Welt droht heute alles auseinanderzubrechen, auch in der Kirche. Um die innere Einheit der Kirche und um die äußere Einheit der Christen ist es heute, wenn man davor auch oft die Augen verschließt, schlechter bestellt als je zuvor. Das erscheint besonders widersinnig im Zeitalter der Ökumene. Dabei müssen wir sehen, dass gerade an der Einheit der Kirche die Glaubwürdigkeit ihres Zeugnisses hängt. Das ist deswegen so, weil der Kern der christlichen Botschaft die Liebe ist. Die Liebe aber kann man nicht glaubwürdig verkünden, wenn man sie nicht sichtbar lebt. Diesem Anliegen ist jedoch nicht gedient,

wenn man einfach alle Gegensätze überspielt. Es geht hier um die Einheit in der Wahrheit, nicht um die Einheit in der Lüge. Eine pragmatische Einheit ist nur eine scheinbare, sie ist nicht echt.

Vor seinem Tod betet Christus in feierlicher Form für sich und für uns. Er betet um seine Verherrlichung durch Gott in seinem unmittelbar bevorstehenden Leiden und Sterben, das seine Fortsetzung finden soll in seiner Kirche, und er betet um unser Bemühen um das Gute, um unsere Treue und um unsere Einheit. Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen diesen beiden Bitten, sofern der dreifaltige Gott in erster Linie verherrlicht wird durch das Bemühen der Jünger Jesu um das Gute, durch ihre Treue und durch ihre Einheit. Das eine wie das andere bewirkt letztlich der Geist Gottes, der Heilige Geist, um den die ersten Jünger in den Tagen nach der Himmelfahrt Jesu zusammen mit Maria, der Mutter Jesu, gebetet haben. Vereinigen wir uns mit ihnen, damit uns und der ganzen Kirche ein neues Pfingsten geschenkt werde.

Pfingsten

„Alle wurden vom Heiligen Geist erfüllt und fingen an zu reden“

Der Heilige Geist kam auf die ersten Jünger Jesu herab im Zeichen von feurigen Zungen. Das ist der Gegenstand des Pfingstfestes, das wir heute und morgen begehen, heute und morgen, weil es so bedeutsam ist für die Kirche und für die Welt. „Alle wurden vom Heiligen Geist erfüllt und fingen an, von den Großtaten Gottes zu reden“, heißt es in der (ersten) Lesung des heutigen Tages. Dieses Reden bringen die feurigen Zungen zum Ausdruck. Sie symbolisieren das Wirken des Heiligen Geistes. Sie sagen, was er vor allem tut, der Geist Gottes: Er löst die Zungen der Menschen, er lehrt sie und ermöglicht ihnen den Lobpreis Gottes, das Gebet, das Gespräch mit Gott, und das furchtlose und kraftvolle Zeugnis für ihn und für seine Heilstaten in der Welt.

Der Heilige Geist lehrt uns das Gebet und die Verkündigung, er lehrt uns, zu Gott zu reden und von ihm zu reden. Dazu befähigt er uns und dazu stärkt er uns.

Gewiss wirkt der Heilige Geist auf vielfache Weise in der Kirche und in der Welt. Ganz allgemein schreiben wir ihm das Werk der Heiligung zu - wir nennen ihn von daher den

Heiligen Geist -, vor allem aber das Gebet und das Bekenntnis.

Dabei sind diese beiden Momente nicht selten die beiden Seiten ein und derselben Wirklichkeit. Ja, sie sollten es eigentlich immer sein. Die Verkündigung der Großtaten Gottes, das Zeugnis von der Wahrheit des Evangeliums, das Zeugnis von Christus und seiner Kirche, es lebt vom Gebet, von dem Umgang mit Gott und mit Christus. Die Botschaft wird hohl, wenn sie nicht aus der Begegnung mit dem hervorgeht, den sie bezeugen will, sie wird formalistisch und leer, wenn sie nicht das verkündet, was das gläubige Herz erfahren hat in einem Leben aus dem Gebet. Sie ist kraftlos - wer wollte nicht sehen, dass das heute vielmals der Fall ist? -, sie ist kraftlos, die Botschaft, wenn die Boten nicht zuerst vor Gott hintreten, bevor sie vor die Menschen hintreten, wenn sie nicht aus dem Gebet hervorgeht und von ihm getragen wird.

Im Gebet empfängt die junge Kirche von Jerusalem den Heiligen Geist, den Jesus seinen Jüngern bei ihrer Aussendung verheißen hat, wenige Tage zuvor. Und sie empfängt ihn zum Gebet und zum Zeugnis.

Zweimal haben wir den Heiligen Geist empfangen, ein jeder von uns, zweimal wurde der Heilige Geist uns mit seiner Gabenfülle geschenkt, in der Taufe und in der Firmung. Damit wurden wir ein für allemal befähigt und beauftragt, offiziell, in seiner Kraft Zeugen Gottes und Christi zu sein, und das aus dem Geist des Gebetes.

Wenn wir ehrlich sind vor uns selber, müssen wir es zugeben, wir alle, dass wir diese Befähigung und diesen Auftrag nicht sehr ernst genommen haben: Den Lobpreis Gottes und die Verkündigung seiner Großtaten, das Gebet und das Bekenntnis. Wir alle haben das Zeugnis sehr klein geschrieben, das Zeugnis vor Gott und das Zeugnis für Gott und für seine Großtaten, und vielleicht noch kleiner das Gebet. Daher macht die Kirche in ihrer Gesamtheit keinen lebendigen Eindruck mehr, produziert sie allzu oft einen demonstrativen Optimismus, der nicht überzeugen kann. Darum geht die Zahl ihrer Mitglieder zurück. Darum schwindet das Interesse an der Kirche und an ihrer Botschaft in weiten Kreisen. Darum wird die Zahl derer immer größer, für die die Kirche kein ernstzunehmender Faktor mehr ist. Darum gibt es so viel Unwissenheit in religiösen Dingen, so viel Gleichgültigkeit gegenüber dem Glauben, so viel Kritik und so wenig Begeisterung, so viel Organisation und so wenig geistliches Leben. Darum gibt es so viel mora-

liche Umweltverschmutzung und so viel Ahnungslosigkeit bei den Verantwortlichen. Darum fehlt es an Priester- und Ordensberufen, richtiger müsste es heißen: an guten Priester- und Ordensberufen, und darum stagniert weithin die Weltmission.

Das Gebet und das Zeugnis im Heiligen Geist, dazu sind wir befähigt und beauftragt. Allein, wir widerstehen dem Geist, wir ersticken ihn in unserer Trägheit und Bequemlichkeit oder auch in unserer Furchtsamkeit, oftmals. Es ist aber nicht nur die Trägheit oder die Bequemlichkeit oder auch die Furchtsamkeit, wodurch unser lebendiges Zeugnis erstickt wird, es ist auch die fehlende Überzeugung bei vielen von uns. Richtig einsetzen kann ich mich nur für etwas, von dem ich überzeugt bin. Niemand kann geben, was er nicht hat. Wenn der Glaube stark ist und lebendig, dann gilt: Wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über.

Wir können keine Wunder von Gott erwarten, wenn wir uns nicht anstrengen. In der Regel ist es nicht so, dass die Gnade Gottes den Menschen überwältigt. Das gibt es, aber das ist nicht die Regel. Gott lässt uns die Freiheit, die er uns selber geschenkt hat. Normalerweise verzichtet er nicht auf unsere Mitwirkung.

Wir können Zeugen Gottes und Christi sein, und wir müssen es sein, denn dazu ist uns der Geist Gottes gegeben, und dazu wird er uns immer wieder gegeben, wenn wir uns öffnen für ihn.

Wenn wir ein Leben des Gebetes führen und wenn wir die Sakramente würdig empfangen und wenn wir uns bemühen, Gottes Botschaft demütig in der Welt zu bezeugen, dann schenkt uns der Geist Gottes die sieben Gaben des Verstandes, der Weisheit und der Wissenschaft, des Rates, der Stärke, der Frömmigkeit und der Gottesfurcht. Angesichts der geistigen Unklarheit, die heute überall herrscht, nicht nur in der Kirche, sind heute vor allem die drei ersten Gaben vonnöten. Ihrer bedürfen wir in erster Linie für das Reden im Heiligen Geist, für das Gebet und für das Zeugnis. Dabei müssen wir unsere Trägheit und unsere Bequemlichkeit überwinden, unsere Müdigkeit und unsere Furchtsamkeit, und vor allem unseren Glauben vertiefen, denn wir wissen zu wenig von ihm, das ist ein Grundübel.

Vor wenigen Jahrzehnten, in den Jahren des Konzils und danach, war die Euphorie groß

in der Kirche. Heute kann man nicht mehr die Augen davor verschließen: Es gibt gegenwärtig mehr weltlichen Geist in der Kirche als Heiligen Geist in der Welt.

In der Kraft des Gottesgeistes haben die Jünger Jesu einst die Welt für sein Evangelium erobert, in einem geistigen Feldzug, einfache Menschen. Unter den ungünstigsten Bedingungen sind sie in die Welt gezogen. Sie haben unsägliche Mühen und Leiden auf sich genommen und am Ende nicht selten noch einen qualvollen Tod, das Martyrium. Sie haben nicht geschwiegen, weil ihr Glaube lebendig war und weil sie erfüllt waren vom Heiligen Geist, weil sie mit Christus redeten, mit Gott, ihrem Vater, und mit dem Heiligen Geist. Weil aber das Gebet ihr Lebenselement war, deshalb konnten sie auch über Christus reden, überzeugend, über Gott und über den Heiligen Geist.

In feurigen Zungen kam der Heilige Geist einst auf die Jünger Jesu herab. Im Sakrament der Taufe und im Sakrament der Firmung hat jeder von uns ihn empfangen, den Heiligen Geist. Seit jenem ersten Pfingstfest wirkt er fort in der Kirche. In besonderer Weise tut er das heute, da wir sein Fest feiern. Er schenkt uns die geisterfüllte Rede, dass wir zu Gott und über ihn, dass wir zu Christus und über ihn und dass wir zum Heiligen Geist und über ihn reden können.

Bei dem Propheten Jesaja lesen wir ein unmissverständliches Wort, das in diesem Zusammenhang nicht ohne Bedeutung sein dürfte: „Stumme Hunde sind meines Volkes Wächter“, heißt es da (Jes 56, 10). Stumme Hunde verfehlen ihren Daseinszweck. Hunde sind zum Bellen da. Die Jünger Christi sind zum Gebet und zum Zeugnis da.

Begeisterung für Gott können wir nur dann wecken, wenn wir den Heiligen Geist besitzen, wenn wir ihm nicht widerstehen, wenn er uns besitzt und wir aus ihm reden. Der Geist der Welt muss bezwungen werden durch den Heiligen Geist, in uns zunächst, dann aber auch in der Kirche und in der Welt. Es gibt mehr weltlichen Geist in der Kirche als Heiligen Geist in der Welt.

Beten wir täglich um den Heiligen Geist. Durch den Gottesgeist wird alles neu. Das ist eine Lebensfrage für uns, für die Kirche und für die Welt. Das Pfingstwunder muss sich jeden Tag wiederholen in unserem Leben. Die feurigen Zungen sind uns Verheißung und Mahnung zugleich.

Pfingstmontag

„Der Geist Gottes schwebte über den Wassern“

Wir finden am ehesten noch einen Zugang zum Heiligen Geist, wenn wir ihn als die Liebe verstehen, als die Person gewordene Liebe in Gott, als die Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn, die das innerste Geheimnis des unbegreiflichen Gottes ist, weshalb der erste Johannesbrief kategorisch erklärt „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4, 8). Dieses Geheimnis aber ist zugleich das innerste Geheimnis der Welt. Das will sagen, dass die Welt ein Ausdruck der Liebe Gottes ist: Aus Liebe hat Gott alles ins Dasein gerufen, alle sichtbaren und unsichtbaren Dinge, das Universum, unseren Lebensraum und uns Menschen. Darum heißt es ganz am Anfang der des Alten Testaments, im zweiten Vers des ersten Buches: „Die Erde war wüst und leer, Finsternis lag über der Urflut und der Geist Gottes schwebte über den Wassern“ (Gen 1, 2). Deshalb nennen wir den Heiligen Geist auch gern in unseren Gebeten und Liedern den Schöpfer Geist. Weil Gott die Welt aus Liebe geschaffen hat, darum ist der Heilige Geist das innerste Geheimnis der Schöpfung.

Gott ist die Liebe in Person oder besser: die Liebe ist Person in ihm. So belehrt uns die göttliche Offenbarung. Die in ihm Person gewordene Liebe aber hat ihn veranlasst, die Welt und uns ins Dasein zu rufen. Wenn so bereits die Schöpfung ein Werk der Liebe Gottes ist und Gottes Liebe atmet und widerspiegelt, so gilt das in einem höheren Maß und in einem weit tieferen Sinn von der Erlösung. Darum hat der Auferstandene seine Zeugen mit dem Heiligen Geist beschenkt, hat er seiner Kirche den Heiligen Geist gegeben und erneuert ihn fortwährend in den Gläubigen, sofern sie nicht nur formell Gläubige sind. Die Erlösung meint ja die Berufung zur innigsten Lebensgemeinschaft mit Gott, die Vergebung der Sünden und das ewige Leben bei Gott. Schon seit der Väterzeit verstehen wir die Erlösung als eine zweite Schöpfung.

Wie die Welt einst geschaffen wurde durch die Liebe Gottes, sich dann aber von dieser Liebe abwandte und im Stolz den Tod wählte, so wurde sie im Heiligen Geist durch die Liebe Gottes erlöst. Diese Erlösung aber müssen wir dankbar im Glauben und durch ein Leben aus dem Glauben ergreifen. Daher schwebte der Geist Gottes nicht nur am Mor-

gen der Schöpfung über der Erde, „die wüst und leer war“, die ein Tohuwabohu war, wie es im Hebräischen heißt, woraus das geordnete Universum werden sollte, daher schwebte er auch über der jungen Kirche von Jerusalem im Zeichen des Hauches oder des Sturmes, das heißt des Lebens, und im Zeichen der feurigen Zungen, das heißt der leuchtenden und der wärmenden Wahrheit. Das Leben und die Wahrheit, sie bilden das Wesen der Liebe und somit auch das Wesen des Heiligen Geistes.

Nun gehört es jedoch zur Eigenart der Liebe, dass sie den Menschen nicht zwingt. Liebe und Freiheit gehören zusammen, so eng wie Hass und Knechtschaft oder Tyrannei. Wo Hass ist, da ist auch Knechtschaft und Tyrannei, und wo Tyrannei ist und Knechtschaft, da ist auch Hass. Das gilt nicht nur für die Geschichte, das gilt auch für die modernen Diktaturen. Sie predigen den Hass und rühmen sich gar noch des Hasses gegen die Andersdenkenden. Das gilt aber auch im gesellschaftlichen Leben, auch da paaren sich stets der Hass mit der Tyrannei und die Tyrannei mit dem Hass. Darüber hinaus machen wir heute immer wieder die Erfahrung, dass der Hass und die Gehässigkeit da herrschen, wo wir uns von Gott abwenden, wo wir Gott und den Glauben an seine Offenbarung verlieren, vielfach freilich unter der Maske der Liebe, die dann indessen allzu oft auf die geschlechtliche Liebe reduziert wird oder sich als geheuchelte Toleranz darstellt.

Es gehört zur Eigenart der Liebe, dass sie den Menschen nicht zwingt. Das gilt in gleicher Weise für den Heiligen Geist, in dem die Gnade der Erlösung bei uns ist. Wir können uns abwenden von ihm, ja, immer neu müssen wir uns ihm öffnen, damit er bei uns bleibt. Ein sprechender Ausdruck dieser unserer Bereitschaft und unserer Offenheit für ihn ist das Gebet um sein Kommen. Schon im Alten Testament betete man in Psalm 104: „Sende aus deinen Geist und alles wird neu geschaffen, und du wirst das Angesicht der Erde erneuern“ (Ps 104, 30). Dieses Gebet beherrscht das Pfingstfest, es herrscht aber auch überall, wo der Heilige Geist verehrt wird.

Die Erlösung haben wir nicht als festen Besitz, wir brauchen sie immer neu, die Vergebung durch den Geist Gottes und die Gemeinschaft mit Gott und diesen Heiligen Geist, die Liebe Gottes, als das Prinzip unseres Handelns, das heißt als den tiefsten Beweggrund unseres Tuns.

Damit das nicht so allgemein bleibt, sollten wir damit beginnen, heute noch, jeden A-

bend unser Gewissen zu erforschen und dann um den Heiligen Geist zu beten. Und wenn es auch nur dieser eine Vers ist: „Sende aus deinen Geist, und aller wird neu geschaffen, und du wirst das Angesicht der Erde erneuern“.

Es gibt kein wichtigeres Gebet in unserer Zeit als dieses, da wiederum das Tohuwabohu des Anfangs über der Erde liegt, dieses Mal allerdings in geistiger und in religiöser Hinsicht. Nur wenn viele täglich den Heiligen Geist anrufen, können die Welt und die Kirche wieder geordnet werden. Auch unser persönliches Leben will er wieder ordnen, der Heilige Geist, wenn es aus dem Lot geraten ist. Egoismus, Gleichgültigkeit, Wichtigtuerei, geistige und religiöse Verflachung, Friedlosigkeit und Hass präsentieren sich uns überall, Hass gegen Menschen, aber auch gegen alles, was einen überzeitlichen Anspruch erhebt, vor allem auch gegen die Wahrheit, weil sie so unbequem ist.

Der Geist Gottes wirkt nicht unmittelbar, die Erneuerung der Erde und unseres Lebens wirkt er durch uns. Die Erneuerung, um die es hier geht, sie ist das Werk von Menschen, die sich von der Liebe Gottes ergreifen lassen und entsprechend handeln.

Einst, als Gott das Werk der Erlösung begann, als er Mensch werden wollte, bediente er sich des reinsten und größten Menschen, der je diese Erde betreten hat, bediente er sich der Jungfrau von Nazareth, die wir auch als die Braut des Heiligen Geistes bezeichnen. Im Heiligen Geist wurde sie das Tor zur Erlösung. Sie vermittelt uns fortwährend den Zugang zum Heiligen Geist. Durch sie finden wir den Heiligen Geist und damit die Erneuerung der Erde und der Kirche und unseres Leben je neu, die Überwindung des Egoismus, der Gleichgültigkeit, der Wichtigtuerei, der geistigen und religiösen Verflachung, der Friedlosigkeit und des Hasses. Es gibt keinen Heiligen, der nicht mit großer Liebe und Verehrung zu Maria gestanden hätte. Sie war voll der Gnade, sie hat dem Heiligen Geist keinen Widerstand entgegengesetzt. In ihr kam die verwandelnde Kraft der Liebe Gottes voll zur Wirkung. Daher gibt es auch für uns nur einen sicheren Weg zum Heiligen Geist und damit zur bleibenden Erlösung, nämlich das Vertrauen zu Maria und die Hinwendung zu ihr, die Anrufung der Mutter Jesu und die Nachahmung ihres Lebens.

Dreifaltigkeitssonntag

„Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“

Das Geheimnis des dreifaltigen Gottes ist das tiefste Geheimnis unseres Glaubens. Zusammen mit dem Geheimnis der Menschwerdung Gottes ist es das Fundament aller anderen Glaubensgeheimnisse. Im Geheimnis des dreifaltigen Gottes erfahren wir, wer Gott ist, soweit wir ihn überhaupt verstehen können in seinem Wesen, und wie wir ihn verehren sollen. Wir erfahren in ihm, dass Gott nicht einfach nur einer ist, dass er vielmehr als der Eine in drei Personen ist: Die Einheit ist die Außenseite der Wirklichkeit Gottes, die Dreiheit ihre Innenseite. Nirgendwo tritt die Unbegreiflichkeit Gottes so sehr hervor, wie in diesem Geheimnis. Mit ihm unterscheidet sich die Religion des Alten und des Neuen Testaments auch wesentlich von allen anderen Religionen. Die Religionen sind ja nichts anderes als Ahnungen des menschlichen Geistes, sie sind allein aus dem menschlichen Intellekt hervorgegangen. Den einen Gott in drei Personen jedoch, ihn kann kein menschlicher Geist erraten, ihn kann kein menschlicher Intellekt ersinnen. Von diesem Geheimnis können wir nur wissen, wenn Gott selber es uns kundtut.

Als der Apostel Paulus einst auf dem Marktplatz von Athen über Gott sprach, fand er interessierte Zuhörer, als er aber das Geheimnis der Dreifaltigkeit ansprach, da wandten sich die Meisten ab. Die etwas Höflicheren sagten: Darüber wollen wir dich ein anderes Mal hören, die anderen fassten sich an den Kopf (Apg 17).

Das ist heute nicht viel anders. Auch heute ist das tiefste Geheimnis unseres Glaubens für viele ein Ärgernis, wenn sie es überhaupt noch zur Kenntnis nehmen. Für die Nichtchristen ist das nicht verwunderlich. Aber nicht nur sie lehnen es ab. Auch viele Christen, auch viele katholische oder wenigstens sich katholisch nennende. Sie wollen darin nur drei Offenbarungsweisen des einen Gottes erkennen. So suggerieren es ihnen manche kluge Theologen, die eigentlich nicht mehr im Dienst der Kirche stehen. Damit wird die Sache zwar verständlicher, aber der Glaube der Kirche verfehlt. Dieser wird damit zu einer Philosophie gemacht, sofern man einfach das ausscheidet aus ihm, was man nicht versteht. Die Reduzierung des Glaubens auf seine Plausibilität, das ist eine Methode, die uns heute auch sonst sehr häufig begegnet.

Das Geheimnis des dreifaltigen Gottes ist nicht gegen die Vernunft - was gegen die

Vernunft ist, das kann es nicht geben, das ist nicht möglich -, das Geheimnis des dreifaltigen Gottes ist nicht gegen die Vernunft, wohl aber geht es über die Vernunft hinaus. Es übersteigt unser Denken und erst recht jede Vorstellung.

Wir verstehen einiges von diesem Geheimnis, aber nicht viel. Das gilt eigentlich für alle Glaubensgeheimnisse, die Gott uns offenbart hat. Nicht anders ist das im Bereich unseres natürlichen Erkennens. Auch da gibt es nicht wenige Dinge, die wir nur zum Teil verstehen, bei denen wir nur etwas begreifen. Bei ihnen handelt es sich allerdings um natürliche Geheimnisse.

Wir wollen heute Morgen versuchen, ein wenig Vernünftiges über das Geheimnis des dreifaltigen Gottes zu sagen und zu zeigen, was daraus folgt für unser Leben mit Gott.

Die Unbegreiflichkeit Gottes ist bereits mit seinem Gottsein gegeben. Sie ist in dem Begriff „Gott“ eingeschlossen. Wenn Gott den menschlichen Geist geschaffen hat, kann der menschliche Geist ihn schon deshalb nicht begreifen. Begreifen kann der Mensch immer nur das, was kleiner ist als sein Geist, was sozusagen in seinen menschlichen Geist hineinpasst.

Der Kirchenvater Augustinus hat im 5. Jahrhundert das schöne Wort geprägt: „Ein Gott, den du verstehen kannst, ist nicht Gott, ein solcher Gott kann immer nur das Produkt deines Geistes sein“. Das Gleiche sagt Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert mit anderen Worten, wenn er feststellt: „In diesem Leben erkennen wir Gott um so vollkommener, je tiefer wir einsehen, dass er alles überragt, was wir je durch unseren Verstand begreifen können“.

Dass Gott in drei Personen existiert, dass die Innenseite des göttlichen Wesens die Dreiheit ist, während die Außenseite die Einheit ist, das ist nicht menschliche Phantasie, das hätte nie ein Mensch ausgedacht oder ausdenken können, das ist uns von Gott selber in der Offenbarung mitgeteilt worden, im Alten Testament andeutungsweise, im Neuen mit wachsender Deutlichkeit.

Von den drei Personen ist die Rede etwa bei der Ankündigung der Geburt Jesu und bei seiner Taufe im Jordan. Sodann hat Jesus in seinem Erdenleben viel von seinem Vater

und auch vom Heiligen Geist gesprochen, eigentlich immer deutlicher, je mehr sich seine irdische Sendung dem Ende zuneigte. Wie ein dramatischer Schlussakkord begegnet uns dann die Offenbarung des dreifaltigen Gottes nach der Auferstehung Jesu, vor seiner Himmelfahrt, im so genannten Taufbefehl.

Die Taufe im Namen des dreifaltigen Gottes, sie ist die Bedingung des Heiles für uns. Wenn wir sie im Glauben empfangen, erhalten wir darin zum ersten Mal die Erlösungsgnade, das göttliche Leben, das für uns zusammen mit dem Glauben und mit dem Leben aus dem Glauben die Voraussetzung ist für die ewige Gemeinschaft mit Gott.

Auf den dreifaltigen Gott sind wir getauft. Darum beginnen wir all unsere Gebete im Namen des dreifaltigen Gottes, beginnen und beschließen wir sie in seinem Namen. Darum sollten wir auch jeden Tag, den der dreifaltige Gott uns schenkt, mit ihm beginnen und beschließen.

Wer unvoreingenommen die Botschaft des Neuen Testaments von dem dreifaltigen Gott hört, wird erkennen, dass der Vater und der Sohn und der Heilige Geist nicht nur Offenbarungsweisen Gottes sind, sondern wirkliche Personen, denn nicht der Vater ist Mensch geworden, und nicht der Sohn ist der Beistand des Vaters, von dem Christus so viel gesprochen hat.

Als die unendliche Seins- und Lebensfülle ist Gott von solcher Größe, dass er nicht einfach einer ist in unterschiedsloser Einheit, dass er sich vielmehr in der Einheit als geheimnisvolle Dreiheit darstellt. Damit wird nicht behauptet, dass drei gleich eins ist, wohl aber, dass in dem wesenhaft einen Gott in den drei göttlichen Personen in geheimnisvoller Weise die Dreiheit verwirklicht ist.

Dass uns das mitgeteilt wurde, dafür müssen wir dem dreifaltigen Gott danken. Dieser Dank muss seinen Ausdruck finden in Worten des Gebetes, aber er darf sich darin nicht erschöpfen, er muss auch darin Gestalt finden, dass wir auf den dreifaltigen Gott hören, dass wir ihm vertrauen im Leben und Sterben und dass wir seinen Geboten Folge leisten. Seinen tiefsten Ausdruck aber muss dieser Dank finden in der schweigenden Anbetung. In ihr werden wir klein vor Gott, betrachten wir seine Größe, nahen wir uns ihm ehrfürchtig und schenken wir ihm uns selbst und unser Leben. Der Geist der Anbetung

und die Ehrfurcht vor Gott, das gibt es heute noch, aber nicht gerade häufig.

Das Fest des dreifaltigen Gottes will uns daran erinnern, dass wir unsere christliche Berufung verfehlen, ja, mehr noch, unser Menschsein, wenn wir keine Zeit haben für den dreifaltigen Gott, wenn wir an ihm vorbei leben, wenn wir nicht beten und nicht hören auf ihn und wenn wir nicht ein wenig aus dem Geist der Anbetung leben.

Fronleichnam

„Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und mein Blut ist wahrhaft ein Trank“

Einen Menschen in seiner Nähe zu wissen, der einem mehr bedeutet als ein großes Kapital, das gehört zu dem Schönsten, was uns das Leben bieten kann. Diese Nähe schenkt uns Christus. Er ist mehr als ein Mensch. Er gehört zwar der jenseitigen Welt an, aber er will uns nahe sein. Er bleibt inmitten seiner Kirche, sofern die Feier seiner Erlösung immerfort, in jeder Stunde, auf der Erde erneuert oder besser: vergegenwärtigt wird. Und er bleibt bei uns, wenn die Feier vorüber ist. Er wohnt in unseren Kirchen. Durch seine sakramentale Gegenwart werden diese wahrhaft zu Gotteshäusern.

Christus ist uns im Sakrament des Altares gegenwärtig wie in seinem irdischen Leben, „wahrhaft, wirklich und wesentlich“, so sagt es das Konzil von Trient, eigentlich sogar noch inniger und unmittelbarer als in jenen Tagen. Hier erfüllt sich auf wunderbare Weise die Verheißung Jesu „ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt“.

Das Bekenntnis zum Sakrament des Brotes und des Weines, wie es die Kirche bewahrt seit der Stunde des Abendmahls, ist das Bekenntnis zu dem lebendigen und lebendig machenden Herrn, der das Leben der Welt ist. Darin bekennen wir uns gleichzeitig zu seinem Erlöserleiden und zu seinem Tod und zur Zuwendung der Erlösungsgnaden an uns, weshalb der Erlöser uns hier in den getrennten Gestalten von Brot und Wein begegnet. Die getrennten Gestalten, sie stellen sichtbar seinen Tod dar.

Der heilige Thomas von Aquin (+ 1274) erklärt: „Dieses Sakrament heißt Opfer, sofern es das Todesleiden Christi darstellt, es heißt aber Opfergabe, sofern es Christus selbst

enthält, welcher die Opfergabe des Heiles ist“ (Summa Theologiae III, 73, 4 ad 3).

Pseudo-Dionysius, ein frommer Mystiker des 5. Jahrhunderts, hat das eucharistische Sakrament als das Ziel und die Vollendung der Sakramente, als das Sakrament der Sakramente bezeichnet, weil es Christus selber in sich enthält, wie er sagt (Summa Theologiae III, 63, 6; vgl. Sentenzenkommentar IV, 24, 1, 2, 1 ad 1).

Im Glauben der Kirche ist es in der Tat das Größte unter den Sakramenten, sind alle Sakramente auf dieses eine hingeeordnet und finden sie in ihm ihre Erfüllung (Summa Theologiae III, 75, 3; 65, 3). Die Taufe ist der Anbeginn des geistlichen Lebens und das Tor zu den Sakramenten der Kirche, das Herrenmahl aber ist die Vollendung des geistlichen Lebens und das Ziel aller Sakramente (Summa Theologiae III, 73, 3), weshalb man es zu Recht als das Wunder aller Wunder bezeichnet hat.

In diesem Sakrament ist das Geheimnis unseres Heiles in seiner Ganzheit enthalten, wie Thomas von Aquin feststellt (Summa Theologiae III, 83, 4), weil Christus in ihm seinschaft gegenwärtig ist mit seiner Gottheit und mit seiner Menschheit. Diese Wirklichkeit glauben wir um der Autorität Gottes willen, durch die Sinne oder durch die Vernunft können wir sie nicht erfassen (Summa Theologiae III, 76, 1; 71, 2, ad 2; 75, 1).

Kurz und bündig erklärt der heilige Thomas: „Dazu werden die Priester geweiht, dass sie das Sakrament des Leibes und des Blutes Christi vollziehen“ (Summa Theologiae III, 67, 2). Wie er feststellt, haben sie eigentlich nur zwei Aufgaben, die Priester, nämlich die Feier der heiligen Messe und die Bereitung des Volkes Gottes für diese Feier (Sentenzenkommentar IV, 24, 3, 2, 1). Und er fügt hinzu: „In der Verehrung dieses Sakramentes verbindet sich die Furcht mit der Liebe. Aus der Liebe erhebt sich die Sehnsucht, es zu empfangen, aus der Furcht aber demütige Scheu. Und so ist in der Verehrung dieses Sakramentes beides eingeschlossen, sowohl dass es täglich empfangen werde wie auch, dass man sich von Zeit zu Zeit seiner enthalte“ (Summa Theologiae III, 80, 10 ad 3).

Es tut not, dass wir uns auf das eine wie auf das andere besinnen, darauf, dass die Feier der heiligen Messe und die Hinführung der Gläubigen zur heiligen Messe die eigentliche Aufgabe des Priesters ist, weshalb er nicht zu ersetzen ist, und dass sich in der Feier und in der Verehrung dieses Sakramentes die Furcht mit der Liebe verbinden muss,

woraus die Sehnsucht und die demütige Scheu hervorgehen.

Die Eucharistie ist das Herz der Kirche und als solches ist es wie nie zuvor bedroht durch den Unglauben von außen wie von drinnen. Das Herz ist unser bedeutendstes Organ, und es ist leichter verletzlich als alle anderen Organe. Das Sakrament des Altares ist das Zeichen der Einheit der Kirche, der Einheit schlechthin. Es verbindet uns mit Christus und untereinander. Dennoch gab es schon bei ihrer Verheißung erbitterten Streit: „Sie stritten untereinander und sagten: Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben“ (Joh 6, 52). Davon haben wir soeben im Evangelium gehört. Damals verließen ihn auch viele von seinen Jüngern.

Der Streit um das Sakrament des Altares wiederholte sich häufiger in der Geschichte, besonders heftig in der Zeit der Reformation. Damals ging es um den Begriff der Wesensverwandlung. Man hielt an der Gegenwart Jesu fest, wollte diese aber mystisch verstehen. Das Brot sollte Brot sein und bleiben. Heute ist davon oftmals nur noch ein symbolisches Verständnis übrig geblieben. Dieses symbolische Verständnis finden wir in der Gegenwart indessen mehr und mehr auch in unseren eigenen Reihen. Unterstützt und gefördert wird es durch die Rede von dem „heiligen Brot, in dem und durch das sich Jesus schenkt in seiner erbarmenden Liebe“. Der Ruf nach der Interkommunion ist ein sprechender Ausdruck für diese Situation.

Allein, die Wahrheit ist nur eine. Dass wir sie heute in verhängnisvoller Weise relativieren, auch in anderen Bereichen, darin liegt eine große Tragik. Darin erfahren wir, dass der Irrtum und die Lüge eine große Faszination ausüben auf uns, wenn wir uns von Gott abwenden, wenn wir dem Sog der Gesetzlosigkeit und der Beliebigkeit verfallen.

Das Sakrament des Altares ist die Mitte, das Herz der Kirche. Der gläubige Katholik lebt aus ihm im Alltag seines Lebens. Das Ideal ist für ihn die tägliche Feier und Mitfeier der heiligen Messe. Die verwandelte eucharistische Speise hat die Kraft in sich, uns selbst umzuwandeln. Das ist hier anders als bei der natürlichen Speise. Die eucharistische Speise verwandelt unser Leben, wenn wir sie gläubig und ehrfürchtig genießen und wenn wir sie ebenso gläubig und ehrfürchtig verehren und anbeten. Sie macht uns stark in der Auseinandersetzung mit dem Bösen, sie schenkt uns Eifer im religiösen Leben, und sie tröstet uns in den Enttäuschungen unseres Lebens. Und sie beheimatet uns

in jener Welt, die nicht der Vergänglichkeit unterworfen ist.

8. Sonntag im Jahreskreis

„Macht euch keine Sorge für das Morgen“

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist der Bergpredigt entnommen, einer Sammlung von besonders bedeutsamen Jesus-Worten. Der zentrale Gedanke des Evangeliums ist der der ängstlichen Sorge, an deren Stelle das Gottvertrauen treten soll, das in der Gestalt der christlichen Tugend der Gelassenheit zu einer gewissen Perfektion kommt. Man kann die Gelassenheit auch als heilige Sorglosigkeit bestimmen. In ihr lässt man ganz bewusst den Willen Gottes geschehen gemäß der Vaterunser-Bitte „dein Wille geschehe“. Der heilige Ignatius von Loyola (+ 1556) und der heilige Franz von Sales (+ 1622) sprechen hier von der „sancta indifferentia“ und charakterisieren sie als jene Tugend, in der wir in vertrauensvoller Hingabe an den heiligen Willen Gottes freudig die Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen.

Die Gelassenheit wird uns zur Tugend, wenn wir darin geübt sind, uns selbst zu verlassen und uns Gott zu überlassen. Sie ist die reifste Frucht der Liebe zu Gott in der Gestalt der Hingabe. Unser ängstliches Sorgen ist nämlich nichts anderes als Ichverhaftetheit. „Wer sein Leben verliert“ - das ist ein zentraler Gedanke in der Verkündigung Jesu, wie sie uns in den Evangelien bezeugt wird -, „der wird es finden“ (Mt 10, 39).

Vorgebildet wurde die Tugend der Gelassenheit in diesem Verständnis in der „ataraxia“ der alten Griechen. Die alten Griechen verstanden die „ataraxia“ als die entscheidende Tugend des wahrhaft Weisen und definierten sie als emotionale Gelassenheit gegenüber den Schicksalsschlägen, als Affektlosigkeit gegenüber jenen Einwirkungen von außen, die das innere Glück und die innere Ruhe gefährden.

Die Gelassenheit verbietet es uns nicht grundsätzlich, dass wir uns Sorgen machen. Es gibt berechnete Sorgen, sie sind ein Ansporn für uns, dass wir ungunstigen und gefährlichen Entwicklungen entgegentreten in Kirche und Welt, dass wir Gefahren aus dem Wege gehen und unsere Zukunft sichern, soweit das möglich ist. Dazu sind wir gar verpflichtet.

tet, das darf jedoch nicht ängstlich geschehen.

Es wäre jedenfalls verfehlt, wenn wir gleichgültig in den Tag hinein leben würden, ohne vorzusorgen, wenn wir ohne Verantwortung und in Verkennung der Verpflichtungen leben würden, die wir Gott, unseren Mitmenschen und uns selbst gegenüber haben.

Die Trägheit ist ein Zerrbild der Gelassenheit, die Trägheit, die sich auch als Faulheit und Tatenlosigkeit darstellen kann. Gott hat uns zum Tätigsein und zur Arbeit geschaffen und damit auch zur Vorausschau und zur Voraussorge. Er ist immerfort tätig, sofern er uns und unsere Welt im Dasein erhält. Und in unserem Tätigsein nehmen wir teil am Tätigsein Gottes. Die Kräfte, die wir nicht gebrauchen, verkümmern. Müßiggang ist aller Laster Anfang, sagt der Volksmund, und: Geben ist seliger als nehmen. Unsere Zeit gehört Gott, und wir müssen sie ihm zurückgeben. Die Aufforderung, die Zeit für die Ewigkeit zu nutzen, begegnet uns in der Offenbarung Gottes mehr als einmal.

Aber unser Tätigsein muss in Gelassenheit erfolgen, in jener Grundhaltung, in der wir uns selber verlassen, um uns Gott und - um seinetwillen - den Menschen zu überlassen. Das Bemühen um diese Lebensmaxime ist der Beweis unserer Hingabe an Gott und die Probe unseres Glaubens an den Vatergott.

Bedenken wir das alles, müssen wir beschämt zugeben, wir alle, dass es nicht weit her ist bei uns mit unserer Hingabe an Gott, dass wir allzu oft Gott sagen und uns selber meinen. Dass wir es so machen, dazu ist die Versuchung groß und mannigfach. Und die Selbsttäuschung hat hier viele Gesichter, aber nicht nur hier.

In dem Bemühen um die Gelassenheit überwinden wir die Unruhe, die Aufgeregtheit, die Hektik und die Angst, die heute das Leben vieler Menschen bestimmen, auch vieler Christen. Das ist deshalb so, weil Gott für sie nur noch ein Gedanke und keine Wirklichkeit mehr ist. Sie lassen nicht Gott sorgen, sondern setzen all ihre Hoffnung auf ihr eigenes Sorgen.

Wenn wir uns selbst verlassen und uns Gott überlassen, wenn die Gottesliebe in der Gestalt der Hingabe unser Leben bestimmt und wenn wir so das krampfhaftes Festhalten an unserem eigenen Ich überwinden, dann gelangen wir zur heiligen Sorglosigkeit und finden darin die wahre Freiheit, die Freiheit der Kinder Gottes, von der der heilige Pau-

lus so oft spricht. Mit ihr aber verbindet sich immer neu jene bleibende Freude, die durch die widrigen Ereignisse dieser Welt nicht mehr erschüttert werden kann, es sei denn durch die Sünde. Sie ist besonders charakteristisch für das Leben der Heiligen. Es handelt sich hier um eine beherrschte Freude, die man am besten als Heiterkeit der Seele bestimmt. Sie geht stets hervor aus der Gelassenheit, die ihrerseits die Frucht der Hingabe an Gott ist. „Freut euch im Herrn, die ihr ihn in Wahrheit anruft“, mit diesen Worten, mit denen Papst Paul VI. auf den Philipperbrief anspielt (Phil 4, 4), beginnt er eine „Adhortatio Apostolica“ im Jahre 1975.

Wer sich um die Tugend der Gelassenheit bemüht, der sucht zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, der relativiert das Vergängliche und setzt seine ganze Hoffnung auf das Bleibende. Er glaubt fest und unerschütterlich an die Liebe Gottes. Deshalb kann ihm nichts mehr etwas anhaben, nicht einmal mehr der Tod. Wer aber auch den Tod nicht mehr fürchtet, der ist wirklich unüberwindlich. Die Gelassenheit, die Konsequenz des Glaubens an den Vatergott und die Frucht der Hingabe an Gott, die stets die Heiterkeit der Seele gebiert, ist für uns eine große Hilfe im Leben und im Sterben. Aber nicht nur das. Sie ist auch eine ernste Verpflichtung für uns.

Christus ist uns ein Vorbild der Gelassenheit. Er hat sie nicht nur gefordert, er hat sie auch gelebt, in letzter Konsequenz und beispielhaft für uns alle. Immer war er gelassen in seinem Erdenleben, immer hat er sich selber verlassen und sich Gott, seinem Vater, überlassen, vor allem angesichts jener wachsenden Feindseligkeit der Menschen, die ihn schon bald in die Nacht seiner Passion hineingeführt hat.

Wenn wir uns um die Gelassenheit bemühen, überlassen wir Gott das Steuer unseres Lebens, leben wir in der Hingabe und lassen wir uns in allen Schicksalsschlägen und Enttäuschungen von der Zuversicht bestimmen, dass die Dunkelheit einmal dem Licht weichen wird, wenn wir sie aushalten, die Dunkelheit, und dass dann alles gut werden wird, weil Gott gut ist und weil er es gut meint mit uns. - „Denen, die Gott lieben“, erklärt Paulus im Römerbrief, „wird alles zum Guten reichen“ (Röm 8, 28). Dieses Wort sollten wir uns immer wieder vergegenwärtigen in den Bedrängnissen unserer Zeit und unseres persönlichen Lebens.

9. Sonntag im Jahreskreis

„Es genügt nicht, Herr, Herr zu mir zu sagen“

Das heutige Evangelium ist, wie schon das Evangelium des vergangenen Sonntags, der Bergpredigt entnommen. Es stellt den Abschluss dieser bedeutenden Predigt dar, die Jesus am Anfang seiner öffentlichen Lehrtätigkeit gehalten hat.

Wenn man eine Rede hält, ist es angebracht, das Wichtigste zuletzt zu sagen oder es am Ende der Rede noch einmal zu sagen, damit es die Zuhörer nicht vergessen, damit sie es bewusst mitnehmen, wenn sie in den Alltag zurückgehen. So macht es Jesus im heutigen Evangelium, wenn er seine Zuhörer davor warnt, dass sie von Gott reden, dass sie den Namen Gottes im Munde führen, ohne seinen heiligen Willen im Alltag zu erfüllen, wenn er sie davor warnt, dass sie fromm sprechen, sich aber in ihrem persönlichen Verhalten wenig darum kümmern, dass sie beten, in ihrem Leben jedoch nicht den Weg der Gebote gehen. Klar und unmissverständlich erklärt er ihnen: Wer nur betet oder nur von Gott spricht, nicht aber seinen Willen erfüllt, der kann nicht in den Himmel eingehen.

Jesus kennt das menschliche Herz. Er weiß, dass wir stets in der Versuchung sind, uns mit dem Gebet oder mit guten Ratschlägen, die wir anderen erteilen, von der Mühe der Nachfolge im Alltag loszukaufen. Hier erklärt er, dass das nicht hinreicht, dass wir damit vor Gott nicht bestehen können. Wenn wir es so machen, wenn wir nur reden, jedoch nicht handeln, wenn unser religiöses Leben im Alltag unfruchtbar bleibt, wenn wir nur glauben, aber nicht aus dem Glauben leben, wenn wir nur hoffen, auf Gottes Verheißungen, uns aber nicht um diese Verheißungen bemühen, wenn wir nur Gott lieben, vielleicht mit großen Worten, aber an unserem Nächsten achtlos vorübergehen, dann haben wir uns verrechnet. Dann wird das Haus unseres Lebens einmal zusammenbrechen, dann werden uns einmal die Augen aufgehen.

Beides hat seine Bedeutung für unser Leben als Christen, das Gebet und das Bekenntnis, das „Herr, Herr - Sagen“ auf der einen Seite und das Leben aus dem Glauben auf der anderen Seite. In etwas anders akzentuierter Weise war das einer der Kontroverspunkte in der Zeit der Reformation vor 500 Jahren. Damals lautete der Schlachtruf der

Reformatoren, der Neugläubigen: Allein der Glaube rechtfertigt den Menschen. Dagegen betonte die Kirche der Altgläubigen das, was sie 1500 Jahre hindurch betont hatte: Der Glaube, ja, aber nicht ohne die Werke. Dabei konnte sie sich auf verschiedene Stellen des Neuen Testaments berufen, nicht zuletzt auf die Bergpredigt, auf unser Evangelium.

Das Motto muss also lauten: Nicht Glaube oder Werke, sondern Glaube und Werke. So entspricht es nicht nur dem Evangelium, sondern auch dem tiefsten Wesen unserer menschlichen Natur. Wenn unsere Überzeugungen echt sind und tief, prägen sie unser Leben. Dabei brauchen wir uns dann nicht einmal besonders anzustrengen. Das Handeln folgt aus dem Sein: Wenn Gott ist und wenn er sich uns geoffenbart hat, muss diese Offenbarung, muss der Wille Gottes, der sich darin kundtut, unser Leben bestimmen und verändern. Die Bekehrung oder die Umkehr ist die Konsequenz des Glaubens, die Umkehr als eine immer neu geforderte Aufgabe. Jesus verlangt von seinen Jüngern immer wieder, dass sie den Willen seines Vaters erfüllen, und er erklärt ihnen, dass er gekommen ist, um durch seinen Gehorsam gegenüber dem Vater im Himmel die Menschheit zu erlösen. Schon gleich bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in Galiläa, als man Johannes gefangen genommen hat, fordert Jesus den Glauben und die Umkehr, den Gehorsam gegenüber Gott und seinen Geboten in der Nachfolge Christi.

Der Gehorsam gegenüber Gott, das ist das eine der beiden entscheidenden Momente unserer christlichen Berufung. Das andere Moment ist das Gebet, ist der Umgang mit Gott. Ihm kommt gar, wenn wir genauer hinsehen, die Priorität zu. Wie sollten wir auch den Willen Gottes erfüllen können, wenn wir nicht mit Gott verbunden sind im Gebet? Das ist jedoch eine heute weithin verlorene Wahrheit, dass nicht dem Menschen, sondern Gott die Priorität zukommt im Christentum.

Die erste und entscheidende Äußerung des Glaubens ist das Gebet. Das Gebet ist jedoch wertlos, wenn es nicht einhergeht mit dem ernstesten Willen, die Gebote Gottes zu erfüllen. Im großen Missionsbefehl Jesu erhalten die Jünger den Auftrag, zu verkündigen, zu taufen und alles halten zu lehren, was Jesus ihnen aufgetragen hat. Glaube und Werke, nicht Glaube oder Werke.

Bruder Klaus von der Flüe (+ 1487) wurde einmal von einem Bischof gefragt: Was ist

die höchste der Tugenden? Seine Antwort lautete: Der Gehorsam. Der Gehorsam ist deshalb die höchste der Tugenden, weil er der Liebe entstammt. Gehorsam ist nur dort - Gehorsam als Tugend verstanden -, wo die Liebe ist.

Gewiss, der Gehorsam ist unmodern - wer will schon gehorchen? -, er ist ebenso unmodern, wie er ins Zentrum des christlichen Lebens gehört. Durch seinen Gehorsam hat uns der Menschensohn erlöst. Seine Speise war es, den Willen des Vaters zu erfüllen.

Glaube ohne Werke führt zur Passivität und zur Gleichgültigkeit, zu Trägheit und Bequemlichkeit. Wenn wir aber die Werke tun ohne den Glauben - das geht ohnehin auch nur eine Zeitlang -, so führt das zum Aktivismus und zur Selbstgerechtigkeit. Die Werke tun ohne den Glauben, lange geht das ohnehin nicht. Schon bald zerrinnt die Moral, wenn das religiöse Fundament nicht mehr gegeben ist.

Wir dürfen die Unmoral unserer Zeit, mit der wir schmerzlich konfrontiert werden in der Welt und in der Kirche, nicht psychologisieren. Sie ist die Folge der Abwendung von Gott. Sie ist das Mysterium der Sünde und eine Beleidigung Gottes und - auch das wird oft nicht mehr bedacht - sie zieht die Strafe Gottes nach sich.

Die Unmoral unserer Zeit ist die Folge unserer Abwendung von Gott. Lapidar erklärt der russische Dichter Dostojewski (+ 1881) im 19. Jahrhundert: Wenn Gott nicht existiert, dann ist alles erlaubt.

Es ist merkwürdig, dass wir immer wieder zur Einseitigkeit neigen, zum „entweder - oder“, während doch die Wirklichkeit von dem „sowohl - als auch“ bestimmt ist. So hat es die Kirche in der Zeit der Reformation gegenüber den Reformatoren klargestellt: Glaube ja, aber nicht ohne die Werke.

Das gute Handeln ist nicht von Dauer, wenn es kein religiöses Fundament hat, wenn es sein Motiv und seine Kraft nicht vom Glauben erhält. Aber auch der Glaube wird schnell dahinsiechen und den Lebensodem aushauchen, wenn er nicht fruchtbar wird in den Werken. So führt die eine wie die andere Einseitigkeit zur Gottlosigkeit und zur Unmoral.

Es liegt nun nahe, dass wir noch fragen, worin der Wille des Vaters besteht, den wir erfüllen sollen. In Israel gab es in der Zeit des Alten Testaments die Propheten, es gab damals echte Propheten und unechte. Die unechten, das waren die Hofpropheten. Die einen übten ihr Amt aus in Verantwortung vor Gott, die anderen kümmerten sich nicht um Gott, sie wollten den Menschen gefallen und redeten ihnen nach dem Mund. Damals hatte man einige Kriterien entwickelt, an denen man die falschen Propheten erkennen konnte. Man verwies dabei vor allem auf ihre Lebensführung. Propheten, die in ihrem persönlichen Leben versagten, die sich nicht um ein heiligmäßiges Leben bemühten, erwiesen sich damit als unecht, als falsche Propheten. Diesen Gedanken greift Jesus auf, wenn er sagt: Hütet euch vor den falschen Propheten. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen (Mt 7, 16). Es ist also eigentlich recht leicht, die falschen Propheten von den echten zu unterscheiden. Wir müssen nur genauer hinschauen. An den Früchten, an den Werken, kann man die Jünger Jesu wie auch die rechten Propheten erkennen.

Daraus folgt für uns persönlich, dass wir uns als rechte Jünger Jesu und als echte Propheten erweisen durch unser Leben. Im Neuen Bund ist schließlich jeder ein Prophet, der getauft ist und gefirmt, ein Zeuge Gottes für die Menschen, einer, der den menschgewordenen Gottessohn, den Erlöser, der Welt verkündet, durch sein Wort und durch sein Leben. Dass wir gute Früchte bringen, dass wir nicht nur „Herr, Herr“ sagen, sondern den Willen Gottes erfüllen, das ist nicht nur ein guter Rat, das ist für uns eine Frage auf Leben und Tod. Ohne den Gehorsam im Leben können wir im Gericht nicht bestehen vor Gott. Das ist der Tenor der Verkündigung Jesu, unmissverständlich. Unerbittlich ist er gegenüber den falschen Propheten und gegenüber all denen, die seinen Namen in ihrem Munde führen, ihn aber nicht verehren durch einen gewissenhaften Lebenswandel. Die Sprache Jesu ist klar, so klar, dass man heute vielfach Anstoß nimmt an ihr und sie neu interpretiert im Sinne einer Auflösung ihrer Inhalte.

10. Sonntag im Jahreskreis

„Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken“

Jesus in der Gemeinschaft von Zöllnern und Sündern, davon hören wir des Öfteren in den Evangelien. Das ist heute ein beliebter Gedanke, ein Gedanke, den man immer wieder hervorhebt. Bedeutungsvoll sagt man dann, Jesus habe sich mit den Zöllnern und

mit den Sündern solidarisiert, wenn man dann nicht gar noch die Sünden dieser Sünder im Einzelnen nennt. Auf jeden Fall verweist man heute gern mit ausgesprochenem Wohlbehagen auf diesen Tatbestand und tut dann so, als ob Jesus sich sichtlich wohl gefühlt habe in dieser Gesellschaft, in der Gesellschaft der Sünder. Auf diese Weise suggeriert man den Gedanken, dass Jesus die Sünde, in welcher Gestalt auch immer, nicht so tragisch genommen habe.

Es ist nun schon einige Jahrzehnte her, da erschien ein Buch mit dem Titel „Jesus in schlechter Gesellschaft“. Der Autor: ein abgefallener Priester. Mit seinem Jesus „in schlechter Gesellschaft“ versucht er die Sünde zu verharmlosen und das ernsthafte sittliche Streben, Opfer und Askese, zu verdächtigen, gleichsam ein Christentum zu Schleuderpreisen zu vertreiben. Mit ihm tun es heute viele. Im Bunde mit einem solchen Jesus wendet man sich dann gegen die Frommen, die man dann gern als Pharisäer bezeichnet. Dabei betont man, dass Jesus gegen die Pharisäer gewesen sei, gegen die Frommen in damaliger Zeit, und dass seine Sympathie nicht ihnen, sondern den Zöllnern gegolten habe.

Das ist jedoch eine verhängnisvolle Verfremdung des Gründers des Christentums, das ist nicht der wirkliche Jesus. Ein Jesus, der so charakterisiert wird, ist ein modischer Jesus, er ist ein Phantasieprodukt, eine Wunschprojektion. Der wirkliche Jesus ist nicht ein großzügiger Liberaler gewesen. Keineswegs hat er die Sünde relativiert. Mitnichten steht er für jenes Ideal, das man heute in einer säkularisierten Welt landauf landab verkündet. Der wirkliche Jesus hat die Sünde ernst genommen, bitter ernst. Er hat nicht mit Berufung auf das Gewissen, auf das persönliche Gewissen, die Forderungen der Moral abgeschwächt oder für unverbindlich erklärt. Im Gegenteil, er hat sie radikalisiert.

Und er vertrat auch nicht die Auffassung, dass der Zweck die Mittel heiligt, wie das heute häufiger geschieht, eine Auffassung, die man heute auch gern dem angeblichen Freund der Sünder andichtet. Der wirkliche Jesus hat die Sünde ganz ernst genommen, bitter ernst. Er ist für die Sünden der Menschen - für unser aller Sünden - in den Tod gegangen. Daran erinnert uns das Kreuz. Das Kreuz aber ist das Symbol des Christentums, das entscheidende, das eigentliche, nicht der Halbmond und nicht der Regenbogen und nicht die geballte Faust. Ohne das Kreuz und ohne das, wofür das Kreuz steht, verfälschen wir die Gestalt Jesu von Grund auf.

Jesus hat die Sünde ganz ernst genommen. Darum hat er auch nicht so viel gelacht, wie seine Repräsentanten das heute vielfach tun. Sie wollen doch lieb sein und beliebt. Dass Jesus gelacht hat, davon hören wir nichts in den Evangelien. Wohl wird uns da berichtet, dass er geweint hat. Das hat man in der Vergangenheit wohl registriert: Unzählige Male ist Jesus in der Kunst dargestellt worden, häufiger als irgendeine andere Gestalt der Geschichte, aber niemals als ein Lachender.

Jesus hat sich keineswegs mit den Sündern solidarisiert, und er hat sich mit ihnen nicht gemein gemacht, wohl aber hat er sich ihnen zugewandt. Das hat er nicht deshalb getan, weil er mit ihnen einverstanden war, sondern deshalb, weil er gekommen war, um sie zu erlösen. Um alle Menschen zu erlösen, war er gekommen. Er wandte sich den Sündern zu, weil er sie zu sich emporheben wollte in seiner Erlöserliebe, weil er sie zu seinem Vater führen wollte, nicht hat er sich ihnen zugewandt, weil er mit ihnen einverstanden war.

Und es ist auch gar nicht so, als ob Jesus nur bei den Sündern gewesen wäre, bei jenen, die öffentlich als Sünder gebrandmarkt waren, als ob er nur mit ihnen Gemeinschaft gepflegt hätte. Er ist bei allen gewesen. Auch mit den Pharisäern hat er die Gemeinschaft gesucht und gepflegt, gerade auch mit ihnen. Er hat sie alle angenommen, die Armen und die Reichen, die Angesehenen und die Verachteten, die Sünder und die Gerechten. Er wusste sich gesandt zu allen, für alle war er gekommen. Sein Interesse gehörte allen - noch heute gehört es allen -, den Stolzen und den Demütigen, den Hoffnungsfrohen und den Verzagten, den Selbstgerechten und den Kleinmütigen und Hilflosen, den Pharisäern und den Zöllnern. Ihnen allen galt seine Liebe und - dabei darf man nicht stehen bleiben, bei der Liebe - ihnen allen galt seine Liebe und seine Botschaft von der Umkehr. Jesus wusste, dass sie alle, denen er begegnete, die er aufsuchte, Sünder waren vor Gott, mehr oder weniger, ob sie nun von den Menschen als Sünder bezeichnet wurden oder als Gerechte. Aber er wusste auch um das Gute in jedem Menschen. Daran appellierte er. Im Blick darauf ermahnte er alle, sich zu Gott zu bekehren, rief er alle auf zur Erkenntnis ihrer Schuld und zu einem Leben nach den Geboten Gottes. Diese Botschaft galt den Zöllnern und den Pharisäern in gleicher Weise, wenn wir diese beiden Menschengruppen einmal für die Sünder und für die Gerechten setzen, wie das zurzeit Jesu in der öffentlichen Meinung geschah.

Jesus war nicht bestrebt, sich beliebt zu machen. Er sagte den Menschen nicht: Macht so weiter wie bisher. Hauptsache, ihr seid nett zu mir, wie es heute nicht wenige Hirten machen. Diese Versuchung stellt sich immer da ein, wo man sich von der Sache abwendet oder wo die Sache in den Hintergrund tritt.

Jesus übernahm die Begrifflichkeit seiner Zeit, wenn er sagte, dass er gekommen sei, Sünder und Gerechte zu berufen. Dabei betonte er aber, dass niemand gerecht ist als Gott allein, dass alle Sünder sind vor Gott. Das heißt nicht, dass alle gleich fern waren vom Gottesreich für ihn. Er erkannte die Unterschiede, und er anerkannte das Bemühen der Menschen um das Gute, er würdigte die Opfer, die sie brachten, um vollkommen zu sein. Was er aber anerkannte, das verlangte er auch. Ja, er verlangte heroische Heiligkeit, von allen. Wie anders sollte sonst das Wort Jesu zu verstehen sein: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (Mt 5, 48)?

Für ihn gilt immer: Die Vergebung ist nicht gratis, die Umkehr und der gute Vorsatz sind die Voraussetzung für die Vergebung. Dann aber verpflichtet die Vergebung noch einmal den, der sie empfangen hat. „Geh hin, und sündige nicht mehr“ (Joh 8,11). Mit diesen Worten entlässt Jesus die Ehebrecherin im Johannes-Evangelium.

Die Sünde und die Vergebung, der Weg der Gebote und der Selbstverleugnung, darum geht es Jesus, das ist der Kern seiner Verkündigung. Er weiß, dass es das vermessenliche Vertrauen auf die Gnade Gottes gibt, das vermessenliche Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit. Er ist anspruchsvoll, nicht beschwichtigend, aber er hilft auch, wo der Mensch den guten Willen hat. Er unterscheidet zwischen der Sünde und dem Sünder. Die Sünde hasst er, aber den Sünder liebt er, vor allem dann, wenn er sich bekehrt und umkehrt.

11. Sonntag im Jahreskreis

„Sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben“

Ein moderner Philosoph (Karl Popper, 1902-1994), der zeitlebens dem Christentum und der Religion überhaupt distanziert gegenübergestanden hat, hat nicht zu Unrecht erklärt: „Die wesentliche Idee des Christentums ist die, dass man keinen Himmel auf Erden

schaffen kann ... Der Versuch, den Himmel auf Erden zu verwirklichen, produzierte stets die Hölle“. Das geschieht heute an allen Ecken und Enden, dass man versucht, den Himmel auf Erden zu schaffen, den Himmel auf die Erde zu holen. Dort, wo er wirklich ist, halten ihn viele nämlich für inexistent. Wenn es ihn schon nicht gibt - so denken sie -, dann wollen wir ihn wenigstens auf Erden schaffen. Manchmal meinen es gar die Hirten, man könne den Himmel auf Erden haben, oder sie sehen darin gar ihre erste Aufgabe, den Himmel auf Erden zu schaffen. Je mehr man das versucht, den Himmel auf Erden zu schaffen, um so mehr wird den Menschen jedoch das Leben zur Hölle. Man will den Himmel und schafft die Hölle.

Im Evangelium des heutigen Sonntags bedauert Jesus die Menschen seiner Zeit, weil die Lüge und der Irrtum ihr Leben prägen: Sie sind wie Schafe ohne Hirten. Das gilt nicht weniger für uns heute. Zusammen mit jenen, die damals seinen Worten lauschten, bedauert Jesus auch uns. Auch wir können seines Bedauerns gewiss sein, denn auch bei uns dominieren der Irrtum und die Lüge. Auch wir sind wie Schafe ohne Hirten: Die Wahrheit ist im Notstand. Die falschen Propheten haben das Sagen, draußen in der Welt, aber oft auch drinnen, in der Kirche. Unser Denken ist genormt und unser Verhalten nicht weniger. Und die Stimme des Evangeliums ist extrem schwach geworden.

Jesus erbarmt sich der Menschen, indem er ihnen Hirten sendet, die sie hellhörig und empfindsam machen sollen für den Irrtum und die Lüge der Menschen, die sie aufklären sollen über die Wahrheit. Zwölf sind es damals gewesen, zwölf Hirten, die Apostel. Ungemessen ist ihre Zahl heute, die Zahl derer, die an die Stelle der Zwölf getreten sind. Gute Hirten sind sie, wenn sie bei ihrem Vorbild bleiben, bei Christus, in ihrem Denken und in ihrem Beten, schlechte, wenn sie sich dem Zeitgeist verschreiben und nicht mehr beten, wenn sie liberal geworden sind, wenn der Pragmatismus bei ihnen an die Stelle des Glaubens getreten ist und die Nützlichkeit an die Stelle der Wahrheit.

Ein zentraler Gedanke der Botschaft Christi und seines Wirkens ist nun der, dass es keinen Himmel auf Erden gibt. Eigentlich handelt es sich dabei um das Fundament all seiner Worte und Taten. Diese Wahrheit muss indessen zu allen Zeiten das Fundament des Zeugnisses und des Wirkens seiner Hirten sein: Wer den Himmel auf Erden finden will, der wird die Hölle hervorbringen. Die Hirten der Kirche haben in erster Linie die Aufgabe, den diesbezüglichen Irrtum zu entlarven, der in unserer Welt herumgeistert und

nicht wenig Schaden anrichtet, der die Menschen unfähig macht, die christliche Botschaft zu begreifen und Christus nachzufolgen und seiner Kirche zu folgen. Es ist die erste Aufgabe der Hirten, das Evangelium vom Diesseits zu zerstören und den Menschen zu zeigen, wonach sie sich in Wirklichkeit sehnen, und sie dorthin zu führen.

Die Botschaft der Kirche kann kein Gehör finden, wo das Evangelium vom Diesseits sich breit gemacht hat, wo man sich an die Verheißungen des Irdischen klammert und die Augen vor der Dunkelheit verschließt, die damit in unser Leben und in unsere Welt einzieht. Erst wenn wir sehen, was diese Welt leisten kann und uns besinnen auf die tiefste Sehnsucht, die in uns schlummert, erst dann können wir anfangen, Christi Jünger zu sein. An diesem Punkt müssen die Hirten heute ansetzen, müssen wir alle immer wieder ansetzen im Gespräch mit den Menschen, in der Familie, am Arbeitsplatz, im öffentlichen Leben, in der Freizeit. Aber nicht nur im Gespräch, und das nicht einmal vorrangig, sondern vor allem und in erster Linie durch unser glaubwürdiges Leben. Es müssen zuerst einmal alle Illusionen zerstört werden, die wir hegen und die uns einge-hämmert werden, fortwährend, von enttäuschten Menschen, von Menschen, die schon lange resigniert haben, aber einflussreich sind in unserer Welt.

„Unsere Heimat ist in Himmel. Von dort her erwarten wir unseren Heiland Jesus Christus“ (Phil 3, 20). So sagt es der Apostel Paulus im Philipperbrief. Das ist die Wahrheit. Dabei geht es um unsere grundlegende Orientierung an der Ewigkeit.

Die Botschaft der Kirche findet darum so wenig Gehör heute, weil allzu viele unserer Zeitgenossen einem - so muss man es schon sagen - fanatischen Diesseitskult verfallen sind und weil auch die Verkündigung des Glaubens nicht selten zumindest tendenziell davon bestimmt ist.

Eben darum aber ist das Leben so ungemütlich in dieser Welt geworden, weil es für allzu viele ein und alles geworden ist. Ohne die Jenseitsorientierung wird unser Leben zur Hölle. Das gilt für unser individuelles Leben, und das gilt für die Gesellschaft, in der wir leben. Die Meinung, man könne den Himmel auf Erden schaffen, das ist der größte Irrtum unserer Tage. Dieser Irrtum aber wird zum Betrug, wo viele sonst kluge Leute diesen Irrtum propagieren.

Eine fragwürdige Modernität ist heute für viele zu einem Gefängnis geworden. Denken wir nur einmal an das Diktat der Mode, die die Menschen knechtet und ihnen dabei noch ein Gefühl der äußersten Freiheit suggeriert, in der alles Denken zerstört und alle Verantwortlichkeit zugrunde gerichtet wird. Denken wir an das Verhalten der Menschen, an ihre Auffassungen, an ihre Vorlieben und an die Art und Weise, wie sie miteinander umgehen. Wie wenig eigenständig sind sie da geworden. Immer wieder gewinnt man den Eindruck, dass das Massenmenschentum noch nie so vorherrschend, dass das selbständige Denken noch nie so verpönt gewesen ist wie heute.

Der Egoismus eskaliert, die Liebesfähigkeit ist auf dem Nullpunkt. Immer chaotischer werden die Verhältnisse. In unserer Welt hat sich wirklich die Hölle etabliert. Aber sie verbirgt sich, die Hölle. Schon immer hat sich der Teufel den Anschein eines guten Engels gegeben. Da müssen wir alle mit Christus mitleiden, der sich der Menschen erbarmte, die wie Schafe ohne Hirten waren.

Die Hirten müssen das Ihrige tun, und wir alle müssen das Unsere tun, dass den Menschen und unserer Zeit die Augen geöffnet werden, dass sie ihr Elend erkennen, nicht auf dass sie resignieren, sondern auf dass sie fähig werden, ihre Hoffnung auf das Jenseits zu setzen.

Unsere Welt ist so kompliziert geworden, dass sie gefährdeter ist als je zuvor. Weil sie so kompliziert geworden ist, darum ist sie so gefährdet. Darum ist die Zerstörung der Religion und des Christentums ihr Untergang. Daraus folgt, dass die richtige Zeitdiagnose eine Lebensfrage für alle geworden ist. Es gibt keine Zukunft für uns, wenn wir uns nicht auf das Jenseits hin orientieren und wenn uns die heilenden Kräfte des Evangeliums und der authentischen Verkündigung der Kirche nicht erreichen.

Das Gebet, die Sakramente der Kirche, die gewissenhafte Erfüllung der Gebote Gottes und ein Leben in Verantwortung vor Gott und vor unserer Ewigkeit, der wir entgegengehen, das ist wieder möglich, wenn wir das Desaster unserer Zeit und unserer Welt erst einmal erkannt haben und das Heil nicht mehr da suchen, wo wir das Unheil finden.

Wer den Himmel auf Erden schaffen will, der produziert die Hölle. Das können wir gut erkennen, wenn wir unvoreingenommen und kritisch unsere Welt und unsere Zeit betrachten. Es gibt auch kein irdisches Glück für den Menschen, wenn er es ohne die Re-

ligion sucht, das muss die Verkündigung der Kirche deutlich machen. Dabei muss sie ihr Hauptaugenmerk auf die Vergänglichkeit dieser Welt richten und auf die letzten Dinge. Die Verantwortung dafür trifft nicht nur die Hirten. Die Botschaft der Kirche artikuliert sich in Worten, aber wichtiger ist dabei das beispielhafte Leben. Dabei müssen wir uns klar machen: Oft, ja, sehr oft, werden Worte nicht verstanden, weil ihnen der Hintergrund eines glaubwürdigen Lebens fehlt.

12. Sonntag im Jahreskreis

„Darum fürchtet euch nicht, ihr seid mehr wert als viele Sperlinge“

Angst und Furcht bestimmen unser Leben. Angst ist die Furcht vor etwas, das wir nicht kennen, sie ist ein vages und unbestimmtes Gefühl. Die Furcht richtet sich jedoch auf etwas Bestimmtes, das unsere körperliche oder unsere geistige Integrität zerstören oder vermindern könnte. Angst und Furcht gehören zu unserem Leben, weil unser Leben immer gefährdet ist, und zwar in vielfacher Weise, weil überall Gefahren auf uns lauern.

Viele unserer Zeitgenossen geben sich nach außen hin sehr sicher, während sich hinter ihrer äußeren Sicherheit viel Angst und Furcht verbergen. Wir verbergen unsere Unsicherheit nicht nur nach außen hin, oftmals verdrängen wir sie auch aus unserem Bewusstsein, das bedeutet, dass wir sie auch vor uns selber zu verbergen suchen. Verdrängen können wir das Unangenehme jedoch immer nur für eine Weile. Dann tritt es in immer neuer Gestalt wieder hervor und verursacht mannigfaches Leid und viele Krankheiten.

Wir verdrängen das Unangenehme durch die Flucht in den Betrieb, in den Lärm und in den Rausch. Was den Rausch angeht, da gibt es viele Mittel, die uns zwar abhängig machen und krank und die uns oft in große Bedrängnis bringen, aber das geschieht erst nach einer gewissen Zeit. Darum kann man im Augenblick sündigen. Die populärsten Mittel dieser Art sind das Nikotin und der Alkohol. Heute erobern darüber hinaus die verschiedensten Drogen, harte und weiche, mehr und mehr die Gunst vieler, die alles daransetzen, um den Belastungen des Alltags zu entgehen und um ihre Angst und ihre Furcht zu neutralisieren.

Was die Flucht in den Lärm angeht, der fortgesetzte Lärm ist heute gleichsam institutionalisiert durch die Massenmedien, die wissen, was die Menschen suchen, dabei jedoch nicht auf die Schädlichkeit dessen schauen, was sie ihnen verkaufen.

Und der Betrieb, in den man flüchtet, da gibt es mannigfache Möglichkeiten. Man beklagt sich zwar immer wieder über den so genannten Stress, freut sich aber im Grunde, dass man ihn hat, damit man keine Zeit hat zum Nachdenken.

Wir verdrängen das Unangenehme, die Angst und die Furcht, indem wir in den Betrieb flüchten, in den Lärm und in den Rausch. Konsequenter sind wir darauf bedacht oder besser: konsequenter sind viele von uns darauf bedacht, dass sie nicht zur Ruhe kommen, damit ihnen die Gefährdung ihres Lebens nicht zum Bewusstsein kommt. Da wird die Wirklichkeit überspielt oder verdrängt, die sich das jedoch nicht gefallen lässt. In den mannigfachen Schäden unseres persönlichen Lebens und unserer Gesellschaft in Kirche und Welt tritt sie heute zutage und rächt sich dafür, dass sie verdrängt wurde.

Angst und Furcht, Sorge und Unsicherheit gehören zu unserem Alltag in dem Maß, in dem uns die Geborgenheit fehlt. Ungeborgen aber sind wir, weil unser Glaube so schwach geworden ist, wenn er nicht überhaupt nur noch formal vorhanden ist, und weil wir so wenig Vertrauen haben zu Gott.

Der lebendige Glaube trägt uns, nicht der tote. Der Verlust des Glaubens erklärt viele Probleme unseres persönlichen Lebens, aber auch unseres gesellschaftlichen und politischen Alltags. Man kann heute Theologie studieren ohne den Glauben. Man kann aber auch den Glauben durch das Theologie-Studium verlieren und trotzdem gutes Geld damit verdienen. Eine paradoxe Situation.

Erst aus dem lebendigen Glauben kann das Vertrauen zu Gott erwachsen, ein Vertrauen, das sich in allen Lebenslagen bewähren kann. Menschen enttäuschen uns immer wieder. Aber Gott kann uns nicht enttäuschen. Es ist ein Unterschied, ob wir das mit dem Verstand wissen oder mit dem Herzen, ob wir das nur theoretisch wissen oder ob wir uns diese Erkenntnis innerlich zu Eigen gemacht haben.

Das ist der entscheidende Imperativ des Evangeliums des heutigen Sonntags, dass wir auf Gott vertrauen, nicht nur formal, sondern im Alltag unseres Lebens. Ein solches Vertrauen müssen wir einüben im Gebet und in dem Bemühen um die Nachfolge Christi, wir müssen es einüben, indem wir ständig in der Gegenwart Gottes leben. Wenn Gott mit uns ist, und wenn wir mit Gott sind, dann ist unser Leben gesichert in allen Gefährdungen, die uns bedrohen, und in allen möglichen oder wirklichen Bedrängnissen. Der lebendige, der gütige und der liebende Gott, wenn wir ihm Vertrauen schenken, er enttäuscht uns nie. Dieses Vertrauen aber, wenn es echt ist und stark, dann absorbiert es all unsere Ängste und all unsere Sorgen.

Wenn wir fest auf Gott vertrauen, dann gibt es für uns keine Angst mehr und nur noch eine einzige Furcht, die Furcht vor der Sünde, weil sie uns mit Gott entzweit, weil sie uns von Gott trennt. Wenn wir auf Gott vertrauen, und wenn dieses Vertrauen ganz tief und ganz stark ist, dann kann uns niemand mehr etwas anhaben, dann können uns auch nicht mehr die Mächte des Bösen etwas anhaben, die heimtückischer noch und gefährlicher sind als die Menschen es sein können. Das Böse, besser noch: der Böse ist letzten Endes die Ursache für alle Übel in der Welt.

Das unmittelbare Fundament unseres Gottvertrauens sind die Gottesfurcht und die Gottesliebe. Letztlich gründet es im Geheimnis der Kindschaft Gottes, in dem uns das göttliche Leben geschenkt wurde, das seine Verlängerung findet im ewigen Leben bei Gott. Es ist der Gott, der uns erlöst und geheiligt hat, dem wir Vertrauen schenken in allen Lagen unseres Lebens.

Die tiefsten Tiefen des Glaubens bleiben uns oft verborgen, oft bleiben wir an der Oberfläche. Daher legen wir oftmals den Glauben ab wie ein Kleid und mit dem Glauben das Vertrauen und wählen die Angst und die Furcht und damit das Chaos.

Zuweilen werden die entscheidenden Punkte unseres Glaubens in den Sekten deutlicher betont. Darum wandern gerade heute nicht selten recht wertvolle Gläubige in die Sekten ab.

Angst und Furcht bestimmen unser Leben. Das eine wie das andere überwinden wir durch einen lebendigen Glauben und durch festes Vertrauen. Im Glauben und im Vertrauen finden wir Geborgenheit in den mannigfachen Gefährdungen unseres persönli-

chen Lebens und unserer Zeit. Seine Rechtfertigung findet unser Vertrauen in unserer Treue zu Gott, zu Christus und zu seiner Kirche. Dazu aber müssen wir uns bekennen, davon müssen wir Zeugnis ablegen durch unser Wort und vor allem durch unser Leben. Denn Christus wird uns nur dann vor seinem Vater bekennen, so sagt es uns das Evangelium des heutigen Sonntags, wenn wir ihn vor den Menschen bekennen.

Festtag der Apostelfürsten Petrus und Paulus (13. Sonntag im Jahreskreis)

**„Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich
meine Kirche bauen“**

Wir feiern heute den Todestag der heiligen Apostel Petrus und Paulus, des ersten Papstes und des bedeutendsten Missionars der Kirche. Der eine trägt einen lateinischen Namen, der uns daran erinnert, dass er, ein Jude, das römische Bürgerrecht besaß - der Paulus, das ist der Kleine -, der andere trägt einen griechischen Namen, die Übersetzung seines aramäischen Namens, den der Stifter des Christentums ihm gegeben hatte, um seine Bedeutung für die Kirche zum Ausdruck zu bringen. Kepha hatte er ihn genannt, denn er sollte der Fels der Kirche werden. Davon ist die Rede im Evangelium dieses Festtags.

Wenn Jesus dem Petrus in feierlicher Weise einen neuen Namen gegeben hat - seine Eltern hatten ihn Simon genannt -, so ist das mehr als eine persönliche Berufung, so wird ihm damit ein Amt übertragen, das in der Kirche fort dauern sollte bis zum Jüngsten Tag. Wir sprechen vom Petrusamt oder vom Papsttum. Heute ist es für die einen das Zeichen Gottes, das aufgerichtet ist unter den Völkern, von dem der Prophet Jesaja gesprochen hat (Jes 11, 12), für die anderen ist es der Stein des Anstoßes, nicht nur soweit sie außerhalb der Kirche angesiedelt sind. Gerade jene, die der Kirche viel zu verdanken haben, wenden sich oftmals lautstark gegen die Autorität des römischen Bischofs und verbünden sich mit denen, die draußen sind und keine Antenne haben für das Gnadenwirken Gottes in der Welt. Es ist nicht verwunderlich, wenn die widergöttlichen Mächte sich besonders an jener Institution reiben und sie unwirksam machen möchten, die die eigentliche Kraft der Kirche ist und die sie zu dem macht, was sie ist. Jene, die

gegen das Papsttum und gegen den Papst sind, meinen es nicht gut mit der Kirche.

Der Papst ist heute zum Ärgernis vieler geworden, wie es der gewesen ist, den er in der Welt vertreten soll. Schon deswegen ist er zum Ärgernis vieler geworden, weil er Autorität verkörpert, und das in einer Zeit, die immer mehr zur Anarchie hin tendiert.

Petrus ist der geistige Vater des neuen Gottesvolkes. Er ist der neue Abraham, der im Alten Testament der Fels genannt wird. Es ist konsequent, wenn Paulus auch Christus, an dessen Stelle Petrus und seine Nachfolger stehen sollen, den Felsen nennt. In den Evangelien steht Petrus an der Spitze jener zwölf Jünger, die Jesus in besonderer Weise auserwählt hat. Für ihn und seinen Glauben hat Jesus gebetet und ihn dazu beauftragt, seine Brüder zu stärken (Lk 22, 32). Er wurde der erste Zeuge der Auferstehung Jesu. „Christus ist auferstanden und dem Simon erschienen“. Das wurde zu einem geflügelten Wort in den österlichen Tagen, als die Jünger Jesu nach dem grausamen Tod ihres Meisters wieder zusammentraten. Dreimal beruft der Auferstandene den Simon zum Hirten seiner Kirche (Joh 21). Am Ende seines Lebens kommt er nach Rom, um dort den Märtyrertod zu erleiden. Unter der Kuppel der Peterskirche in Rom hat er sein Grab gefunden.

Von altersher war es die Überzeugung der Kirche, dass das Amt des Petrus fort dauern muss in der Kirche. Tatsächlich hätte es keinen Sinn gehabt, wenn es mit dem Tod des Petrus erloschen wäre. So bildete sich das Papsttum der Kirche in den Jahrhunderten, dessen Entwicklung nicht immer geradlinig war. Denn es gab in ihr auch Menschliches, und immer wieder prägte ihr die menschliche Schwäche ihren Stempel auf. Zweimal in der Geschichte trennten sich viele Völker von der Kirche, gerade um des Papsttums willen, weil sie das Papsttum nicht wollten, 1055 und 1517. Darin liegt eine große Tragik. Da war jeweils die persönliche Rechthaberei den Menschen wichtiger als das Vermächtnis des Herrn der Kirche.

264 Nachfolger des heiligen Petrus zählt man in der beinahe zweitausendjährigen Geschichte der Kirche. Unter ihnen gab es auch schlechte, die sich ihres Amtes unwürdig erwiesen, ganz und gar, insgesamt etwa zwölf an der Zahl, zwölf, das sind wenige, und doch sind sie zu viele. Unter ihnen gab es aber auch eine große Zahl von Heiligen, dafür müssen wir Gott danken.

Im Papsttum ist Petrus lebendig geblieben in der Zeit, in Petrus aber weidet Christus selber seine Herde. Diese Erkenntnis wuchs in den Jahrhunderten, wenn man im Bischof von Rom mehr und mehr den Hort der Einheit der Kirche Christi sah, wenn man sich an ihm ausrichtete und in der Gemeinschaft mit ihm die Gemeinschaft mit Christus erblickte.

In dieser Einheit geht es um die Wahrheit, um die rechte Interpretation des Wortes Gottes. In ihr trägt die Kirche ein hohes Gut durch die Zeit. Darum ist der Papst unfehlbar, wenn er seine ganze Autorität einsetzt.

Man sagt heute gern: Kein Mensch ist unfehlbar. Das ist nicht falsch, nur Gott ist unfehlbar, in der Tat, aber Gott kann einen Menschen, dem er eine besondere Stellung gegeben hat, vor Irrtum bewahren. Das ist dann freilich ein Wunder. Aber das Papsttum ist seiner inneren Wirklichkeit nach ein Geheimnis. Und in der Kirche bricht die unsichtbare, die jenseitige Welt Gottes in die Sichtbarkeit dieser Welt ein. Ein Mensch kann auch keine Sünden vergeben oder das eucharistische Geheimnis vollziehen. Aber Gott kann es, und der Mensch kann es in der Kraft Gottes.

Die Kirche ist nicht eine soziologische Gegebenheit, die allein dieser Welt angehört. In ihr kommt die Autorität nicht von unten, sondern von oben. Es ist die Vollmacht Christi, die im Papsttum und in den Trägern des Amtes fortwirkt.

Im Wirken Christi in seiner Kirche nimmt die jenseitige Welt sichtbare Gestalt an. So sehen die Augen des Glaubens die Kirche. Mit ihnen sie zu sehen, darum müssen wir uns bemühen. Das ist indessen ein Glaube, der keineswegs in der Luft hängt, wie viele meinen, die sich der „Diktatur des Relativismus“ unterwerfen, das ist ein Glaube, der vielmehr ein tiefes geistiges Fundament hat und der sich bewährt hat in langen Jahrhunderten. Würde die Kirche als Ganze dem Irrtum verfallen, hätten die Pforten der Hölle sie überwältigt. Allein, das ist nicht möglich, dafür steht die Verheißung Christi.

In unserer Zeit, in der der Stolz der Menschen oftmals pathologische Züge trägt, stellen sich viele über die Autorität des Papstes. Dass wir nicht zu ihnen gehören, das gebietet uns die Demut, die aus der Wahrhaftigkeit hervorgeht, und das gebietet uns der Glaube.

Der Papst und das Papsttum, sie sind das entscheidende Kriterium für die Unterscheidung der Geister im Wirrwarr der Meinungen und in der allgemeinen Orientierungslosigkeit unserer Zeit. Auch wenn es viele nicht wahr haben wollen, der Träger, der Inhaber des Petrusamtes, ist ein Fels in der Brandung, er ist ein eherner Fels und mehr als das. Dabei steht er für eine menschliche Welt, wenn er wie kein anderer jene Werte hochhält, ohne die es keine Zukunft geben wird für uns alle. Damit wird das Papsttum zu einer existentiellen Frage nicht nur für die Kirche, sondern auch für die Welt.

Im Papsttum steuert Christus selber das Schiff seiner Kirche durch das Meer der Zeit, führt er es in den sicheren Hafen der Ewigkeit. Im Papsttum haben wir einen festen Punkt in der Wirrnis und in der Verwirrung unserer Zeit. Wo der Papst spricht, da spricht Petrus. Und wo Petrus spricht, da spricht Christus. Beten wir heute für den Heiligen Vater - eine Persönlichkeit von großem Verantwortungsbewusstsein und von bewundernswerter Frömmigkeit auf hohem geistigen Niveau -, dass er die schwere Last seiner Erwählung kraftvoll trage, dass er die Kirche überzeugend leite, in Treue zu Christus und zu seinem Vermächtnis, dass Gott ihn stärke in Misserfolgen, damit er die ihm anvertraute Herde in der Einheit des Glaubens bewahre zum immerwährenden Segen der Kirche und unserer Welt.

14. Sonntag im Jahreskreis

„Nehmt mein Joch auf euch und werdet meine Jünger, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen“

Im Alten Testament wird unser Leben einmal als ein Kriegsdienst bezeichnet (Hiob 7, 1). Damit sollen seine Härte und sein fordernder Charakter hervorgehoben werden. Das Neue Testament greift diesen Gedanken wiederholt auf. Ein Kriegsdienst ist unser Leben, das heißt: Wir müssen kämpfen und Entbehrungen auf uns nehmen, um unser Leben zu bewältigen und um sein Ziel zu erreichen, im natürlichen wie auch im übernatürlichen Sinne. Davon wendet man heute weithin den Blick ab. Denn in der Gegenwart möchte man alles leicht machen, möchte man sich und manchmal auch anderen jede Anstrengung ersparen, vor allem im Religiösen. Aber nicht nur da. Man will ohne

Anstrengung lernen, ohne Anstrengung Geld verdienen, ohne Anstrengung sich amüsieren. Das führt bei einer wachsenden Zahl von jungen Menschen zur kategorischen Verweigerung jeder Anstrengung und jedes Bemühens. Immer wieder kommt es vor, dass junge Menschen es ablehnen, überhaupt noch etwas zu tun.

Es gehört irgendwie zu einer Welt, die in weiten Teilen vom Nihilismus beherrscht wird, dass man alles haben, aber nichts dafür tun will, dass man alles umsonst haben möchte und dass man aus der Illusion lebt, dass das möglich ist, dass man immer nur Rechte beansprucht, aber niemals Pflichten auf sich nehmen will. In diesem Denken darf auch die Religion nichts kosten, wenn sie überhaupt noch einen Stellenwert hat.

Christsein - leicht gemacht, das ist der Inhalt eines sehr dicken Buches, das vor mehr als drei Jahrzehnten unter dem Titel „Christsein“ veröffentlicht wurde, von dem heute mehr als 300 000 Exemplare in aller Welt in den Bücherregalen stehen. Inzwischen sind viele Bücher erschienen, deren Grundgedanke der ist, dass jeder ein Christ ist, ganz gleich, was er glaubt und was er tut, egal, was er denkt und wie er lebt, und dass er sich in jedem Fall seines ewigen Heiles sicher sein kann.

Wir fallen immer wieder auf jene herein, die uns die Anstrengung ersparen, die uns billige Waren verkaufen wollen. Wenn wir gescheit wären oder nachdenken würden, wüssten wir, dass diese Waren entweder nichts wert sind oder dass der billige Preis eine Täuschung ist. Ehrlicher Weise kann es Schleuderpreise nur zum Ausverkauf geben. Wir müssten doch eigentlich durch das Leben belehrt sein: Was nichts kostet, ist nichts wert.

Wieso sollte heute die Weisheit der alten Griechen nicht mehr gelten: Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt? Das Leben ist keine Spielerei. Es fordert uns, wenn wir es recht leben wollen. Das sagt uns die Vernunft, das lehrt uns die Erfahrung, das sagt uns aber auch Gott selber in der Offenbarung. Diese Erkenntnis müssen wir uns ganz zu Eigen machen, und sie muss vor allem ein wichtiger Grundsatz bei der Erziehung der Kinder und der Jugendlichen sein. Wird sie da vergessen, ist das besonders verhängnisvoll.

Irgendwo las ich vor einiger Zeit: Wer es der Jugend leicht macht, der macht es ihr schwer. Das ist ein geistreiches Wortspiel. Der Täuschung folgt stets die Enttäuschung. Das ist ein ehernes Gesetz. Gerade junge Menschen sind auf große Ideale hin angelegt.

Das Christsein ist nicht etwas Leichtes, es ist kein Kinderspiel, es ist nicht das Einfachste von der Welt. Das wäre eine Irreführung. Deshalb heißt es wiederholt in der Heiligen Schrift: Ein Kriegsdienst ist unser Leben (Hiob 7, 1). Das gilt nicht nur im Blick auf unser ewiges Heil, das gilt auch im Blick auf unser irdisches Wohl. Das bedeutet, dass wir kämpfen müssen gegen den Feind in uns, gegen die Sünde, und dass wir kämpfen müssen gegen den Feind um uns, gegen das Böse, wo immer es uns begegnet.

Christsein bedeutet Christus nachfolgen, dieser aber ist der Gekreuzigte, der in dieser Welt nicht viel Ehre gefunden hat. Hier gilt, dass der Knecht nicht über seinem Herrn und der Jünger nicht über seinem Meister ist (Mt 10, 24). Die Nachfolge Christi ist ein Höhenweg, beschwerlich, mühsam und gefährvoll, sie ist eine anspruchsvolle Sache, die unseren ganzen Einsatz verlangt.

Das ist die eine Seite der Wirklichkeit unserer christlichen Berufung, erst auf ihrem Hintergrund wird die andere Seite verständlich. Die andere Seite, die klingt an im Evangelium des heutigen Sonntags: „Ich will euch erquicken ... ihr werdet Ruhe finden ... mein Joch ist süß, und meine Bürde ist leicht“. Das gilt nämlich im Blick auf die Vollendung, im Blick auf den Lohn der Treue.

Im Römerbrief des heiligen Paulus lesen wir: „Die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen mit der Freude, die uns einmal zuteil wird“ (Röm 8, 18). Das ist ein Schriftwort, das wir uns immer wieder vorsagen müssen. Vor allem dann, wenn wir geplagt werden durch mannigfache Leiden, wenn uns immer wieder die Frage bedrängt: Warum ist unsere Welt so vom Leid gezeichnet und warum gibt es so viel zerstörerischen Zynismus in ihr? Oder: Warum ist unser Leben so vielfältig bedrängt, physisch und seelisch und intellektuell?

Über dem kämpferischen Einsatz für Gott, gegen das Böse und für das Gute, steht die Gewissheit des Sieges, weil Gott die Seinen nicht verlässt. Das ist nicht billiges Vertrösten auf ein ungewisses Jenseits, denn die Zukunft bestimmt auch die Gegenwart. Ist unsere Zukunft hell, so ist es auch die Gegenwart, ist die Zukunft dunkel, so ist es auch die Gegenwart. Viele gehen heute einer trostlosen Zukunft entgegen, weil ihre Gegenwart ohne Hoffnung ist, und weil ihre Gegenwart unselig ist, deswegen ist es auch ihre Zukunft, wenn man da überhaupt noch von Zukunft reden kann. Von der Angst verfolgt,

stürzen sich viele heute in das Vergessen. Und ihr Glück ist Schein und Selbstbetrug.

Christus ist es, der die tiefste Sehnsucht der Menschen erfüllt. Das lehrt uns das Evangelium des heutigen Sonntags mit Nachdruck. Er liebt uns, und er wartet auf einen jeden von uns, als gäbe es nur ihn allein. Aber die Liebe Christi nimmt uns in Pflicht. Sie fordert von uns die Nachfolge. Diese aber erspart uns nicht das Kreuz.

Das leichte Leben ist eine große Illusion. Leicht wird unser Leben erst dann, wenn wir es so sehen, wie es wirklich ist und wenn wir dem Schweren nicht ausweichen, wenn wir in der Gemeinschaft mit Christus den guten Kampf kämpfen (1 Tim 1, 18; 2 Tim 4, 7). Sind wir mit ihm im Gebet verbunden und folgen wir ihm bewusst auf seinem Kreuzweg und ahmen wir ihn nach in seinem Gehorsam und in seiner Hingabe an den himmlischen Vater, wird alles Schwere leicht, wird alle Mühe gleichsam zu einer Erquickung, weil er, wenn wir mit ihm in der Zeit leben, uns seine Freundschaft in der Zeit und in der Ewigkeit schenkt. Wenn schon im natürlichen Leben gilt, dass erst der ganze Einsatz uns mit wahrer Freude und echter Genugtuung erfüllt, mehr als das, was uns in den Schoß fällt, gilt das erst recht für das übernatürliche Leben. Die uns verheißene Ewigkeit verklärt unsere Gegenwart, wenn wir in der Gemeinschaft mit Christus den guten Kampf kämpfen gegen das Böse in uns und um uns.

15. Sonntag im Jahreskreis

„Wer Ohren hat zu hören, der höre“

Das Evangelium gibt uns die Antwort auf die Frage, wie es kommt, dass das Wort Gottes so unfruchtbar ist in der Welt oder - sagen wir es allgemeiner - dass nach beinahe zweitausend Jahren Christentum die Welt noch immer nicht als ganze christlich geworden ist, ja, dass sich heute immer mehr Menschen vom Christentum abwenden. Die Antwort muss lauten: Das liegt nicht am Wort Gottes, das ist stets überreich ausgestreut worden in der Welt, sondern das liegt am Boden, an den Menschen, die das Wort Gottes nicht in der rechten Weise aufnehmen.

Das Evangelium spricht heute von einem vierfachen Verhalten des Menschen gegen-

über dem Wort Gottes und hält uns allen damit den Spiegel vor. Im Hinblick auf die Art und Weise, wie das Wort Gottes aufgenommen wird, unterscheidet es vier Gruppen.

Die erste Gruppe, das sind die, die das Wort Gottes hören, aber nicht recht anhören. Sie vernehmen es akustisch, das Wort Gottes, aber ohne Verständnis. Sie haben das Hören verlernt, sie sind taub geworden durch die vielen Eindrücke, die auf sie einströmen, durch das unaufhörliche seichte Gerede, das ihren Alltag bestimmt, durch die überlauten Rhythmen, die sie vom Morgen bis zum Abend begleiten. Sie sind taub geworden vor allem durch die pausenlose Fernseh- und Radio-Berieselung. So wollen sie es. Immerfort umgeben sie sich mit Lärm, denn die Stille können sie einfach nicht ertragen. Sie haben ihr inneres Ohr zerstört, weil sie das Schweigen und die Stille aus ihrem Leben verbannt haben.

Die zweite Gruppe, das sind die, die zwar anhören, aber nur oberflächlich. Das Gleichnis spricht von den Samenkörnern, die auf felsigen Boden fielen und daher kein Erdreich fanden. Die Menschen, die zu dieser Gruppe gehören, sie hören zwar hin, aber gleichsam nur mit einem Ohr. Sie sind interessiert, sie sind sogar begeistert, unter Umständen, aber ihre Begeisterung ist wie Strohfeuer, sie brennt schnell nieder, sie hat keinen Bestand. Sobald sie merken, dass das Wort Gottes sie fordert, sind sie auf und davon. Sie suchen ein leichtes Christentum, Versprechungen ohne Forderungen, Rechte ohne Pflichten. Faktisch wollen sie ein Christentum zu Ausverkaufspreisen, ein Christentum, das nichts kostet. Diese Gruppe ist nicht klein. Diejenigen, die zu dieser Gruppe gehören, sie sind zugegen bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, wenn Großveranstaltungen sind, wenn es Sensationen gibt. Sie sind mehr Gefühlschristen und leben von der momentanen Begeisterung. Auf Gefühlen kann man jedoch sein Leben nicht aufbauen. Gefühle sind unzuverlässig und unbeständig.

Die dritte Gruppe, das sind die, die anhören, deren Begeisterung auch tiefer geht als die der zweiten Gruppe. Sie lassen sich auch fordern. Es ist viel gutes Erdreich da. Aber das alles ist nicht von Dauer. Die Versuchungen der Welt und die Sorgen des Lebens gewinnen doch schließlich die Oberhand bei ihnen, bei allem guten Willen ist ihr Leben letzten Endes doch mehr vom Vordergründigen und Vergänglichen bestimmt als von dem, was bleibt. Die Welt ist dann für sie doch attraktiver als Gott und die Ewigkeit. Und der Sog nach unten ist für sie dann doch stärker als der Aufstieg zu den Sternen.

Sie bedürfen der Tugend der Treue, sie bedürfen der Beharrlichkeit, damit sie ausharren und sich treu bleiben, wenn der Weg lang und beschwerlich ist. Dazu braucht man nicht zuletzt die Hilfe Gottes, die Hilfe der Gnade, dass man immer wieder Heilung sucht und nicht aufgibt.

Und endlich gibt es die vierte Gruppe. Das sind die, die dreißigfach, sechzigfach und hundertfach Frucht bringen. Sie bewahren sich die Begeisterung, sie nehmen das Wort Gottes auf, sie machen es fruchtbar in ihrem Leben, sie bleiben dabei, auch wenn es beschwerlich ist. Aber ihre Fruchtbarkeit ist verschieden, weil das Maß der Fruchtbarkeit die Liebe und der Glaube sind.

Sie alle, die zu dieser Gruppe gehören, werden gelobt, auch wenn die Fruchtbarkeit des Wortes Gottes verschieden ist bei ihnen. Diese ist deshalb verschieden auch bei denen, die das Wort mit bereitem Herzen aufnehmen, weil Gott nicht allen die gleichen Talente gibt und weil er sie vor allem auch nicht allen im gleichen Maß gibt.

Wer viel hat, von dem wird auch viel verlangt. Aber Gott gibt uns nicht nur die Talente, er schenkt uns auch die Kraft, dass wir sie vervielfachen für ihn. Das setzt freilich voraus, dass wir ihn darum bitten und dass wir uns ehrlich bemühen, mit unseren Talenten zu arbeiten.

Die Aussaat und das Saatgut sind überreich. Vielleicht könnte man kritisch einwenden, dass diese Situation sich in der Gegenwart teilweise ein wenig gewandelt hat, sofern das Wort Gottes heute häufiger mit allzu vielen Menschenworten vermengt wird und sofern sich heute vielfach große Verwirrung breit macht. Im Evangelium erfahren wir, dass der Misserfolg oder die Missernte in erster Linie eine Frage des Bodens ist. Damit sind wir alle angesprochen, ein jeder von uns. Hören wir so - das ist die verborgene Mahnung unseres Evangeliums -, dass das Wort Gottes vielfältige Frucht bringt in unserem Leben.

16. Sonntag im Jahreskreis

„Lasst beides wachsen bis zur Zeit der Ernte“

Wenn wir mit offenen Augen durch die Welt gehen, dann erkennen wir, wie ungeheuer groß die Macht des Bösen ist in unserer Welt. Das Böse ist als solches ein großes Ärgernis, vor allem, wenn wir daran denken, dass Gott die Welt geschaffen und dass er sie gut geschaffen hat. Das Evangelium des heutigen Sonntags lichtet die Frage nach dem Warum des Bösen ein wenig, wenn es uns das Gleichnis Jesu vom Unkraut unter dem Weizen erzählt. Da wird das Böse mit dem Unkraut und das Gute mit dem Weizen verglichen und die Welt, in der sich unser Leben abspielt, mit einem Acker.

Der Urheber des Bösen ist der Teufel, der Widersacher Gottes, der Urheber des Guten ist Gott selber. So stellt es das Gleichnis dar. Aber wie Gott das Gute durch den Menschen wirkt, so nimmt auch der Teufel Menschen in seinen Dienst. Der entscheidende Satz des Gleichnisses lautet: Lasst Beides wachsen bis zur Zeit der Ernte.

Gott hat Geduld mit den Menschen, die sich dem Bösen verschreiben, sie erhalten ihre Strafe erst dann, wenn der Erntetag gekommen ist. Darin offenbart uns Gott seine Langmut. Diese ist den Menschen schon immer ein Rätsel gewesen, vor allem dann, wenn sie unmittelbar von dem Bösen betroffen waren, wenn sie existentiell unter dem Bösen zu leiden hatten.

Aber der Tag der Ernte wird kommen, das erfahren wir nicht nur in diesem Gleichnis. Davon ist immer wieder die Rede in der Predigt Jesu. Ein jeder muss Rechenschaft ablegen über sein Leben. Die Stunde der Rechenschaft wird kommen für einen jeden von uns.

Viele haben heute Abschied genommen vom Teufel. „Abschied vom Teufel“, so lautete der Titel eines Buches, das vor Jahrzehnten wenig respektvoll mit dem überlieferten Glauben der Kirche umging. Seither haben viele Theologen versucht, den Teufelsglauben der Kirche als unnütz zu erklären, als ob die Nützlichkeit ein Kriterium der Wahrheit wäre. Sie haben den Teufelsglauben einen überflüssigen Versuch genannt, das Böse in der Welt zu erklären. Unser Evangelium spricht indessen unverhohlen von dem teuflischen Wirken in der Welt, von dem bösen Feind, der das Unkraut auf dem Acker sät.

Es ist eine Tatsache, dass das Böse seinen festen Platz hat in unserer Welt. Das erfahren wir alle Tage. Und das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen hat es vorausgesagt.

Heute wird das Böse allerdings weithin nicht mehr als Unkraut erkannt und gewertet. An die Stelle der Unmoral - die Unmoral setzt immerhin noch ein Wissen um persönliches Versagen voraus -, an die Stelle der Unmoral ist das vollkommene Fehlen des moralischen Empfindens getreten bei sehr vielen unserer Zeitgenossen. In unserer modernen Welt breitet sich so etwas aus wie ein moralisches Chaos. In wachsendem Maß herrscht in ihr die Anarchie. Das gilt für die Sexualmoral, das gilt aber auch für die Wahrhaftigkeit, das gilt für den Respekt vor der Menschenwürde, das gilt für die Ehrfurcht vor Gott, das gilt für die Gottesverehrung. So könnte man fortfahren. Im Bunde mit einer noch nie da gewesenen Heuchelei wird die Unmoral verbreitet - unter Berufung auf die Pflicht zur Information, etwa bei Skandalaffären in den Massenmedien, im Interesse der Wahrheit und der Gerechtigkeit und um der demokratischen Freiheit willen. Denken wir etwa an die Macht der Pornographie und die Strategie der sexuellen Verführung der Menschen von Kindesbeinen an. Die in unserem Gleichnis als der böse Feind bezeichnet werden, sie begegnen uns faktisch als Heuchler und Verführer, denn anders könnten sie ihr Zerstörungswerk nicht vollbringen.

Der Acker unserer Welt ist so voller Unkraut, dass man zuweilen kaum noch den Weizen sehen kann. Da kommt uns immer wieder der Gedanke, dass Gott doch eingreifen müsste, dass er seine Langmut suspendieren oder dass er den Erntetag vorverlegen müsse. Allein, wir können Gott nicht vorschreiben, wie er die Welt leiten soll.

Wo der Teufel sät, da sät auch Gott. Und wo Gott sät, da sät auch der Teufel. Gut und Böse ist so gut gemischt auf dem Acker der Welt, wächst dort so kreuz und quer durcheinander, dass man es kaum noch unterscheiden kann, zumal das Böse oft eine gute Fassade hat. Seit eh und je verkleidet sich der Teufel als Engel des Lichtes. Er weiß, dass er das Böse nur verkaufen kann, wenn er es als Gutes anpreist.

Wenn Gott langmütig ist, wenn er Geduld hat, dann müssen auch wir sie haben. Auch diese unsere aus den Fugen geratene Welt der Anarchie - so muss man schon sagen - gehört Gott. Darum müssen wir Geduld üben, wie Gott sie übt. Zu unserer Geduld muss sich die Güte gesellen. Wir müssen es uns immer wieder sagen, dass nicht wenig Unkraut aus der Unkenntnis hervorwächst. Viele Christen haben es noch gar nicht gemerkt, wie sie in die Mühle der Welt geraten sind.

Das Gute ist immer mächtiger als das Böse. Das sagt uns die Frohe Botschaft von der Erlösung. Am Ende wird das Gute den Sieg davontragen. Mag es in der Gegenwart auch noch so ohnmächtig erscheinen, am Ende wird das Böse und wird mit ihm der Böse entmachtet. Darum ist es unsere Aufgabe, dass wir hoffnungsfroh dem Bösen das Gute entgegensetzen, unaufhörlich, dass wir immer und überall der Ungerechtigkeit entgegenreten, der Lieblosigkeit, der Zuchtlosigkeit, der Gewalttätigkeit und der Verschlagenheit.

Es gilt, dass wir die Hoffnung auf das ewige Leben bewahren inmitten einer sich einschmeichelnden Diesseitskultur mit ihrem Scheinglück, dass wir uns bemühen um Wahrhaftigkeit und Treue, um wahre Liebe, um Demut und Geduld, um Gerechtigkeit, Friedfertigkeit und um den Geist der Gottesverehrung. Eine Hilfe ist uns dabei die zentrale Aussage des Gleichnisses vom Unkraut unter dem Weizen: Der Tag der Ernte wird kommen.

17. Sonntag im Jahreskreis

„Er verkaufte alles, was er besaß, und kaufte die Perle“

Jesus verkündet seine Botschaft in Gleichnissen, das heißt: in Bildern oder in bildhaften Erzählungen. So hatten es schon die alttestamentlichen Propheten gemacht in der Verkündigung der Gottesbotschaft. Die Lehrweise ist also nicht neu, aber Jesus entfaltet sie zur Meisterschaft. In den Evangelien ist uns eine Fülle von Gleichnissen überliefert, in denen Jesus seinen Zuhörern eine Vorstellung, eine annähernde Vorstellung, übermittelt von dem Unvorstellbaren, von dem, was unsere Alltagserfahrung übersteigt, was aber bedeutsamer ist für uns als alles in der Welt.

Die Gleichnisse vom verborgenen Schatz und von der kostbaren Perle gehören zusammen. Sie wollen den unvergleichlichen Wert des Gottesreiches herausstellen. Dabei vertiefen sie den Grundgedanken des dritten Gleichnisses unseres Evangeliums, des Gleichnisses von dem Fischernetz, den Gedanken der Scheidung am Ende: Diese erfolgt nicht willkürlich, sondern es liegt an uns, auf welcher Seite wir stehen werden. Das also sagen uns die Gleichnisse vom verborgenen Schatz und von der kostbaren Perle. Damit

erinnern sie uns daran, dass wir etwas machen müssen aus unserer christlichen Berufung, warnen sie uns vor der Gleichgültigkeit, erklären sie uns, wie wir leben müssen, damit wir am Ende nicht als schlechte Fische aussortiert werden.

Der Schatz im Acker und die kostbare Perle versinnbildern das Gottesreich oder besser: unsere Berufung zu ihm. Das Reich Gottes ist der Inbegriff der Verkündigung Jesu. Damit meint Jesus unsere Gemeinschaft mit Gott, unsere Freundschaft mit Gott, die das Wesen der heiligmachenden Gnade ist, des göttlichen Lebens in uns, das uns zum ersten Mal in der Taufe geschenkt worden ist und das wir, wenn wir es verloren haben, im Bußsakrament zurückerhalten, sowie die glücklichere Zukunft, zu der wir berufen sind, der wir entgegengehen, die vollendete Gemeinschaft mit Gott, die schon auf Erden anhebt. Es geht um unser Bemühen um die Gemeinschaft mit Gott, um die Bewahrung des göttlichen Lebens, näherhin um die Erfüllung der Gebote Gottes und um die Verbundenheit mit Gott im Gebet. Das Gottesreich ist unser, wenn wir die Gnade, die uns Christus am Kreuz erworben hat, im Leben bewahren. Diese zu verkünden und zu vermitteln, das ist der erste und wichtigste Daseinszweck der Kirche. Wir haben diese Gnade am Anfang unseres Lebens empfangen, aber wir können sie verlieren, und wir müssen sie bewahren. Die Gabe ist hier zugleich Aufgabe.

Im ersten Gleichnis findet jemand die Gnade des ewigen Lebens zufällig, im zweiten Gleichnis ist sie das Ergebnis des Suchens. Aber in beiden Fällen ist der Einsatz hundertprozentig. Die zwei Entdecker verkaufen alles, sie setzen alles ein, um das zu erlangen, was sie als das Wertvollste erkennen. Und das, wofür man alles einsetzt, um es zu erlangen, für das wird man auch alles einsetzen, um es zu bewahren.

Das erste Gleichnis hat einen kleinen Schönheitsfehler: Der Kauf des Ackers ist moralisch nicht einwandfrei, aber die Sinnspitze des Gleichnisses geht ja auf etwas anderes: Alle Reichtümer dieser Welt sind wertlos gegenüber dem Schatz im Acker und gegenüber der kostbaren Perle. Denn hinsichtlich des Wertes gibt es keine Proportion, kein Verhältnis zwischen dem Ewigen und dem Zeitlichen. Gegenüber der Gemeinschaft mit Gott verblassen alle irdischen Werte. Und - wer nicht alles einsetzt, verfehlt das jenseitige Ziel seines Lebens, das uns Christus erworben hat.

Wer nicht alles einsetzt für das ewige Leben, der erreicht es nicht. So sagen es die drei

Gleichnisse unseres Evangeliums. Das entspricht jedoch nicht unbedingt dem gegenwärtigen Tenor in der Verkündigung der Kirche. Denn vielfach verkündet man heute die billige Gnade nach dem Motto: Alles halb so schlimm, Gott wird am Ende alle retten in seiner Güte. Das führt dann dazu, dass man sich nicht mehr anstrengt im Leben und dass man, wenn jemand gestorben ist, davon ausgeht, dass er bei Gott ist, wenn man nicht gar bezweifelt, dass überhaupt noch etwas von ihm existiert. Der metaphysische Zweifel hängt mit dem falschen Heilsoptimismus innerlich zusammen.

Dem verhängnisvollen Irrtum von der billigen Gnade treten die drei Gleichnisse unseres Evangeliums entschieden entgegen: Das ewige Leben hat unseren ganzen Einsatz zur Voraussetzung. Es wird uns nicht nachgeworfen. Es bedarf des mühevollen Grabens und des beharrlichen Suchens. Alles müssen wir hergeben für die Berufung zum ewigen Leben, und wir müssen diese Berufung bewahren in einem Leben des Gebetes und der treuen Erfüllung der Gebote Gottes, wie sie uns der Glaube der Kirche und die unvoreingenommene Vernunft vermitteln. Alle irdischen Güter müssen wir einsetzen für das ewige Leben, für die ewige Gemeinschaft mit Gott: Den materiellen Besitz, die Ehre bei den Menschen und die Freuden und die Genüsse des Lebens. Die ungeordnete Anhänglichkeit an die irdischen Güter bringt uns um die Ewigkeit. Wer nicht bereit ist, das irdische Leben für das ewige einzusetzen, wird Beides verlieren.

Das ist kein unbilliger Fanatismus, kein überspitzter Rigorismus, sondern der Grundtenor der Verkündigung Jesu. Wer diese Botschaft abschwächt, tut das, was einst die falschen Propheten getan haben: Er redet den Leuten nach dem Mund. Damit wählt er den Weg des Verderbens.

Jesus sagt: Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur, wer Gewalt anwendet, wird es an sich reißen (Mt 11, 12), wer sich selber Gewalt antut - das ist hier gemeint -, nicht wer den anderen Gewalt antut. Das eine tun wir freilich lieber als das andere. Aber nur wer sich selber Gewalt antut, wer alles in die Waagschale legt, wird das Himmelreich an sich reißen. Das gilt selbstverständlich im Maße der Erkenntnis, der Erkenntnis, die der Einzelne hat, die dem Einzelnen geschenkt ist. Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel verlangt werden, wem wenig gegeben ist, von dem wird auch wenig verlangt werden. Darum dürfen wir im Einzelfall nicht richten, dürfen wir aber allgemein nicht die klare Botschaft Jesu verfälschen oder sie uns selbst und den Menschen vorenthalten.

Daraus ergibt sich für einen jeden von uns die Frage: Was tue ich für mein ewiges Leben? In dieser Frage aber ist eine Reihe weiterer Fragen enthalten, nämlich: Hege ich die Taufgnade oder kümmere ich mich schon lange nicht mehr um sie oder habe ich sie schon lange verloren? Ist mir das irdische Leben wichtiger als das ewige? Welche Rolle spielt die mühevollte Taufe, das Bußsakrament, in meinem Leben?

Die billige Gnade ist ein verhängnisvoller Irrtum, sie ist Opium des Volkes im wahrsten Sinne des Wortes, um einen modernen Ausdruck zu verwenden, sie ist zugleich Selbstbetrug und Fremdbetrug. Die drei Gleichnisse unseres Evangeliums sind nicht pädagogische Übertreibung. Die Möglichkeit der ewigen Verlorenheit ist nicht ein Kinderschreck. Wir können vor Gott nur dann bestehen, wenn wir ihm den ersten Platz einräumen, vor allen Menschen, vor allem Geschaffenen. Gott ist ein eifernder Gott. So verkünden ihn schon die alttestamentlichen Propheten. Er will unser ganzes Herz, unsere ungeteilte Hingabe.

Die Gleichnisse vom Schatz im Acker und von der kostbaren Perle verurteilen die Lauheit sie warnen uns vor der Halbheit. Sie machen uns darauf aufmerksam, dass wir das ewige Leben nur dann finden, wenn wir es auch suchen oder wenn wir es uns etwas kosten lassen und wenn wir in der Gnade leben, das heißt: Wenn wir die übernatürliche Gemeinschaft mit Gott im Leben bewahren durch das Gebet und durch die treue Erfüllung seiner Gebote. Für den verborgenen Schatz und für die kostbare Perle müssen wir bereit sein, notfalls alles hinzugeben, wenn es sein muss, selbst das Leben.

18. Sonntag im Jahreskreis

„Was gut ist, ward dir gesagt, und was der Herr von dir fordert“

Der Portiunkula-Ablass verweist uns auf das Leben des heiligen Franz von Assisi, dessen Geburt in das Jahr 1181 fällt. Der heilige Franz von Assisi ist eine der bedeutendsten Gestalten in der Geschichte der Kirche. Auch außerhalb der Kirche hat er manche Bewunderer und Verehrer gefunden. Seine Naturverbundenheit, seine Liebe zu allem, was Gott geschaffen hat, seine Fröhlichkeit, seine grenzenlose Güte, seine Sorglosigkeit und seine Anspruchslosigkeit, seine Liebe zur Armut, das alles ist eindrucksvoll, oft

auch für solche, die mit der Kirche und ihrer Botschaft nicht mehr viel im Sinn haben.

Viele, die sich für den heiligen Franz von Assisi und für sein Leben begeistern, übersehen jedoch das geistige Fundament dieses Heiligen und seines Lebens, seine Liebe zu dem gekreuzigten Christus und seinen entschlossenen Kampf gegen die Sünde. Franz ging es um die totale Nachfolge Christi. Deshalb kreiste sein Denken um das Kreuz, das uns die Erlösung gebracht hat, und um die Sünde, von der wir erlöst worden sind. Er wusste: Die Sünde trennt uns von Christus, und das Kreuz verbindet uns mit ihm. Franz ging es um die innere Verbundenheit mit dem Erlöser. Alles andere war für ihn zweitrangig. Daher hielt er viel von der religiösen Übung des Ablasses. Deshalb erkannte er im Ablass ein bedeutendes Mittel zur Heiligung des Lebens.

Im Jahre 1216 hat er von Papst Honorius III. den Portiunkula-Ablass als Geschenk erbeten. Als Portiunkula bezeichnete Franz eine kleine Marienkirche, drei Kilometer südlich von Assisi. In ihr hatte er seine besondere Berufung erhalten, als er sein ausgelassenes weltläufiges Leben mit einem Leben der Entsagung gemäß den evangelischen Räten vertauschte, um streng nach den evangelischen Räten zu leben.

Portiunkula bedeutet soviel wie kleiner Anteil, Erbteil. Wir sprechen von einer kleinen Portion. Das Marienkirchlein draußen vor der Stadt war der kleine Anteil, das Erbteil des heiligen Franz geworden, Benediktiner hatten es ihm überlassen. Das Kirchlein bedeutete ihm nicht wenig. Mit Vorliebe verweilte er in ihm, und neben ihm errichtete er sein erstes Kloster, das Stammkloster des Franziskanerordens. In ihm starb er im Jahre 1226, auf dem nackten Fußboden liegend, unter unsäglichen Schmerzen, umgeben von seinen Jüngern. Auf die letzten Stunden seines Lebens führen wir den berühmten Sonnengesang des Heiligen zurück.

Der Portiunkula-Ablass war zunächst mit dem Besuch der Portiunkula-Kirche verbunden. Schon bald wurde er aber auf die Kirchen der Franziskaner ausgeweitet. Heute gilt er für alle Pfarrkirchen. Allerdings nur am 2. August und am 1. Sonntag des Monats August vom Mittag des Vortags bis zum Abend des Tages selbst.

Weder das Thema des Ablasses noch das Thema der Sünde ist heute gefragt. Umso wichtiger ist es, dass darüber gesprochen wird. Denn oft ist gerade das Unzeitgemäße

das Zeitgemäße. Hier trifft es auf jeden Fall zu. Wiederholt haben die Päpste auch in neuerer Zeit die Bedeutung des Ablasses für unser Leben als Christen herausgestellt und auch immer wieder an bedeutenden religiösen Festtagen und bei bedeutenden religiösen Feiern Ablässe gewährt und verkündet. Noch kürzlich hat der Heilige Vater den Pilgern zum Weltjugendtag die Möglichkeit gegeben, einen vollkommenen Ablass zu gewinnen.

Der Ablass ist nicht von der Bußgesinnung und vom Bußsakrament zu trennen. Deshalb hängt seine Missachtung oder auch das mangelnde Verständnis für ihn in erster Linie mit dem Verlust des Sündenbewusstseins zusammen (vgl. Verkündigungsbulle des Jubiläumsjahres aus Anlass der 1950-Jahr-Feier der Erlösung vom 6. Januar 1983). Manche haben aber auch deshalb kein Verständnis für den Ablass, weil er zuweilen in der Geschichte der Kirche missverstanden worden ist von den Gläubigen und auch von den Hirten, ja, weil er gelegentlich gar missbraucht worden ist. Eine veräußerlichte Ablasspraxis und ihr Missbrauch bildeten vor beinahe 500 Jahren den Anlass für den Ausbruch der Reformation, die marktschreierische Verkündigung des Ablasses zugunsten der Errichtung der Peterskirche in Rom. Aber der Missbrauch ist kein Argument gegen den guten Gebrauch einer Sache. Der Missbrauch kann den Ablass als solchen nicht in Frage stellen.

Im Ablass geht es um den Nachlass zeitlicher Sündenstrafen. Anders ist das im Bußsakrament. Da werden die Sünden vergeben, vorausgesetzt, dass das Sakrament im rechten Geist empfangen wird. Im Bußsakrament werden die Sünden vergeben, wird die ewigen Sündenstrafe nachgelassen und ein Teil der zeitlichen Sündenstrafen.

Wir müssen wohl unterscheiden zwischen der Sünde und der Strafe. Die Vergebung der Sünde ist noch nicht ihre Wiedergutmachung. Das ist bei der zwischenmenschlichen Verfehlung nicht anders. Es bleibt etwas zurück nach der Vergebung der Sünde, nämlich die gestörte Ordnung. Das wusste schon der heidnische Philosoph Platon, der im fünften und vierten vorchristlichen Jahrhundert gelebt hat. Die Sünde bedarf der Wiedergutmachung, der Genugtuung, der Sühne. Das geschieht zum Teil schon im Bußsakrament, nicht zuletzt auch durch die Buße, die uns dabei auferlegt wird. Sofern die Sündenstrafen das Sakrament der Buße überdauern, werden sie durch die Mühsal des Lebens abgetragen, durch die Leiden, die das Leben uns auferlegt, sowie durch die Ü-

bungen des Opfers und des Gebetes, die wir selber uns auferlegen, oder durch die Läuterung nach dem Tod im Fegfeuer. Jede Sünde bedarf der Wiedergutmachung, der Genugtuung, der Sühne.

Beim Ablass teilt nun der Statthalter Christi, der Nachfolger des heiligen Petrus, aus dem Genugtuungsschatz der Kirche aus, in dem die Verdienste Christi und der Heiligen gleichsam hinterlegt sind. Es ist das Fürbittgebet der ganzen Kirche, das im Ablass wirksam wird. Ein vollkommener Ablass beinhaltet die vollständige Befreiung von allen zeitlichen Sündenstrafen, sofern die Sünden durch die Reue und durch das Bußsakrament vergeben worden sind.

Den Ablass gewinnen wir zunächst für uns selbst. Wir können aber sowohl die unvollkommenen wie auch die vollkommenen Ablässe den Verstorbenen zuwenden, in keinem Fall jedoch lebenden Personen.

Das Entscheidende bei der Gewinnung des Ablasses ist die Bußgesinnung, die innere Loslösung von der Sünde im Geist der Selbstverleugnung. Darum ist die erste Bedingung für die Gewinnung des Ablasses der Empfang des Bußsakramentes und, damit verbunden, der Empfang des eucharistischen Sakramentes. Diese beiden Sakramente müssen wenigstens im weiteren Zusammenhang mit dem Ablass - etwa eine Woche vorher oder eine Woche nachher - empfangen werden.

Eine weitere Bedingung ist hier der Besuch der Pfarrkirche, bei dem das Glaubensbekenntnis rezitiert und das Vaterunser gebetet und ein Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters verrichtet wird, nach der Meinung des Heiligen Vaters, das heißt: für bestimmte Anliegen des Papstes. Das kann nach freier Wahl geschehen oder auch durch ein Vaterunser und ein Gegrüßet seist du, Maria.

Der Portiunkula-Ablass ist ein vollkommener Ablass, und er kann als vollkommener Ablass nur einmal empfangen werden, wiederholt jedoch als unvollkommener.

Es ist nicht nur der Portiunkula-Ablass, der in unserer Frömmigkeit wieder einen Platz erhalten müsste, die Ablässe müssten allgemein wieder einen größeren Stellenwert erhalten in unserem religiösen Leben, auch der Allerseelen-Ablass und der mit dem apo-

stolischen Segen verbundene Sterbe-Abläss. Unvollkommene Ablässe sind verbunden mit dem Besuch von Kirchen und Friedhöfen und mit der Teilnahme an Wallfahrten im Geiste der Buße. Auch die Kreuzwegandacht und das Rosenkranzgebet hat die Kirche mit Ablässen, mit unvollkommenen Ablässen, versehen. Im Mittelalter konnte man, wenn man eine Wallfahrt nach Santiago de Compostela, nach Rom oder nach Jerusalem unternahm, einen vollkommenen Ablass gewinnen. Das gilt noch heute. In den heiligen Jahren wird immer wieder der Jubiläums-Abläss als ein vollkommener Ablass proklamiert. Einen vollkommenen Ablass können wir auch am Tag der Feier des Patroziniums der Pfarrkirche, am Tag der Feier des Pfarrpatrons, gewinnen.

Würden wir dem Ablass eine größere Wertschätzung entgegenbringen, würden wir in einer Zeit der religiösen und moralischen Verflachung einen neuen Zugang zum Ernst und zur Seligkeit des christlichen Lebens finden. Wir würden tiefer erfassen, worauf es ankommt in unserem Leben. Wir würden erkennen, dass es in ihm zentral um die Auseinandersetzung mit der Sünde und um die Vergebung geht und darum, dass wir uns fortwährend bemühen, Gott nicht zu beleidigen. Der alttestamentliche Prophet Micha, ein unbequemer Mahner im 8. vorchristlichen Jahrhundert, wendet diesen Gedanken ins Positive, wenn er erklärt: „Was gut ist, ward dir gesagt und was der Herr von dir fordert: Nichts als das Recht tun und Liebe üben und in Demut wandeln mit deinem Gott“ (Mich 6, 8).

19. Sonntag im Jahreskreis

„Glauben heißt Überzeugtsein von etwas, das man nicht sieht“

Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags beschäftigt sich eingehend mit dem Glauben. Sie erläutert ihn im Blick auf zwei bedeutende Gestalten des Alten Testaments, im Blick auf Abraham und Sara. Das Leben dieser Zwei fällt ungefähr in das 17. vorchristliche Jahrhundert, das sind etwa 500 Jahre vor dem Auftreten des Mose.

Drei Gedanken sind es, die die Lesung dabei hervorhebt. Sie sagt uns, dass der Glaube von dem Unsichtbaren das Heil erwartet, dass er sich auf das Zukünftige hin ausrichtet und dass er erst im Gehorsam seine rechte Gestalt erhält.

Der Glaube erwartet das Heil von dem Unsichtbaren, das unsere sichtbare Welt übersteigt, transzendiert. Glauben heißt überzeugt sein von etwas, das man nicht sieht, so heißt es in unserer Lesung. Für den, der glaubt, ist das Unsichtbare in der Gestalt des Weltjenseitigen wichtiger als das Sichtbare in der Gestalt des Weltdiesseitigen. Er schaut auf das Unvergängliche, er erliegt nicht der Faszination des Vergänglichen.

Man sagt heute gern, man müsse den Glauben erfahren. Damit verschließt man den Blick vor der Einsicht, dass der Glaube sich auf das Unsichtbare richtet, oder man verdunkelt diese Einsicht damit. Denn erfahren kann man nur das Innerweltliche. Alles, was wir im Glauben erfahren, ist von daher innerweltlich und nur ein Reflex der Transzendenz. Zur jenseitigen Welt haben wir keinen direkten Zugang. Sie wirft zwar ihre Schatten in unsere Welt hinein, aber sie selbst ist von ganz anderer Art.

Dennoch wäre es falsch, wenn wir den Glauben als ein Wagnis beschreiben würden. Auch das geschieht oft, fälschlicherweise oder wenigstens missverständlicherweise. Der Glaube ist kein Wagnis, denn er hat seine Gründe. Und wir dürfen nur glauben, wenn wir gute Gründe dafür haben. Das sind wir unserer Vernunft schuldig. Gott hat sie uns gegeben, damit wir uns mit ihr orientieren in dieser Welt. Alle Entscheidungen, die wir fällen, müssen wir vor unserer Vernunft rechtfertigen, in irgendeiner Weise, das gilt auch für die Glaubensentscheidung. Was nicht vernünftig ist, ist willkürlich. Alle Willkür aber ist vom Übel und des Menschen unwürdig, erst recht, wenn es um den Glauben geht. Hier auf das Gefühl zu vertrauen, das reicht nicht hin, denn Gefühle sind trügerisch.

Eine Botschaft darf ich nur glauben, wenn ich den Boten oder das, was er verkündet, geprüft habe. Als katholischer Christ muss ich mir Rechenschaft darüber ablegen, warum ich nicht evangelischer Christ bin oder Buddhist oder Moslem. Dabei genügt unter Umständen die Überzeugung, die ich von der Aufrichtigkeit, von der Integrität des Boten gewonnen habe.

Eine unmittelbare Prüfung des Glaubens auf seine Wahrheit hin ist nicht möglich, da der Glaube es mit Wirklichkeiten zu tun hat, die unsichtbar sind, die dem Jenseits angehören, die unsere Erkenntniskraft übersteigen. Aber ich muss wissen, ob ich glauben

darf und was ich glauben darf. Darum sagt der Apostel Paulus einmal: „Ich weiß, wem ich geglaubt habe“ (2 Tim 1, 12). Der Glaube ruht im Wissen.

Manche sagen: Ich glaube nur das, was ich sehe. Das ist entweder Unsinn, denn was ich sehe, brauche ich nicht zu glauben, oder man will damit sagen, dass man nicht blindlings glauben will, ohne Beweise, ohne Gründe. Das ist ein berechtigter Anspruch, ja, das ist sogar ein Gebot. Nur darf man diese Beweise nicht übermäßig strapazieren, man darf sich mit ihnen nicht die Entscheidung ersparen oder die Glaubenswahrheiten nur als natürliche Wahrheiten annehmen wollen. Zum Glauben gehört das Dunkel, die Nacht, das Nichtverstehen. Das ist deshalb so, weil die Transzendenz von ihrem Wesen her unserer Vernunft unzugänglich ist, wenn man einmal von einigen grundlegenden Inhalten absieht, die wir vernünftigerweise erschließen können.

Der Glaube richtet sich auf das Zukünftige. Er hat es mit der Hoffnung zu tun. Das war der zweite Gedanke, dem wir im Blick auf den Glauben nachgehen wollten. Der Glaube schaut auf das Unsichtbare, und er erwartet das Heil von der Zukunft. Der Glaubende steht fest in der Hoffnung. Er lebt gewissermaßen von der Zukunft her. Er weiß, dass ihm das Eigentliche noch bevorsteht. Damit flüchtet er nicht aus der Gegenwart in die Zukunft, weiß er doch, dass seine Zukunft abhängt von seiner Gegenwart, dass er die verheißene Zukunft nur dann erreicht, wenn er die Mühe des Weges nicht scheut, wenn er sich ihrer würdig erweist, wenn er in der Gegenwart die Aufgaben erfüllt, die die Zukunft ihm stellt.

Wenn wir rein innerweltlich denken, werden wir auf die Zukunft nur in jungen Jahren setzen, im Alter jedoch allein noch von der Vergangenheit her leben. Anders macht es der Gläubige, er setzt immer auf die Zukunft, ob er jung ist oder alt. Daher hat man mit Recht gesagt, dass der Gläubige jung bleibt, dass die Glaubensperspektive, wenn sie wirklich das Leben bestimmt, dem Menschen ewige Jugend verleiht.

Der Glaube lehrt uns, auf die Zukunft zu schauen und von ihr schließlich alles zu erhoffen. Er erinnert er uns daran, dass wir Pilger und Fremdlinge sind in dieser Welt. Wenn wir im Glauben leben, wissen wir, dass diese Welt letzten Endes keine bleibende Stätte für uns ist, dass sie uns nicht zur Heimat werden kann und darf.

Glauben ist Feststehen in dem, was man erhofft. Da braucht es Geduld und Ausdauer,

zumal, wenn die Welt schön und das Leben angenehm ist. Geduld und Ausdauer brauchen wir aber auch, wenn uns das Leben sinnlos erscheint.

Ist das Leben sehr angenehm, kann man die Zukunft vergessen, ist es aber sehr unangenehm oder gar sinnlos, sehnt man die Zukunft ungeduldig herbei, wenn man nicht gar verzweifelt.

Wer das Heil von der Zukunft erwartet, der bedarf der Geduld und der Ausdauer. Seit eh und je haben die Christen gebetet um die Gnade der Geduld oder um die Gnade der Beharrlichkeit, um das Feststehen in der Hoffnung auf ein schöneres Morgen.

Ein dritter Gedanke der Lesung des heutigen Sonntag ist der, dass der Glaube sich im Gehorsam verleibt, verleiben muss, dass er seine rechte Gestalt erst erhält im Gehorsam gegenüber Gott und gegenüber seinem Anspruch. Was das bedeutet, erfahren wir nicht in den Massenmedien, leider, die stehen weithin nicht im Dienste Gottes oder gar Christi. Dabei könnten sie so viel Gutes tun.

Der Glaube des Abraham nahm Gestalt an in seinem Aufbruch. Er verließ seine Heimat und seine vertraute Umgebung. Das erinnert uns daran, dass der Glaube Tatsachen hervorbringen muss, über die die Ungläubigen unter Umständen lachen, wie sie damals gelacht haben, als Abraham seine Heimat verließ, und wie sie immer wieder gelacht haben, wenn Menschen in letzter Konsequenz den Glauben gelebt haben.

Der Glaube muss fruchtbar sein oder werden. Pure Frömmigkeit oder viel beten, das reicht allein nicht hin, so wichtig die Gesinnung und das Gebet auch sind. Gerade das ist oft ein Ärgernis, dass Christen, dass fromme Christen sich mit ihrer Frömmigkeit und mit dem Gebet begnügen. Sie vergessen das Jesus-Wort: „Nicht jeder, der Herr, Herr sagt, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der wird in das Himmelreich eingehen“ (Mt 7, 21).

Es ist leichter, nur zu beten, als auch für Gott und für die Botschaft der Kirche einzustehen, aber Gott verlangt mehr von uns, als dass wir beten. Das Gebet ist wichtig, aber es ist nur der erste Schritt. Gott verlangt aber zwei Schritte von uns. Der Glaube muss Gestalt annehmen in der Erfüllung des Willens Gottes. Dazu gehört auch das Einstehen

für den Glauben und für die Rechte Gottes. Wirklich glauben heißt beten und handeln.

Der Gläubige setzt nicht auf das Sichtbare oder auf das Vordergründige, sondern auf das Unsichtbare, auf das Hintergründige. Glauben heißt Überzeugtsein von dem, was man nicht sieht. Der Gläubige lebt aus der Hoffnung auf die kommende Welt. Er richtet den Blick auf die Zukunft. Von ihr erwartet er alles, zumindest das Entscheidende. Der Gläubige entwirft sein Leben nicht selbst. Er tut nicht, was ihm gefällt. Er lebt aus dem Gehorsam gegen Gott oder aus der Liebe zu Gott, aus der tätigen Liebe, denn nur sie ist wahre Liebe. So beschreibt die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags den Glauben. Sie hält uns damit den Spiegel vor und fragt uns: Bauen wir auf das Sichtbare unserer diesseitigen Welt, bauen wir auf die Gegenwart und bauen wir auf den eigenen Willen oder auf das, was „man tut“, auf das „man“ des modernen Massenmenschen? Oder schauen wir auf das Unsichtbare, auf die Zukunft und auf den Willen Gottes?

Der Geist des Unglaubens dringt tief in unser Leben ein. Wer könnte sich davon freisprechen? Daher bedürfen wir alle der Besinnung und der Umkehr, immer wieder aufs Neue. Der Glaube ist die Bedingung des Heils, das dürfen wir nicht vergessen. Dabei ist er nicht nur die Voraussetzung für das ewige Leben, sondern auch für ein glückliches Leben in dieser Welt. Das versteht allerdings nur der, der durch die Fassaden der Menschen, durch die Masken, die sich die Menschen zulegen und zugelegt haben, hindurchschaut, der nicht bei dem äußeren Schein stehen bleibt und der gelernt hat zu denken, wirklich kritisch zu denken. Halten wir daran fest in einer Welt, die dem christlichen Glauben misstraut, die sich über ihn hinweg entwickelt hat und den Unglauben favorisiert.

Hochfest der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (20. Sonntag im Jahreskreis)

**„Die Mächtigen hat der Herr vom Thron gestoßen und
erhöht hat er die Geringen“**

Das Fest der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel, das Osterfest Mariens - so könnte man es nennen - nimmt unter den Marienfesten des Kirchenjahres den ersten Platz ein. Es ist eines der ältesten Marienfeste, wenn nicht gar das älteste. Bereits im 6. Jahrhundert wurde es im Osten begangen, hundert Jahre später auch im Westen.

Zunächst ging es an diesem Festtag um den seligen Heimgang der Mutter Jesu. Dann aber dachte man bald bei dieser Feier auch an ihre Verähnlichung mit dem auferstandenen Christus in ihrer leiblichen Auferstehung und an ihre Krönung zur Königin aller Heiligen.

Wir wissen nicht den Tag, die Stunde und den Ort des seligen Todes der Mutter Jesu. Die Überlieferung spricht davon, dass sie 72 Jahre alt geworden sei, und nennt als den Ort ihres Todes Ephesus oder Jerusalem. Aber diese Daten sind nicht sicher. Im Jahre 1950, am 1. November, hat Papst Pius XII. die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel feierlich proklamiert, zum Dogma erhoben, das heißt: als eine von allen katholischen Christen zu glaubende Wahrheit definiert. Dadurch hat das Fest neuen Glanz erhalten.

Mit dieser Dogmatisierung hat der Papst das ausgesprochen, was bereits in der Heiligen Schrift verborgen enthalten ist und anklingt, wenn etwa im Alten Testament von der Feindschaft die Rede ist, die Gott setzen wird zwischen der Frau und der Schlange (Gen 3, 15) oder wenn Maria im Neuen Testament als die Gnadenvolle gepriesen wird (Lk 1, 28). Im Laufe der Jahrhunderte trat die Wahrheit von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel immer mehr und immer deutlicher im Glaubensbewusstsein der Kirche hervor, bis sie endlich, um jeden Zweifel auszuschließen, im Jahre 1950 feierlich definiert wurde.

Zwei wichtige Gedanken will uns das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel nahelegen, Gedanken, die uns helfen, unser Leben in der Nachfolge Christi und als Glieder seiner Kirche zu vertiefen, die gleichzeitig eine besondere Antwort sind auf die Nöte unserer Zeit. Der erste Gedanke: An der Erwählung und der Verherrlichung Mariens wird erkennbar, dass Gottes Maßstäbe andere sind als jene der Menschen. Im Magnificat - von ihm wurde uns soeben im Evangelium berichtet - singt Maria: „Die Mächtigen hat der Herr vom Thron gestoßen, und erhöht hat er die Geringen“ (Lk 1, 52). Maria war ein einfacher Mensch aus dem Volk. Sie hat keine Stellung im öffentlichen Leben innegehabt, sie hat in einem unbekanntem Winkel der damaligen Welt gelebt, ihre Zeit hat keine Notiz von ihr genommen, sie hat gearbeitet, gelitten, geweint und gekämpft, und - sie hat geglaubt. Gott aber hat seine Hand auf sie gelegt und hat an ihr jenes ande-

re Wort des Magnificat wahr gemacht: „Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“ (Lk 1, 48).

Diejenigen, die Ansehen bei den Menschen haben, gelten oft wenig oder gar nichts vor Gott, vor allem dann nicht, wenn sie sich um das Ansehen bei den Menschen bemühen, wenn sie die Gunst der Menschen suchen. Gott erhöht die Demütigen und schafft die Gerechtigkeit, die wir in der Welt im Allgemeinen vergeblich suchen. Daher empfiehlt es sich, dass wir auf Gott und die Ewigkeit schauen, damit wir nicht der trügerischen Faszination der Welt erliegen, und dass die Gottesfurcht, die der Anfang der Weisheit ist (Ps 110, 10), ein größeres Gewicht hat in unserem Leben als die Menschenfurcht.

Der zweite Gedanke: Das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel ist ein Fest der Würde des Menschen, vor allem der Würde der Frau, deren Würde heute programmatisch zerstört wird, wobei allzu viele ahnungslos sind und gar noch mitmachen. Nicht nur unsere Seele ist berufen, an der Herrlichkeit des Himmels Anteil zu erhalten, auch unser Leib.

Den Gedanken von der Würde des Menschen, hatte bereits Pius XII. im Auge, als er das Dogma im Jahre 1950 proklamierte. Damals war das Bild des Menschen zutiefst zerstört worden in den Schrecken des II. Weltkrieges und in den gottlosen Ideologien roter oder brauner Provenienz. Die Bilanz des II. Weltkriegs war eine Unmenge von Toten, an die 100 Millionen. Grausame Diktaturen hatten den Menschen auf vielfache Weise geschändet und schändeten ihn weiterhin. Verfolgung Andersdenkender, Euthanasie und Mord waren der Tribut an gottlose Ideologien. So war der Mensch in entsetzlicher Weise erniedrigt worden und es ging weiter mit seiner Erniedrigung. Im Grunde galt er in der Perspektive vieler weniger noch als ein Tier. Solcher Missachtung des Menschen wollte der Papst damals entgegenzutreten, wenn er feierlich verkündete, dass der Mensch nach dem Vorbild Mariens auch in seiner Leiblichkeit für die Ewigkeit bestimmt ist, dass nicht nur seine Seele, sondern auch sein Leib den Tod überdauern soll. Der Papst wollte durch die mit Leib und Seele in den Himmel Aufgenommene gewissermaßen den Adel des erlösten Menschen hervorheben und das Psalmwort illustrieren: „Du hast ihn (den Menschen) nur um Weniges unter die Engel gestellt“ (Ps 8, 6).

Seit jener Zeit, seit der feierlichen Proklamation der Glaubenswahrheit von der leibli-

chen Aufnahme Mariens in den Himmel, haben wir jedoch leider nicht viel dazugelernt, Einzelne: ja, aber die vielen: nein. Aufs Ganze gesehen ist die neue Wertschätzung des Menschen nicht gekommen, hat sich die Hoffnung des Papstes nicht erfüllt.

Mit wachsender Tendenz wendet man sich heute das ungeborene Leben, aufs Neue entbrennt der Kampf gegen das „unwerte Leben“ der unheilbar Kranken. Mehr noch, man manipuliert den Menschen biologisch und geistig und euthanasiert ihn, wenn er alt geworden ist, heute noch nur dann, wenn er es will, morgen wahrscheinlich auch dann, wenn er es nicht will, und - das ist neu hinzugekommen - man zerstört ihn durch Pornographie und Sex, innerlich und äußerlich, durch Verherrlichung der Unzucht und Verächtlichmachung der Selbstbeherrschung, der Selbstbewahrung und der Treue. Hier ist auch an das leidige Kapitel der so genannten Sexualerziehung in den Schulen zu erinnern, das weithin totgeschwiegen wird - auch in der Kirche. Ein schwerwiegendes Versäumnis.

Noch nie in der Geschichte hat man, denke ich, die Kinder und die jungen Menschen und damit uns alle so betrogen wie heute. Auf diesem Hintergrund verliert das Christentum mehr und mehr an Bedeutung, breiten sich gesellschaftliche und politische Unsicherheit aus, wird nicht nur das Leben vieler Einzelner zerstört, sondern auch die Gesellschaft als solche zugrunde gerichtet. Wie will eine Gesellschaft Zukunft haben, die ihre Keimzelle, die Ehe, zerstört, indem sie die Kinder und Jugendlichen systematisch eheunfähig macht oder sie dazu anleitet, sich eheunfähig zu machen, eine Gesellschaft, die sich konsequent in den Dienst eines billigen und oberflächlichen Hedonismus stellt?

Maria ist das Zeichen der Würde des Menschen, denn in ihrer leiblichen Aufnahme in den Himmel veranschaulicht sie den Wert auch unseres leiblichen Lebens und die letzte Bestimmung des menschlichen Leibes. In ihr wird uns vor Augen geführt, was es heißt, wenn wir im Credo bekennen: „Ich glaube an die Auferstehung der Toten und an das Leben der zukünftigen Welt“.

Es gilt, dass wir diese Zusammenhänge sehen und uns bemühen, in unserem Alltag Zeugen der Würde des Menschen sein, des Menschen, den Gott nach seinem Ebenbild geschaffen hat, den er in der Nachfolge Christi und Mariens zur Auferstehung bestimmt hat. Das verlangt von uns, dass wir einen eigenen Lebensstil entwickeln, dass wir uns

zunächst einmal abwenden von jenem heute so oft propagierten unrealistischen Optimismus, der blind dem Abgrund entgegenläuft. Das bedeutet sodann, dass wir anders erziehen, uns anders kleiden, anders leben, uns anders erholen und anders arbeiten als es die Modepäpste der Zeit uns vorschreiben, denn mit der äußeren Anpassung verbindet sich schon allzu bald die innere. Der Zeitgeist, der das Denken und Handeln der Menschen bestimmt, ist zwar sanft, aber im tiefsten ist er totalitär, im Äußeren wie im Inneren.

Es gibt eine recht zu verstehende Anpassung an die Zeit, es gibt echte Solidarität mit den Menschen, aber solche Anpassung und solche Solidarität müssen sich immer mit einer zutiefst missionarischen Gesinnung und Haltung verbinden, das heißt: Sie dürfen nicht ohne Distanz sein, und sie müssen beseelt sein von der Absicht, alle Menschen für Gott zu gewinnen und für seine Kirche. Stets muss unser Bemühen dahin gehen, dass wir der Welt das Siegel Gottes aufprägen. Das verlangt von uns Klugheit und Entschlossenheit, vor allem aber einen starken Glauben.

Gott liebt die Demütigen, und er steht gegen die Ungerechtigkeit unserer gebrochenen Welt. Das zeigt uns eindrucksvoll das Leben und das Sterben Mariens. Daraus folgt für uns, dass wir auf Gott und die Ewigkeit schauen, damit wir nicht der trügerischen Faszination der Welt erliegen, und dass wir auf die Gottesfurcht setzen, die der Anfang der Weisheit ist. Die Vollendung Mariens erinnert uns sodann daran, dass Gott dem Menschen eine unvergleichlich hohe Würde hat zuteil werden lassen. Diese Würde aber nimmt uns in die Pflicht. Wenn wir Maria ehren und verehren, werden wir auf die Ewigkeit und auf Gott unsere Hoffnung setzen, und wir werden durch unsere Hoffnung eintreten für die Würde des Menschen und der Zerstörung des Menschen entgegentreten, jeden Tag aufs Neue.

21. Sonntag im Jahreskreis

„Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“

Das Evangelium des heutigen Sonntags handelt von der Grundlegung der Kirche Christi, für die das Petrusamt konstitutiv ist: Nur dort ist die Kirche Christi, wo es das Papst-

tum gibt, denn im Papsttum findet das Petrusamt seine Fortsetzung in den Jahrhunderten.

Der Papst ist der Nachfolger des heiligen Petrus und als solcher der Stellvertreter Christi auf Erden. So bekennt es der katholische Glaube. Der Stellvertreter müssen wir sagen, denn jeder Priester ist Christi Stellvertreter - so verstehen wir den Leitungsdienst in der Kirche seit ihren Anfängen -, der Papst ist es jedoch in einem ganz besonderen Sinn, er ist gleichsam der Hohepriester.

Schon in ältester Zeit, schon in den ersten Jahrhunderten schaute man nach Rom, wann immer es Streit gab in den Teilkirchen um die rechte Ordnung in der Kirche und um die rechte Auslegung des Evangeliums. Von dem Kirchenvater Augustinus - er starb im Jahre 430 - stammt das Wort: „Wenn Rom gesprochen hat, dann ist die Sache entschieden“ (Sermo 131, 10, 10). Dieses Wort ist zu einem geflügelten Wort geworden: „Roma locuta, causa finita“, ein Wort, das heute freilich nicht selten mit Spott beladen wird und in der Gegenwart allzu oft hinterhältig zitiert wird, wie es überhaupt äußerst modern ist, das Papsttum negativ zu werten.

Im unserem Evangelium wird Petrus als das Fundament der Kirche bezeichnet, nicht sein Glaube oder sein Bekenntnis, wie man des Öfteren gesagt hat und noch immer wieder sagt. Es ist Petrus in seiner Person, der da als das Fundament der Kirche bezeichnet wird. Deshalb trägt er ja den Namen Petrus oder auch Kepha, Petrus im Griechischen, Kepha im Aramäischen. Kepha, so hat ihn Jesus genannt, der mit seinen Jüngern und zu den Menschen seiner Zeit ja aramäisch, nicht griechisch gesprochen hat. Zuerst wurde die christliche Botschaft in der aramäischen Sprache verkündet. Das Aramäische ist ein Dialekt des Hebräischen, so würden wir heute sagen. Jesus hatte ihn Kepha genannt bei seiner Berufung, den Ersten unter den Zwölf. Schon bald nach dem Tod und der Auferstehung Jesu wurde dieser Name dann in der sich ausbreitenden Kirche ins Griechische übertragen. Denn alle sollten den Namen verstehen, war er doch so etwas wie ein Programm, war doch eine Aufgabe mit ihm verbunden war, war doch mit ihm nach dem Willen Christi ein Amt übertragen worden. Kepha oder Petrus, das bedeutet soviel wie Fels. Dieser Apostel sollte das Felsenfundament der Kirche Christi sein. Deshalb erhielt er einen neuen Namen, weil Jesus ihm ein Amt übertragen wollte, das bis zum Jüngsten Tage mit seiner Kirche verbunden sein sollte.

Seine Eltern hatten den Petrus einst Simon genannt. Das war ein verbreiteter Name in der Gegend von Bethsaida, wo er aufgewachsen war. So hatte ihn auch Jesus zunächst genannt. Aber das Amt, das er im Gottesreich erhalten sollte, hielt Jesus für so bedeutsam, dass er ihm einen neuen Namen gab. Das ist nicht ganz neu in der Heilsgeschichte, dass mit einer besonderen Aufgabe ein neuer Name verbunden wird. Auch Abraham hatte einst einen neuen Namen erhalten. Abraham sollte der leibliche Vater des alten Bundesvolkes werden, Petrus der geistige Vater des neuen Bundesvolkes.

Jesus übergibt Petrus die Schlüssel des Himmelreiches, er macht ihn zum verantwortlichen Schlüsselträger. Schlüsselträger sein, das war ein gebräuchliches Bild in damaliger Zeit. Wer die Schlüssel hat, kann Einlass gewähren oder aussperren. Diese Vollmacht kommt in der Regel dem Hausvater zu. Im alten Israel wurden die obersten Beamten des Königs und später die Gesetzeslehrer und die Rabbis als Schlüsselträger verstanden. Zurzeit Jesu überreichte man in Palästina schon bald den Rabbi-Schülern, wenn sie nach ihrer mehrjährigen Ausbildung zum Rabbi ordiniert wurden, symbolisch einen Schlüssel. Wenn Jesus nun den Petrus zum Schlüsselträger erwählt, will er ihm damit die entscheidende Verantwortung und Vollmacht im Hause Gottes, in der Kirche, übertragen. Er soll Einlass gewähren und aussperren. Er soll die authentische Verkündigung des Evangeliums sicherstellen. Er soll für Ordnung sorgen in der Kirche Gottes, und die Wahrheit des Glaubens in ihr verbürgen.

Jesus erläutert das Schlüsselamt, wenn er, in seinen Berufungsworten fortfahrend, die Schlüsselgewalt als die höchste Binde- und Lösegewalt im Gottesreich bezeichnet. Petrus soll so anstelle des unsichtbaren Christus die Wahrheit, die Disziplin und die Einheit in der Kirche verbürgen.

Das ist eine Aufgabe, die es zu allen Zeiten in der Kirche Christi geben muss, eine Aufgabe, die immer notwendiger, aber auch immer schwieriger wird, je mehr die Kirche sich ausbreitet, je größer die Zahl derer wird, die sich zur Kirche Christi bekennen.

Der Petrusauftrag ist im Papsttum lebendig geblieben und hat sich in ihm entfaltet, ja, im Papsttum blieb Petrus selbst gegenwärtig in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums.

Das Papsttum, das heute nicht nur die größte christliche Konfession, sondern auch die größte Religion repräsentiert, das eindrucksvoll die weltumspannende Universalität der Kirche Christi unterstreicht, ist auch in unserer säkularisierten Welt noch eine moralische und religiöse Autorität von einzigartiger Größe. Es ist die eigentliche Stärke der Kirche und das tiefste Geheimnis ihrer Kraft. Schon dadurch ist es ein großes Zeichen Gottes in dieser Welt, ein mächtiger Hinweis auf den göttlichen Ursprung der Kirche, gleichzeitig aber ist es auch ein überragendes Zeichen des Widerspruchs, heute mehr denn je. Vielleicht ist das Papsttum gerade deshalb ein so überragendes Zeichen des Widerspruchs, weil es die eigentliche Stärke der Kirche ausmacht. Es wird bewundert, das Papsttum, aber gleichzeitig auch angefeindet, teilweise gar mit ausgewählter Gehässigkeit.

Weil das Katholischsein der Kirche im Papsttum gleichsam seine höchste Aufgipfelung erfährt, deswegen ist es auch in der Ökumene im Grunde der schwierigste Punkt, der entscheidende Stein des Anstoßes. Denn am Papsttum geht kein Weg vorbei. Niemals kann es zur Disposition gestellt werden. Ohne das überkommene Petrusamt würde die katholische Kirche aufhören, die Kirche Christi zu sein.

Außerhalb der Kirche gab es schon immer viel Kritik am Papsttum. Heute ist das auch der Fall innerhalb der Kirche. Heute finden wir diese Kritik vielfach auch bei solchen, die zumindest äußerlich der Kirche noch angehören oder den Anspruch erheben, ihr noch anzugehören, die vielfach in ihr eine besondere Aufgabe bekleiden oder gar ein Amt innehaben. Die einen wollen mit ihrer Kritik Mündigkeit, Offenheit und geistige Selbständigkeit demonstrieren. Die anderen wollen mit ihr den unbequemen Forderungen der Kirche aus dem Weg gehen, denn wenn irgendwo in der Kirche heute noch unbequeme Forderungen gestellt werden, so kommen sie von Rom. Es ist jedoch törricht, sich auf diese Weise mit den Feinden der Kirche zu verbünden. Das sagt uns bereits der gesunde Menschenverstand. Und der Glaube sagt uns, dass es verhängnisvoll ist für unser persönliches Heil, denn wir müssen einmal Rechenschaft ablegen über unser Leben, über unsere Worte und über unsere Taten.

Heute und immerfort müssen wir Gott dafür danken, dass Christus den Petrus berufen hat und dass Petrus im Papsttum lebendig geblieben ist, durch die Jahrhunderte hin-

durch. Durch das Papsttum wird die Kirche Christi zusammengehalten, und durch das Papsttum können wir die Wahrheit der göttlichen Offenbarung erfahren in aller Verwirrung und Verlogenheit unserer Zeit. Häufig ist sie unbequem für uns, die Wahrheit, aber sie zeigt uns den Weg zum rechten Leben, sie rettet unser zeitliches und unser ewiges Leben. Die Verwirrung ist heute größer denn je, und viele falsche Propheten ziehen durch das Land. Daher ist die Hinwendung nach Rom und die Anhänglichkeit an das Papsttum für uns heute eine besondere Forderung der Stunde, eine Forderung der Vernunft und des Glaubens. Diese Hinwendung und diese Anhänglichkeit dürfen sich nicht auf Worte und schwärmerische Begeisterung beschränken. Es gilt, dass wir hören und handeln, dass wir einstehen für das Glaubenszeugnis des Papstes und seine Sache zu der Unseren machen, auch und gerade, wenn sie unpopulär ist, und dass wir für ihn beten.

22. Sonntag im Jahreskreis

„Du denkst nicht die Gedanken Gottes, sondern die der Menschen“

Das Evangelium des heutigen Sonntags setzt das Evangelium des vergangenen Sonntags fort, das Evangelium von der Berufung des Petrus. Der gleiche Petrus, der eine Vorzugsstellung im Gottesreich erhält, der das Fundament der Kirche Christi sein soll, wird heute schwer getadelt. Das geschieht deshalb, weil er nicht hören, sondern reden will. So können wir es vielleicht auf eine kurze Formel bringen.

Petrus setzt seinen Willen gegen den Willen Gottes. Er hat andere Vorstellungen von dem, was Gott tun soll. Er will eine andere Erlösung als der Erlöser, ja, er will eine andere Kirche als der, der sie gestiftet hat, so dürfen wir vielleicht hinzufügen. Wer würde nicht schon an diesem Punkt den Gegenwartsbezug unseres Evangeliums erkennen, seine Aktualität in unserer Zeit?

Wir machen es wie Petrus, wenn wir unsere Überlegungen an die Stelle der Pläne Gottes setzen, in unserem persönlichen Leben wie auch im Leben der Kirche, in den Antworten auf die Fragen des Alltags wie auch in der Auslegung des Gotteswortes. Es geht hier um die Souveränität Gottes, die wir so oft nicht anerkennen wollen. Wir setzen unsere vermeintliche oder wirkliche Intelligenz allzu oft an die Stelle der Einsicht Gottes,

an die Stelle der Selbstoffenbarung Gottes im Wort der Heiligen Schrift, wenn wir sie, die Heilige Schrift, geschickt umdeuten und in den Dienst unserer Interessen stellen. Es ist die Tendenz in uns wirksam, dass wir unsere Weisheit an die Stelle der Weisheit Gottes setzen. Kurz: Wir wollen reden, nicht hören, und gleichen damit dem Petrus, der von Jesus scharf zurechtgewiesen wird.

Immerfort sind wir in der Versuchung, wie Petrus, unseren eigenen Willen an die Stelle des Willens Gottes zu setzen, Gottes Wort mit dem Unsrigen zu vertauschen. Gerade die Unbekümmertheit, mit der wir dieser Versuchung allzu oft erliegen, bringt eine heillose Verwirrung in die Kirche unserer Tage. Daher trifft viele von uns, Priester, wie Gläubige, das Verdikt Jesu gegenüber Petrus: „Weiche von mir, Satan, du bist mir ein Hindernis auf meinem Weg, du denkst nicht die Gedanken Gottes, sondern die der Menschen“ (Mt 16, 23).

Petrus und viele mit ihm wollen nicht die Gedanken Gottes, sie wollen nicht das Evangelium Jesu, sondern ein anderes, sie wollen nicht das Wort Gottes, sondern ihr eigenes, oder sie bedienen sich des Wortes Gottes, um ihre eigenen Ideen zu verwirklichen. Bei Petrus besteht dieses andere Evangelium inhaltlich darin, dass er nicht leiden, sondern herrschen will, dass er nicht das Kreuz, die Mühsal und den Kampf will, sondern ein bequemes Leben. Das heißt: Er möchte das Ziel ohne den Weg, den Lohn ohne die Bewährung.

Auch wir wollen und verkünden oftmals ein bequemeres Evangelium ohne Kreuz und ohne Nachfolge, ohne Selbstverleugnung und ohne Anstrengung. Das ist jedoch eine Verfälschung des Wortes Gottes.

Es gibt keine Erlösung ohne das Kreuz. Das gilt nicht nur für den Erlöser, das gilt für einen jeden von uns. Warum aber muss das so sein, warum führt der Weg Jesu und damit auch der Weg seiner Jünger nur über das Kreuz zum Ziel? Warum ist das so? So können wir fragen. Diese Frage ist uns nicht verwehrt. Hätte Petrus sie, diese Frage, gestellt, er wäre nicht getadelt worden. Die Antwort auf diese Frage muss lauten: Weil Gottes so will. Diese Antwort erklärt nicht viel, aber sie sagt uns, in welcher Haltung wir das Schwere in unserem Leben auf uns nehmen sollen, nämlich in der Bejahung, in der Bejahung des Willens Gottes, im Glauben daran, dass der Weg des Kreuzes der

Weg zur Herrlichkeit ist, ja, dass es keinen anderen Weg dorthin gibt.

Es ist verständlich, wenn wir ein schweres Kreuz zu tragen haben, dass wir, wie Petrus, sagen: Das darf nicht sein. Der Glaube lehrt uns jedoch, dazu ja zu sagen: Das muss so sein, weil Gott es so will und weil wir nur so vollendet werden können.

Eigentlich sagt es uns schon die Vernunft, dass ein schweres Schicksal erträglicher wird, wenn wir innerlich mit ihm einverstanden sind, wenn wir uns mit ihm aussöhnen. Der Glaube aber bestätigt uns diesen Sachverhalt auf einer höheren Ebene.

Der Protest, das Aufbegehren, die Verneinung und das Hadern mit Gott machen das Leid noch schwerer, als es ohnehin schon ist. Das innere Einverständnis mit unserem Schicksal aber macht es leichter. Dieses Einverständnis, dieses Ja, wird um so eher möglich, je mehr wir uns klar machen, dass Gott es so will und dass wir durch die Teilnahme am Schicksal des Gekreuzigten zur Vollendung geführt werden sollen, indem wir das Kreuz in der Gemeinschaft mit dem Gekreuzigten tragen. Erkennen wir hinter dem Unbegreiflichen einen Sinn, sehen wir es mit anderen Augen. Wo immer uns das Kreuz auferlegt wird, wichtiger als die Frage nach dem Warum ist die Frage nach seinem Sinn. Wissen wir um diesen Sinn des Kreuzes, ordnen wir es recht ein in unserem Leben, das Kreuz, so werden wir es auch freiwillig auf uns nehmen, immer wieder, indem wir Opfer bringen, freudigen Herzens. Vor allem werden wir uns dann nicht der Anstrengung entziehen, die uns das Evangelium verpflichtend auferlegt, und dankbar den Weg des Glaubens gehen, auch in einer ungläubigen Umgebung. Alle Anstrengung ist leicht, wenn sie aus Liebe geschieht, vor allem wenn sie aus Liebe zu Gott geschieht.

Es besteht heute die Tendenz in der Kirche, nur die Hälfte der Offenbarung Gottes zu verkünden, wenn man sie überhaupt noch verkündet. Diese Tendenz ist geradezu charakteristisch für unsere Zeit, sofern in der Verkündigung - das gilt vor allem auch für den Religionsunterricht, der von daher sehr oft nicht sehr viel bringt - der Anspruch der Gottesoffenbarung an den Menschen ausgelassen wird, sofern das Evangelium nur noch als Gabe, nicht mehr als Aufgabe geltend gemacht wird, sofern in der Verkündigung nur noch die Rede ist von dem, was Gott tut und was er getan hat, nicht aber von dem, was der Mensch zu tun hat, damit Gott sein Antlitz nicht abwendet von ihm, wie es so oft im Alten und im Neuen Testament heißt (vgl. Jer 7, 15).

Es verlangt von uns ein großes Maß an Demut, dass wir unsere eigene Weisheit nicht an die Stelle der Weisheit Gottes setzen, deshalb, weil wir alle dazu neigen, autonom zu sein, selbst zu bestimmen, was wir tun und lassen, uns keine Vorschriften machen zu lassen, wie wir es gern ausdrücken. Petrus musste das lernen, das Zurücktreten hinter den Willen Gottes, den Verzicht auf die eigenen Vorstellungen, auf den eigenen Willen, in einem schmerzlichen Prozess, bis zu jener Stunde, in der er, der Fischer vom See Genezareth, im fernen Rom das Blutzeugnis ablegen konnte für Christus.

Der Gehorsam gegenüber Gott und seinem Wort wird uns ein neues Verhältnis schenken auch zum Kreuz. Wir werden dann unser Kreuz in Geduld tragen und darüber hinaus bewusst den Weg der Nachfolge Christi gehen in der Selbstverleugnung und im Opfer und umso ehrlicher im Vaterunser beten können: „Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden“. Da wird dann das Unbegreifliche zwar nicht verständlich, aber es erhält einen Sinn, einen tiefen Sinn. Theresa von Avila (+ 1582) schreibt in ihrer Seelenburg: „Richtet eure Augen auf den Gekreuzigten, und alles wird euch leichter werden“ (Theresa von Avila, Seelenburg VII, 4, 8).

Das Evangelium des heutigen Sonntags lehrt uns, wenn wir es recht verstehen, dem Hören die Priorität zu geben, dem demütigen Hören, und die Offenbarung Gottes auch in ihrem fordernden Charakter zu erkennen, anzuerkennen und zu verkünden.

23. Sonntag im Jahreskreis

„So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn dahingab“

Das Fest Kreuzerhöhung - es verdrängt heute die Feier des 23. Sonntags im Kirchenjahr - greift das Thema des Karfreitags auf, unsere Erlösung durch den Tod Christi. Es knüpft an geschichtliche Ereignisse an, die ein dankbares Zeugnis der Verehrung des Kreuzes in der Frühzeit der Kirche sind. Ursprünglich wurde dieser Festtag nämlich als Jahrestag der Einweihung der Grabeskirche in Jerusalem begangen. Kaiser Konstantin hatte sie am Beginn des 4. Jahrhunderts errichtet, die Grabeskirche. Aber schon bald wurde das Fest in Beziehung gesetzt zur Auffindung des Kreuzes Christi durch die

Mutter des Kaisers Konstantin, durch die Kaiserin Helena, die gemäß einer alten Legende drei Kreuze aufgefunden hatte, das Kreuz Christi und die Kreuze der beiden Schächer, die zusammen mit Christus gekreuzigt worden waren. Schon bald wurde, im Anschluss an diese Legende, das Kreuz Christi in der Grabeskirche in Jerusalem mit großer Ehrfurcht als Reliquie verehrt. Damit setzte überall, in allen Gegenden der damaligen Welt, die Verehrung des Kreuzes Christi ein. Seitdem tauchten in diesem Zusammenhang immer wieder auch Partikel des heiligen Kreuzes auf. Im Jahre 614 wurde das Kreuz Christi bei der Eroberung Jerusalems nach Persien gebracht. 15 Jahre später trug der griechische Kaiser Heraklius die kostbare Reliquie in einem triumphalen Zug nach Jerusalem zurück. Auch darauf nimmt das Fest Bezug von altersher.

Das Kreuz ist das Zeichen unserer Erlösung. Und es ist das entscheidende Symbol des Christentums und seines Stifters. Darum hat man es immer wieder abgebildet, in immer neuen Darstellungen. Und das schon seit zwei Jahrtausenden. Das Kreuz Christi, wir hängen es an die Wände unserer Wohnungen, wir richten es auf an den Straßen und Wegen, wir bezeichnen uns immer wieder mit ihm, wenn wir zu beten anfangen und wenn wir unser Gebet beschließen, wenn wir eine wichtige Aufgabe zu erfüllen haben, wenn wir unser Tagewerk beginnen oder zu Ende geführt haben.

Immer wenn wir das Kreuz anschauen und wenn wir uns mit dem Kreuz bezeichnen, darf das nicht gedankenlos geschehen, müssen wir daran denken: Alles Heil kommt durch das Kreuz. Und wir müssen uns immer mehr die Wahrheit zu Eigen machen, dass wir zum Gefolge des Gekreuzigten gehören. Gerade das muss heute mit großem Nachdruck gesagt werden, weil das Christentum mannigfachen Umdeutungen unterliegt, ja, in fataler Weise entleert wird. Das Kreuz und unsere Stellung zum Gekreuzigten, das ist das unterscheidend Christliche.

Im Kreuz definiert sich das Christentum, das authentische Christentum. Wenn wir wirklich Christen sind, müssen wir es uns stets vor Augen halten, dass alles Heil uns und der Welt durch das Kreuz zukommt, durch das Geheimnis des Kreuzes, das heute weiterhin innerlich ausgehöhlt und zu einer leeren Worthülse geworden ist in der Christenheit. Das zeigt sich nicht zuletzt auch darin, dass wir, die wir das Kreuz verbaliter noch ernst nehmen, vielfach an den Darstellungen des Gekreuzigten, wo immer sie uns begegnen, vorbeisehen und dass wir das Zeichen des Kreuzes allzu oft gedankenlos machen.

Das Geheimnis des Kreuzes ist heute weithin entleert, wie auch das, was es bezeichnet. Entleert ist die Erlösung, in der Verkündigung wie auch in unseren Gebeten, obgleich unser zentraler Gottesdienst nichts anderes ist als die Feier des Kreuzes, als die Feier des Kreuzesopfers unseres Erlösers.

Über zwei Punkte wollen wir heute Morgen nachdenken, erstens über die Frage: Was meint die Erlösung?, zweitens über die Frage: Wie sollen, wie müssen wir als Erlöste leben?

Das Wort „Erlösung“ ist unmodern geworden. Man möchte es ersetzen durch das Wort „Befreiung“. Dann wird Christus, der Erlöser, zum Befreier. Das ist nicht unbedingt falsch, denn erlösen heißt in der Tat befreien. Allerdings denken wir bei dem Wort „befreien“ eher an eine äußere Gefangenschaft, an äußere Unfreiheit. Die Erlösung meint jedoch die Befreiung von der Sünde, zumindest in erster Linie, die Befreiung vom Teufel, die Befreiung von der Versklavung an die Sünde, die ihrerseits der tiefere Grund ist für alle innere, aber auch letzten Endes für alle äußere Unfreiheit. Wenn alle als Erlöste leben würden, dann gäbe es keine Versklavung mehr in unserer Welt. Versklavung finden wir dort, wo Gott geleugnet wird, wo man das eigene Ich zum Gott erhebt, wo der Unglaube herrscht, wo man die Gebote Gottes verachtet und wo man die Botschaft Gottes verrät. Da wird man innerlich unfrei, und da, wo man innerlich unfrei geworden ist, wo man selber ein Sklave geworden ist, da versklavt man die Mitmenschen, ja, da versklavt man ganze Völker, wenn man nur die Möglichkeit dazu hat.

Wenn wir uns nicht selbst bezwingen, dann werden wir bezwungen. Und der inneren Haltlosigkeit folgt wie ein ehernes Gesetz der äußere Zwang der Dressur.

Der innere und der äußere Zwang, er betrifft auch jene, die sich Christen nennen, die damit jedoch den Erlöser und die Erlösung verraten. Sie nennen sich Christen, sind es aber nicht in der Wirklichkeit.

Wo die Erlösung gelebt wird, da herrscht die innere Freiheit, und wo die innere Freiheit herrscht, da herrscht auch die äußere Freiheit.

Die Erlösung meint in erster Linie die Befreiung von der Sünde und damit die Befreiung zur Liebe Gottes und zu den dieser Liebe entsprechenden Taten, zu einem Leben nach den Geboten Gottes.

Christus hat uns erlöst durch seinen Tod. Das Instrument seines Todes aber war das Kreuz. Aus Liebe und im Gehorsam hat er den Tod auf sich genommen, aus Liebe zu Gott und zu den Menschen und im Gehorsam gegenüber dem Vater im Himmel. Gott hatte seinen Sohn bereits aus Liebe zu den Menschen in unsere Welt gesandt, um alle zu retten. So heißt es im Evangelium des heutigen Festes. Er starb dann aus Liebe im Gehorsam.

Gottes Liebe und der Weg zu dieser seiner Liebe, das ist für uns ein Geheimnis, aber wir wissen, dass wir darin frei geworden sind, in diesem Geheimnis, dass wir darin frei geworden sind von der Sünde und ihrer zerstörenden Macht. Freilich nicht so, als ob wir diese Freiheit nicht wieder verlieren könnten. Viele haben sie wieder verloren, endgültig, wie es scheint, und auch wir haben sie vielleicht schon wiederholt verloren, sie aber hoffentlich dann immer wieder aufs Neue durch eine gute Beichte zurückerhalten.

Damit sind wir aber schon bei dem zweiten Punkt unserer Überlegungen angekommen, nämlich bei der Frage, wie wir als Erlöste leben können, sollen und müssen.

Die Liebe des Erlösers hatte die Gestalt des Gehorsams. Er war gehorsam aus Liebe. Immer ist es nun so, dass die Liebe mit der Liebe beantwortet werden muss. Geschieht das nicht, so bleibt sie unwirksam. Das heißt: Die Liebe des Erlösers verpflichtet uns. Nur wenn wir sie erwidern, bewahren wir, können wir das Geschenk der Erlösung bewahren. Dabei muss auch unsere Liebe - nicht anders als die Liebe des Erlösers - die Gestalt des Gehorsams haben, des demütigen Gehorsams gegenüber Gott, in welchem wir immerfort fragen, was Gott von uns will, was er von uns erwartet. So - und nur so - können wir die innere Freiheit bewahren und die äußere Freiheit in die Welt hineintragen, sie den Menschen entgegenbringen, die mit uns leben, die Gott uns überantwortet hat.

Wenn wir als Erlöste leben wollen, müssen wir allezeit das Kreuz Christi vor Augen haben, um immerfort den Gehorsam des Gekreuzigten aus Liebe nachzuahmen.

Gott will alle Menschen retten. Das sagt das Evangelium des heutigen Festes mit klaren Worten. Aber diese Rettung erfolgt nicht ohne den Menschen. Wenn der Mensch Gott nicht ernst nimmt, Gott nimmt ihn, den Menschen, immer ernst. Ja, er nimmt ihn beim Wort, und er achtet seine Entscheidung. Der Erlöser wird zum Richter für die, die das Geschenk der Erlösung und das Geschenk der Freiheit missachten, das doppelte Geschenk der Erlösung und der Freiheit, die es nicht nutzen, die nicht als Erlöste leben, die nicht in der Liebe und im Gehorsam leben, die Gott nicht die Antwort der Liebe geben in der Gestalt des Gehorsams gegenüber seinen Geboten. Demütig sollen wir Christus das Kreuz nachtragen im Geiste der Selbstverleugnung. Das Kreuz ist der Weg zum ewigen Leben, und zugleich ist es der Schlüssel, der uns die Tür zum Himmel, zu unserer ewigen Vollendung, öffnet.

24. Sonntag im Jahreskreis

„Wenn dein Bruder gegen dich gesündigt hat, geh und sprich mit ihm. ...

Wenn zwei gemeinsam beten, wird ihre Bitte erfüllt“

Zwei Gedanken sind es, die uns das Evangelium des heutigen Sonntags ans Herz legt, die Verantwortung füreinander im Angesicht der Kirche und das gemeinsame Gebet.

Die Verantwortung füreinander im Angesicht der Kirche ist eine praktische Anwendung der Nächstenliebe. Nächstenliebe meint ja nicht nur die Sorge für das leibliche Wohl derer, mit denen wir zusammen sind, vor allem für jene, die unsere Nächsten sind, die uns am nächsten stehen, sondern auch die Sorge für deren geistliches Wohl, die Sorge dafür, dass sie den rechten Weg zu Gott nicht verfehlen. Heute meint sie mehr denn je die Hilfe für die, die seelisch-geistig in Not geraten sind, deren Leben für die Zeit und für die Ewigkeit gefährdet ist. Je mehr die äußere Not überwunden wird durch soziale Maßnahmen, durch politisches Bemühen um größere Gerechtigkeit und um einen gerechten Ausgleich der Lasten, umso mehr wächst die innere Not der Menschen. Die Tradition der Kirche spricht im Anschluss an das Neue Testament von den Werken der geistigen Barmherzigkeit und nennt hier an erster Stelle die Zurechtweisung der Sünder, die Belehrung der Unwissenden und die Beratung der Zweifelnden. Um es anders auszudrück-

ken: Die Sorge um das ewige Heil des Nächsten ist eine grundlegende Christenpflicht.

Es genügt daher nicht, dass wir beten und uns selbst um Gottes Gebote bemühen, wir dürfen auch nicht wegsehen, wo Sünde geschieht und wo andere gewissenlos zur Sünde verführt werden. Gewiss, das gute Beispiel und das Gebet für die Menschen, mit denen wir zusammen arbeiten und zusammen wohnen und mit denen wir zusammen die Freizeit verbringen, muss an der ersten Stelle stehen, aber dann haben wir noch nicht alles getan. Dann müssen wir noch schauen, wo wir Unrecht verhindern können, und dazu gibt es heute nicht wenig Gelegenheit. Denken wir nur einmal an den Bereich, den man heute die Unterhaltung nennt, an Zeitschriften und Bücher, an Mode und Film.

Die sich so ergebenden Pflichten sind im Allgemeinen nicht leicht zu erfüllen, sie setzen viel Fingerspitzengefühl voraus und Klugheit, aber auch Mut und Entschlossenheit. Dabei kann man sich in die Nesseln setzen, sich unbeliebt machen, dabei kann man sich Nackenschläge holen und sich die Finger verbrennen oder schmutzig machen. Da wird man nämlich mit dem Stolz der Menschen konfrontiert. Das aber ist gefährlich. Wer lässt sich schon etwas sagen? Wie oft heißt es: Ich weiß selber, was ich tue, was ich zu tun und zu lassen habe. Da wird einem schnell entgegengehalten, man solle sich doch gefälligst um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, man solle vor seiner eigenen Tür kehren.

Wir dürfen nicht Ärgernis geben, aber wir dürfen es auch nicht geschehen lassen, wo wir es verhindern können. Das ist zwar eine schwere Verantwortung, die da auf uns lastet, wir können und dürfen uns ihr aber nicht entziehen.

Wenn wir die Sünder zurechtweisen, so muss das auf jeden Fall in Demut und in Liebe geschehen. Nicht selten geht ein solches Bemühen ins Leere, weil wir etwa den Sünder stolz und überheblich zurechtweisen, weil wir es ohne Liebe tun, weil wir hart sind dabei und verständnislos, vor allem aber, weil wir es versäumen, zuvor mit Gott darüber zu sprechen. Am ehesten noch werden wir in einem solchen Fall angenommen, wenn wir in aller Bescheidenheit einfach nur Fragen stellen.

Wenn wir indessen geschmäht werden, weil wir aus Liebe zu unseren Brüdern uns für deren ewiges Heil einsetzen, weil wir der Verführung entgetreten und uns bemühen,

eine saubere Atmosphäre zu schaffen und der geistigen Luftverschmutzung zu wehren, dann erleiden wir Schmach in der Gemeinschaft mit Christus. Das geschieht dann um seines Namens willen, weshalb wir dann beginnen, in besonderer Weise seine Jünger zu sein. Ein altes Sprichwort sagt: Wer Böses sieht und hindern kann und dennoch schweigt, ist Schuld daran. Unsere Sorge und unsere Verantwortung führen uns, wenn wir sie wirklich wahrnehmen, immer wieder in die Gemeinschaft.

Die Mahnung zum gemeinsamen Gebet, der zweite Gedanke unseres Evangeliums, ist gerade heute sehr aktuell, denn das gemeinsame Gebet ist in auffallender Weise im Schwinden begriffen. Das zeigt sich in den Familien, aber auch in den Gemeinden. Wenn man überhaupt noch betet, dann tut man es allein. Aber wenn man nicht mehr in Gemeinschaft betet, dann gibt man das Gebet nicht selten bald gänzlich auf. Das Familiengebet ist merklich zurückgegangen, selbst das Tischgebet bekommt langsam Seltenheitswert. Und auch der Besuch der Gottesdienste, speziell der Sonntagsmesse, ist nicht gerade im Wachsen begriffen. Das hat einen doppelten Grund: Mit dem Schwinden des Glaubens fällt es uns schwerer, uns zu ihm zu bekennen. Und wer scheut nicht davor zurück, das sein Eigen zu nennen, was ihm nichts bedeutet? Die Trägheit tut dann ein Übriges, denn die Gemeinschaft des Gebetes zu suchen, verlangt mehr von uns als das einsame Gebet „im stillen Kämmerlein“.

Das gemeinsame Gebet ist gefordert, weil wir vor Gott wie eine Familie sind, weil wir vor Gott zusammengehören. Andererseits ist es aber auch gerade das gemeinsame Gebet, das uns zusammenführt, mehr als alles andere. Das gemeinsame Gebet garantiert unserem Gebet nicht nur die Erhörung, sondern es schenkt uns auch den Trost der Gemeinschaft, die Geborgenheit des Miteinanders und vertieft dieses Miteinander, weshalb es vor allem jenen zu empfehlen ist, die sich durch das Sakrament der Ehe für immer miteinander verbunden haben.

25. Sonntag im Jahreskreis

„Ihr werdet den Himmel offen und die Engel auf und niedersteigen sehen“

Der September ist von altersher dem Gedenken der heiligen Engel geweiht. Die Vereh-

Die Darstellung der Engel ist in den letzten Jahren sehr in den Hintergrund getreten. Vielfach hat sich in uns die Vorstellung breit gemacht, Engelverehrung, das sei bestenfalls etwas für kleine Kinder. Wir haben die Engel in bedenklicher Weise in die Nähe der Märchengestalten gerückt. Schuld daran ist nicht zuletzt ihre bildliche Darstellung. Hier besteht eine grundsätzliche Verlegenheit, denn Engel sind reine Geister. Wie aber soll man Geister darstellen? Das geht eigentlich gar nicht, denn sie sind unsichtbar. Sie sind ebenso unsichtbar, wie auch Gott und unsere eigene Seele unsichtbar sind, sie sind ebenso unsichtbar, wie auch der auferstandene Christus unsichtbar ist.

Jede Darstellung der Engel kann nur ein Hinweis sein auf ihre Eigenschaften oder auf ihre Tätigkeiten und ihre Aufgaben. Sie muss vor allem so sein, dass uns die unaussprechbare Größe und Majestät dieser Wesen sogleich zum Bewusstsein kommt. Das ist nicht unbedingt gewährleistet, wenn man sie als Kinder darstellt, mit Flügeln, wie es in der Kunst seit etwa 500 Jahren geschieht. Vorher, in früheren Engeldarstellungen, wird eher der überirdische Glanz dieser Wesen deutlich, ihre Geheimnishaftigkeit, ihre Macht und ihre Größe.

Die Offenbarung sagt uns, dass Gott außer der sichtbaren Welt eine unsichtbare Welt geschaffen hat, die Welt der Geister. Das haben nicht wir uns ausgedacht, das hat Gott selbst uns mitgeteilt, das sagt uns die Offenbarung, eine Kunde aus der jenseitigen Welt. Nun sagen viele heute: Es gibt nur das, was sichtbar ist. Die Zahl derer, die so reden, scheint im Wachsen begriffen zu sein. Es gibt nur das, was sichtbar ist, das sagen nicht wenige Menschen, die in ihrer Umwelt als besonders klug gelten. Nur das Sichtbare gelten zu lassen, ist jedoch töricht, denn wenn wir auf die Wirkungen schauen, so gibt es viele Ursachen, die wir nicht sehen können. Wir Menschen gehören der sichtbaren und der unsichtbaren Welt an, sofern wir aus einem sichtbaren und einem unsichtbaren Element zusammengesetzt sind, aus dem sichtbaren Leib und der unsichtbaren Seele. Das ist die *conditio humana*, die zugleich unsere Größe und unser Elend ist. Wir sind Wanderer zwischen zwei Welten, wir sind unterwegs zur unsichtbaren Welt hin.

Gott hat die unsichtbare Welt aus dem gleichen Grund geschaffen, aus dem er auch die sichtbare Welt geschaffen hat, aus Liebe. Daher ist die Bestimmung der unsichtbaren Welt die gleiche wie jene der sichtbaren Welt, nämlich dass sie ihren Schöpfer lobt und preist.

Ist auch die Welt der Geister unsichtbar, so gibt es doch mannigfache Beziehungen von dort nach hier: Gott hat seine Engel nicht selten in Dienst genommen und sie zu unserem Schutz und zu unserer Hilfe aufgeboten. Ja, er nimmt die Engel immerfort in Dienst, indem er sie uns als Schutzengel zur Seite stellt. Von daher haben sie ihren Namen, denn Engel, das ist ein Wort, das wir aus dem Griechischen übernommen haben, es bedeutet soviel wie Bote. Gott nimmt die Engel in seinen Dienst, er sendet sie als seine Boten aus, zur Hilfe, zum Heil und zum Segen der Menschen.

In der Heiligen Schrift ist immer wieder vom Dienst der Engel die Rede: Ein Engel schlug die Erstgeburt der Ägypter vor der Befreiung der Israeliten, Engel dienten Jesus in der Wüste und am Ölberg, Christus wird am Ende der Tage wiederkommen mit seinen Engeln, Engel werden beim Jüngsten Gericht die Guten von den Bösen scheiden.

Vor allem aber hat Gott, das dürfen wir nicht vergessen, uns allen, einem jeden von uns, einen Schutzengel zur Seite gegeben, der uns begleitet, der uns behütet in den Gefahren des Leibes und der Seele, wenn wir auf ihn hören.

Drei Engel sind uns namentlich bekannt aus der Heiligen Schrift, wir nennen sie Erzengel: Michael, Gabriel und Raphael. Sie sind von Gott in der Geschichte des Heiles mit besonderen Aufträgen betraut worden, mit Aufträgen, die jeweils durch ihre Namen angedeutet werden.

Der Name Michael bedeutet: Wer ist wie Gott? Das ist ein Name wie ein Schlachtruf. Am Morgen der Schöpfung vollzog Michael den Auftrag der Scheidung zwischen den guten und den bösen Engeln. Am Abend der Welt wird er den Antichristen vernichten, wie die Geheime Offenbarung sagt, und die neue Welt heraufführen. Der Kampf gegen das Böse und gegen alles Gottfeindliche, er ist gleichsam das Wesen dieses Engels.

Der Kämpfer gegen das Böse und gegen alles Gottfeindliche wird von alters her auch als der verehrt, der die Toten hinüberführt in das Licht des ewigen Gottes.

Wir sind in den gleichen Kampf hineingestellt wie der Erzengel Michael und wir alle müssen einmal über die Schwelle des Todes hinübergehen. Dabei bedürfen wir der Hil-

fe dieses Engels.

Das Böse, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen, hat viele Gesichter. Unser Gegenüber sind die Mächte der Finsternis in der Gestalt des Unglaubens, der Gottlosigkeit, der Verlogenheit, der Triebhaftigkeit, der Leidenschaftlichkeit, der Unbeherrschtheit, der Unbotmäßigkeit, des Übermuts, der Verantwortungslosigkeit. Da gilt es zu kämpfen. Wer nicht kämpft, der hat schon verloren.

In den schweren Zeiten des zweiten Weltkriegs beteten wir im Anschluss an jede heilige Messe in einem Gebet zum heiligen Erzengel Michael: „Stürze den Satan und die anderen bösen Geister, die in der Welt umherziehen, hinab in den Abgrund der Hölle“. Dieses Gebet hat neue Aktualität erhalten. Denn die Auseinandersetzung ist heute nicht weniger grundlegend. Damals waren es die braunen Teufel, aber die Teufel brauchen keine Farbe, um sich zu verstecken. Zudem stehen sie heute, anders als damals, teilweise innerhalb des Volkes Gottes und unterminieren die Kirche und ihren Glauben, oftmals in der Gestalt von Pseudopropheten.

Gabriel bedeutet Gottes Stärke. Er bringt den Menschen bedeutsame Botschaften Gottes. Er hat Maria und der Welt die Botschaft von der Menschwerdung Gottes gebracht. Schon im Alten Testament hat er dem Propheten Daniel Gottes Weisung übermittelt.

Wir alle sind berufen, die Botschaft Gottes den Menschen zu sagen: Die Eltern in der Familie, die, die im öffentlichen Leben stehen und Verantwortung tragen, müssen sich bemühen, Gott und seiner Botschaft in der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen, wir alle aber dürfen uns nicht fürchten, die Botschaft Gottes in unserer kleinen Welt zu bezeugen, im Alltag unseres Lebens, und sie gar auch denen zu sagen, die sie nicht einmal hören wollen, die sich vielleicht bewusst dagegen sträuben.

Mit uns ist Gabriel, wenn wir ihn anrufen, wenn wir uns mit ihm geistigerweise verbinden.

Der Erzengel Raphael ist uns bekannt aus der Tobiasgeschichte. Sein Name bedeutet: Gott heilt. Gott will auch heute die leidende Menschheit heilen, die seelisch-geistig und körperlich daniederliegt, er will sie heilen durch uns. Wir sollen die heilenden Kräfte

des Glaubens und der Liebe zu den Menschen tragen, in der Gemeinschaft mit Raphael. Raphael ist aber auch der besondere Schutzherr der Reisenden. Wie viele Menschen sind auf den unzählbaren Straßen dieser Welt unterwegs? Und wie viele kommen nicht ans Ziel? Und wie viele machen große und weite Umwege? Sie würden ihr Ziel erreichen oder sicherer und schneller zu ihrem Ziel gelangen, wenn sie sich den Erzengel Raphael zum Reisebegleiter erwählen und wenn sie auf seine Weisungen hören würden. Aber wichtiger als die irdischen Ziele, die wir ansteuern, ist das ewige Ziel. Um das zu erreichen, bedürfen wir des Erzengels Raphael vor allem und in erster Linie.

Ein altes Gebet lautet: „Raphael und Tobias, sie seien mir Begleiter auf meiner Reise“, in der Sprache der Kirche: „Raphael cum Tobia sint mihi comites in via“. Zuweilen wurde das Gebet noch erweitert, indem der Erzengel Gabriel und die Gottesmutter mit einbezogen wurden. Dann lautete es: „Gabriel und Maria, Raphael und Tobias, sie seien mir Begleiter auf meiner Reise“, in der lateinischen Version: „Gabriel cum Maria, Raphael cum Tobia, sint mihi comites in via“.

Wir können und sollen den Menschen zu Hilfe kommen auf ihrer Reise in die Ewigkeit, in der Kraft des Erzengels Raphael. Ja, Raphael will uns selber sicher ans Ziel führen und uns vor allem Schaden an Leib und Seele bewahren, wenn wir es möchten und wenn wir uns ihm anvertrauen.

Engelverehrung ist nicht nur etwas für unmündige Kinder, sondern als erwachsene und mündige Christen sollen wir wissen um die Größe und Macht der Engel. Sie erinnern uns an unsere Berufung zum Kampf gegen das Böse in allen seinen Formen, an unsere Berufung zur Verkündigung der Botschaft Gottes und an unsere Berufung, der Welt die heilenden Kräfte der Gnade zu vermitteln und den Menschen Wegweiser zu sein auf den Straßen ihres Lebens, Wegweiser zum ewigen Vaterhaus. In den vielfältigen Aufgaben unseres Lebens stehen sie uns zur Seite, sie begleiten und beschützen uns in allen Gefahren. Nicht nur der Schutzengel steht uns zur Seite, viele Engel begleiten und beschützen uns, wenn wir auf sie hören und sie anrufen. Gott hat uns berufen, mit den Engeln und wie die Engel zu leben. Verbunden sollen wir sein mit ihnen im Gebet, und nachahmen sollen wir sie in ihrer Vollkommenheit.

26. Sonntag im Jahreskreis

**„Johannes ist gekommen, er lebte gerecht, und ihr habt seinem Wort
keinen Glauben geschenkt“**

Die Gleichnisse Jesu sind überraschend in ihrer Einfachheit und in ihrer Klarheit. Im Gleichnis des heutigen Sonntagsevangeliums ist von zwei Menschen die Rede, die zwei Menschengruppen vertreten. Die eine Gruppe: Sie reden viel und tun wenig, sie sagen immer „ja“ und tun doch, was sie wollen. Sie wollen den Schein wahren, es kommt ihnen darauf an, dass sie wenigstens nach außen hin einen guten Eindruck machen. Im Raum des Religiösen sind das zunächst die Heuchler, die den Willen Gottes kennen, ihn aber nur äußerlich erfüllen. Sie machen äußerlich mit, tun das aber ohne die innere Umkehr, ohne das Bemühen um den selbstlosen Einsatz, den der Glaube fordert. Zu dieser Gruppe gehören aber auch die, die wohl wollen, zunächst, aber sobald sich Schwierigkeiten ergeben, wieder aussteigen, jene, die immer nur mit halbem Herzen wollen. Für die einen wie für die anderen ist die Religion nur Theorie. Das verbindet diese zwei Typen miteinander. Es fehlt ihnen die Praxis. Sie sind wie Blüten, aus denen keine Frucht hervorgeht. Sie machen Worte, aber es folgen keine Taten bei ihnen.

Was helfen Vorsätze, wenn sie nicht verwirklicht, geniale Entwürfe, wenn sie nicht ausgeführt werden? Programme auf dem Papier, Prinzipienreden, ja, geistreiche Aufsätze und anspruchsvolle Bücher über Gott und die Kirche sind Wortgeklingel, leerer Schall, wenn ihnen nicht Taten vorausgehen oder nachfolgen. Eine Frömmigkeit, die nur auf dem Papier steht, ist Schein, sie verfängt nicht, verfangen, das tut allein der Praxis der Frömmigkeit im alltäglichen Leben. Der devote Sohn findet keine Gnade im Gleichnis des Evangeliums.

Die andere Gruppe: Sie sagen „nein“, besinnen sich aber bald. Menschen des Widerspruchs sind sie, äußerlich grob und oppositionell, scheinbar pietätlos, wie zuweilen heranwachsende Kinder in der Familie, aber hinter der rauhen und harten Schale verbirgt sich hier ein guter Kern. Bei dieser Art von Menschen eilt das Reden oft dem Denken voraus, aber wenn das Denken nachfolgt, bestimmt es das Handeln. Sie sind nicht scheinfromm, im Gegenteil, sie scheinen unfrohm zu sein, in Wirklichkeit aber, in der Tiefe ihres Wesens suchen sie Gott, geben sie der Wahrheit die Ehre. Sie haben einen

guten Willen, verraten das jedoch nicht jedem. Wenn sie sündigen, kehren sie wieder um, weil sie ein Gewissen haben, das funktioniert.

In den Evangelien gehören zu der ersten Gruppe die Pharisäer, zu der zweiten die Zöllner und Sünder, die von den Ersteren verachtet werden, die aber zur Einsicht kommen und umkehren. Darum werden sie von Jesus gelobt, nicht weil sie sich abwenden, sondern weil sie zur Einsicht kommen. Auch dieser Typus von Menschen ist nicht ideal, wenngleich er schon etwas besser ist als der andere. Er erreicht auf jeden Fall das Ziel. Darauf aber kommt es an.

Das Christentum kennt keinen Riss zwischen Theorie und Praxis. Die Theorie muss der Praxis entsprechen und die Praxis der Theorie. Worte ohne Taten zählen nicht, aber Taten, die nicht mit den Worten übereinstimmen, sie zählen, denn stets sind die Taten wichtiger als die Worte.

Darum gibt es unausgesprochen einen dritten Sohn, so könnten wir das Gleichnis weiterführen. Hinter ihm steht eine dritte Gruppe von Menschen, nämlich jene, die „ja“ sagen und entsprechend handeln. Sie sagen „ja“ zu Gottes Forderungen und stehen dazu. Bei ihnen gehören Wort und Tat zusammen.

Für diese dritte Gruppe steht Christus, der Menschensohn, der zugleich der Gottessohn ist. Sein Leben ist ein einziges Ja zum Vater, in der Theorie und in der Praxis. Er besiegelt es durch die Hingabe seines Lebens am Kreuz. Bis in den Tod hält er seinem Jawort die Treue.

Die ideale Haltung des Christen ist die des dritten Sohnes, die Haltung Christi. Gegen Aufbegehren, Rebellieren, Widerstand und Widerspruch, gegen den Oppositionsgeist gegenüber Gott und seiner Ordnung setzt der dritte Sohn die Hingabe an den großen und heiligen Willen Gottes. Nicht schwächliches Sicheinfügen, sondern tapferes Hinauswachsen über sich selbst, Hineinwachsen in die Größe des göttlichen Wollens.

Wir können noch eine vierte Gruppe von Menschen hinzunehmen, nämlich jene, die „nein“ sagen und „nein“ meinen, die bei ihrem Widerspruch bleiben. Das sind die Stolzen, die unbeirrbar den Weg ins Verderben gehen, in das zeitliche und in das ewige

Verderben.

Das Thema der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags ist im Grunde das gleiche wie das des Evangeliums, wenn die Lesung uns ermahnt: Seid so gesinnt wie Christus! Auf das Herz kommt es an, denn das Herz bewegt uns zur Tat, nicht der Verstand. Christus hatte nicht den Beifall der Massen, er fand nur die Anerkennung weniger. Diese wenigen aber gaben der Wahrheit und der Gerechtigkeit die Ehre.

Um den Beifall der wenigen und um den Beifall Gottes, darum sollten wir uns bemühen, er muss unsere einzige Sorge sein. Wenn dem so ist, werden wir gelassener in unserem Leben und auch tapferer.

Wenn Menschen so arg beliebt sind und bei allen ungeteilte Anerkennung finden, so muss uns das eigentlich skeptisch machen. Die Anerkennung der Menschen zu finden, das ist nicht schwer, wenn man ein leichtes Gewissen hat. Viele buhlen um die Gunst der Massen. Wir erleben das heute bei Politikern und bei Kirchenleuten, Menschen mit der Gesinnung von Funktionären, so könnte man vielleicht sagen. In der Sprache der Bibel verkaufen sie ihr Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht, wie es einst Esau getan hatte, der Erstgeborene des Patriarchen Isaak.

Viele buhlen um die Anerkennung der Menschen. Aber wenn man an Gott und seine Offenbarung und an die Ewigkeit nicht mehr recht glaubt, dann ist die Anerkennung der Menschen das einzige, das einem noch bleibt. Diese Tatsache erklärt nicht wenige Missstände in Kirche und Welt. Wo der Glaube schwach geworden ist, da sucht man die Ehre bei den Menschen, koste es, was es wolle.

Vier Menschengruppen, zwei Gruppen von Ja-Sagern und zwei Gruppen von Nein-Sagern. Auf das Ja kommt es an, auf das bleibende Ja. Die Heilige Schrift füllt dieses Ja mit der Mahnung: Seid so gesinnt wie Christus! Letztlich darf es uns nicht um die trügerische Ehre der Menschen gehen, muss es uns stets um die verlässliche Ehre bei Gott gehen. Sie ist der Lohn für die Taten, die aus dem Glauben folgen, der Lohn für unseren Einsatz für die Wahrheit und für die Gerechtigkeit.

27. Sonntag im Jahreskreis

„Tragt überall in Gebet und Flehen eure Anliegen mit Danksagung vor Gott“

Am heutigen Sonntag wird vielerorts das Erntedankfest begangen. Die Lesung, die wir soeben vernommen haben, weist uns darauf hin, dass all unsere Gebete aus dem Geist der Dankbarkeit hervorgehen müssen. Nun ist es mit der Dankbarkeit nicht weit her bei den Menschen, das gilt auch für die Christen - Undank ist der Welt Lohn, sagt das Sprichwort -, aber heute gilt das weit mehr als je zuvor. Dagegen spricht nicht der häufige Gebrauch der entsprechenden Worte oder die Tatsache, dass uns das Danken heute leicht von den Lippen geht. In der Tat steht das Danken heute hoch im Kurs. Das erfahren wir, wo immer Reden gehalten werden. Das gilt für kirchliche Feiern nicht weniger als für weltliche. In wenigen Minuten wird dabei das Wort „danken“ oft zimal verwendet. Wir müssen jedoch unterscheiden zwischen den Worten und dem Denken und dann noch einmal zwischen den Worten und den Taten.

Wer kritisch unsere Zeit betrachtet, dem wird es unwohl bei dem übermäßigen Gebrauch des Wortes „danken“. Denn das Meiste ist da geheuchelt, bewusst oder unbewusst meistens geht es dabei um leere Worte. Faktisch ist es so, dass es heute nur wenige Tugenden gibt, die so selten geworden sind wie die Dankbarkeit. Das ist wiederum nicht überraschend, denn die Menschen sprechen stets besonders gern und häufig von jenen Eigenschaften, besonders auch von jenen Tugenden, die sie nicht haben oder die sie am wenigsten haben. Das tun sie, um ihre Fehler vor sich selbst und vor den anderen zu verbergen.

Die Inflation des Dankens heute gründet letzten Endes in unserer inneren Leere und - in unserer (man kann schon beinahe sagen) konstitutiven Unehrllichkeit.

Die Dankbarkeit ist eine grundlegende christliche Tugend. Als Christen müssen wir uns gewissenhaft darum bemühen, aus der Dankbarkeit und in ihr zu leben. Unser zentraler Gottesdienst hat von daher seinen Namen. Eucharistia bedeutet Danksagung.

Wie man alle Tugenden lernen kann durch Übung, so gilt das auch für die Dankbarkeit. Auch sie lernt man durch Übung. Worum aber geht es in dieser Tugend?

Wenn ich mich bei jemandem bedanke und es ehrlich meine, so sage ich ihm: Ich bin dir etwas schuldig! Du hast mich beschenkt, du hast mir etwas gegeben, worauf ich keinen Anspruch habe, du hast mir mehr gegeben, als ich verdient habe. Das will ich wieder gut machen, nicht materiell, das vielleicht auch, wenn es möglich ist oder auch gelegentlich, aber vor allem ideell. Der Dankbare macht das wieder gut, was er schuldig geworden ist. In erster Linie tut er das ideell, durch Wertschätzung, durch Liebe und durch Nachahmung. Durch Nachahmung, das heißt: Ich behandle den, dem ich zu Dank verpflichtet bin, und alle anderen in Zukunft so, wie dieser mich behandelt hat. Wie ich selber beschenkt worden bin, so werde ich andere beschenken. Wertschätzung, Liebe und Nachahmung, das ist gemeint mit dem Danken und mit der Dankbarkeit, ob wir nun unseren Mitmenschen oder Gott unseren Dank aussprechen.

Eine solche Haltung setzt indessen Ehrlichkeit voraus, Ehrlichkeit, aber auch Gerechtigkeit und Demut. Das heißt: Wenn wir lernen wollen, dankbar zu sein, müssen wir uns zuvor um die Ehrlichkeit, um die Gerechtigkeit und um die Demut bemühen. Vielen Menschen fehlt es aber bereits an diesen Tugenden. Deshalb heucheln sie Dankbarkeit, wenn es zum guten Ton gehört oder wenn sie Nutzen daraus ziehen können.

Es ist heute, wie gesagt, ungewöhnlich viel vom Danken die Rede, aber sehr oft ist es nicht so gemeint, wie es gesagt wird. Denn nicht wenige sind zutiefst davon überzeugt, sie denken es, zuweilen sagen sie es auch, dass sie keinen Grund haben zu danken, dass sie alles, was sie haben, einzig und allein sich selber zuschreiben, ihrer Tüchtigkeit, ihrer Arbeit, ihrem Fleiß, ja, dass sie auch gar nichts geschenkt haben wollen. Was ihnen fehlt, das ist die Ehrlichkeit, zunächst, dann aber auch die Gerechtigkeit und die Demut. Oder - sie denken einfach zu wenig nach. Auch das erklärt vieles.

Wenn wir unbefangen auf die Wirklichkeit schauen, erkennen wir, dass wir fast alles unseren Mitmenschen zu verdanken haben. Was wir ihnen zu verdanken haben, das ist in der Tat sehr viel, aber mehr noch haben wir Gott zu verdanken. Denn ihm haben wir alles zu verdanken, stehen doch seine Güte und seine Liebe hinter allem.

Sehr oft ernten wir das, was andere gesät haben. Allzu oft gilt: Der eine sät, der andere erntet. Wenn wir aber das ernten, was wir selber gesät haben, dann dürfen wir nicht ver-

gessen, dass unser Bemühen immer auch die Fähigkeit dazu voraus-setzt. Diese aber verdanken wir anderen Menschen und letztlich Gott.

Wenn es uns aber schlecht geht, wenn uns vieles fehlt und wenn wir meinen, wir hätten keinen Grund zum Danken, dann müssen wir uns daran erinnern, dass es immer noch andere gibt, die weniger haben.

Schon unser Dasein ist nicht unser Verdienst, wir haben es uns nicht selbst gegeben, und wir haben es uns nicht verdient. Letztlich verdanken wir all unsere Gaben Gott, die natürlichen wie auch die übernatürlichen. Wenn wir aber ganz in Gott verwurzelt sind, können wir ihm gar auch danken für das Leid und für die Tränen, weil wir dann auch wissen, dass Gott uns durch Leid zum Heil führt.

Die Dankbarkeit hat die Ehrlichkeit zur Voraussetzung, aber auch die Gerechtigkeit und die Demut. Es ist ungerecht, wenn wir uns selber das zuschreiben, was wir den Mitmenschen zu verdanken haben. Und es ist anmaßend, wenn wir uns dessen rühmen, was uns geschenkt worden ist, auch wenn wir das nur denken.

Die Dankbarkeit ist ein Ansporn zur Liebe und Wertschätzung, und sie spornt uns an zur Nachahmung. Sie schafft Gemeinschaft, die ehrliche, nicht die geheuchelte Dankbarkeit, sie verbindet die Menschen miteinander, während die Undankbarkeit sie auseinanderführt, sie auf sich selbst zurückwirft. Sie ist zerstörerisch, die Undankbarkeit, weil sie nicht wirklichkeitsgemäß ist.

Die Dankbarkeit baut Brücken. Viele leiden heute unter der Einsamkeit, wobei Einsamkeit nicht unbedingt Alleinsein bedeutet. Denn man kann auch unter Menschen einsam sein, einsamer, als wenn man wirklich allein ist. Diese Einsamkeit, diese Gemeinschaftsunfähigkeit, zeigt sich heute in den verschiedensten Bereichen, in den Ehen, die immer zerbrechlicher werden, im Auseinanderfallen der Familien, in der Rivalität im beruflichen Lebens, in der Zerrissenheit im politischen Leben, aber auch im Auseinanderdriften der Menschen und Gruppen in der Kirche, wo sich der zerrinnende Glaube nicht mehr als Klammer bewährt.

Ein bedeutendes Heilmittel ist hier die Dankbarkeit. Denn sie verbindet uns nicht nur

mit den Menschen, sie verbindet uns auch mit Gott. Wenn die Undankbarkeit die Menschen voneinander scheidet und die Dankbarkeit Gemeinschaft hervorbringt, so gilt das auch für das Verhältnis zu Gott. Wenn Gott uns so fern ist - viele klagen darüber und wir selbst empfinden die Gottesferne oft schmerzlich -, so ist ein entscheidender Grund unsere Undankbarkeit.

In der Liebe und Wertschätzung ahmen wir jene nach, denen wir zu Dank verpflichtet sind. Denn immer ist es die erfahrene Liebe, für die wir zu danken haben.

Die Tugend der Dankbarkeit steht heute zwar hoch im Kurs, scheinbar, in Wirklichkeit aber ist sie selten geworden. Sie setzt die Tugenden der Ehrlichkeit, der Gerechtigkeit und der Demut voraus und - ein wenig Nachdenken. Sie verbindet uns mit den Menschen und mit Gott, wie die Undankbarkeit uns isoliert, uns auf uns selbst zurückwirft und uns in die Einsamkeit führt. Die Dankbarkeit führt uns zur Liebe, zur Gottes- und zur Nächstenliebe, zur Wertschätzung und zur Nachahmung und damit auch zur Freude. Denn wahre Freude gründet nicht im Genuss und im Gebrauch dessen, was uns zusteht, sondern in der Geborgenheit der Liebe und in dem Bewusstsein, reich beschenkt zu sein, reich beschenkt zu sein von guten Menschen und vor allem reich beschenkt zu sein von Gott.

28. Sonntag im Jahreskreis

„Geht an die Straßenecken und ruft alle, die ihr findet, zur Hochzeit“

Das Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl beschreibt das Werben Gottes um den Menschen und das Geheimnis der Abkehr des Menschen von Gott. Wir erfahren in ihm, wie Gott sich um die Menschen bemüht, wie sich die Menschen aber oftmals nicht darum kümmern, weil sie mit sich selbst und mit der Welt beschäftigt sind und weil Gott ihnen allzu oft gleichgültig ist.

Gott bemüht sich um die Menschen, sie aber kümmern sich nicht darum, ihr eigenes Ich und die Welt absorbiert sie, sie haben keine Zeit für Gott. Das ist der entscheidende Gedanke des Gleichnisses, mit dem wir alle irgendwie angesprochen werden, wie es eigen-

tich immer der Fall ist bei den Gleichnissen Jesu.

Gott sucht die Menschen, sie aber lassen sich nicht finden. Gott lädt sie ein zum Gebet und zum Gottesdienst, sie aber haben wichtigere Dinge zu tun, vermeintlich wichtigere. Gott lädt sie ein, seine Gebote zu erfüllen - zu ihrem Heil, sie aber wissen es besser, was ihnen zum Heil dient. Das heißt: Sie missachten Gott, und sie verachten ihn. Nicht genug damit, oftmals missachten und verachten sie auch noch seine Boten - ganz wie im Gleichnis -, sie verprügeln sie und töten sie, wenn auch nur im übertragenen Sinne, heute jedenfalls im Allgemeinen im übertragenen Sinn. Da war nicht immer so. Und die Boten, sie bekommen es immer mehr mit der Angst zu tun, sie verkriechen sich, oder: Sie passen sich an und vernachlässigen ihre Botenaufgabe und verlieren schließlich selber den Glauben, den zu verkünden sie gesandt sind. Zuweilen kann man es vernehmen, dass Verantwortliche in der Kirche sich wegen ihrer Lethargie und wegen ihrer Ängstlichkeit entschuldigen mit den Worten: Ich bin nicht zum Märtyrer geboren! Obwohl doch das der Ernstfall des Christseins ist und wir alle doch zum Martyrium bereit sein müssen und mit Gottes Gnade auch dazu bereit sein können.

Wir beobachten heute, dass die Gleichgültigkeit der Menschen gegenüber Gott unaufhaltsam wächst. Ein deutlicher Hinweis darauf ist die Tatsache, dass unsere Kirchen schon recht leer geworden sind und immer leerer werden. Das Vertrauen zur Kirche ist gering, in vielfältiger Weise wird es dazu noch bewusst untergraben, mehr oder weniger bewusst, nicht nur von denen die draußen sind. Mit dem Vertrauen zur Kirche aber schwindet das Vertrauen zum Wort Gottes und zu Gott selber. So wird Gottes Einladung in den Wind geschlagen, seine Einladung zum Gebet und zum Gottesdienst, seine Einladung zu einem Leben nach den Geboten. Oder - auch das kommt vor, immer häufiger - sie wird gar nicht mehr ausgesprochen, die Einladung Gottes, sie wird den Menschen gar nicht mehr hörbar vorgetragen und glaubwürdig nahegebracht.

Der Sonntag, einst der Tag der Besinnung auf die größeren Zusammenhänge, in die unser Leben eingespannt ist, der Tag der Besinnung auf Gott und die Ewigkeit, ist für viele zu einem arbeitsfreien Tag geworden, ohne jede religiöse Weihe, ganz auf das Diesseits hin ausgerichtet, nur im Dienste der Erholung oder gar der Ausschweifung. Und auch das Leben nach den Geboten Gottes, es hat Seltenheitswert bekommen. So wartet Gott vergeblich auf viele von uns, nicht nur am Sonntag, denn bevor wir die Sonntags-

heiligung aufgeben, haben wir schon lange zu beten aufgehört, zumindest haben wir vorher schon lange aufgehört, bewusst und aus gläubigem Herzen zu beten. Aber nicht nur das, bevor wir die Sonntagsheiligung aufgegeben haben, haben wir schon lange aufgehört, unsere Sünden zu beichten und die Gebote Gottes zur Richtschnur unseres Lebens zu machen.

Es ist der Diesseitskult - eine Art von Götzendienst -, der das Leben vieler bestimmt, die sich nominell noch zur Kirche zählen, der Diesseitskult, der uns im öffentlichen Leben vorexerziert wird, vor allem von denen, die die Massenmedien gestalten, die die eigentlichen Tonangeber geworden sind, die eigentlichen Volkserzieher, weil sie es so wollen und weil wir uns in deren Abhängigkeit begeben haben.

Allein, wer Gottes Einladung zurückweist, der spricht sich selber das Urteil, und zwar für Zeit und Ewigkeit. Im Gleichnis heißt es, dass die, die der Einladung nicht folgen und die seinen Boten nachstellen, dass sie den Zorn des Königs erregen, der seine Feinde vernichtet.

Früher haben wir gelernt: Wie dein Sonntag, so dein Sterbetag. Das gilt heute nicht weniger als früher. Und schon im Alten Testament lesen wir: Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen (Pred 11, 3). Gottes Einladung weisen wir nicht ungestraft zurück.

Und es ist so, dass das Fernbleiben von der heiligen Messe am Sonntag uns schnell zur Gewohnheit wird, wenn wir es nur ein paar Mal gemacht haben.

Allzu gern vergessen wir es, dass wir nur einmal leben und dass die Langmut Gottes einmal ein Ende hat. Wenn wir Gott heute vergeblich an unserer Tür anklopfen lassen, so werden wir einmal vergeblich an der Seinigen anklopfen.

Wenn wir die Liebe eines Menschen zurückweisen, so ist das ein großes Unrecht. Sehr viel größer ist das Unrecht, wenn wir Gott zurückweisen und seine Boten, wenn wir Gott zurückweisen und seine Boten verfolgen.

Noch folgenreicher ist es, wenn die Boten gar die Einladung nicht mehr aussprechen, wenn sie sich einschüchtern lassen durch die Bosheit der Geladenen oder wenn sie mü-

de werden und unsicher und sich einfach anpassen. Wenn sie ihrer hohen Berufung untreu werden und sich jenen anpassen, die Gott zurückweisen, und sich schadlos halten an den Freuden dieser Welt.

Das ist der eine Aspekt des Gleichnisses: Gottes Einladung an den Menschen zum Gebet und zum Gottesdienst und zum Leben in Verantwortung vor ihm. Es gibt aber noch einen zweiten Aspekt dieses Gleichnisses: Es fand sich beim königlichen Hochzeitsmahl einer, der kein hochzeitliches Gewand angelegt hatte. Das Schicksal, das ihm zuteil wurde, war nicht anders als das jener, die die Einladung überhaupt verschmäht hatten.

Auch dieser Fall ist heute nicht gerade selten. Manche folgen heute nämlich der Einladung Gottes, aber nur äußerlich, sie tun so als ob. Sie empfangen etwa das Sakrament der Eucharistie ohne die notwendige innere Disposition oder sie machen mit in den Gremien und in den Vereinen der Kirche, etwa im Pfarrgemeinderat, ohne sich ernstlich um ein christliches Leben zu bemühen.

Mit dem hochzeitlichen Gewand ist die heiligmachende Gnade gemeint, das göttliche Leben, die Frucht der Erlösung. Und der, der ohne das hochzeitliche Gewand gekommen war, er war der Einladung nur äußerlich gefolgt. Er wäre besser daheim geblieben.

Es ist sicherlich erfreulich, wenn viele die heilige Kommunion empfangen, aber es geht nicht mit rechten Dingen zu, wenn die Gebote Gottes immer mehr missachtet werden und wenn das Bußsakrament immer weniger Zuspruch findet, gleichzeitig aber das eucharistische Sakrament immer häufiger empfangen wird. Zudem ist es doch so: Wer sich einsetzt für die Kirche, der muss sich zunächst ernsthaft darum bemühen, in der Freundschaft Gottes zu leben und die Gebote Gottes zur Richtschnur seines Lebens zu machen. Sonst sollte er lieber wegbleiben. Es geht hier um die Konsequenz.

Gott ruft uns, er lädt uns ein zum Gebet und zum Gottesdienst, zum Gastmahl seiner Liebe, zu einem Leben in der Gemeinschaft mit ihm und zur Erfüllung seiner Gebote. Es ist verhängnisvoll, wenn wir seiner Einladung nicht folgen. Nicht weniger verhängnisvoll ist es aber, wenn die Boten resignieren und sich von der Gleichgültigkeit derer anstecken lassen, die sie einladen sollen. Wenn wir aber der Einladung Gottes folgen, so darf das nicht nur äußerlich geschehen, ohne ein hochzeitliches Gewand. Es ist der

Geist des Unglaubens, der uns zur Veräußerlichung des religiösen Tuns führt. Aber wie wollen wir vor Gott bestehen, wenn wir ihn nicht mehr ganz ernst nehmen?

29. Sonntag im Jahreskreis

„Gebt Gott, was Gott gehört“

Durch Fragen lernt man. Die geistige Lebendigkeit eines Kindes erkennt man am Fragen. Wir fragen nicht nur andere, zuweilen richten wir auch Fragen an uns selbst. Oft sind es die Erlebnisse, vor allem die Schicksalsschläge unseres Lebens, aus denen sich Fragen ergeben für uns. Immer ist es so, dass die Fragen uns bedrängen, dass sie uns unruhig machen, bis wir eine Antwort auf sie gefunden haben, das gilt vor allen von jenen Fragen, die unsere Existenz betreffen. Fragen quälen uns, nicht alle, aber viele, mehr oder weniger. Sie quälen uns, weil sie ein geistiges Vakuum in uns schaffen, das ausgefüllt sein will.

Das Fragen gehört zum Menschen, und gerade wenn es keine Antwort gibt auf die Fragen, verstummt es nicht und tritt es immer wieder an die Oberfläche, wie ein Gummiball, den wir im Wasser versenken möchten. Das Fragen gehört zu unserem Leben, sei es, dass wir Auskunft haben wollen über Sachzusammenhänge oder über die Dunkelheiten der Welt oder über die Dunkelheiten unseres persönlichen Lebens. Wir stellen uns selber Fragen, oder andere richten sie an uns. Dabei gibt es aber auch hinterhältige, böse Fragen, die uns gestellt werden, die uns in Verlegenheit bringen, die uns in einen Hinterhalt locken, die uns hereinlegen wollen.

Von einer hinterhältigen Frage ist im Evangelium des heutigen Sonntags die Rede. Jesus erkennt die Verlogenheit dieser Frage, er lässt sich nicht in die Falle locken, er durchschaut die Bosheit, aus der sie hervorgegangen ist. Und er bringt seine Gegner zum Verstummen. Wir erkennen daran seine Souveränität, seine Überlegenheit, die alles menschliche Maß sprengt. - Aber nun zum Inhalt der Antwort Jesu: Gebt Gott, was Gott gehört.

Wir beobachten heute, dass immer mehr Menschen Gott den Rücken zukehren. Sie tun

das vor allem faktisch, indem sie nur für sich leben, für ihre Wünsche und für ihr Vergnügen, bestenfalls noch für ihre Angehörigen und für ein paar Freunde, aber Gott nicht beachten. Fragt man sie, weshalb sie sich mit solcher Inbrunst auf die vergänglichen Güter stürzen und sich so dem flüchtigen Schein verschreiben, antworten sie nicht selten: Gott und die Religion, das gibt mir nichts. So reden sie, weil Religion für sie nichts anderes ist als ein Gebrauchsgegenstand, dessen man sich bedient oder nicht, je nach Charakter oder Stimmungslage. Alles messen sie an seinem Gebrauchswert, an seinem subjektiven Gebrauchswert. Der Maßstab ihres Lebens ist das eigene Ich. Sie verschließen davor die Augen, dass wir uns in eine objektive Ordnung einfügen müssen, dass der Mensch als vernunftbegabtes Geschöpf seinem Schöpfer verpflichtet ist, zu Dank, zu Lob und zu Gehorsam, dass er nur so seine Würde bewahren kann, weil sie erst von Gott her ihre tiefere Begründung erfährt. Das hat der Mensch immer gewusst. Wäre es nicht so, gäbe es nicht das Phänomen der Religion seit den Urtagen der Menschheit.

Die Religion gehört zum Wesen des Menschen. Wer das nicht beachtet oder leugnet, der zerstört die Natur des Menschen und damit sein eigenes Wesen. Ein Mensch, der Gott nicht beachtet oder leugnet, richtet sich selber zugrunde, er ist inhuman, unmenschlich, er hilft mit beim Aufbau einer unmenschlichen Gesellschaft, er zerstört so sein Leben und seine Welt. Das erscheint in einem ganz anderen Licht noch, wenn wir bedenken, dass Gott uns nicht nur den Verstand gegeben hat, dass er sich uns auch offenbart hat, dass er Gemeinschaft mit uns gesucht hat und dass er selber einmal in Menschengestalt durch diese Welt gegangen ist. Das alles lässt sich nicht daran messen, ob es uns persönlich momentan etwas gibt. Dass die Sorge Gottes für uns, seine Güte und seine Liebe unsere Antwort verlangen, das weiß jeder in seinem Gewissen.

Der Sohn, der im Gleichnis dem Vater den Rücken kehrte und das Vaterhaus verließ, wie es geschah im Gleichnis vom verlorenen Sohn, geriet in abgründige Not, in die absolute Ungeborgenheit. Hunger, Kälte und letzte Einsamkeit waren sein Schicksal, er landete bei den Schweinen, wie es vielsagend in der Schrift heißt (Lk 15, 15)

Gebt Gott, was ihm gehört, dieser Imperativ gilt aber nicht nur für den Einzelnen, er gilt auch für die Gemeinschaft, die Gesellschaft, die staatlichen Gebilde. Missachtung Gottes und seiner Rechte, das gibt es auch im staatlichen und im gesellschaftlichen Leben. Wer Macht im Namen des Volkes ausübt, ist nicht nur dem Volk gegenüber verantwort-

lich, sondern auch Gott und seinem Gewissen gegenüber. Sein Gewissen aber muss sich an objektiven Wirklichkeiten orientieren.

Gebt Gott, was ihm gehört, das wird etwa in der gesetzlichen Freigabe der Abtreibung nicht beachtet, in der Abschaffung der Bestrafung der Gotteslästerung oder in der Freigabe von obszönen Schriften und pornographischer Literatur. Dazu könnte man noch vieles sagen. Ohne Gott kann auch keine Demokratie mehr funktionieren. Ohne Gott wird sie, die Demokratie, bald über die Anarchie zur Tyrannei entarten.

Eine Verkürzung des Menschen und die Zerstörung seiner Würde führen stets in die Unmenschlichkeit. Zum Menschen aber gehört wesentlich das Erkennen und mit ihm die Anerkennung der Existenz Gottes.

Noch ein Weiteres ist zu bedenken angesichts dieses Evangeliums, angesichts der Antwort Jesu auf die heuchlerische Frage, die ihm gestellt wird. Heute möchte man Jesus vielmals gern in den Dienst politischer, innerweltlicher Anliegen stellen. Für Jesus sind das nicht unberechtigte Anliegen, die politischen und die innerweltlichen, haben sie durchaus ihre Bedeutung, aber sekundär, wichtiger ist für ihn die Ehre Gottes. Sie steht an erster Stelle für ihn.

„Gebt Gott, was Gott gehört“, erklärt er. Tun wir das? Geben wir Gott die Ehre? Wohl kaum genügend. Wohl immer bleiben wir hinter dieser Forderung Jesu zurück. Zufrieden kann niemand von uns sein, wenn er sich fragt: Gebe ich wirklich Gott die Ehre? Darin sind die Fragen enthalten: Ist das Gebet der Mittelpunkt meines Lebens? Lebe ich in einem überzeugten und überzeugenden Glauben? Setze ich in allem mein Vertrauen auf Gott in meinem Leben? Bringe ich ihm mein Leben mit seinen Beschwerden und Mühen als ein lebendiges Opfer dar - und das mit einem frohen Herzen?

Wenn wir uns ehrlich bemühen, Gott zu geben, was ihm zukommt, dann werden wir uns auch bemühen, der Welt und den Menschen nichts schuldig zu bleiben. Der rechte Gottesdienst führt zum rechten Weltdienst. Nicht aber ist es so, dass der Weltdienst zum Gottesdienst führt oder gar dass der Weltdienst allein genügt, wie viele meinen, weil er etwa bereits Gottesdienst sei.

Das Evangelium des heutigen Sonntags verurteilt im Übrigen auch die allzu enge Bindung der Kirche an den Staat, wie sie oftmals von einflussreichen Leuten propagiert und praktiziert wird, innerhalb wie auch außerhalb der Kirche. Da kann man nur sagen: Wenn das Christentum und die Kirche ihre Substanz verlieren, dann suchen sie das Heil in den Armen des Staates. Dann lassen sie sich auch nicht mehr davon beunruhigen, dass das auf Kosten ihrer ureigenen Mission geht. Aus der Geschichte zu lernen, das fällt uns allzu schwer. Eine starke Kirche, ideell gesehen, hat es nicht nötig, sich dem Staat anzudienen, sie wird respektvoll mit ihm zusammenarbeiten, wo es möglich ist, sie wird ihm aber ohne Furcht die Rechte Gottes vor Augen halten, wo er sie mit Füßen tritt.

Die Religion gehört zum Wesen des Menschen. Wer das nicht beachtet oder leugnet, der zerstört die Natur des Menschen und damit sein eigenes Wesen. Ein Mensch, der Gott leugnet und die Verantwortung des Menschen vor ihm, richtet sich selber zugrunde, er ist damit inhuman und unmenschlich im wahrsten Sinne des Worte, er hilft mit beim Aufbau einer unmenschlichen Gesellschaft und zerstört sein Leben und seine Welt. Das gilt nicht nur für den Einzelnen, das gilt auch für die Gemeinschaft, für die Gesellschaft und für die staatlichen Gebilde.

Das Erste ist die Ehre Gottes. So sagt es uns die ganze Offenbarung des Alten wie auch des Neuen Testamentes. Erst wenn wir Gott die Ehre geben, können wir unsere Aufgaben in der Welt in rechter Weise erfüllen. Wichtiger als der Dienst an der Welt, der Dienst an den Menschen ist der Dienst vor Gott.

Erst wenn wir das Zueinander von Gottesdienst und Weltdienst recht sehen, werden wir auch erkennen, dass die allzu enge Bindung der Kirche an den Staat vom Übel ist, dass sie immer auf Kosten der ureigenen Mission der Kirche geht.

Wenn wir ehrlich sind und die Wahrheit lieben, werden wir selbstverständlich Gott den ersten Platz in unserem Leben geben, nicht uns selbst oder irgendeinem geschaffenen Wesen, wir werden Gott den ersten Platz in unserem Leben einräumen und aus Liebe zu ihm den Menschen dienen. Dann werden wir aber auch Sorge tragen, dass die Kirche in einem gehörigen und angemessenen Abstand zur weltlichen Macht steht, die Kirche überschreitet die nationalen Grenzen und ihr entscheidendes Anliegen ist die Ehre Got-

tes, die ihrerseits freilich das Heil des Menschen ist.

30. Sonntag im Jahreskreis

„Kauft die Zeit aus“

Nicht auf die Strukturen kommt es an, nicht in erster Linie, sondern auf die Menschen, denn nicht die Strukturen schaffen die Menschen - so wird es heute oft dargestellt -, nicht die Strukturen schaffen den Menschen, sondern die Menschen schaffen die Strukturen. Nicht die Verhältnisse sind in erster Linie schuld an dem Bösen, das in der Welt geschieht, wie wir so gern sagen, um uns zu entlasten, sondern der Mensch in seiner Gesinnung und in seinem Handeln. Daher gilt: Es sind nicht die Strukturen, die die Welt retten, sondern die Heiligen. Ihr Beispiel, ihre religiöse Kraft, ihre Verehrung und ihre Fürbitte haben wir heute nötiger denn je. Denn zahllos sind die Gefahren, die uns bedrohen, unser persönliches Leben und das Leben der Menschen überhaupt. Unser physisches und unser geistiges Überleben ist auf mannigfache Weise gefährdet. Das kann uns nicht entgehen, wenn wir aufmerksam das Geschehen in der Welt verfolgen. Helfen können uns da nur die Heiligen und wir können es zusammen mit ihnen, indem wir sie anrufen, ihr Leben nachahmen und uns konsequent auf die Ewigkeit hin orientieren.

Am vergangenen Freitag begingen wir den Gedenktag des heiligen Antonius Maria Claret. Geboren wurde der Heilige im Jahre 1807 als fünftes Kind rechtschaffener Eltern in einer unbedeutenden Stadt in Spanien. Als Heranwachsender war er ein eifriger Ministrant und setzte sich ganz ein für das Leben der Pfarrgemeinde, in der aufwuchs. Zunächst wurde er Weber, dann Priester - als Spätberufener. Er war ein fleißiger Student und ein frommer Alumnus. Als Priester wurde er ein bedeutender Prediger und Missionar. Allein in einem Zeitraum von 10 Jahren hat er 10 000 Predigten gehalten. Er erkannte die Bedeutung des Presseapostolates und schrieb eine Reihe von Büchern, gründete eine Missionsgesellschaft, die schon bald an die 2000 Priester und 500 Laienbrüder zählte, die nach kurzer Zeit nahezu in der ganzen Welt segensreich wirkten. Er wurde Erzbischof auf Kuba und Berater des spanischen Königshauses, spielte eine bedeutende Rolle auf dem I. Vatikanischen Konzil und wurde von vielen bewundert wegen seiner Frömmigkeit und seiner Charakterstärke, wegen seiner Lauterkeit und seiner Menschen-

freundlichkeit. Da blieb es nicht aus, dass er bald auch seine Feinde hatte, dass erbitterte Feinde sich gegen ihn erhoben, denn wo das Licht Gottes hell leuchtet, da verbreitet auch die Hölle ihre kalte Dunkelheit. Immer wieder erleben wir es, wie jene auf den Plan treten, die das Gute und das Heilige nicht ertragen. So wurde Antonius Maria bald gewissenlos verleumdet und verfolgt. Zahlreich und von abgründiger Bosheit waren seine Feinde, und der Verfolgte starb schließlich in der Verbannung. Das war im Jahre 1870.

Antonius Maria Claret hat seine Erdenzeit genutzt, er hat sich gänzlich eingesetzt im Dienst vor Gott und im Dienst an den Menschen, kompromisslos.

Wie anders machen wir es oft! Wie großzügig verfahren wir oft mit unserer Zeit! Und wie wenig verwenden wir sie für die Ewigkeit! Im Epheserbrief lesen wir: „Kauft die Zeit aus“ (Eph 5,16) und im Galaterbrief: „Lasst uns also Gutes tun, solange wir die Zeit dazu haben (solange uns die Zeit dazu geschenkt ist)“ (Gal 6,10). Wir müssen all unsere Kräfte einsetzen, weil unser Leben kurz ist - selbst wenn es 90 Jahre währt -, wir müssen all unsere Kräfte einsetzen und die Tage, die Gott uns schenkt, gut nutzen, nicht nur für die Zeit, sondern auch, ja, in erster Linie, für die Ewigkeit.

In der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags werden die Thessalonicher von Paulus gelobt wegen der Revolution des Guten, die durch sie in Mazedonien und in Griechenland und noch weit darüber hinaus ausgelöst worden ist.

Wenn wir in unseren Familien beten, wenn wir die christliche Sitte und die christliche Zucht hochschätzen und leben, wenn wir Selbstbescheidung und Kreuztragen üben um Christi willen - im Gegensatz zum Sog des Neuheidentums unserer Zeit - das muss sich auswirken, das muss Kreise ziehen. Wenn die Ehen heute grundsätzlich stabiler wären, dann wäre gar nicht die Rede von Wiederverheiratung und vom Sakramentenempfang der Geschiedenen, der in einer ungültigen Ehe Lebenden.

Sollte man eine saubere Öffentlichkeit im Benehmen der Geschlechter und in der Geselligkeit, im Fernsehen, im Internet, im Kino und in der Werbung nicht durch konsequenten Boykott erzwingen können, durch gewaltlosen Widerstand? Indem man sich fest und beharrlich davon distanziert? Frohsinn ohne Unmäßigkeit, Arbeitsamkeit ohne

Raffgier, ob das nicht anstecken würde? Eines ist sicher: Keine Aktion, keine Predigt, keine Tagung oder neue Bewegung vermag eine solche Wirkung hervorzurufen wie das schlichte Tun des Guten, wie das Zeugnis des Lebens im Alltag, das Zeugnis für Gott und für die Ewigkeit, die unser Ziel ist. Beispiele reißen mit. Das gilt im Guten wie im Bösen.

Die Gemeinde von Thessalonich hatte eine Kettenreaktion im Guten ausgelöst. Die Strahlkraft dieser Gemeinde wirkte sich aus in der ganzen Gegend, die staunenden Menschen sagten es weiter, und viele fühlten sich angesprochen durch sie. Gott hat uns die Zeit dazu gegeben, dass wir sie nutzen, dass wir sie nutzen für den Aufbau seines Reiches in dieser Welt.

Antonius Maria Claret kritisierte einmal als Bischof die Predigten seiner Priester, indem er feststellte, es sei darin zu wenig die Rede vom Tod, vom Gericht und von der Hölle und es sei darin zu wenig die Rede von der Notwendigkeit der Buße und der Umkehr. Er erklärte damals, die ernstesten Wahrheiten unseres Glaubens dürften nicht vernachlässigt werden, vor allem nicht die Abrechnung am Ende und die Vergeltung für alle in Zeit und Ewigkeit. Diese Kritik des Bischofs Antonius Maria ist heute wieder sehr aktuell geworden, denn auch in der Gegenwart ist die Verkündigung in der Kirche oft peripher und unverbindlich, um nicht zu sagen anbiedernd.

Der Apostel Paulus sagt auf dem Areopag, dem Marktplatz von Athen die Apostelgeschichte spricht davon: „Gott hat einen Tag bestimmt, an welchem er den Erdboden richten wird nach Gerechtigkeit (Apg 17,31). Das hat man schon damals nicht gern gehört. Bei dem Gericht Gottes kommt niemand zu kurz. Keiner ist besser daran, als er es verdient. Die Erinnerung an das Gericht ist besonders angemessen vor den Festtagen Allerheiligen und Allerseelen und überhaupt im Novembermonat. Im 1. Korintherbrief fordert der heilige Paulus uns dazu auf, dass wir uns selbst richten, „damit wir nicht gerichtet werden“ (1 Kor 11,31). Das Beichten ist ein solches Richten, auch die tägliche Gewissensforschung ist es.

Wir sollten uns oft die Frage stellen, ob wir unsere Zeit ausgenutzt haben und ob wir sie ausnutzen, ob wir sie ausgekauft haben und ob wir sie auskaufen, ob wir uns ganz eingesetzt haben - nicht für uns selber, sondern für Gott und für die Menschen, für die E-

wigkeit, „sub specie aeternitatis“, würden die Lehrer des geistlichen Lebens sagen. Diesen Einsatz lernen wir in der Schule der Heiligen. Das gute Beispiel kann unübersehbare Wirkungen haben. Niemals ist es jedenfalls gänzlich vergebens. Sollte nicht der Glaube an das Gericht auch für uns - wie das bei den ersten Christen der Fall war - ein starkes und wirksames Motiv zu diesem Einsatz sein, zum Widerstand gegen die Versuchungen und Verlockungen der Welt und zum verantwortlichen Handeln im Dienste Gottes und der Menschen? Zu diesem Dienst gehört nicht zuletzt auch die Unterstützung der Weltmission, die Unterstützung der Evangelisierung der Völker. Daran erinnert uns der heutige Sonntag der Weltmission. Daran erinnert uns aber auch der heilige Antonius Maria Claret. Er möge heute unser Fürsprecher sein.

Allerheiligen

„Sie sind aus der großen Trübsal gekommen und dem Lamm gefolgt“

Das Fest Allerheiligen verkündet die Botschaft von unserer Unsterblichkeit und von dem unvergänglichen Glück, zu dem wir berufen sind. Sie steht im Kontrast zu der Vergänglichkeit der uns umgebenden Natur, deren Sterben wir in diesen Wochen erfahren, eindrucksvoll oder auch nicht. Zwar werden auch wir einmal sterben, wir alle, und dieses Sterben ist für uns schmerzlich, aber es ist ein vorübergehendes Geschehen, notwendig für unseren Übergang aus dem Diesseits in das Jenseits, aus der Zeit in die Ewigkeit, aus der Vorläufigkeit in die Endgültigkeit. In einem trefflichen Bild hat man den Tod mit einer Geburt verglichen und ihn als die Geburt für die Ewigkeit bezeichnet.

Heute ist es, wenn wir vom Tod sprechen im Blick auf Gott und die Ewigkeit, notwendig, daran zu erinnern, dass nicht alle die Vollendung im Jenseits finden werden, dass nicht alle die große Prüfung des Lebens bestehen, so sehr wir das auch wünschen möchten. Das ist deshalb zu betonen, weil diese grundlegende Glaubenswirklichkeit heute in einer nicht gewissenhaften Verkündigung nicht selten unter den Tisch fällt und zum Teil gar ausdrücklich negiert wird. Die Verkündigung der Kirche ist indessen der Wahrheit verpflichtet. Das übersieht eine verbreitete Gefälligkeitsverkündigung, welche dem tiefer Schauenden die Brüchigkeit der Fundamente unseres Christentums offenbart.

Der Gedanke, dass nicht alle zur Vollendung gelangen, ist ein Mysterium, schmerzlich für jeden, der tiefer darüber nachdenkt, aber tröstlich wiederum, sofern Gott, soweit es an ihm liegt, allen das Heil schenken will, sofern er jedem die Gnade gibt, zur Vollendung zu gelangen. Nicht alle werden die Vollendung finden im Jenseits - Gott möchte es schon, aber die Menschen müssen es auch wollen, sie müssen es wirksam wollen -, dennoch ist die Zahl derer, die gerettet werden, die Zahl der Vollendeten aus allen Jahrhunderten, unzählbar groß. Das bezeugt uns die (zweite) Lesung des heutigen Festtags.

Aber wie kamen sie an dieses Ziel, sie alle, die gerettet wurden? Wie bestanden sie die Prüfung ihres Lebens? Darauf antwortet die Lesung: „Sie sind aus der großen Trübsal - man kann auch sagen: aus der großen Bedrängnis - gekommen und dem Lamm gefolgt“, das heißt: Christus, dem Gekreuzigten.

Sie sind aus der großen Trübsal gekommen: Das Leben der Heiligen, soweit wir ihre Namen kennen und wir sie verehren, war ein Leben des Kampfes. Ihr Leben war nicht auf Rosen gebettet. Tränen und Bitterkeit bestimmten viele Tage und Nächte ihres Lebens. Sie erlebten Enttäuschungen und Schmerzen, Vergeblichkeit und Misserfolg, Angst und Verfolgung, Armut und Not, Einsamkeit und Undankbarkeit, sehr oft auch das Unverstandensein von den Menschen, nicht selten wurden sie gar von ihren eigenen Glaubensgenossen verfolgt. In vielfacher Gestalt erlitten sie die Not des Leibes und die schlimmere Not des Geistes. Sie litten an der Kirche, und sie litten für die Kirche.

Unter ihnen sind solche, die von der ersten Stunde an im Weinberg Gottes sich abgemüht haben, und solche, die erst in der elften Stunde gekommen sind, solche, die eine dramatische Bekehrung erlebten, und solche, die von Anfang an den guten Kampf gekämpft haben, solche, die durch tiefe Irrtümer und Wirrnisse hindurch mussten und eine Zeitlang in schwere Sünden verstrickt waren, und solche, die sich stetig bemühten, ihrer hohen Berufung zu entsprechen.

Sie alle sind aus der großen Trübsal gekommen, und - sie sind dem Lamm gefolgt. Das war der eigentliche Inhalt ihres Bemühens und ihres Kampfes, die Nachfolge des gekreuzigten Christus. Die eindeutige Richtung ihres Lebens war Christus, der Gekreuzigte und der Auferstandene. Darum gehörte das Leid zu ihrem irdischen Pilgerweg, darum war es ein wesentlicher Bestandteil ihres Lebens.

Nicht ihr Eigensinn, ihr eigener Stolz, nicht ihr Ansehen und ihre Erfolge, nicht die Parolen der Welt, nicht ihre eigenen Wünsche und Empfindlichkeiten, sondern Christus war der Inhalt ihres Denkens und ihres Wollens. Sie folgten demütig dem demütigen Christus. Das aber hat sie groß gemacht. An den Heiligen erkennen wir, dass der Weg zur Vollendung über das Opfer führt, über die Hingabe, über den Dienst an der Welt an den Menschen und vor Gott. Sie litten und kämpften in der Hoffnung auf jene bessere Welt, die ihnen am Ende ihres irdischen Pilgerweges zuteil wurde.

Die Zahl der Heiligen des Himmels übersteigt die Zahl der Heiligen, die wir verehren und deren Namen wir kennen, um ein Vielfaches. Unter ihnen sind viele, die wir zu ihren Lebzeiten gekannt haben, aber auch viele, die wir verkannt haben und die uns gleichgültig waren, viele, die wir bewundert und viele, die wir verachtet haben, weil unser Blick in diesem Leben so oft getrübt ist.

Die Heiligen des Himmels, deren Namen wir kennen, aber auch die namenlosen Heiligen, sie alle sind aus der großen Trübsal gekommen und sie sind dem Lamm gefolgt in ihrem Leben. Deshalb konnten sie ihm auch folgen in seine Osterherrlichkeit. In der Dunkelheit der Zeit war Christus ihr Licht, ihre Freude, ihr Trost, ihre Kraft, ihre Hoffnung. Daher dürfen sie nun, fern von aller Dunkelheit, für immer in seinem Licht sein. Ihre Freundschaft mit Christus und seiner Kirche ist nun für immer besiegelt. Ihre Vollendung bedeutet die unendliche Steigerung, Überhöhung und Erfüllung dessen, was für sie auf Erden begonnen hatte.

In der Vollendung wird uns das geschenkt, endgültig, was wir hier mit ganzer Seele gesucht haben.

Am Allerheiligenfest denken wir aber auch an jene, die uns vorausgegangen sind, die jedoch noch vor der Tür stehen, vor der Tür der ewigen Vollendung, die zwar nicht verloren sind, aber doch noch der Reinigung, der Läuterung, bedürfen. Wir können ihnen helfen, die Zeit ihrer Prüfung abzukürzen, durch unser Gebet, besonders wirksam durch den Allerseelen-Abläss, den wir ihnen von heute an eine Woche lang zuwenden können. Die Bedingungen unsererseits: Beichte und Kommunion, Besuch der Kirche oder des Friedhofs und das Gebet dort, die Grundgebete des Katholiken und das Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters oder das Gebet für den Heiligen Vater.

Die Gemeinschaft mit denen, die einst bei uns waren, wird fortgeführt über den irdischen Tod hinaus durch das Gebet und - in noch wirksamerer Weise - durch das Messopfer. Wir können mit ihnen verbunden sein durch das Gebet, und sie können mit uns verbunden sein, denn sie können auch beten für uns. In Christus gibt es ein seliges Wiedersehen für uns jenseits der Schwelle des Todes, wenn wir im Leben die Hand Christi ergreifen und uns durch sie führen lassen..

Von den Heiligen des Himmels gilt: Sie alle sind aus der großen Trübsal gekommen und dem Lamm gefolgt. Weil sie in ihrem Erdenleben dem Lamm gefolgt sind, deshalb dürfen sie in der Ewigkeit für immer bei ihm sein. Ihre Vergangenheit sollte unsere Gegenwart und ihre Gegenwart sollte unsere Zukunft sein. Sie rufen uns zu, die Vollendeten, sie rufen uns zu: Wirket euer Heil, solange es noch Tag ist (vgl. Phil 2, 12 und Joh 9, 4). Wir aber müssen es uns immer wieder sagen: Wir leben nur einmal und: Es geht in diesem unserem irdischen Leben um das Ganze. In der Gemeinschaft des Gebetes und der Fürbitte sind sie uns nahe, wenn wir uns ihnen anvertrauen, die Vollendeten des Himmels, aber auch die armen Seelen, die gerettet sind, aber noch der Läuterung bedürfen.

Allerseelen

(31. Sonntag im Jahreskreis)

„Selig die Toten, die im Herrn sterben“

Gestern, am Allerheiligentag, wurden uns die Vollendeten des Himmels als Vorbilder und Fürsprecher vor Augen gestellt. Mit ihnen wurde unser Blick auf das Ziel unseres irdischen Lebens gerichtet und auf den Weg, der uns zu diesem Ziel hinführt. Am heutigen Allerseelentag werden uns jene vorgestellt, die zwar im Frieden mit Gott entschlafen sind, die aber noch nicht zur Anschauung Gottes kommen konnten, die noch der Läuterung bedürfen. Sie sind in der Gnade gestorben, sind aber noch nicht frei von allen Sünden und Sündenstrafen.

Wir nennen sie die Armen Seelen. Arm sind sie in der Tat, denn sie werden gepeinigt

von ihrer bitteren Reue und ihrer brennenden Sehnsucht nach Gott. Sie leiden dadurch, wie wenn sie im Feuer brennen und doch nicht verbrennen würden. Sie bedürfen der Läuterung, denn eine glückliche Vereinigung mit Gott ist da nicht möglich, wo noch Schuld zu sühnen ist. Das ist einleuchtend, dafür brauchen wir eigentlich nicht einmal das Wort der Offenbarung. Die Armen Seelen leiden, wie wenn sie vom Feuer gequält würden, und sie können ihr Leiden selber nicht abkürzen. Darum sind sie arm. Zugleich aber sind sie reich, reicher als wir alle. Denn sie wissen, dass sie die Prüfung des Lebens bestanden haben, was für uns, die noch Lebenden, noch nicht feststeht. Sie haben die Sicherheit des Heils, die wir noch erst finden müssen. Darum ist ihr Leiden von tiefer Freude geprägt und von großer Dankbarkeit.

Das darf uns aber nicht dazu verleiten, ihre Leiden zu unterschätzen. Wir können ihnen helfen durch unser Gebet. Dieses Helfenkönnen ist für uns zugleich eine Pflicht der Liebe und der Dankbarkeit. Das eine wie das andere hat heute jedoch Seltenheitswert, das müssen wir nüchtern feststellen, darum auch das Gebet für die Verstorbenen. Daran will uns der Allerseelentag, aber auch der Allerseelenmonat, der gestern begonnen hat, erinnern, auf dass wir wieder mit größerem Eifer die Gemeinschaft mit den Verstorbenen suchen, die noch am Ort der Läuterung sind. Zwischen den Leidenden im Fegfeuer und uns bestehen nämlich enge Bande, nur müssen wir sie pflegen. Wir sind mit ihnen verbunden in der Gemeinschaft der Heiligen, über die Schwelle des Todes hinweg. Zu dieser Gemeinschaft, zu der wir uns im Credo bekennen, gehören auch die Vollendeten im Himmel. In der Gemeinschaft der Heiligen unterscheiden wir nämlich die streitende Kirche, die leidende und die triumphierende. Am Ende der irdischen Geschichte wird es dann nur noch die triumphierende Kirche geben, dann werden die leidende und die streitende Kirche in die triumphierende aufgenommen.

Weil diese Gemeinschaft über das Grab hinausgeht, deshalb können wir den im Fegfeuer weilenden Seelen, den Büßenden, den Leidenden, zu Hilfe kommen, und deshalb können auch sie uns zu Hilfe kommen. Ja, deshalb können die Vollendeten im Himmel uns und den Armen Seelen zu Hilfe kommen, die Vollendeten, die selbst keiner Hilfe mehr bedürftig sind.

Die Seligen des Himmels, die triumphierende Kirche, und wir, die streitende Kirche, wir können den Armen Seelen, der leidenden Kirche, ihr Schicksal erleichtern durch un-

ser Gebet, wir, die wir noch auf Erden weilen, auch durch die Opfer, die wir bringen, denn durch sie werden unsere Gebete gleichsam intensiviert. Im Opfer erhält unser Gebet gewissermaßen eine neue Qualität. Die Heilige Schrift spricht von Fasten und Beten.

Das Gebet für die Verstorbenen gerät heute mehr und mehr in Vergessenheit. Abgesehen von der Undankbarkeit, die ein Charakteristikum der Menschen unserer Tage ist, begegnet uns darin letzten Endes die grundlegende In-Frage-Stellung der jenseitigen Welt, jener Welt, die im Grunde das Fundament aller Religionen ist. Viele denken heute: Es gibt kein Weiterleben nach dem Tod, und der Mensch unterscheidet sich nicht wesentlich vom Tier. Es ist die radikale Säkularisierung unserer Zeit, die sich darin einen Ausdruck verschafft.

Die Pflege der Gemeinschaft mit den Abgeschiedenen, sie sollen wir neu einüben, heute und in diesem Novembermonat. Das muss geschehen durch das Gebet und die Opfer, die wir bringen in der Nachfolge Christi.

Seit eh und je feierte die Kirche immer wieder das heilige Messopfer für die Lebenden und auch für die Verstorbenen. Das geschah in der Überzeugung, dass man etwas Größeres den Verstorbenen nicht zuwenden kann. Um die Größe dieses Geschenkes wissen viele von uns nicht mehr.

Eine ganz besondere Form der Hilfe für die Verstorbenen ist der Ablass. In der Oktav des Allerheiligenfestes können wir jeden Tag einmal einen vollkommenen Ablass für die Verstorbenen gewinnen.

Es sollte kein Tag vergehen, an dem wir nicht der Verstorbenen im Gebet gedenken. Verbinden wir uns mit ihnen, sind wir nicht mehr allein, ja, sie sprengen dann unsere Einsamkeit, unter der wir oft so sehr leiden. Zudem: Wenn wir für sie beten, fällt es uns leichter, die Zerstreuungen beim Gebet zu überwinden. Dabei sollten wir auch jener Toten gedenken, die unbeachtet die Welt verlassen haben und für die niemand betet, an die niemand denkt.

Vergessen wir die Toten nicht, dann werden sie auch uns nicht vergessen, denn dank der

Gemeinschaft der Heiligen können sie Fürsprache für uns einlegen bei Gott, wie wir es für sie können. Nicht für sich können sie beten, aber für uns.

Wenn wir täglich für die Verstorbenen beten, werden wir immerfort daran erinnert, dass auch wir einmal sterben müssen, dass unser Leben kurz, dass die Ewigkeit aber lang ist. Das Gebet für die Verstorbenen wird uns dann immer neu ein Ansporn sein, dass wir uns gewissenhaft vorbereiten auf unsere Begegnung mit Gott jenseits der Schwelle des Todes, dass wir für Gott und für die Ewigkeit leben und uns dafür immer wieder stärken durch den Empfang der Sakramente.

Erst der Tod gibt dem Leben die rechte Gestalt. Wie man lebt, so stirbt man, wie man stirbt, so bleibt man. „Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen“, heißt es im Alten Testament, im Buch des Predigers (Pred 11, 3).

Auf einem alten Grabstein stand die Inschrift: „Ut moriens vixit, propterea vivit mortuus“ - „er lebte wie ein Sterbender, deshalb lebt er als Gestorbener“. Wir können es auch so ausdrücken: Wer zu sterben weiß, der weiß auch zu leben.

Im letzten Buch der Heiligen Schrift, in der Offenbarung des Johannes, lesen wir: „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben“ (Apk 14, 13). Darauf kommt es an, dass wir im Herrn sterben. Dieses Sterben im Herrn setzt jedoch voraus, dass wir im Herrn leben.

Der heilige Joseph, der Pflegevater Jesu, ist der Patron der Sterbenden. Zugleich ist er der Schutzherr der Kirche. An seinem Sterbelager standen Christus, der Mensch gewordene Sohn Gottes, und die Gottesmutter Maria. Wenn wir ihn verehren, er lehrt uns dann, recht zu leben und recht zu sterben.

Reich sind die Armen Seelen, weil sie die Gewissheit des Heiles haben. Reicher noch sind sie, wenn wir ihrer gedenken in unseren Gebeten. Sie können sich uns gegenüber dankbar erweisen, und sie tun es. Die liebende Verbundenheit mit den Verstorbenen aber erinnert uns daran, dass es darauf ankommt in unserem Leben, dass wir es in der Verbundenheit mit Christus leben und uns so ein Leben lang auf einen guten Tod vorbereiten. Wenn wir die Gemeinschaft pflegen mit unseren Verstorbenen, werden sie uns helfen, unser Leben recht zu leben und unseren Tod recht zu sterben.

Weihfest der Lateranbasilika (32. Sonntag im Jahreskreis)

**„Es ist eine wunderbare Aufgabe des Menschen, dass er betet
und liebt“ (Jean-Marie Vianney)**

Das Weihfest der Lateranbasilika in Rom verdrängt heute die Liturgie des 32. Sonntags im Kirchenjahr. Die Lateranbasilika ist eine der ältesten, wenn nicht die älteste Kirche der Stadt Rom, zugleich ist sie eine der drei Hauptkirchen dieser Stadt. Kaiser Konstantin hat sie errichtet am Beginn des 4. Jahrhunderts. Papst Silvester weihte sie am 9. November des Jahres 324 feierlich ein. Jahrhunderte hindurch war sie die Kathedrale des Papstes. Noch heute ist sie die Bischofskirche der Diözese Rom. Darum trägt sie den Namen Mutter und Haupt aller Kirchen der Stadt Rom und des Erdkreises. Der Name Lateranbasilika erinnert an den Besitzer des Areals, auf dem diese Kirche errichtet wurde. Ursprünglich dem Erlöser und dem Geheimnis der Erlösung geweiht, wurde sie später unter den Schutz des Apostels Johannes gestellt.

Zu keiner Zeit wurden die Kirchen als reine Zweckbauten verstanden. Stets waren sie mehr als Versammlungsräume. Immer sah man in ihnen ein Abbild des Himmels, des himmlischen Jerusalems. Deshalb gestaltete man sie künstlerisch, stattete sie reich aus, nannte sie Gotteshäuser und brachte ihnen große Ehrfurcht entgegen.

Darüber hinaus sah man in der steinernen Kirche seit eh und je ein Gleichnis für die Gemeinschaft der Gläubigen, für die Kirche aus lebendigen Steinen. Schon immer verstand man das Gotteshaus als ein Abbild der von Christus gestifteten Kirche, in der Christus selber fortleben wollte bis zu seiner Wiederkunft am Jüngsten Tag. Daher verwendete man das gleiche Wort für beide Gegebenheiten, man sagte: Ich gehe in die Kirche und: Ich bin ein Glied der Kirche. In der heiligen Taufe werden wir in die Kirche getragen und in sie aufgenommen.

Als Gemeinschaft der Christusgläubigen wird die Kirche durch Christus selber geleitet, der jedoch schon in seinen Erdentagen das apostolische Amt geschaffen und seine Voll-

macht an bestimmte Menschen weitergegeben hat. Dadurch hat die Kirche eine Struktur erhalten, eine sichtbare Gestalt, die auf ihre unsichtbare Gestalt verweisen sollte. Wir sprechen von der Amtsstruktur der Kirche, die man auch als messianisches Vikariat bezeichnen kann. Vikariat bedeutet soviel wie Stellvertretung. Es geht hier um die Stellvertretung Christi, die auf dem Gesetz der Bevollmächtigung beruht. Sie ist in je verschiedener Weise im Priesteramt gegeben, im Bischofsamt und im Papsttum, welches das Petrusamt fortsetzt in der Geschichte.

Christus hat in seinem Erdenleben Jünger um sich gesammelt, aus ihnen zwölf ausgewählt und sie mit einer besonderen Sendung betraut, und aus diesen wiederum einen ausgewählt, um ihn zum Felsenfundament seiner Kirche zu machen. Darin ist die Gestalt der Kirche vorgebildet, die wir in ihrer entwickelten Form als eine hierarchische bezeichnen, als eine Ordnung, die Gott selber seiner Kirche gegeben hat.

Christus wollte nur eine Kirche. Die Kirche im Plural ist ein Konstrukt der Menschen. Sie, die eine Kirche Christi, errichtet auf dem Felsenfundament des Petrusamtes, sie sollte, wie es der 1. Timotheusbrief ausdrückt, die Säule und Grundfeste der Wahrheit sein (1 Tim 3, 15) und damit das große Zeichen Gottes unter den Völkern sein, wie es der Prophet Jesaja vorausverkündet hat (Jes 11, 12).

Wir alle sind die Kirche Christi, die Gläubigen und die Hirten, die Gläubigen in der Gemeinschaft mit den Hirten. Damit ruht eine große Verantwortung auf uns, ob wir nun diese Verantwortung als Getaufte und Gefirmte tragen oder als solche, die Anteil haben am apostolischen Amt. Die Verantwortung ist gestuft, aber wir tragen sie alle. Jeder muss an seiner Stelle das Wort Gottes und die Gnade Gottes bezeugen und besorgt sein, dass das Antlitz Christi in der Kirche aufleuchtet und die Menschen Christus als den Weg, die Wahrheit und das Leben erkennen und dass sie ihm treu bleiben, ja, dass sie die Kirche lieben lernen, die unsere Mutter ist.

Die Kirche, die das Werk Christi weiterführt in der Welt, heute ist sie umstritten, mehr als je zuvor. Vielfach ist sie die Zielscheibe herber, ja oftmals gehässiger Kritik, und das nicht nur durch solche, die sie verlassen haben oder die seit eh und je außerhalb der Kirche stehen, sondern auch durch solche, die nominell noch innerhalb der Kirche ihren Ort haben, die zuweilen gar Anteil haben am apostolischen Amt.

Im Blick auf die Letzteren drängt sich die Frage auf, warum sie in der Kirche bleiben, die sie nicht schätzen und lieben. Da gibt es zwei Gründe: Zum einen ist es die Trägheit, die sie veranlasst zu bleiben, zum anderen bleiben sie, weil sie sich rückversichern wollen, weil sie sich ihrer Skepsis und ihres Unglaubens doch nicht so sicher sind. Schließlich sind da noch jene, die genau wissen, dass sie einen nobleren Arbeitgeber nicht finden in der Welt, sie bleiben um der materiellen Vorteile willen.

Es sind nicht nur die Menschlichkeiten in der Kirche, auf die man es abgesehen hat, auch die Herkunft der Kirche, ihr Selbstverständnis und ihre Zielsetzung unterzieht man heute vielfältiger Kritik. Besondere Kritik erfährt dabei das Petrusamt, wie es durch das Papsttum repräsentiert wird. Gerade dieses Amt ist heute mannigfachen Angriffen ausgesetzt. Solche Kritik ist vielfach boshaft, das ist nicht zu bestreiten, oftmals geht sie aus einem schlechten Gewissen hervor, und schließlich ist es der Hochmut, der immer wieder die Besserwisser hervorbringt in dieser Welt.

Manches ist hier aber auch auf die allgemeine Verwirrung zurückzuführen, die sich in allen Bereichen unseres Lebens, im gesellschaftlichen, im kulturellen und im politischen Bereich und eben auch in der Kirche breit macht und das Chaos steigert.

Nicht unberechtigt ist die Kritik, wo sie bedingt ist durch die Unglaubwürdigkeit der Gläubigen und der Amtsträger, durch ihre Halbheit und ihre Inkonsequenz. Da müssen wir uns alle angesprochen fühlen. Da gilt es, dass wir unserem Glauben tiefere Wurzeln geben, dass wir ihn ernster nehmen, dass wir Gott fürchten und lieben und wieder mehr aus dem Geist des Opfers leben.

Was uns vor allem fehlt, das ist die Hinwendung zum Gebet. Ihm räumen wir zu wenig Bedeutung ein. In erster Linie ist es das Gebet zum Heiligen Geist und das Gebet um den Heiligen Geist, dem wir uns zuwenden sollten, da man immer wieder den Eindruck gewinnt, dass es uns weithin an der normalen Erkenntnis fehlt, dass wir das normale Denken verloren haben.

Das Gebet reinigt unseren Geist, es verbindet uns mit Gott, es stärkt unsere Verantwortlichkeit, es beflügelt unser Tun und Lassen und tröstet uns in den Leiden und in den Krisen, die über uns kommen. Beim Gebet kommt es vor allem auf die Ordnung des Betens an. Prinzipiell ist die Qualität des Gebetes wichtiger als die Quantität, aber die Qualität ist nun einmal nicht messbar, so sehr unser Bemühen sich auch darauf richten muss, dass wir nicht zerstreut sind beim Gebet. Immer geht das rechte Gebet aus der Ehrfurcht hervor. Sie aber, die Ehrfurcht, ist eine Grundhaltung, die heute keinen besonderen Stellenwert hat. Wenn wir uns bemühen, unsere Unglaubwürdigkeit und unsere Halbheit und Inkonsequenz zu überwinden, machen wir die berechtigte Kritik an der Kirche gegenstandslos, wehren wir der allgemeinen Verwirrung und dürfen wir im Blick auf die nicht berechtigte Kritik hoffen, dass das Böse schließlich durch das Gute überwunden wird.

Der Pfarrer von Ars, Jean Marie Vianney (+ 1859) erklärt: „Es ist eine wunderbare Aufgabe und Verpflichtung des Menschen, dass er betet und liebt“. Die Kirche wäre glaubwürdiger, und wir wären konsequenter, wenn wir uns diese schlichte Weisheit mehr zu Eigen machen würden. Der Pfarrer von Ars fährt fort: „Wenn ihr betet und liebt, seht, so ist das die Seligkeit des Menschen auf Erden“. Diese Erkenntnis schenkt uns nur die Erfahrung. Diese aber können wir nur machen, wenn wir es versuchen, betend und liebend durchs Leben zu gehen.

33. Sonntag im Jahreskreis

„Wirket, solange es Tag ist“

Die letzten Sonntage des Kirchenjahres stehen im Zeichen der letzten Dinge: Tod, Gericht, Himmel, Hölle, Fegfeuer. Sie, die letzten Dinge, sind das Ziel unseres Lebens in dieser unserer Zeitlichkeit. Auf sie hin bewegt sich unser Leben, unaufhaltsam, und niemand entrinnt ihnen, auch jene entrinnt ihnen nicht, die die Augen vor ihnen verschließen oder sich trotzig gegen sie wehren. Die letzten Dinge bedingen die Bedeutungsschwere unseres Lebens, die einerseits in der Verantwortung besteht, die wir tragen, in der Ewigkeitsverantwortung, die uns auferlegt ist, andererseits in der Vollen-

ding, die Gott uns schenken will und die uns tröstet in den mannigfachen Leiden dieser Zeit.

Unser Leben ist wie der Aufstieg auf einen hohen Berg: Der Weg ist steinig, steil und beschwerlich, nicht immer, aber oftmals, zuweilen können wir beschwingt einherschreiten und dabei die Beschwernisse des Weges vergessen, immer aber liegt hier der Gipfel im Nebel, so dass wir zu keiner Zeit abschätzen können, wann wir oben sein werden, so dass wir zu keiner Zeit wissen, wie lange es noch geht, bis wir am Ziel sein werden. Zuweilen geschieht das schneller als wir gedacht haben, aber wenn wir dann oben sind, ist alles geschafft, ist alle Mühe vergessen. Dann gibt es jedoch keinen Abstieg und auch keinen zweiten Aufstieg mehr. Wenn wir oben sind, haben wir das Ziel erreicht, zu dem Gott uns berufen hat, aber wir kommen nicht nach oben, wenn wir unterwegs liegen bleiben, wenn wir - um es ein wenig salopp zu sagen - schlapp machen. Geschieht das, dann ist alles verloren, dann erreichen wir das Ziel niemals, dann kommen wir nicht zum Gipfel, das heißt: zu Gott, dann verfallen wir den Qualen der ewigen Verlorenheit und der ewigen Sinnlosigkeit. Dieses „schlapp machen“ müssen wir jedoch recht verstehen. Es ist nicht wie ein Verhängnis, das über uns kommt. Wenn es uns trifft, sind wir selber schuld daran. Denn Gott führt uns, und seine Gnade unterstützt uns. Wir müssen uns allerdings führen lassen von ihm und mit seiner Gnade mitwirken.

An diese Zusammenhänge erinnert uns das heutige Evangelium, das Evangelium von den Talenten. In einem einprägsamen Bild, in einem Gleichnis, spricht es von der Bedeutungsschwere unseres irdischen Lebens. Drei wichtige Wahrheiten unterstreicht das Gleichnis, drei Wahrheiten, die viele heute als Zumutung empfinden, wenn sie sie nicht gar einfach bestreiten, um sie aus dem Wege zu räumen. Diese drei Wahrheiten sind folgende:

Erstens: Der Mensch ist frei, daher trägt er Verantwortung für sein Leben. Zweitens: Die Anlagen, die Fähigkeiten und die Möglichkeiten der Menschen sind verschieden, weshalb nicht von allen das Gleiche gefordert wird. Drittens: Von allen aber erwartet Gott, dass sie sich bemühen. Dazu nur einige wenige Hinweise:

Erstens: Der Mensch ist frei. In der Zeit der Reformation, vor beinahe 500 Jahren, hat man gesagt, die Erbsünde sei so übermächtig, dass der Mensch gar seine Freiheit verlo-

ren habe, er könne nichts Gutes mehr tun, alles, was er tue, sei Sünde, es bleibe ihm daher nichts anderes übrig, als das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit zu setzen. Heute wird diese eigentlich pessimistische Lehre aufs Neue verkündet, diesmal allerdings ohne den religiösen Hintergrund. So geschieht das, wenn man sagt, alle Entscheidungen und jegliches Handeln des Menschen sei von seinen Trieben und von seiner Umgebung bestimmt. Mal wird dabei die Bindung des Menschen an seine Triebe stärker betont, mal sieht man dabei mehr auf seine Bindung an die Umgebung. Man sagt dann, die Freiheit des Menschen sei eine große Illusion, damit ist dann aber auch seine Verantwortung illusionär. Daraus folgert man - konsequent -, dass jede Strafe, ganz gleich in welcher Form, ein Unrecht ist, in der Kindererziehung wie auch in der Rechtspflege der Gesellschaft, und dass es so etwas eigentlich nicht geben darf. Dann kann es nur noch so etwas geben wie Dressur, in der Erziehung wie auch in der Rechtspflege. Diese Konsequenz ziehen zwar nicht alle, aber doch viele.

Einem solchen Denken liegt in jedem Fall ein Menschenbild zugrunde, nach dem der Mensch sich nicht mehr vom Tier unterscheidet, jedenfalls nicht wesentlich, da ist der Mensch nicht mehr als ein hoch entwickeltes Tier. Richtig ist an solchen Überlegungen, dass die Freiheit des Menschen oft eingeschränkt ist durch äußere Verhältnisse oder auch durch innere Blockaden, dass das genaue Maß der Schuld oft nicht anzugeben ist und dass die wahrhaft Schuldigen nicht selten die sind, die nach außen hin eine weiße Weste haben.

Dennoch ist der Mensch frei und trägt er Verantwortung für sein Tun, trägt er Verantwortung vor den Menschen und vor Gott. Daher kommt er nicht an dem Gericht Gottes vorbei. Den menschlichen Gerichten werden nur die Rechtsbrecher überantwortet, und von ihnen entgehen ihm nicht wenige, dem göttlichen Gericht aber unterliegt ein jeder von uns, und niemand entgeht ihm.

Der zweite Gedanke, den das Gleichnis enthält, ist der, dass die Anlagen und Möglichkeiten der Menschen verschieden sind. Manche empfinden das heute als ein großes Unrecht, heute mehr als je zuvor, oder sie wollen es nicht wahr haben und verschließen die Augen davor. Die Tendenz zur Gleichmacherei, zur Nivellierung, ist daher sehr groß in der Gegenwart. Das sozialistisch-marxistische Denken ist eben sehr mächtig, und die Massenmedien verbreiten es mit verbissenem Eifer. Es ist jedoch töricht, die Augen vor

der Verschiedenheit der Menschen zu verschließen oder den Kopf in den Sand zu stecken. Die Wirklichkeit wird dadurch nicht anders: Man kann Menschen belügen, nicht aber Gott. Wenn wir die Augen zu machen, hören die Dinge, die wir dann nicht mehr sehen, nicht auf zu existieren! Im Gleichnis erhalten nicht alle die gleiche Anzahl von Talenten. Das ist nicht ungerecht, wenn von dem, der mehr erhalten hat, mehr verlangt wird als von dem, der weniger erhalten hat. Für uns ist die Verschiedenheit der Gaben, die die Verschiedenheit der Aufgaben zur Folge hat, zugleich Ansporn und Trost. Trost, weil niemand überfordert wird, Ansporn, weil es ohne den Einsatz keinen Lohn gibt.

Damit sind wir schon bei dem dritten Gedanken angekommen: Gott erwartet von einem jeden, dass er sich anstrengt. Niemand darf der Trägheit und der Faulheit Raum geben. Es geht hier ums Ganze. Im Gleichnis bleibt einer von Dreien sozusagen im Regen stehen. Der, der sein Talent vergraben hatte.

Wenn wir unsere Talente vergraben, vielleicht missmutig darüber, dass wir nur eines erhalten oder dass die anderen mehr erhalten haben, so hat das unausdenkbare Folgen für uns, Folgen über den Tod hinaus, Folgen, die in die Ewigkeit hineinreichen, in jene Ewigkeit, der wir nicht enttrinnen können, der niemand von uns enttrinnen kann.

Gott hat uns als freie Wesen geschaffen. Das ist zugleich unser Adel und unsere Bürde. Denn die Freiheit bedingt unsere Verantwortung. Diese ist jedoch nicht für alle die gleiche. Denn Gott verteilt die Talente, wie er es will. Aber von dem, der mehr Talente empfangen hat, fordert er auch mehr zurück. Wer seine Kräfte nicht einsetzt und seine religiösen und ethischen Möglichkeiten nicht verwirklicht, wer seine Talente vergräbt, wer sich nicht bemüht, der erreicht den Gipfel nicht, den wird Gott aussperren, der wird am Ende vor der verschlossenen Tür stehen. Wir leben nur einmal. Vieles können wir wiederholen im Leben, vieles können wir auch korrigieren oder auch wieder gutmachen. Die Prüfung des Lebens können wir als solche jedoch nur einmal machen. Niemals können wir sie wiederholen. Darum muss die Kirche in erster Linie das Wort Jesu verkünden: Wirket, solange es Tag ist (Joh 9, 4). - Tut sie es auch heute noch mit letzter Konsequenz?

Christkönigsfest

(34. Sonntag im Jahreskreis)

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt“

Wir feiern am heutigen Christkönigstag einen gekreuzigten König, einen König, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, dessen Reich ein Reich der Wahrheit und des Lebens, ein Reich der Heiligkeit und der Gnade, ein Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens ist. Vor allem und in erster Linie ist sein Reich ein Reich der Wahrheit, denn wo die Wahrheit herrscht, da haben das Leben, die Heiligkeit und die Gnade das Sagen, die Gerechtigkeit, die Liebe und der Friede. Es ist das Reich dessen, der sich als die Wahrheit, den Weg und das Leben bezeichnet hat, dessen Macht in unserer Welt verborgen ist, aber immer da sichtbar wird, wo die Menschen sich für ihn und seine Botschaft entscheiden. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, aber es wirkt in unsere Welt hinein, durch uns soll es in sie hineinwirken. Bei diesem Reich handelt es sich um eine geistige Wirklichkeit, die letztlich der Inbegriff aller menschlichen Sehnsucht ist. Ihm steht das Reich der Lüge gegenüber. Das ist die gottfeindliche Welt, die Gottes Existenz leugnet sowie die göttliche Sendung Jesu Christi und seine Gottessohnschaft. An ihrer Spitze steht „der Fürst dieser Welt“. So nennt ihn Jesus wiederholt im Johannes-Evangelium (12, 31; 14, 30; 16, 11). Ihm möchte er sein Reich entreißen, nicht mit Gewalt, sondern mit friedlichen Mitteln, denn die Grenze des Einsatzes seiner Macht ist das menschliche Herz. In unserem Herzen wollte er sich mit unserer Freiheit treffen. In diesem Sinne ist seine Macht verborgen in dieser Welt. Aber er wird einst wiederkommen, um alle Menschen zu richten. Davon spricht das Evangelium des heutigen Festtags. Demnach ist die Herrschaft des Fürsten dieser Welt nur eine vorläufige, die Herrschaft Christi jedoch eine ewige.

Das Fest vom Königtum Christi will uns daran erinnern, dass wir alle berufen sind, das Reich des gekreuzigten Christus, sein Reich der Wahrheit in dieser Welt aufzurichten durch unser Glaubenszeugnis und durch unser Leben aus dem Glauben und dass wir, wenn wir uns als Bürger dieses Reiches bewähren, es auch sein dürfen, wenn dieses Reich endgültig aufgerichtet wird. Sagen wir es mit anderen Worten: Wenn wir uns in den Dienst des Christuskönigs stellen, werden wir mit ihm siegen, dann wird es mit uns ein gutes Ende nehmen, mögen auch die Niederlagen noch so zahlreich sein, in denen

wir unterliegen.

Unser Einsatz für das Reich Christi ist ein Einsatz für die Wahrheit. Das Reich des Fürsten dieser Welt ist vor allem und in allem durch die Lüge bestimmt. In den Evangelien wird es daher wiederholt als Reich der Finsternis bezeichnet. Die Wahrheit ist wie das Licht, die Lüge ist wie die Finsternis. Die Lüge und die Finsternis herrschen überall da, wo man dem Fürsten dieser Welt huldigt, wo man sich ihm unterwirft und wo man ihm seine Aufwartung macht.

Nichts charakterisiert das Böse besser und richtiger als die Unwahrhaftigkeit, als das Widerstreben gegen die Wahrheit. Der Widersacher Gottes, der Teufel, ist der Vater der Lüge. So charakterisiert Jesus ihn (Joh 8, 44). Unerbittlich kämpft er gegen ihn, in seinen Worten und in seinen Taten. So erklärt er einmal: „Wenn ich durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, dann ist in Wahrheit das Reich Gottes zu euch gekommen“ (Lk 11, 20). Die Teufel austreiben, das tut er in seiner Verkündigung und in seinen Wundern, durch Wort und Tat.

Die Macht der Lüge wird uns nicht nur in den heiligen Schriften bezeugt, in unserer gottentfremdeten Welt erfahren wir sie jeden Tag aufs Neue, wenn wir nur die Augen aufmachen. Die gottabgewandte Welt ist eine Welt der Lüge: Sie wiegt sich in Sicherheit, wo Unsicherheit ist, sie nennt das Böse gut und das Gute schlecht, sie maßt sich göttliche Ehren an und erklärt Gott zu einem Gebilde der Phantasie des Menschen, sie wähnt sich glücklich im Unglück und flieht das wahre Glück.

Der Pakt mit der Welt ist ein Pakt mit der Lüge, und jede Sünde beginnt mit der Unwahrhaftigkeit. Für gewöhnlich sagen wir, der Stolz und der Hochmut seien die Quelle aller Sünden. Das ist nicht falsch. Aber der Stolz und der Hochmut, sie gehen aus der Lüge hervor. Die Lüge ist das Kernübel. Die Ursünde ist die Sünde des Stolzes, aber sie beginnt mit der Lüge des Vaters der Lüge: „Ihr werdet sein wie Gott“, heißt es da (Gen 3, 5). Im Stolz und im Hochmut belügen wir uns selber und unsere Mitmenschen, verstellen wir uns und schließen wir die Augen vor der Wirklichkeit, weil wir nicht die sein wollen, die wir sind, und die Herrschaft Gottes nicht wahr haben wollen.

Die Wahrheit hat immer zwei Aspekte: Im Hinblick auf die Vergangenheit und die Ge-

genwart fordert sie von uns die Wahrhaftigkeit, im Hinblick auf die Zukunft die Treue. Deshalb heißt Christus, der sich selbst die Wahrheit genannt hat, im letzten Buch der Heiligen Schrift der Wahrhaftige und der Treue (Apk 19, 11; 3, 14). Von daher gesehen ist nicht nur die Unwahrhaftigkeit Lüge, sondern auch die Untreue oder die Treulosigkeit. Und wie durch die Unwahrhaftigkeit und die Treulosigkeit alles wertlos wird, so erhält alles erst seinen Wert durch die Wahrhaftigkeit und die Treue. Selbst die Liebe zu Gott und zum Nächsten, von der wir sagen, dass sie das Hauptgebot ist, auch sie ist wertlos ohne das Fundament der Wahrhaftigkeit und der Treue. Sie wird ein Zerrbild ihrer selbst, wo sie nicht gepaart ist mit der Ehrlichkeit. Darum ist der Weg der Nachfolge Christi in seinem tiefsten Wesen ein Weg der Wahrhaftigkeit und der Treue.

Wenn wir unsere Welt mit offenen Augen betrachten, erkennen wir, dass heute allzu viele Menschen den Holzweg der Täuschung, der Selbsttäuschung und der Fremdtäuschung, und den Holzweg der Treulosigkeit gehen. Die Unwahrhaftigkeit wie auch die Untreue beherrschen alle Bereiche unserer Welt, im gesellschaftlichen, im politischen, im wirtschaftlichen, im beruflichen und auch im privaten Leben so sehr, dass einem zuweilen angst und bange werden kann, wenn einem die Einsicht gegeben ist. Und nicht selten lässt sich auch die Kirche in diesen Strudel hineinziehen. Das Unheil, das uns heute in vielfacher Gestalt trifft, in den meisten Fällen gründet es in unserer Abwendung von der Wahrheit und von der Tugend der Wahrhaftigkeit und in unserer Treulosigkeit. Das ist der Sold unserer Abwendung von Gott, von Christus und von seiner Kirche und der Sold unserer Hinwendung zu dem Fürsten dieser Welt.

Die Feier des Christkönigsfestes will uns daran erinnern, dass es unser aller Berufung ist, das Reich Christi in dieser Welt zu bauen durch unsere Wahrhaftigkeit und Treue, auch und vor allem in den kleinen Dingen des Alltags. Das bedeutet, dass wir uns nicht blenden lassen von dem Scheinglück dieser Welt, dass wir uns auseinandersetzen mit dem Fürsten dieser Welt und dass wir bereit sind Spott, Verachtung und gar Verfolgung auf uns zu nehmen. Dabei brauchen wir heute den Geist des Martyriums, den Gott uns schenkt, wenn wir ihn darum bitten.

In den Evangelien begegnet uns immer wieder der Aufruf Jesu: „Fürchtet euch nicht“ (Mt 10, 28; 14, 27; Lk 2, 10). Er gilt auch uns, heute mehr denn je. Wenn wir unsere kreatürliche Furcht überwinden im Vertrauen auf die Gnade Gottes, dann sind wir un-

überwindlich, dann können wir das Kommen des Herrn in Gelassenheit, ja, in Freude erwarten.

Immer wieder müssen wir es uns sagen, dass der Sieg der Unwahrhaftigkeit und der Treulosigkeit nur ein vorläufiger ist, gleichwie die Ohnmacht des Gekreuzigten nur eine scheinbare Ohnmacht ist.

Es kommt die Stunde der Abrechnung. Das Reich der Wahrheit wird das Reich der Lüge einmal endgültig ablösen. Dann gilt das Wort Jesu: „Selig jene Knechte, die der Herr wachend findet, wenn er kommt“ (Lk 12, 37), denen, die sich im Leben als Kinder der Wahrheit oder des Lichtes bewährt haben. Ob wir es wahr haben wollen oder nicht, die Wahrheit wird uns einholen, die Scheidung wird einst kommen. Wer immer sich in seinem Denken und Tun der Wahrhaftigkeit und Treue verpflichtet weiß, der hat den Weg zum Leben gefunden, zum ewigen Leben, zu einem Leben, das keinen Tod mehr kennt.

LESEJAHR B 2008 - 2009

1. Adventssonntag

„Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte

ich mich fürchten“

Das entscheidende Thema der Adventszeit ist die Hoffnung, jene Hoffnung, die über die Grenze dieser unserer materiellen Welt und dieser unserer begrenzten Zeit hinausreicht, die hineinreicht in jene Welt, die sich unserer Erfahrung entzieht, die wir jedoch mit unserem Denken erschließen können und von der wir im Glauben wissen. Die Hoffnung prägt unser Leben, das gilt ganz allgemein, sie prägt unser Leben, mehr als alles andere. In gewisser Weise kann man sagen: Sie ist unser Lebenselixier, das heißt: Sie hält uns am Leben. In der Hoffnung richten wir immer neu unseren Blick in die Zukunft, weil der Geist uns belebt und weil es daher zu unserem Menschsein gehört, dass wir uns nicht mit der Gegenwart begnügen. Leben und genießen, das ist uns zu wenig, weil wir Träger jenes geistigen Prinzips sind, das wir die Geistseele nennen. Immer halten wir Ausschau nach mehr Quantität und nach mehr Qualität. Wenn augenblicklich unsere Wünsche erfüllt werden, entstehen neue in uns. Dabei langt unser Geist über die Welt hinaus, sprengt er die Grenzen dieser unserer Welt.

Der Mensch kommt nicht zur Ruhe in seinem Streben. Stets möchte er noch mehr erreichen, als er erreicht hat. Fortwährend richtet er seine Hoffnung auf Größeres. In dieser Hoffnung überschreitet selbst den Tod. Wenn er sich nicht bewusst gegen sie stellt und sich ihr versagt, führt sie ihn aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit.

Die Hoffnung bedarf ihres Fundamentes. Verliert sie dieses, geht sie ins Leere, hofft sie mehr, als es zu hoffen gibt, dann wird sie zur Vermessenheit. Die übermäßige Hoffnung, die falsche Hoffnung, sie ist das Kennzeichen vieler Menschen heute. Viele hoffen heute mehr als sie vernünftigerweise erhoffen können, und sie hoffen da, wo es eigentlich nichts zu hoffen gibt. Gleichzeitig wächst in der Gegenwart jedoch die Zahl derer, die nicht mehr hoffen und nichts mehr erhoffen, die kleinmütig sind oder gar verzweifeln. Wir neigen immer zu Extremen.

Die einen erwarten heute alles von der Zukunft, speziell von den unaufhaltsam vorwärts stürmenden Naturwissenschaften und von dem technischen Fortschritt und setzen auf immer mehr Genuss und Komfort, begrenzen dabei aber ihre Hoffnung auf die Welt der Sinne. Die anderen resignieren und meinen, es gebe überhaupt keine Zukunft mehr für

sie. Die einen sind heute von einem grenzenlosen Optimismus erfüllt, die anderen von einem ebenso grenzenlosen Pessimismus.

Die extrem Hoffnungsfreudigen erwarten von der Zukunft immer mehr Erleichterung, immer mehr Bequemlichkeit und immer mehr Vergnügen und Sinnenfreude. Sie sonnen sich in der Hoffnung, dass das Leben auf dieser Erde immer schöner werden wird, klammern dabei aber den Tod aus. Sie setzen auf große Zukunftsentwürfe, politische Programme, Ideologien und grandiose Verheißungen.

Es gibt so etwas wie eine Hoffnungsbewegung - in unserer westlichen Welt - unter deren Einfluss mehr als ein Drittel der Menschheit steht, deren Grundlage irdische Heilslehren sind, deren erklärtes Ziel das Paradies auf Erden ist, von dem man annimmt, dass der Mensch es selber aufbauen kann und dass es schon bald kommen wird.

Nicht weniger groß ist jedoch die Zahl jener Menschen - und sie scheint im Wachsen begriffen zu sein -, die keine Hoffnung mehr haben, die ohne Hoffnung dahinleben, die nichts mehr von der Zukunft erwarten und die der Zukunft gar mit großen Ängsten entgegensehen, für die es keine irdische Zukunft und erst recht keine jenseitige mehr gibt. Sie leben aus der Erfahrung der Sinnlosigkeit ihres Lebens und steigern das geistige Chaos, das in unserer Welt immer mehr seine faulen Früchte offenbart, jedenfalls denen, die ihre Augen nicht davor verschließen. Es scheint so, als ob die Zahl der Hoffnungslosen bei den jungen Menschen größer ist als bei den alten, aber auch bei den alten gibt es sie, in wachsendem Maße. Immer mehr Menschen zerbrechen heute an ihrer Hoffnungslosigkeit. Das müssen wir nüchtern sehen.

Die Verzweiflung hat sich vieler Menschen bemächtigt wie eine schleichende Krankheit. Wie die Statistik uns sagt, beträgt die Zahl derer, die die letzte Konsequenz ziehen aus ihrer Hoffnungslosigkeit und ihrem Leben ein Ende machen, in unserem Lande mindestens 12 000 im Jahr. Sie übersteigt damit die Anzahl der Verkehrstoten um mehr als das Doppelte.

Aber die Verzweiflung hat viele Gesichter, und wir können ihre weite Verbreitung heute gar nicht so leicht überschätzen. Auf jeden Fall erklärt sie viele sonst unverständliche Handlungen und viele sonst unverständliche Reaktionen der Menschen.

Oft ist es so, dass die übermäßige Hoffnung schließlich in die Verzweiflung hineinführt, dass die Verzweiflung mit der vermessenen Hoffnung beginnt. Nicht selten ruft das eine Extrem das andere hervor. Aber immer ist es so, dass die Extreme an der Wirklichkeit vorbeileben. Das gilt für die Vermessenheit nicht weniger als für die Verzweiflung.

Die rechte Hoffnung ist jene, die einiges von den Menschen erwartet und von dieser irdischen Welt, aber nicht alles, die sich dann jedoch vor allem auf Gott und die jenseitige Welt richtet und von daher schließlich alles erwartet. Die irdische Welt ist vergänglich, und die Menschen sind wankelmütig, die jenseitige Welt aber ist unvergänglich, und Gott ist treu.

Das ist der zentrale Gedanke der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags. Wenn wir auf Gott unsere Hoffnung setzen, dann dürfen wir Hoffnung haben, auch wenn die ganze Welt gegen uns steht. Gott enttäuscht uns nicht, er steht zu seinen Verheißungen, aber er steht auch zu seinen Androhungen. Das dürfen wir nicht leichtfertig übersehen.

In Psalm 26 beten wir: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? ... Auch wenn Feinde mich umringen, mein Herz wankt nicht“ (Ps 26, 1). Um eine solche Hoffnung müssen, ja, dürfen wir ringen mit Gott. Darum ermahnt uns der heilige Paulus im Römerbrief, allezeit fröhlich zu sein in der Hoffnung (Röm 12, 12). Nur in der Hoffnung haben wir einen Grund, in der Freude zu leben, in der christlichen Hoffnung, ohne sie ist alle Freude flach, vordergründig und ohne ein Fundament. Ein begnadeter Seelsorger unserer Tage (Escrivá de Balaguer, 1902 - 1975) schreibt: „Unser katholischer Glaube ist herrlich, er erfüllt das Herz mit Hoffnung“, mit realistischer Hoffnung, so möchte man hinzufügen. Der katholische Glaube ist bestimmt von einer Hoffnung, die an der Wirklichkeit orientiert ist, die alle Illusionen entlarvt, dabei aber vor jeder Art von Verzweiflung bewahrt.

Unsere Hoffnung, unsere rechte Hoffnung, so müssen wir sagen, sie ist das entscheidende Thema der Adventszeit, die heute beginnt. Dass wir der Hoffnung wieder die rechte Gestalt geben in unserem Leben, darum geht es, darum sollte es gehen in diesen Wochen.

Als christliche Hoffnung muss unsere Hoffnung einhergehen mit der steten Bereitschaft

für das Kommen Christi, für seine Wiederkunft. Die Welt ist unser Bewährungsfeld für den Tag, an dem der Herr kommt. Wir müssen einmal Rechenschaft ablegen über unser Denken und Reden, über unser Tun und Lassen. Darum dürfen wir nicht in den Tag hinein leben und nicht alles vor uns herschieben, darum müssen wir uns immer bereithalten, denn wir wissen nicht, wann der Herr kommt.

Wachen und beten sollen wir (Mt 26, 41; Mk 13, 33). Aber das eine wie das andere vergessen wir allzu leicht im Alltag mit seinen vielen Zerstreungen. Wachen, das bedeutet verantwortlich zu leben, in der Ausrichtung auf Gott und auf die Ewigkeit. Beten, das bedeutet, eine Ordnung des Betens einzuhalten, und darüber hinaus, unablässig und unaufhörlich zu beten. Unaufhörlich beten wir, wenn wir all unsere Arbeiten zum Gebet zu machen und immerfort das Antlitz Gottes suchen, wie es im 26. Psalm heißt (Ps 26, 8: „Mein Herz spricht zu dir, dein Antlitz suche ich, o Herr“), wenn wir immerfort das Herzensgebet üben und schlicht und einfach mit Gott sprechen über unsere Leiden und über unsere Freuden.

Es ist die Hoffnung, die dem christlichen Advent das Gepräge gibt. Die rechte Hoffnung ist das entscheidende Thema der Adventszeit. Dass wir neu beginnen, in der Hoffnung zu leben und dieser unserer Hoffnung wieder die rechte Gestalt zu geben in unserem Leben, das ist der eigentliche Sinn dieser liturgischen Zeit des Kirchenjahres. Nur dann dürfen wir Hoffnung haben, wenn wir wachen Herzens den Herrn erwarten, der Rechenschaft von uns verlangen wird über unser Denken und Reden und über unser Tun und Lassen.

In diesen Wochen sollen wir es uns wieder einprägen, dass eigentlich unser ganzes Leben ein Advent ist. Die adventliche Besinnung muss uns mehr Gebet und besseres Gebet und wenn es möglich ist, eine gewissenhafte Adventsbeichte bringen, bewusste Treue in der Erfüllung unsere beruflichen Aufgaben und mehr Einsatz für Christus und seine heilige Kirche, dass wir sie nicht instrumentalisieren, wie es allzu oft geschieht, dass wir sie vielmehr bezeugen durch unser Leben.

2. Adventssonntag

„Bereitet den Weg des Herrn, macht gerade seine Pfade“

In der Liturgie der Adventszeit begegnet uns wiederholt die Gestalt des Johannes des Täufers. Er hat einst die Menschen unmittelbar vorbereitet auf das weltgeschichtliche Ereignis der Erlösung, von dem die Propheten des Alten Testaments beinahe 1000 Jahre hindurch gesprochen hatten. Wie es Jahrhunderte zuvor mit besonderem Nachdruck der Prophet Jesaja getan hatte, so forderte Johannes nun die Menschen auf, dem Messias den Weg zu bereiten. Und er bekräftigte seine Predigt durch sein Leben. Er tat das in einzigartiger Weise.

Die Aufforderung des Johannes gilt auch uns. Zwar ist der Erlöser gekommen, aber er kommt immer neu, bis er einst wiederkommt, um die Geschichte unserer Welt zu vollenden, um das Ende des Universums herbeizuführen.

Dass wir uns bereiten für das Kommen des Erlösers und wie das geschehen soll, darum geht es in erster Linie in unserem Leben als Christen. Dass das zu geschehen hat, das verkündet uns Johannes der Täufer mit seinen Worten, wie das zu geschehen hat, das verkündet er uns mit seinem Leben.

Jesus bewundert den Täufer und nennt ihn die größte Gestalt der alttestamentlichen Heilsgeschichte. Die Größe dieses Propheten besteht vor allem in seiner unbeirrbaren Konsequenz. Er ist unbestechlich in seinen Worten wie auch in seinem Verhalten und absolute Geradlinigkeit und Tapferkeit bestimmen sein Leben. Er fürchtet sich nicht vor den Menschen, umso mehr aber fürchtet er Gott. Was die Menschen über ihn denken, interessiert ihn nicht, wenn er nur Gott die Ehre gibt und sich selber treu bleibt. Er ist nicht wie ein Schilfrohr im Wind, so charakterisiert Jesus ihn im Matthäus-Evangelium (Mt 11, 7).

Das Schilfrohr folgt dem Wind, je nachdem, aus welcher Richtung er kommt, es fällt ihm nicht ein, sich dem Wind entgegenzustellen. Das aber tut Johannes, er stellt sich dem Wind entgegen. Er denkt und handelt nicht wie alle denken und handeln. Er lebt nicht nach der Devise: Wie komme ich am besten durch. Er geht seinen eigenen Weg und hat den Mut, sich unpopulär zu machen. Er sagt Dinge, die man nicht gern hört, er nennt die Missstände beim Namen, er schmeichelt den Menschen nicht. Er frisier seine

Botschaft nicht, um besser anzukommen. Er sagt die ungeschminkte Wahrheit. Er verschleiert sie nicht, die Wahrheit, um Konflikten aus dem Weg zu gehen. Furchtlos tritt er ein für die Forderungen Gottes, ohne Abstriche zu machen. So spricht er vom Zorngericht Gottes und von der Ewigkeitsbedeutung des gegenwärtigen Augenblicks und ruft dazu auf, dem kommenden Christus den Weg zu bereiten. Dabei hat er den Mut, seine Überzeugung, sein Zeugnis mit seinem Tod zu besiegeln, ein Märtyrer zu werden für seine Sendung. Das kann er, weil er weiß, dass der Mensch für die Ewigkeit geboren ist, weil er um die Vorläufigkeit dieses unseres irdischen Lebens weiß und weil er streng ist gegen sich selbst. Die Selbstdisziplin, die Selbstbeherrschung bestimmt sein Leben, nicht das, was man heute Selbstverwirklichung nennt. Er vergisst sich selber und verzehrt sich in seiner Aufgabe, in seiner Sendung. An die Stelle der Selbstverwirklichung tritt bei ihm die Hingabe an seine Aufgabe. Die Hingabe an Gott und an seine Aufgabe, genau das ist sein Leben.

Die geradlinige Konsequenz des Täufers, sein Mut und seine Tapferkeit, seine Selbstlosigkeit und seine Hingabe sind beispielhaft für uns. Folgen wir ihm darin, so bereiten wir Christus den Weg und finden das wahre Leben. Dann kann Christus immer neu in unser Leben kommen, und dann kann er uns einst wachend finden.

Geradlinigkeit und Mut zum Bekenntnis haben heute leider Seltenheitswert bekommen, auch in der Kirche. Wir sind oft allzu nachgiebig und die Tapferkeit wird ganz klein geschrieben bei uns, wenn es um die Wahrheit geht. Niemand will sich die Finger schmutzig machen, wie man zu sagen pflegt. Und alle gehen sie den Weg des geringsten Widerstandes, um keinen Ärger zu bekommen. Ein solches Verhalten bezeichnet man dann gar noch als Klugheit und macht so aus der Untugend der Nachgiebigkeit und der Ängstlichkeit eine Tugend, ja sogar eine Kardinaltugend.

Allzu oft führt die Halbheit das Szepter in unserem Leben, die sich im Grunde eine subtile Form von Unehrlichkeit entlarvt. Das ist verhängnisvoll für den Einzelnen und für die Kirche. So beherrschen der Opportunismus und die Verschleierung der Wahrheit das Feld. Das ist der eigentliche Grund dafür, dass der Einfluss des Christentums und der Kirche in der modernen Welt immer geringer wird. Ein angepasstes Christentum und eine weltförmige Kirche verlieren immer mehr an Attraktion, sie können am Ende niemanden mehr überzeugen. Sie werden dann zu einer Angelegenheit, über die man hin-

weggehen kann, mit der zu befassen sich nicht mehr lohnt.

Hier liegt der tiefste Grund für das Fehlen von Priester- und Ordensberufen und für das Schrumpfen der Kirche, in unserem angepassten Christentum, in der weltförmig gewordenen Kirche.

Durch unsere Geradlinigkeit und durch unsere Tapferkeit, durch unsere Selbstlosigkeit und durch unsere Hingabe im Geiste des Täufers bereiten wir Christus den Weg, wenn wir eine klare Sprache sprechen und entschieden handeln, wenn wir nicht heute so und morgen so reden. Damit dienen wir nicht zuletzt auch der Glaubwürdigkeit des Christentums und der Kirche.

Es ist nicht unbedingt christlich, Konflikte vom Zaun zu brechen, aber es ist auf jeden Fall auch nicht christlich, sich vor Konflikten so sehr zu fürchten, dass man ihnen stets aus dem Wege geht.

Johannes handelt sich für seine Geradlinigkeit Kerker und Tod ein. Damit erweist er sich als echter Jünger Christi, dem es nicht viel anders ergangen ist. Von solchen Zeugen lebt die Kirche, nicht nur am Anfang ihrer Geschichte. Stets lebt die Wahrheit von jenen, die auch den Tod nicht fürchten, in denen sie sich als stärker als der Tod erweisen kann.

Von dem Propheten Elija heißt es im Alten Testament: „Er war ein Prophet wie Feuer. Sein Wort war ein brennender Ofen ... Selig, wer dich sieht und stirbt, denn er wird leben“ (Sir 48, 1. 11). Das gilt auch für Johannes, von dem es heißt, dass er in der Kraft und im Geist des Elija gewirkt hat. Ein wenig sollte es auch für uns gelten, für einen jeden von uns.

Der Täufer ist eine lebendige Person in seiner jenseitigen Existenz. Er ist in der Anschauung Gottes. Deswegen können wir ihn nicht nur nachahmen, deswegen können wir ihn auch verehren und als Fürsprecher anrufen. In der Liturgie hat er einen festen Platz, er sollte ihn auch in unserem Leben haben.

Johannes der Täufer, sein Leben und sein Wirken müssen uns ein Anlass sein, Gewi-

ssensforschung zu halten, dass wir uns fragen, wie es mit unserer Vorbereitung auf das Kommen Christi steht, wie entschieden wir dem kommenden Christus den Weg bereiten. Die Entschiedenheit des Täufers muss uns unsere Unentschiedenheit bewusst machen, seine Tapferkeit muss uns unsere Ängstlichkeit vor Augen führen. Seine Selbstlosigkeit und seine Hingabe müssen uns ein Ansporn sein. Seine Konsequenz muss uns unsere Inkonsequenz vor Augen führen.

Der Täufer ist geradlinig und ohne Furcht. Er tritt für die Wahrheit ein, ob es gelegen ist oder ungelegen. Das kann er, weil er weiß, dass der Mensch für die Ewigkeit geboren ist und weil er sich selbst bezwingt. Damit erinnert er uns in eindrucksvoller Weise daran, dass die Wahrheit meistens unbequem ist, unbequem für den, der sie hört, unbequem auch für den, der sie vertritt. Damit entlarvt er aber auch ein weltförmiges und innerlich erschlafftes Christentum, das allen Konflikten aus dem Wege geht, in dem die Bequemlichkeit mehr zählt als die Wahrheit Gottes, das sich dem Kommen Christi entgegenstellt und ihm den Weg versperrt.

Dem Täufer bringt seine Entschiedenheit Kerker und Tod, aber die Wahrheit ist stärker als der Tod. Das gilt immer. Wer Christus den Weg bereitet, der braucht nicht einmal den Tod zu fürchten, um wie viel weniger dann die Feindseligkeit und die Hinterhältigkeit der Menschen.

3. Adventssonntag

„Betet ohne Unterlass - Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe“

Johannes der Täufer erklärt der jerusalemischen Gesandtschaft, den Priestern, den Leviten und den Pharisäern: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt, der nach mir kommen wird“. Damit beschreibt er unsere Situation nicht weniger als jene seiner damaligen Zuhörer: Christus, der kommen wird, er ist bereits verborgen in unserer Welt. Aber warum kennen wir ihn nicht? Warum erkennen wir nicht ihn und sein Wirken? Deshalb, weil wir uns der Diktatur der Säkularisierung unterworfen haben, weil unser Leben so weltlich geworden ist, weil unser Glaube so formalistisch erstarrt ist und weil es uns so sehr an der Innerlichkeit fehlt. Wie aber kann unser Leben wieder innerlich

und wie kann unser Glaube wieder lebendig werden und wie können wir uns von der Diktatur der Säkularisierung befreien? Das ist möglich, wenn und indem wir uns ernstlich um das Gebet bemühen und um den Geist der Buße. Die (zweite) Lesung ermahnt uns heute: „Betet ohne Unterlass“. Und Johannes der Täufer ist die Gestalt gewordene Buße, dabei ist die Buße das entscheidende Thema seiner Verkündigung, in der er gleichsam sein Leben kommentiert. Gebet und Buße. Stattdessen können wir auch von dem Gebet der Worte oder des Herzens und von dem Gebet der Sinne sprechen, das ist nämlich die Buße, ein Gebet der Sinne, der beste Mutterboden des Gebetes der Worte oder des Herzens. Damit haben wir zwei Gedanken, über die wir in dieser Morgenstunde eine Weile nachdenken wollen.

Die Mahnung der (zweiten) Lesung, ohne Unterlass zu beten, mag uns zunächst übertrieben und auch unrealistisch erscheinen, und doch handelt es sich bei ihr um eine Grundforderung des christlichen Lebens, nicht nur für Einzelne, sondern für alle. Das sagt nicht nur Paulus im ersten Thessalonicherbrief, auch Christus sagt das. Im Lukas-Evangelium heißt es: „Er lehrte sie in einem Gleichnis, dass sie allezeit beten und darin nicht nachlassen sollten" (18, 1). Aber nicht allein an dieser Stelle begegnet uns die Mahnung Jesu, ohne Unterlass zu beten, wiederholt berichten die Evangelien davon.

Der Glaube ist die Quelle des Betens. Wir müssen den Glauben erwecken, um beten zu können. Der Glaube ist es, der betet, und das Gebet bewirkt dann, dass der Glaube unwandelbar und fest wird. So sagt es der berühmte Catechismus Romanus, jener Katechismus, der im Anschluss an das Konzil von Trient zur Norm der Glaubensverkündigung wurde (4, 7, 3).

Unablässig beten können wir nur, wenn wir uns nicht dem lauten Treiben der Welt überlassen, wenn wir uns einen Raum der Stille bewahren und wenn wir fest glauben an den, der in unserer Mitte ist, und in der Bereitschaft für ihn leben. Wenn wir darum wissen, dass er uns wie ein guter Freund auf allen Straßen unseres Lebens begleitet - so sagt es einmal die heilige Kirchenlehrerin Theresa von Avila (+ 1582) -, dann werden wir ganz selbstverständlich immerfort auch das Gespräch mit ihm suchen, in der Gestalt des mündlichen Gebetes, des inneren Herzensgebetes, das worthaft ist oder wortlos, und in der Gestalt der Stoßgebete.

Wer unablässig betet, der macht auch seine Arbeit zum Gebet, indem er schon am Morgen die gute Meinung macht. Er vernachlässigt nicht seine Aufgaben um des Gebetes willen, er macht diese seine Aufgaben vielmehr zu einem Gebet durch die Worte seiner Gebete und durch seine Gesinnung. Bemühen wir uns darum, dann wird all unser Tun und Lassen, dann werden all unsere Freuden und Leiden zu einem Gebet, auf das Gott mit Wohlgefallen herabschaut. Der Kolosserbrief drückt das so aus: „Alles, was ihr tut in Worten oder in Werken, das tut alles im Namen des Herrn und danket Gott dem Vater durch ihn“ (3, 17).

Das Zweite, um das wir uns bemühen müssen, um den in unserer Mitte verborgenen Christus zu erkennen, um ihn anzuerkennen und sichtbar zu machen, ist vielleicht noch wichtiger als das Erste. „Wer Gott liebt, sühnt seine Sünden“, heißt es im Buch Jesus Sirach“ (Sir 3, 4). Vor mehr als 450 Jahren erklärt das Konzil von Trient: „Die Buße ist das sicherste Unterpfand für unsere Verherrlichung“ (DS 1690).

Man wird es nicht leugnen können: Seit dem Rückgang des Empfangs des Sakramentes der Buße ist auch der Geist der Buße seltener geworden bei den katholischen Christen. Aber die christliche Berufung ist - in ihrem innersten Kern - eine Berufung zum Opfer, zur Sühne, zur Selbstverleugnung, damit aber zur Buße. Das Christentum ist eine Religion des Opfers. Das zentrale Symbol des Christentums ist das Kreuz. Unser zentraler Gottesdienst ist die kultische Feier des Kreuzesopfers, was wir allzu oft vergessen. Selbstverleugnung und Entsagung sind unverzichtbare und entscheidende Übungen im Christentum. Paulus schreibt einmal: „An unserem Leibe tragen wir allezeit das Sterben Christi, damit sein Leben an uns offenbar werde“ (2 Kor 4, 10). Das eine ist die Bedingung für das andere.

Was uns heute nottut, das ist Strenge gegen uns selbst - aus Liebe zu Gott. So streng wir gegen andere sein können, so nachsichtig sind wir im Allgemeinen gegen uns selbst. Gerade die Nachgiebigkeit, die unser Leben heute bestimmt, wir sprechen auch von der Permissivität, führt uns weit weg von Christus und seiner Kirche. Die Nachgiebigkeit, sie ist es auch, die die Langeweile und von daher den Ekel und den Überdruß produziert, aus dem sich ein Großteil unserer Aufsässigkeit herleitet, vor allem bei den jungen Leuten. Daraus ergibt sich die Forderung, dass wir in den kleinen Dingen des Lebens die Abtö-tung üben im Geist der Buße. Nur so werden wir offen und feinfühlig für Gott

und für die Menschen, nur so erkennen und anerkennen wir den verborgenen Christus in unserer Mitte, machen wir ihn sichtbar und bereiten wir uns in rechter Weise für seine Wiederkunft.

Unsere Abtötung muss zunächst darin bestehen, dass wir uns Überflüssiges versagen, immer wieder einmal, zuweilen gar auch Nötiges. Sodann ist der Ort unserer Buße der hochmütige Stolz, die ungeordnete Sinnlichkeit und die träge Bequemlichkeit, die allzu leicht zur Sünde führen. Das sind Versuchungen, von denen niemand frei ist. Vor allem muss unsere Abtötung darin bestehen, dass wir die Aufgaben, die das Leben uns stellt, tapfer ergreifen und in Angriff nehmen, auch dann, wenn wir lieber etwas anderes täten.

Jeden Tag ein Opfer aus Liebe, aus Liebe zu Gott. Würden wir uns das zur Richtschnur machen, unser Denken und Wollen würde dadurch spürbar gereinigt, und wir würden innerlich freier dadurch. Es geht hier um unsere Heiligung in der Nachfolge des Gekreuzigten. Unsere Selbstbeherrschung und unsere Selbstdisziplin liegen weithin im Argen. Die Erkenntnis muss uns da zu entschlossenem Handeln führen.

Wenn wir den nicht erkennen und anerkennen, der in unserer Mitte ist und der zugleich der Kommende ist, und wenn wir ihn so wenig sichtbar machen in unserer Welt, so liegt das daran, dass wir zwei grundlegende Forderungen Gottes und Christi nur mangelhaft erfüllen, wenn wir sie nicht schon ganz und gar vergessen haben. Diese sind das unablässige Gebet und das Leben im Geist der Buße, das Gebet der Worte oder des Herzens und das Gebet der Sinne, so können wir auch sagen. Durch das immerwährende Gebet und durch die Buße stärken wir unseren Verstand und unseren Willen. Aus dem Gebet der Worte oder des Herzens und dem Gebet der Sinne erwächst aber die wahre Freude. Wir begehen heute den Sonntag Gaudete. Glücklicher als die Befriedigung unserer Wünsche macht uns der Verzicht darauf. Nicht von ungefähr ist die Freudlosigkeit das „signum“ unserer dem Christentum weithin entfremdeten Zeit geworden. Freude, wahre Freude, wo finden wir sie noch? Spaß ist etwas anderes als Freude. Nicht die Erfüllung unsere Wünsche macht uns froh in der Tiefe und nicht der Tanz um die Götzen unserer Zeit. Daraus erwachsen am Ende Überdruß und Ekel, daraus geht letztlich eine finstere Mentalität hervor. Tiefe und bleibende Freude ist die Frucht des Opfers und des freiwilligen Verzichtes. Sie schenkt uns der, der verborgen da ist, „in unserer Mitte“, wenn wir ihn suchen im Gebet und in Werken der Buße.

4. Adventssonntag

„Du wirst deinen Heiligen nicht schauen lassen die Verwesung“

Wenn wir wirklich Christen sind, wird unser Leben nicht nur durch den Glauben und durch die Liebe bestimmt, sondern auch durch die Hoffnung. Vom Glauben ist häufig die Rede in der Verkündigung der Kirche, von der Liebe noch häufiger, seltener jedoch von der Hoffnung, obwohl die Heilige Schrift immer wieder von der Hoffnung spricht, an mehr als hundert Stellen. Der heilige Paulus definiert die Christen als Menschen der Hoffnung und die Heiden als Menschen, die keine Hoffnung haben (1 Thess 4, 12; Eph 2, 12). Die Hoffnung ist der Zukunft zugeordnet. In ihr wartet man auf etwas, das man noch nicht sein Eigen nennt. „Eine Hoffnung, die man sieht, ist keine Hoffnung“ heißt es im Römerbrief (Röm 8, 24). Die Hoffnung ist das Thema in diesen Wochen der Adventszeit.

Der Mensch lebt von der Hoffnung. Ohne die Hoffnung kann er eigentlich nicht existieren. Wenn er nur wenig Hoffnung hat oder wenn er sie gänzlich verloren hat, zerstört er sein Leben. Ohne Zukunftsperspektiven geht der Mensch zugrunde. Wer keine Zukunft hat, der resigniert, der ist mutlos und niedergeschlagen, und am Ende verzweifelt er. Die Verzweiflung ist die letzte Station der Hoffnungslosigkeit.

Dabei müssen wir unterscheiden zwischen einer innerweltlichen Zukunft und einer weltjenseitigen. Ohne die Erstere kann man nicht leben, ohne die Letztere kann man es, aber nur schwerlich.

Heute wächst die Zahl jener Menschen, die sich mit den irdischen Hoffnungen begnügen, schon lange bilden sie die Mehrheit, nicht nur in der westlichen Welt. Ihre Hoffnung geht auf vordergründige und innerweltliche Güter, auf Gesundheit und ein langes Leben, auf Vergnügen, auf Reichtum, auf Macht und Ehre und Ansehen bei den Menschen. Die christliche Hoffnung sprengt diesen Rahmen. Sie reicht in eine andere Welt hinein, in eine Welt, deren Existenz wir erschließen können, aus der uns zudem eine Kunde zuteil geworden ist in den Schriften des Alten und des Neuen Testaments.

Der Gegenstand der christlichen Hoffnung ist Gott selber, das Reich Gottes, die Herrschaft Gottes, die Frucht der Menschwerdung des Sohnes Gottes, seines Leidens und seines Sterbens am Kreuz. Wenn wir wirklich Christen sind, dann ist unser Leben geprägt von der Hoffnung auf das ewige Leben bei Gott. „Du wirst deinen Heiligen nicht schauen lassen die Verwesung“, heißt es im Buch der Psalmen (Ps 15, 9). Die selige Gemeinschaft mit Gott, sie gibt uns mehr als alle irdischen Annehmlichkeiten uns zu geben vermögen.

Die christliche Hoffnung überschreitet unsere sinnenhafte Welt, wesentlich, sie meint aber auch das irdische Glück, ja, sie sieht im jenseitigen Glück den Garanten für das irdische Glück. Sie erwartet auch eine Verbesserung unserer irdischen Verhältnisse, sie richtet sich auch auf den Frieden, auf die Beseitigung aller Missstände in unserer Welt, auf mehr Liebe und Gemeinschaft unter den Menschen und auf die Gerechtigkeit für alle. Sie verschmäht nicht die irdischen Werte, die wir von Natur aus anstreben und erhoffen, aber sie stellt sie in einen anderen Rahmen hinein und ermöglicht damit im Grunde erst ihre Verwirklichung.

Die ewige Gemeinschaft mit Gott, sie ist der Inbegriff unserer Hoffnung. Diese ewige Gemeinschaft wird sich allerdings als Illusion erweisen, wenn wir nicht mit dem verborgenen Christus durch die Zeit gehen, wenn wir nicht verantwortungsbewusst handeln in unserem Leben und wenn wir an den Geboten Gottes vorbeileben.

Aber auch das ist die Voraussetzung für unsere ewige Gemeinschaft mit Gott, dass wir auch der Kirche die Ehre erweisen, sofern wir wissen um ihre Geheimnishaftigkeit - sie ist der fortlebende Christus in dieser Welt -, also auch das ist die Voraussetzung für unsere ewige Gemeinschaft mit Gott, dass wir auf die Kirche hören, dass wir in Ehrfurcht die Sakramente der Kirche empfangen und uns durch sie stärken auf dem Pilgerweg unseres Lebens.

Stets fordert Gott uns mit seinen Geschenken heraus. Er beschenkt uns nur dann, wenn wir uns darum bemühen, dass wir uns seiner Geschenke würdig erweisen.

Das ist ein Gedanke der heute oft in der Verkündigung vergessen, vielmals wohl auch

bewusst ausgelassen wird. Da machen wir aus der Allwirksamkeit Gottes die Alleinwirksamkeit Gottes, damit wir es bequemer haben.

Man hat die christliche Hoffnung als die Tugend des „auf dem Wege Seins“ bestimmt, in der der Pilgerstand anerkannt und die Mühe des Weges auf sich genommen wird. Immer muss die Hoffnung realistisch sein, das gilt für die irdische Hoffnung nicht weniger als für die weltjenseitige. Hoffen wir an der Wirklichkeit vorbei, geht unsere Hoffnung ins Leere, findet sie nicht ihre Erfüllung, folgt ihr die Enttäuschung. Das Glück fällt uns nicht in den Schoß, jedenfalls nicht in der Regel. An der realistischen Hoffnung sind der Verstand und der Wille beteiligt.

Wer mehr hofft, als er erwarten kann, oder wer hofft, ohne sich für die Erfüllung seiner Hoffnung einzusetzen, der ist vermessen, der Vermessenheit aber folgt die Enttäuschung. Wer weniger hofft, als er erwarten kann, der resigniert, er ist kleinmütig, dem Kleinmut aber folgt die Verzweiflung, im Extremfall.

Beide Fehlhaltungen begegnen uns heute im Hinblick auf die irdischen Hoffnungen wie auch im Hinblick auf die weltjenseitigen. Dabei wächst die Zahl jener, die keine Hoffnung mehr haben, ins Gigantische. Oftmals haben sie zunächst zu viel gehofft, um durch die Enttäuschungen, durch die sie hindurchgegangen sind, schließlich alle Hoffnung aufzugeben. Deswegen ist ihr Leben von Langeweile und innerer Leere geprägt. Sie fliehen dann oftmals in den vordergründigen Genuss, verschreiben sich den Annehmlichkeiten des Lebens und taumeln von einem Vergnügen in das andere, werden dadurch jedoch immer tiefer in die Resignation und in die Verzweiflung hineingeführt. Die ungeordneten Freuden der Sinnlichkeit, die Freizügigkeit und Zügellosigkeit verwunden heute die Seelen vieler. Diese ihre Lebenspraxis geht aus der Verzweiflung hervor und führt gleichzeitig tiefer in sie hinein. Der ungläubige Literat Albert Camus (+ 1960) hat einmal geschrieben: „Die zügellose Sexualität führt zu einer Philosophie der Sinnlosigkeit der Welt. Die Keuschheit hingegen verleiht ihr (der Welt) einen Sinn“. Viele leiden heute unter Depressionen. Ihr ungeordnetes Leben hat sie krank gemacht.

Die christliche Hoffnung mahnt uns zur Wachsamkeit und zur Heiligung des Lebens. Ihre Früchte sind Liebe, Freude, Geduld, Friede, Güte, Langmut, Demut, Bescheidenheit, Enthaltbarkeit und Keuschheit. So sagt es der Galaterbrief im 5. Kapitel (5, 22).

Die Wachsamkeit und die Heiligung des Lebens, sie sind Ausdruck unserer christlichen Hoffnung, und sie bestärken uns in ihr. Die christliche Hoffnung, in der wir die sinnhafte Welt überschreiten, relativiert unsere Sorgen, und sie erfüllt uns mit Geduld und Freude in aller Bedrängnis.

Hochfest der Geburt des Herrn (Weihnachten)

„Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr“

„Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr“. Mit diesen Worten verkündet und deutet ein Engel das Geschehen der Heiligen Nacht den „Hirten, die in jener Gegend bei ihren Herden wachten“. Zusammen mit ihnen verkündet und deutet er es auch uns. In den Worten des Engels begegnet uns so etwas wie eine Kurzfassung des gesamten Evangeliums, der ganzen Botschaft der Kirche, die eine gute, eine frohe Botschaft ist, wie es das griechische Wort „euangelion“ zum Ausdruck bringt. Das in der Botschaft des Engels berichtete Geschehen ist der Anfang der Kirche und des Christentums.

„Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr“. Wir können diese Botschaft nicht recht verstehen, wenn wir nicht ihre Vorgeschichte mit einbeziehen: Die Geschichte von der Verlorenheit des Menschen in der Sünde und von der Verheißung der Erlösung durch Gott, die das ganze Alte Testament durchzieht. Mit einbeziehen müssen wir aber auch die Nachgeschichte, das, was die Erlösung des Näheren bewirkt hat, den Kreuzweg des Kindes von Bethlehem, seinen Tod und seine Auferstehung.

In der Botschaft von der Geburt des Heilandes, der Christus, der Herr, genannt wird, haben wir gewissermaßen die Klammer zwischen der alttestamentlichen und der neutestamentlichen Heilsgeschichte.

Der Heiland ist der Heilbringer. Dieser aber ist nicht ein gewöhnlicher Mensch, sondern er ist der Herr. Das heißt: Er sprengt die Fesseln unseres Menschseins, er ist nicht nur ein Mensch, sondern zugleich Gott, identisch mit dem unsagbaren Geheimnis, durch das alles seinen Bestand hat und das einem jeden von uns sein Dasein verleiht.

Der Begriff „Herr“ war für die Menschen des späten Alten Testaments die gängige Bezeichnung für Gott, dessen Namen „Jahwe“ sie zwar niederschrieben, aus übergroßer Ehrfurcht aber nicht auszusprechen wagten. Sie schrieben den Gottesnamen, lasen aber der Herr. So war es auch zurzeit Jesu in Israel. Von daher ist es nicht verwunderlich, wenn man schon bald nach dem Tod und nach der Auferstehung des Heilandes in Rom und in Griechenland und in Kleinasien konsequent und unbeugsam verkündete: Christus ist der Herr! und ebenso konsequent und unbeugsam bekannte: In ihm hat Gott selber die Menschheit heimgesucht.

Die Weihnachtsbotschaft, die der Engel den Hirten verkündete, enthält somit zwei Gedanken: Gott erlöst uns, er rettet uns aus der Verlorenheit der Sünde, dieses Drama beginnt in jener Nacht, die wir die heilige Nacht nennen, und der, durch den die Rettung kam, er war Gott, Gott in der Gestalt eines armen Kindes.

Diese Botschaft wird den Hirten verkündet, Menschen ohne Obdach, die unter freiem Himmel die Nacht verbringen, einfachen Menschen, die nicht mit Gütern gesegnet sind. Ihnen gilt diese Botschaft zuerst, nicht allein, aber in erster Linie, den anderen, also auch uns, die wir nicht die Armut der Hirten teilen, gilt sie nur dann, wenn wir uns das Denken und das Fühlen dieser einfachen Menschen bewahrt haben oder wenn wir uns dieses Denken und Fühlen zu Eigen machen. Ist es anders, können wir sie gar nicht verstehen, diese Botschaft. Uns gilt die Botschaft nur dann, wenn wir demütig geblieben sind oder wenn wir demütig werden und wenn wir uns die Fähigkeit bewahrt haben oder neu erwerben, in Demut staunen zu können und wenn wir nicht vergessen haben, dass alles Leid der Welt und alle Not der Zeit in der Sünde wurzelt, in der Trennung des Menschen von Gott, im Hochmut und in der Selbstgefälligkeit der Kreatur, die sich gegen ihren Schöpfer stellt und die sich seiner Autorität entzieht.

Schon an dieser Stelle muss uns klar werden, dass viele Menschen heute zwar Weihnachten feiern - wer würde schon auf ein Fest verzichten -, dass ihr Feiern aber der Grundlage entbehrt. Deshalb ist es ein So-tun-als-ob, ein frommes oder auch gar nicht mehr frommes Theaterspiel, ein Betrug vor sich selbst und vor anderen. Und wir müssen davon ausgehen, dass der heutige Festtag nicht selten auch bei Kirchenleuten, bei Priestern und Laien im kirchlichen Dienst, sein Fundament verloren hat und nicht mehr

ist als die Erinnerung an einen alten Mythos, von dem sie bestenfalls hoffen, dass er wahr ist.

Es kommt hinzu: Was soll die Erlösung, wenn es keine Ursünde gibt und wenn die Sünde nicht das entscheidende Problem der Menschheit ist, die Sünde und die immer neue Bekehrung. Dass dem so ist, wer realisiert das noch? Viele von denen, die sich stolz zu den Intellektuellen zählen, realisieren das schon lange nicht mehr.

Das Kind von Bethlehem ist nur dann für uns gekommen als der Heiland, als der Retter, wenn wir uns unserer Sündigkeit bewusst werden, wenn wir allen Hochmut und alle Selbstgefälligkeit abwerfen und so den Weg Gottes bejahen können, bei dem sich die Macht in der Ohnmacht verbirgt.

Wer die Erlösung nicht glaubt, der kann ihrer nicht teilhaftig werden. Es kommt noch hinzu, dass das Kind von Bethlehem nur dann der Retter für unsere Welt und für unser Leben ist, wenn wir uns von Gott den Weg zeigen zu lassen bereit sind, wenn wir nicht tun, was uns passt, wenn wir nicht leben, wie es uns Spaß macht oder, sagen wir es mit anderen Worten, wenn wir uns nicht dem Diktat der Massenmedien beugen, dem Diktat der Mode, dem Sog des „man sagt“ und dem Sog des „man tut“.

Das „Euch“ der Engelsbotschaft spricht uns nur dann an, wenn wir nicht längst kapituliert haben vor der Lüge und vor dem „Evangelium der Lust“, vor dem „Evangelium des Hedonismus“ - so sagt man es auch - das heute viel mehr und viel einsatzfreudigere Missionare hat als das Evangelium der Wahrheit.

In dem kleinen Kind von Bethlehem rettet uns Gott selber. Das ist der zweite Gedanke, den die Botschaft des Engels von Bethlehem enthält, ein unbegreifliches Geheimnis: Gott wird ein Mensch, und er rettet uns in diesem Geheimnis. Er tut das aber nur dann, wenn wir ihn gläubig darin aufnehmen.

Nicht nur damals wandten sich viele ab, nicht nur damals ließen viele den Gottmenschen gleichsam draußen vor der Tür stehen. So ist es auch heute, auch heute empfinden nicht wenige das Geheimnis der Menschwerdung Gottes als eine Zumutung, heute mehr noch, so möchte man meinen, als in der Jahrhunderte langen Geschichte des Christen-

tums.

Die Zahl derer ist im Wachsen begriffen, die in dem, dessen Geburt wir in der Heiligen Nacht feiern, wohl einen großen Menschen sehen wollen, nicht aber Gott selbst. Wenn er aber nur ein großer Mensch ist, dann ist auch seine Kirche nicht mehr als ein Verein. Auch das meinen heute - konsequenterweise - viele, zuweilen gar auch Amtsträger, Priester und Bischöfe. So scheint es jedenfalls. Die Verwirrung ist groß geworden.

Bleiben wir an diesem Punkt stehen, sehen wir in dem, der in Bethlehem geboren wurde, nur einen großen Menschen, tun wir das mit Einsicht und in Freiheit, dann nehmen wir ihn nicht auf, dann ist er für uns umsonst gekommen. Wenn wir ihn aber als den Sohn Gottes aufnehmen, dann sind wir in Pflicht genommen durch ihn. Dann müssen er und seine Kirche der Maßstab unseres Lebens sein. Dann kann kein noch so heftiges Begehren, dann kann keine Weisheit dieser Welt, an die Stelle seines Wortes treten. Daher bedeutet diese Aufnahme nicht selten die Feindschaft der Welt, ja, die Feindschaft des eigenen Ich mit seinen ungeordneten Wünschen und das Brechen mit lieb gewordenen Gewohnheiten. Wer sich Gott zuwendet, muss sich von der gottwidrigen Welt abwenden.

Das Kind von Bethlehem ist nicht nur eine süße Idylle. Das ist es auch, aber es ist mehr noch. Es ruft in die Krisis, es fordert uns gänzlich, in einer Entscheidung auf Leben und Tod. Der fromme Dichter Angelus Silesius (+ 1677) drückt das so aus: „Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren und nicht in dir, du bleibst noch ewiglich verloren“ (Cherubinischer Wandersmann, I. Buch, Frankfurt/M. 1948, 9).

Die Botschaft des Engels von Bethlehem ist ein Kompendium des Christentums, sie ist ein Kompendium der Botschaft der Kirche. Sie gilt uns allen als eine Botschaft der Freude, sofern wir um die Not der Sünde wissen und demütig von Gott das Heil erwarten, sofern wir uns abwenden von unserem Hochmut und von unserer Selbstgefälligkeit und demütig die Botschaft von der Erlösung vernehmen. Hinzukommt: Das Kind von Bethlehem, der Heiland der Welt, ist der Herr. Er ist Gott, der Sohn des ewigen Vaters. Nehmen wir ihn auf, nicht als einen großen Menschen, sondern als den Mensch gewordenen Sohn des ewigen Vaters, dann wird er uns einst ein gnädiger Richter sein, denn der, der in Armut und unscheinbar gekommen ist, der in seinem Tod die konsequente

Ablehnung des Menschen auf sich genommen hat, er wird in Herrlichkeit wiederkommen am Ende als der Richter der Welt. Die Botschaft der Heiligen Nacht steht im Zeichen der Freude. Aber diese Freude ist nicht gratis, sie kostet uns die Entscheidung, den Einsatz unserer ganzen Person für das Mysterium der Menschwerdung Gottes. Darum wird der Weihnachtsfriede nur denen verkündet, die guten Willens sind. Stets geht die wahre Freude aus Schmerzen und Leiden hervor.

Fest des heiligen Stephanus (2. Weihnachtsfeiertag)

„Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden“

Der heilige Augustinus hat vor 1500 Jahren das Geheimnis der Menschwerdung Gottes mit einem kühnen Satz gedeutet, wenn er in seinem Psalmenkommentar erklärt hat: „Gott wurde ein Mensch, damit der Mensch Gott werden könnte, somit sind wir Menschen Götter geworden“ (In Psalm. 49, 2). Damit knüpft er an eine bedeutende Aussage des 2. Petrusbriefes an, in der es heißt, dass wir Menschen durch die Erlösung der göttlichen Natur teilhaftig geworden sind (2 Petr 1, 4). In einer Weihnachtspredigt wiederholt der heilige Augustinus diesen Gedanken, wenn er bemerkt: „Gott will dich zum Gott machen. Denn Gott wurde von einer menschlichen Mutter geboren, damit wir aus Gott geboren werden könnten“ (Hom. 189, 3). In diesem Sinne nennt er die Menschwerdung Gottes einen wunderbaren Tausch. Von diesem wunderbaren Tausch ist immer wieder die Rede bei den Kirchenvätern. Gott wurde ein Menschenkind, so stellen sie fest, damit wir Gotteskinder werden könnten. Sie variieren damit einen Gedanken aus dem Weihnachtsevangelium des Johannes-Evangelisten: „Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden“. Der wunderbare Tausch ist eines der Grundmotive der Weihnachtsliturgie. Im Gabengebet der Heiligen Nacht beten wir: „Allmächtiger Gott, in dieser heiligen Nacht bringen wir dir unsere Gaben dar. Nimm sie an und gib, dass wir durch den wunderbaren Tausch deinem Sohn gleich gestaltet werden, in dem unsere menschliche Natur mit deinem göttlichen Wesen vereint ist“.

Von der Gnade der Gotteskindschaft ist oft die Rede in der Heiligen Schrift, davon, dass Gott ein Menschenkind geworden ist, damit wir Gotteskinder werden könnten. Unsere

Gotteskindschaft ist das innerste Geheimnis unserer Erlösung. Durch die Zuwendung Gottes zum Menschen wurden wir, die wir Knechte waren, Söhne und Töchter Gottes, nicht im Sinne einer Adoption, die ist nämlich nur rechtlicher Natur, sondern im Sinne einer Verwandlung, im Sinne einer neuen Geburt. Das begann in der Menschwerdung Gottes. Sie ist der erste Schritt zur Erlösung des Menschen.

Gott wollte uns in seine Familie aufnehmen, er wollte vertrauten Umgang mit uns pflegen. Dazu musste er den unendlichen Abstand zwischen ihm und uns aufheben, dazu musste er uns erheben, musste er uns zu sich emporziehen und uns an seinem göttlichen Leben Anteil geben.

Wollte der Mensch etwa mit dem Tier wirkliche Gemeinschaft haben, so müsste er ihm eine menschliche Natur schenken, was natürlich nicht möglich ist. Der Mensch kann den Abstand zwischen sich und den Tier nicht aufheben. Was der Mensch aber nicht kann, Gott kann es. Wirkliche Gemeinschaft kann der Mensch nur mit Gott haben, wenn dieser ihm eine göttliche Natur schenkt, wenn dieser ihn teilhaben lässt an seinem göttlichen Leben. Das aber kann Gott, und das hat er getan. Die göttliche Natur, die Voraussetzung für unsere Gotteskindschaft, oder das göttliche Leben in uns nennen wir auch die heiligmachende Gnade. Gott wurde ein Mensch, damit der Mensch vergöttlicht werde. Das ist gemeint mit dem wunderbaren Tausch.

Gott kam zu uns, um uns zu erlösen, um uns an Kindes Statt anzunehmen, um uns der göttlichen Natur teilhaftig zu machen, um uns das göttliche Leben zu schenken. Unter diesem Aspekt kann der heilige Augustinus den Erlösten zurufen: Ihr seid nicht mehr Menschen, sondern Götter. Das ist hyperbolisch gemeint, da wird ein richtiger Gedanken überspitzt, um unsere Aufmerksamkeit zu wecken. Ein beredter Ausdruck unserer Gotteskindschaft ist die Vateranrede gegenüber Gott, die Jesus uns zu verwenden gelehrt hat.

Allein, die heiligmachende Gnade, das göttliche Leben, das uns in der Taufe zugewendet wird, ist nicht ein unverlierbarer Besitz für uns. Es geht verloren in der schweren Sünde. Wir können es nur erhalten und bewahren, wenn wir, allgemein gesprochen, den Mensch gewordenen Gott aufnehmen, nicht nur in Worten, sondern auch in Taten. Der uns ohne uns erlöst hat, er wollte uns nicht ohne uns retten, so betont der heilige Augustinus (Sermo 169, 11, 13). Gott hat uns die Freiheit gegeben, und er erspart uns nicht

ihren Gebrauch. Damit wir das göttliche Leben wiedergewinnen können, wenn wir es verloren haben, deswegen hat uns Christus das Bußsakrament geschenkt. Da wir dieses Sakrament aber nun einmal haben, dient es uns auch zur Vertiefung und Ausweitung dieses Lebens.

Bewahren können wir es nur dann, das göttliche Leben, wenn wir jeden Tag aufs Neue das Kind von Bethlehem, den Herrscher über Himmel und Erde, den verborgenen Gott in dem Sinne aufnehmen, dass er prägend und bestimmend ist für unser Leben. Dabei gilt, dass wir nur dann Gott mit Recht unseren Vater nennen dürfen, wenn wir im Besitz des göttlichen Lebens sind.

Daher ist es ungenau, wenn wir, wie es oft geschieht, sagen: Alle Menschen sind Kinder Gottes. Richtiger muss es heißen: Alle Menschen sollen Gottes Kinder sein, oder sie sollen es werden. Ob sie es sind, das weiß Gott allein.

Ob wir selber in der Gnade leben, das wissen wir. Das muss unsere erste Sorge sein. Die Heilige Schrift spricht von dem „einen Notwendigen“ (Lk 10, 42). Bewahren wir diese Gnade bis zu letzten Stunde, wird sie uns zur Grundlage des ewigen Lebens.

Papst Leo der Große - er lebte um die Mitte des 5. Jahrhunderts, er war ein jüngerer Zeitgenosse des heiligen Augustinus - sagt in einer Weihnachtspredigt, die uns überkommen ist: Wo der Geburtstag des Lebens gefeiert wird, da ist kein Raum für Traurigkeit (Sermo 1, 1). Weihnachten ist der Geburtstag des göttlichen Lebens in uns, das uns in der Taufe zum ersten Mal geschenkt wurde und das uns im Bußsakrament erneut zuteil wird. Wenn wir es im Leben bewahren und mit ihm die Schwelle des Todes überschreiten, führt es uns in die selige Gemeinschaft mit Gott.

Wenn wir das göttliche Leben in uns tragen, ist der Tod entmachtet, wie das uns eindrucksvoll im Sterben des ersten Märtyrers der Kirche, des heiligen Stephanus, vor Augen geführt wird. Von ihm heißt es deshalb: Er entschlief im Herrn (Apg 7, 60). Können wir uns etwas Besseres wünschen?

In der Gnade der Gotteskindschaft zu sterben, darauf muss unser Bemühen ein Leben lang gerichtet sein. Von Kindesbeinen an wurden wir gelehrt, im Ave Maria täglich um

eine gute Sterbestunde zu beten. Unter diesem Aspekt verehren wir den heiligen Joseph als den Patron der Sterbenden.

Fest der Heiligen Familie

„Über alles habt die Liebe, sie ist das Band der Vollkommenheit“

Der Sohn Gottes wird in eine Familie hineingeboren. Und von den dreiunddreißig Jahren seines irdischen Lebens verbringt er in ihr dreißig Jahre, sein sprichwörtlich verborgenes Leben in Nazareth. In diesen Jahren ist er, das betont das Lukas-Evangelium, seinen menschlichen Eltern gehorsam. „Er war ihnen untertan“, heißt es da (Lk 2, 51). Das ist schon beinahe alles, was wir aus dieser Zeit erfahren. Aber wir gehen nicht fehl, wenn wir davon ausgehen, dass das Leben der Heiligen Familie geprägt war vom Gebet und von selbstlosem Miteinander.

Gott musste nicht diesen Weg wählen. Er hätte auch als erwachsener Mensch in diese Welt eintreten können, um seine Mission zu erfüllen. So hätte es sich unsere menschliche Phantasie vielleicht erdacht, so hätte sich die Menschwerdung Gottes vielleicht im Mythos dargestellt. Allein, der wirkliche Gott, er geht oft ganz andere Wege, als wir es erwarten.

Indem Gott den Weg in diese Welt über eine Familie gewählt hat, hat er die Familie als Institution, die er selber begründet hat am Anfang der Menschheit, in spezifischer Weise geheiligt und uns ein Beispiel gegeben, das heißt: hat er uns gezeigt, dass und wie wir in ihr leben sollen. Die Familie von Nazareth sollte nach dem Willen Gottes künftighin idealer Weise das Modell aller Familien und, mehr noch, aller Gemeinschaften der Menschen sein.

Die Bedeutung die Familie für die Kirche und für das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen hat im 19. Jahrhundert mit besonderer Klarheit der selige Adolf Kolping (+ 1865) erkannt, wenn er die gesunde Familie als das Zentrum seiner genialen priesterlichen Tätigkeit bei den jungen Menschen betrachtet hat. Er hat das kühne Wort geprägt: „Die Rettung des Menschengeschlechtes fängt an bei der Familie“. So konnte er sprechen, weil er wusste, dass, wenn die Familie intakt ist, der Staat und die Gesell-

schaft im Lot sind, und dass die Familie der Hort der Freiheit und der Menschlichkeit ist. Heute ist sie in eine tiefe Krise hineingeraten, die Familie, heute unterliegt sie einem verhängnisvollen Auflösungsprozess, in unserem Land, aber auch in vielen anderen Ländern. Auf der einen Seite zerfällt sie, auf der anderen Seite wird sie bewusst zerstört. Jene, die die Familie bewusst zerstören, sehen in diesem Zerstörungswerk ein wirksames Mittel, eine neue Gesellschaftsordnung herbeizuführen, auf der Basis des Marxismus oder auf der Basis des New Age, wobei diese zwei Konzeptionen im Grunde gar nicht so weit aus-einander liegen. Man weiß in diesen Kreisen, welche grundlegende Bedeutung die Familie, die Keimzelle der menschlichen Gesellschaft, als Urgemeinschaft für den Staat, für die Gesellschaft und auch für die Kirche hat und welche unausdenkbaren Folgen es hat, wenn sie zerstört wird. Mit Hilfe der Zerstörung der Familie will man eine alte, angeblich überholte Gesellschaft niederreißen, um eine neue, eine vermeintlich bessere, an ihre Stelle zu setzen. Die Mittel, die man einsetzt, sind vor allem die Sexualisierung des öffentlichen Lebens, die Verführung der Jugend bereits im Kindesalter, die so genannte Konfliktpädagogik, die aufdringliche Homo - Ideologie und die, wie man es nennt, Alternativmodelle zur Ehe. Viele machen mit, denn das Programm ist attraktiv, auch für solche, die die Ideologie der Drahtzieher nicht bejahen. Sie machen mit, weil sie nicht tiefer nachdenken oder weil sie nicht mehr im Christentum verwurzelt sind.

Zeichen des verhängnisvollen Niedergangs der Ehe sind die Häufigkeit und die Propagierung von Ehescheidung, eheloses Zusammenleben der Geschlechter, voreheliche Beziehungen, Kinderfeindlichkeit und Abtreibung. Faktisch erleben wir es, dass einerseits die Zahl der Ehescheidungen größer ist als je zuvor und dass andererseits die Zahl derer ins Ungemessene wächst, die erst gar keine Ehe mehr eingehen. Die Krise der Familie, egal, ob sie sich natürlicherweise entwickelt hat, oder ob sie künstlich herbeigeführt worden ist, sie ist im Grunde eine Katastrophe.

Es gibt kaum eine Familie, die heranwachsende Kinder hat, die das nicht in irgendeiner Weise leidvoll zu spüren bekommt. Auflehnung gegen die Eltern, Abwendung von der Familie, Missachtung der ethischen und religiösen Werte, die den Eltern heilig sind, das alles sind alltägliche Erscheinungen geworden.

Über die Krise der Familie braucht man sich nicht zu wundern, wenn man es registriert,

dass Gott heute immer mehr aus der Öffentlichkeit vertrieben wird. Wo Gott nichts mehr zu sagen hat, da gehen alle Maßstäbe verloren, da geht auch die Familie zugrunde, notwendigerweise, da können aber auch mit Leichtigkeit jene das Heft an sich reißen, die es auf bewusst die Zerstörung der Familie abgesehen haben. Deshalb legt man ungestraft Hand an das ungeborene menschliche Leben, deshalb zählen die alten Leute nur noch wenig in der öffentlichen Meinung, deshalb wird der Mensch zynisch manipuliert in den Massenmedien und in der Reklame, deshalb ist die öffentliche Schamlosigkeit kaum noch zu steigern und deshalb wird die Menschenwürde in immer neuen Variationen mit Füßen getreten. Deshalb wird durch die Konflikttheorie und durch die Emanzipationsideologie der Gesellschaftsveränderer die Saat des Unfriedens in die Familien hineingetragen, wobei man sich nicht selten der Schulbücher oder der außerschulischen Jugendarbeit bedient, ja, wobei man zuweilen gar die kirchliche Jugendarbeit in Dienst nimmt.

Daraus folgt, dass es ungerecht wäre, würde man den Eltern die Hauptschuld an der Misere der Familie zuschreiben. In Einzelfällen mag das zutreffen, aber nicht allgemein. Im Allgemeinen ist es die öffentliche Atmosphäre, die sich hier auswirkt. Weithin ist die Luft vergiftet, die wir einatmen.

Aber was ist da zu tun? Das ist hier die Frage. Wenn das Auto ins Schleudern kommt, darf man nicht die Nerven verlieren, dann muss man vielmehr geduldig und umsichtig gegensteuern. Das heißt: Wenn wir gläubige Christen sind, müssen wir den Mut haben, uns gegen den Ungeist der Zeit zu stellen und ihn in seiner Hohlheit und Verlogenheit zu entlarven, auch wenn er sich fortschrittlich gebärdet. Das Leitbild für unsere Familien ist die Familie von Nazareth. Darum müssen Liebe und Gehorsam das Gesetz unserer Familien sein, Liebe, wie sie die (zweite) Lesung heute beschreibt, und Gehorsam, wie Christus ihn in seinen Erdentagen uns vorgelebt hat, als Gehorsam gegenüber seinen irdischen Eltern und gegenüber dem Willen seines himmlischen Vaters.

Zur Liebe gehört aber das Opfer. Das dürfen wir nicht vergessen. In einer Familie, die nur dem Vergnügen lebt, kann sich keine Liebe entfalten. Eine solche Familie wird zu einem Nebeneinander von Egoisten, in ihr nehmen die Spannungen überhand, notwendigerweise. Darum muss das Opfer ein wichtiger Faktor der Erziehung sein, und zwar von Anfang an.

Die Liebe und der Gehorsam müssen ergänzt werden durch die Gegenwart Christi in unseren Familien. Auch davon spricht die (zweite) Lesung. Psalmen, Hymnen und geistliche Lieder sind wichtiger als das tägliche Brot, vor allem sind sie wichtiger als das Fernsehen, das nicht selten das Familiengebet und darüber hinaus die Familiengemeinschaft zerstört.

Das Gebet führt die Familie zusammen wie kein anderes Mittel, auch in späteren Jahren, wenn die Kinder bereits auf eigenen Füßen stehen. Das Gebet ist aber auch das Mittel, das den Eltern eine verlorene Tochter oder einen verlorenen Sohn zurückbringt. So war es bei Monika, der Mutter des Augustinus, der vor über 1500 Jahren dank der Tränen und des Gebetes seiner Mutter nach vielen Irrwegen ein Heiliger und einer der größten Lehrer der Kirche geworden ist.

Geordnete und gesunde Familien sind eine Frage, die uns alle angeht. Wo die Familie zerstört wird, da wird der Mensch in seinem Menschsein zerstört und zugrunde gerichtet. In dem Bemühen um die Familie geht es um die Rettung des Menschen, damit aber um eine menschliche Zukunft für alle. Es gibt keine grundlegendere Aufgabe für den Einzelnen wie auch für die Kirche als den Einsatz für die Familie. Sie ist eine echte Gewissensfrage. Es gilt, dass wir dem Ungeist der Zeit gegensteuern und dass wir uns für eine gute familienfreundliche Atmosphäre einsetzen. Stets bauen die Tyrannen auf die Zerstörung der Familie, und die Zerstörung der Familie führt letztlich stets in die Tyrannei. Unsere Hoffnung ist die Heilige Familie von Nazareth. Die tragenden Säulen der intakten Familie, der Familie, die sich an der Familie von Nazareth orientiert, sind Liebe und Gehorsam und vor allem die Gottesfurcht und das Gebet.

Hochfest der Gottesmutterchaft Mariens (Neujahrstag)

„Lehre uns, unsere Tage zu zählen, damit wir ein weises Herz gewinnen“

Während heute in aller Welt der erste Tag des neuen Jahres 2009 begangen wird, feiern

wir in der Kirche den 8. Tag des Weihnachtsfestes, begehen wir das Weihnachtsfest gleichsam noch ein zweites Mal. Dieses Mal feiern wir es jedoch unter einem anderen Aspekt: Während vor einer Woche das göttliche Kind im Vordergrund stand, geht es heute mehr um die Mutter dieses Kindes. Über beide Inhalte dieses Tages wollen wir nachdenken heute Morgen, über den weltlichen und über den religiösen Inhalt dieses Tages. Dabei ist indessen, wie wir sehen werden, auch der weltliche Inhalt letztlich religiöser Natur.

Von heute an schreiben wir nicht mehr 2008, sondern 2009. Das Jahr 2008 ist zu Ende. Es kommt nie mehr wieder. Endgültig gehört es der Vergangenheit an. Wie das Jahr 2008 nun für immer der Vergangenheit angehört, so werden auch wir mit unserem menschlichen Dasein einmal der Vergangenheit angehören, endgültig, ein jeder von uns. Und einmal beginnt jeder von uns sein letztes Jahr. Dabei weiß niemand, ob das letzte Jahr für ihn nicht schon heute beginnt, ob auf seinem Grabstein einmal das Jahr 2009 oder ein anderes vermerkt sein wird. Unser Leben geht einmal zu Ende, unwiderruflich. Der Tod ist gewiss, die Zeit ist kurz, und die Ewigkeit ist lang. Wir leben nur einmal. Und es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann (vgl. Joh 9, 4).

Darum muss der Beginn des neuen Jahres uns nachdenklich machen. Der Beginn eines jeden neuen Jahres muss uns nachdenklich machen. In 90. Psalm beten wir: „Herr, lehre uns, unsere Tage zu zählen, damit wir ein weises Herz gewinnen“ (Ps 90, 12). Wir tun gut daran und verhalten uns recht, wenn wir unsere Vergänglichkeit immer vor Augen haben und dabei vor allem die Gewissheit des Dass und die Ungewissheit des Wann unseres Endes bedenken, damit wir weise werden, damit aber auch wachsam. Weise ist man nicht, wenn man viel weiß, sondern wenn man weiß, worauf es ankommt im Leben.

Unsere Öffentlichkeit - zuweilen folgt ihr darin auch gar die kirchliche Öffentlichkeit, nachdem man sich zur Welt und zum Menschen, wie man sagt, bekehrt hat -, unsere Öffentlichkeit müht sich erfolgreich, uns den Gedanken an unsere Vergänglichkeit vergessen zu machen. Sie tut damit genau das, was die Heilige Schrift immer wieder verkündet und wovor sie uns immer wieder gewarnt hat. Die Gottlosen verabscheuen nichts mehr als das Nachdenken, sie verabscheuen nichts mehr, als über die Vergänglichkeit unserer Welt nachzudenken.

Es ist töricht zu sagen: Ich bin noch jung! Ich habe noch Zeit! Auch junge Menschen können sterben und die Reihenfolge richtet sich nicht immer nach der Anzahl der Lebensjahre. Und zuweilen können auch sehr alte Leute lange auf den Tod warten. Wir wissen: Nicht selten kommt der Tod unverhofft. Aber wenn er kommt, so folgt ihm das Gericht. Das ist so sicher, wie das Amen am Ende des Vaterunsers.

Daher leben wir, wenn wir weise sind, verantwortlich, nehmen wir unsere Verantwortung wahr, die wir haben vor Gott und vor den Menschen und vor uns selber. Eigentlich muss unsere Rechnung jeden Abend stimmen, weil das Ende ungewiss ist. Wie ein kluger Kaufmann, so sollten wir jeden Abend die Bilanz machen.

Gott ist barmherzig, gewiss. Aber er ist auch gerecht. Er belohnt das Gute, und er bestraft das Böse. Gott belohnt das Gute, und er bestraft das Böse: Diese elementare Glaubenswahrheit muss heute nachdrücklich betont werden, weil sie wohlweislich von den professionellen Lehrern des Glaubens vielfach unterschlagen wird, wohlweislich, weil sie die Zustimmung der Menschen wollen, weil sie Anerkennung wollen und nicht als weltfremd bezeichnet werden wollen.

Im Blick auf die Ewigkeit müssen an erster Stelle unsere Pflichten gegen Gott stehen, die täglichen Gebete und die Heiligung des Sonntags. Das Sprichwort sagt: „Wie dein Sonntag, so dein Sterbetag“. Wenn wir Gott die Ehre geben, dann werden wir uns auch recht zu verhalten wissen gegenüber seinen Geschöpfen und gegenüber seiner Schöpfung.

Das neue Jahr, an dessen Anfang wir nun stehen, und überhaupt die Abfolge der Jahre, in der uns, wenn wir nachdenken, unsere Vergänglichkeit zum Bewusstsein kommt, sollte uns, muss uns und darf uns aber auch mit Vertrauen erfüllen. Wir dürfen Gott unseren Vater nennen. Gott führt uns, wenn wir uns seiner Führung anvertrauen. Er bewahrt uns vor Schaden, vor allem Schaden, wenn wir auf ihn hoffen und seine Gebote achten und erfüllen. Vor allem hilft er uns dann, dass wir den Prüfungen gewachsen sind, die über uns kommen.

Im Rückblick auf das vergangene Jahr dürfen wir es aber auch nicht unterlassen, Gott

zu danken für das Gute, das wir von ihm empfangen haben. „Jede gute Gabe steigt herab vom Vater der Lichter“, heißt es im Jakobusbrief (Jak 1, 17).

Dabei erweist sich bei tieferem Nachdenken vieles als gut, das wir zunächst anders beurteilen, und es erweist sich bei tieferem Nachdenken, dass wir vieles als selbstverständlich nehmen, was durchaus nicht selbstverständlich ist. Allein schon die Tatsache, dass wir diese Stunde erleben, ist ein Geschenk.

Wir beginnen das bürgerliche Jahr am Oktavtag von Weihnachten mit dem Hochfest der Mutterschaft Mariens. Wir feiern an diesem Festtag die Geburt des Sohnes Gottes im Fleisch durch eine menschliche Mutter und richten den Blick auf die Mutter des göttlichen Kindes von Bethlehem. Sie, die Mutter des göttlichen Kindes von Bethlehem, ist zugleich die Mutter der Kirche und die Mutter eines jeden von uns. Sie ist die Mutter des fortlebenden Christus und all jener, die zu Christus gehören. Seit 2000 Jahren wird sie in der Kirche verehrt. Die Verehrung Mariens ist ein bedeutendes Kapital für die Kirche. Es sind nicht wenige Konvertiten, die von der Marienverehrung her den Anstoß erhielten, katholisch zu werden, die heute zurückbleiben, weil sich auch hier die Kirche in ungesunden Extremen darstellt, wenn die einen die Marienverehrung vollständig ablehnen und die anderen sie in abergläubischen Praktiken verwirklichen.

Die gesunde Verehrung Mariens macht den Glauben der Kirche gemüthhaft, sie unterstreicht seine Erlebnisqualität, sie nimmt ihm das Abstrakte und das Theoretische und erweist sich dem, der sich um sie bemüht, als eine wunderbare Antwort auf die tiefste Sehnsucht unseres menschlichen Herzens.

In der Marienverehrung, im Blick auf Maria, finden wir Geborgenheit im Glauben und in der Kirche. Wenn wir in Maria unsere Mutter erkennen und sie im Gebet verehren, so können wir zuversichtlich nicht nur durch dieses neue Jahr, sondern durch alle Jahre unseres Lebens hindurchgehen, die Gott uns schenkt. An der Hand der Mutter braucht sich das Kind nicht zu fürchten.

Maria bereitet uns, wie es in einem alten marianischen Hymnus heißt, den sicheren Weg. Wenn wir mit ihr Gemeinschaft haben, brauchen wir uns nicht zu fürchten, mag

die Zukunft, der wir entgegengehen, auch noch so unsicher sein. Und sie ist unsicher, das dürfen wir uns nicht verhehlen, politisch, wirtschaftlich, gesellschaftlich und auch kirchlich. Rosig ist sie nicht, unsere Zukunft, deshalb nicht, weil Gott immer mehr aus dem Herzen der Menschen entschwindet. Das ist der tiefere Grund für die Unsicherheit, die unser Leben heute bestimmt. Eine Welt ohne Gott wird zur Hölle für die Menschen. Sie befreit den Menschen nicht, wie man oft behauptet, sondern sie versklavt ihn. Der Teufel ist immer totalitär und intolerant, was er freilich stets verschleiert, wie er überhaupt und in allem von der Lüge lebt und deshalb stets an der Lüge erkennbar ist, an der verschleierte Lüge.

In dieser Stunde, da wir an der Schwelle eines neuen bürgerlichen Jahres stehen, kommt uns unsere Vergänglichkeit zum Bewusstsein, werden wir daran erinnert, dass wir verantwortlich und wachsam zu leben haben, dass wir aber gleichzeitig auch vertrauensvoll unsere Sorgen auf den Herrn werfen dürfen, der mit uns ist, wenn wir ihn nicht verlassen. In dieser Stunde werden wir auch daran erinnert, dass wir es nicht unterlassen dürfen, dankbar die Wohltaten Gottes zu preisen.

Das neue Jahr, das wir heute beginnen, gereicht uns zum Segen, wenn wir es an der Hand der Mutter Jesu beginnen, wenn wir uns mit ihr verbünden und alle Tage auf sie schauen, ihr Beispiel nachahmen und uns unter ihren Schutzmantel begeben.

Die Ehre der Mutter ist die Ehre des Sohnes: Wer sie ehrt, ehrt den Sohn. Durch die Gnade Gottes wurde sie das höchste aller Geschöpfe, und sie steht ganz im göttlichen Licht. Wenn sie mit uns ist, so ist Gott mit uns. Per Mariam ad Jesu. Maria führt uns zu ihrem Sohn.

2. Sonntag nach Weihnachten

**„Das Wort war das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet,
der in diese Welt kommt“**

Den Geburtstag des Erlösers feiern wir in der Zeit der langen Nächte und der kurzen Tage, in jener Jahreszeit, in der man im heidnischen Rom einst dem unbesiegtten Sonnengott, dem „Sol invictus“, dem Gott des Lichtes, huldigte. Darum steht die Weihnachtszeit ganz im Zeichen des Lichtes, darum zünden wir in dieser Zeit immer neue Lichter an. Dabei gehört zum Weihnachtsfest vor allem, mehr als zu anderen Festen, das lebendige Licht der Kerze.

Im Evangelium des heutigen Sonntags wird der in Bethlehem Geborene als das Licht der Menschen und als das Licht der Welt bezeichnet. Es wird von ihm gesagt, dass er als das Licht gekommen ist, um die Finsternis der Welt zu zerstreuen, dass viele Menschen das jedoch nicht begriffen haben, dass viele das nicht haben begreifen wollen und die Finsternis mehr geliebt haben als das Licht.

Wiederholt begegnet uns Christus in der Symbolsprache dieses Evangeliums, aber auch sonst in der Symbolsprache der Heiligen Schrift als das Licht, näherhin, im Unterschied zu den zahlreichen Irrlichtern, die in unserer Welt herumgeistern, schon seit dem Beginn der Geschichte der Menschheit, als das wahre Licht.

Das Licht hat eine doppelte Bedeutung: Es zeigt uns den Weg in der Dunkelheit, im Licht können wir die Dinge erkennen, wie sie sind, das Licht steht für die Wahrheit, für die Wirklichkeit, wie sie ist. Zugleich bedeutet es aber auch Leben, denn das Licht leuchtet nicht nur, es erwärmt auch - von daher steht es auch für die Liebe. Also: Das Licht leuchtet nicht nur, es erwärmt auch, wo aber Wärme ist, da kann sich Leben entfalten, in der Kälte gedeiht nur der Tod. Wie das Licht die Wahrheit und das Leben symbolisiert, so symbolisiert die Finsternis den Irrtum und die Lüge sowie die Kälte und den Tod.

Wenn unser Evangelium heute Christus als das Licht bezeichnet und wenn wir ihn demgemäß als die Sonne, als die wahre Sonne, bezeichnen, wird somit ausgesagt, dass er der Inbegriff der Wahrheit und des Lebens ist, dass er uns die reine Wahrheit lehrt und dass er uns das wahre Leben schenkt, dass wir somit allein in ihm die Finsternis des Geistes und der Herzen überwinden können. Die Überwindung der Finsternis des Geistes und der Herzen, das ist gerade heute von besonderer Aktualität.

Die Weihnachtskerzen und die leuchtenden Weihnachtssterne und die vielen hellen Lichter, die wir in diesen Tagen anzünden, ursprünglich sind sie gedacht als Sinnbilder für Christus, der alle Dunkelheit vertreibt, die Dunkelheit um uns und in uns, wenn wir uns ihm als dem anvertrauen, der die Finsternis unseres Geistes und unserer Herzen überwindet, alle Not der Lüge und des Irrtums, alle Kälte und alle Einsamkeit, und der uns das wahre Leben bringt. Heute haben die Lichter jedoch vielfach eine andere Bedeutung bekommen, oder - im Grunde - jede Bedeutung verloren. Denn viele sind es, die die Finsternis nicht mehr als solche erkennen, ja, die die Finsternis für das Licht und das Licht für die Finsternis halten. Ja, viele sind es, die die Lüge für die Wahrheit und den Tod für das Leben halten.

Das ist nicht ganz neu, schon vor 2000 Jahren war es so, das bringt unser Evangelium zum Ausdruck, wenn es feststellt: Das Licht kam in die Welt, aber die Welt hat es nicht erkannt (Joh 1, 9 - 11). Heute wiederholt sich diese Verblendung jedoch in einem geradezu gigantischen Ausmaß.

Verständlich ist das, denn die Wahrheit ist unbequem, die Lüge ist angenehm. Und das Leben, das Christus bringt, fordert uns, es fordert unseren ganzen Einsatz im Unterschied zu dem, was die Welt das Leben nennt.

Viele suchen daher die Scheinwahrheit und das scheinbare Leben, verschreiben sich der Lüge und verfehlen das wahre Leben. Sie verschmähen Christus und seine Kirche und setzen ihr Vertrauen auf jene, die sie hinter der Maske des Wohlwollens ins zeitliche und ewige Unglück locken.

Viele verschließen die Augen vor dem Licht der Offenbarung, das Christus ist, und erwarten das Heil von der Finsternis. Das geschieht etwa da, wo wir uns auflehnen gegen den Nachfolger des heiligen Petrus, wo wir die Botschaft der Kirche nach unserem eigenen Geschmack und nach unserem eigenen Gutdünken zurechtstutzen, wo wir mit unseren „klugen“ Einfällen die Lehre der Kirche korrigieren, wo wir die Warnungen Jesu vor der ewigen Verdammnis in den Wind schlagen, wo wir die Heiligung des Sonntags auf die leichte Schulter nehmen und das Gebot des sonntäglichen Kirchgangs nicht mehr ernst nehmen, wo wir die Gefahren des kritiklosen Fernsehens bagatellisieren, wo wir dem Fernsehschirm die Erziehung der Kinder überlassen, wo wir die Maßstäbe un-

seres Lebens von der öffentlichen Meinung, von den Meinungsmachern, her beziehen, wo wir uns die Keuschheit vor der Ehe und die Treue in der Ehe madig machen lassen, wo wir die Eucharistie entehren und wo wir die unsterbliche Geistseele des Menschen leugnen und das letzte Gericht zur Vollendung aller umdeuten.

Wir könnten die Reihe solcher Verfälschungen der Botschaft der Kirche beinahe bis ins Unendliche fortsetzen und noch viele weitere Beispiele bringen, in denen wir die Lüge an Stelle der Wahrheit und den Tod anstelle des Lebens wählen, in denen wir die Finsternis mehr lieben als das Licht, in denen wir die Dunkelheit für das Licht und das Licht für die Dunkelheit halten, in denen wir das Licht von Bethlehem nicht mehr als solches erkennen.

Nun wird manch einer sich, wenn er dieser Deutung der kirchlichen Wirklichkeit folgt, entschuldigen und erklären: Da ist doch niemand, der uns das Licht zeigt. Das ist sicherlich übertrieben, aber ganz von der Hand zu weisen ist diese Entschuldigung nicht, denn tatsächlich ist es heute oftmals so, dass die, deren Amt es ist, uns das Licht, das Christus ist, und die Wahrheit, die er uns bringt, zu zeigen, dieser Aufgabe nicht nachkommen, deshalb nicht, weil sie bequem oder weil sie verwirrt sind oder weil sie Angst haben vor den Menschen.

Dieser Zustand ist nicht ganz neu. Über einen solchen klagt schon der Kirchenvater Augustinus von Hippo, der im Jahre 430 gestorben ist, wenn er von den Mietlingen spricht, die nicht ihrer Hirtenaufgabe im Dienste des guten Hirten Christus nachkommen. Ja, Christus selber hat diesen Tatbestand bereits angesprochen.

Unsere Entschuldigung verliert jedoch an Gewicht, wenn wir daran denken, dass das Gesetz Gottes uns letztlich ins Herz geschrieben ist (vgl. Röm 2, 15). Wer sehen will, kann sehen, wer das Licht erkennen will, der kann es erkennen. Das gilt jedenfalls im Allgemeinen. Sehen und erkennen können wir allerdings nur dann, wenn wir uns nicht dem Zeitgeist und der totalen Verweltlichung unserer Zeit überantwortet haben, wenn wir uns nicht der Welt hörig gemacht und uns mit ihr identifiziert haben, wenn wir der Welt nicht gleichförmig geworden sind, wie es im Römerbrief heißt (vgl. Röm 12, 2). Mit anderen Worten: Sehen und erkennen können wir nur dann, wenn wir uns den tiefen Sinn des Jesus-Wortes klar machen, dass wir zwar in dieser Welt, dass wir aber nicht

von dieser Welt sind (Joh 15, 14; 17, 19), und wenn wir uns dieses Wort zu Eigen machen.

Nicht nur im heutigen Evangelium wird Christus als das Licht der Welt bezeichnet. Auch sonst ist das immer wieder der Fall in der Heiligen Schrift. Diese Symbolik tritt besonders an den weihnachtlichen Tagen in den liturgischen Texten hervor. Der in Bethlehem Geborene ist deshalb das Licht für uns und für die Welt, weil er uns die Wahrheit zeigt und weil er uns das Leben schenkt, das wahre Leben. In ihm und in der Botschaft seiner Kirche erkennen wir die Wahrheit und den Weg zum Leben. Dieser Weg muss uns über kurz oder lang in den Konflikt mit der Welt führen, wenigstens partiell. Das ist deshalb so, weil die Welt heftig reagiert, wo immer ihr die Maske vom Gesicht gerissen wird, wo immer ihre Finsternis als Finsternis bezeichnet wird.

Hochfest der Erscheinung des Herrn

„Wir haben seinen Stern gesehen“

Der heutige Festtag ist - geschichtlich betrachtet - ein 2. Weihnachtsfest. Das Geheimnis der Menschwerdung Gottes wird an diesem Festtag gleichsam vertieft im Blick auf jene seltsamen Männer, die aus einem fernen Land nach Bethlehem kommen, um das Kind anzubeten. Weise werden sie genannt. Deshalb, weil sie wissen, worauf es ankommt, weil sie nicht beim Vordergründigen stehen bleiben, weil sie wissen, dass wir die wichtigsten Dinge im Leben nicht mit unseren leiblichen Augen sehen, sondern mit den Augen des Geistes. Die Überlieferung bezeichnet sie als Könige. Deshalb, weil sie königliche Geschenke mit sich führen und weil sie von königlicher Gesinnung sind. Königlich ist ihr Gesinnung, weil sie nicht ihren persönlichen Vorteil und ihre eigenen Interessen suchen, sondern die Wahrheit, weil sie nicht auf ihre eigene Ehre bedacht sind, sondern auf die Ehre Gottes. Durch ihre Anbetung bekennen sie, dass das Kind von Bethlehem nicht nur zur Erlösung des Volkes Israel gekommen ist, sondern für alle Menschen, dass es der Heiland aller Völker ist. Von jeher hat man in den Weisen die Vertreter der Heidenvölker gesehen. Für uns sind sie beispielhaft, die Weisen. Das heißt: In ihnen müssen wir uns selber wiederfinden, in ihrer Gesinnung, in ihrem Denken und Handeln. Da-hin muss unser Bemühen gehen, dass wir uns wiederfinden in den

Weisen aus dem Morgenland.

Die Weisen waren von einer großen Sehnsucht nach Gott erfüllt. Sie wussten, dass unser vergängliches Leben durch den ewigen Gott von Grund auf in Frage gestellt wird. Dabei war ihnen klar, dass die Verehrung Gottes die edelste und höchste Berufung des Menschen ist, die Verehrung des wahren Gottes. Es war ihnen klar, dass der Mensch groß wird, wenn er dem Ruf Gottes folgt, dass er hingegen klein wird, wenn er Gott missachtet oder gar dessen Existenz leugnet, wenn er sich auf seine kleine irdische Welt zurückzieht.

Aber nicht nur das war ihnen klar. Sie wussten auch - davon dürfen wir ausgehen -, dass der Mensch sein Menschsein grundsätzlich in Frage stellt und dass er unmenschlich wird, wenn er von Gott abfällt.

Die Geschichte bestätigt es, dass der kulturelle Niedergang der Völker stets mit der Gottlosigkeit einherging, dass echte Leistungen der Menschen auf die Dauer nur möglich sind, wenn sie Gott fürchten, wenn sie in der Gottesfurcht leben. Wo immer die Gottesfurcht dahinschwindet, da beginnt die Verblödung. Da tritt die Torheit an ihre Stelle. Torheit aber ist schuldhaft Ignoranz.

Eine Jugend, die Gott verloren hat, die man in die Gottlosigkeit hineingestoßen hat, wird müde, resigniert, unentschlossen, wankelmütig und lasterhaft. Sie vergreist und hat keine Zukunft mehr. Und sie weiß nicht mehr recht zu leben.

Es war die Sehnsucht nach Gott, die die Weisen aus dem Morgenland umtrieb und die sie zu großen Taten beflügelte: zur Überwindung ihrer Trägheit, zu dem entschlossenen Aufbruch in die Ungewissheit einer langen Reise und zur Treue im Blick auf die große Option ihres Lebens. Dabei waren sie bereit, ihre falschen Vorstellungen zu korrigieren. Sie hatten sich den Heiland der Völker anders vorgestellt: etwa im Königspalast von Jerusalem, nicht aber als das Kind armer Leute in einem Stall am Rande eines unbedeutenden Dorfes. Gewiss waren sie ein wenig enttäuscht, für eine Weile, aber sie ließen sich nicht beirren. Sie kehrten nicht um, sondern sie orientierten sich neu. Wussten sie doch, dass Gott die Dinge oft ganz anders ordnet, als wir es erwarten, dass Gott seine Macht in dieser Welt nicht selten in der Gestalt der Ohnmacht erweist. Wussten sie

doch, dass der, der Gott sucht und ihm dienen will, unter Umständen lieb gewordene Vorstellungen aufgeben muss, dass wir Gott nicht immer dort finden, wo wir dachten, dass wir ihn finden würden, und dass sich die Selbstoffenbarung Gottes manchmal ganz anders darstellt, als wir es erwartet haben. Tatsächlich ist er zuweilen gerade dort, wo wir ihn nicht vermuteten. Wer um die Größe Gottes weiß, der wundert sich nicht, wenn Gott, die Berechnungen, die er angestellt hat, durchkreuzt. Er wird darunter leiden, eine Weile, wird diese Erfahrung dann aber als eine Prüfung annehmen in Ergebenheit und sie zum Anlass nehmen, sich in der Demut zu üben.

Die Weisen lassen sich führen, und sie erhalten am Ende den Lohn ihrer Entschlossenheit, ihres Gehorsams und ihrer Treue, die überaus große Freude, die ihnen zuteil wird, als sie das Kind anschauen und anbeten.

Wir müssen uns bemühen, dass wir uns in den Weisen wiederfinden. Ihnen und ihrer Haltung müssen wir uns angleichen.

Ihre Sehnsucht nach Gott, die Weise, wie sie ihre Trägheit überwinden, ihre Entschlossenheit, ihr Aufbruch, ihre Treue, ihr Gehorsam, ihre Demut, das alles ist beispielhaft für uns.

Wir finden den Heiland der Völker - um ihn geht es hier - heute in der universalen Kirche, die ihn verkündet, in der er fortlebt, verborgen, arm und ohnmächtig, nicht anders als damals in Bethlehem, ja, heute mehr denn je zerschunden bis zur Unkenntlichkeit, in der Agonie des Ölbergs, aber wir finden ihn, wenn wir nicht unsere Herrlichkeit suchen, sondern die Herrlichkeit Gottes, wenn wir weise sind wie die Weisen aus dem Morgenland, wenn wir uns beflügeln lassen von der Sehnsucht nach dem Größeren, nach dem Unbegreiflichen, wenn wir unsere Bequemlichkeit überwinden, wenn wir entschlossen und demütig sind, wenn wir den Stern von Bethlehem in den Zeichen der Zeit erkennen und uns aufmachen. Dann werden auch wir immer wieder einmal etwas von der überaus großen Freude verspüren, die den Weisen zuteil wurde, als sie das Ziel ihrer abenteuerlichen Pilgerreise erreicht hatten. Vor allem wird uns diese Freude dann als unvergängliche Seligkeit geschenkt, wenn wir dereinst die Schwelle des Todes überschritten haben werden.

Wer sich nicht auf den Weg macht, kommt nicht ans Ziel. Wenn wir nicht ausharren in Treue erreichen wir das Ziel nicht. Und wenn das eintritt, dann ist nicht Gott schuld. Er möchte uns alle glücklich machen. Er möchte, dass wir alle das Ziel erreichen. Er erspart uns allerdings nicht die Mühe, den Aufbruch und die Last des Weges. Das Ziel ist umso sicherer für uns, je mehr Menschen wir mitnehmen auf unserem Weg und je mehr wir anderen Wegweiser sind und ihnen als Stern voranleuchten durch unsere Lebensführung. Der Himmel fällt uns nicht in den Schoß. Wer sich nicht auf den Weg macht, kommt nicht ans Ziel. Wir müssen uns bemühen, dass wir uns in den Weisen wiederfinden. Ihnen und ihrer Haltung müssen wir uns angleichen.

Fest der Taufe des Herrn

„Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe“

Die weihnachtlichen Festtage im engeren Sinne gehen zu Ende mit dem Fest der Taufe des Herrn. Diese steht in einem inneren Zusammenhang mit dem Geheimnis der heiligen Nacht, sofern sie das tiefste Wesen Jesu hervorhebt und unterstreicht. „Dieser ist mein geliebter Sohn“, heißt es im Evangelium und in der Lesung „denn Gott war mit ihm“.

Er ist nicht ein Mensch, dieser Jesus von Nazareth, sondern der Sohn des ewigen Gottes, er ist der „Emmanuel“, der „Gott mit uns“, wie ihn der alttestamentliche Prophet Jesaja mehr als sieben Jahrhunderte zuvor angekündigt hatte (Jes 7, 14). Im Glaubensbekenntnis bekennen wir uns zu ihm mit den Worten: Er war Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott.

Wie viele Glaubenswahrheiten heute ins Rutschen gekommen sind - gelinde ausgedrückt - so ist es auch diese, eigentlich ist das schon so seit mehr als 200 Jahren, seit der Aufklärung, aber heute wird die Gottheit Jesu von immer mehr Menschen geleugnet, entweder nur praktisch oder praktisch und theoretisch. So sagt man etwa: Ein Mensch kann nicht Gott sein, und Gott kann nicht ein Mensch sein, das ist widersprüchlich. Gerade in den weihnachtlichen Tagen wird diese These immer wieder vorgebracht, in den Massenmedien per se, aber verbrämt heute auch in nicht wenigen Kirchen: Jesus - ein

einfacher Mensch, Jesus - ein Mensch wie du und ich, ein Prophet, vielleicht auch genial, aber mehr auch nicht. Sieht man die Sache so, kann man sich seinem Anspruch, seinem Beispiel und seinen Worten, auf einfache Weise entziehen. Dann braucht man sich nicht mehr selbst zu beherrschen, dann braucht man sich nicht mehr anzustrengen. Dann muss man nicht mehr gar seine Feinde lieben und gute Arbeit leisten. Dann muss man vor allem nicht mehr auf das Wort der Kirche hören, die er gestiftet hat, und kann sich eine Religion nach eigenem Geschmack zurechtbasteln.

Dass dieser Mensch Gott selber war, wie das möglich ist, letztlich können wir das nicht verstehen. Das ist ein Geheimnis. Aber der Glaube wird immer mit Geheimnissen konfrontiert, das gehört zu seinem Wesen. Was wir verstehen und durchschauen können, dafür brauchen wir keinen religiösen Glauben. Dennoch ist unser Glaube nicht Willkür. Er hat seine Gründe, und er muss sie haben. Immer hat es der Glaube mit Geheimnissen zu tun, immer und wesenhaft, aber er muss begründet sein, der Glaube, sonst ist er rein willkürlich. Ein willkürlicher Glaube aber könnte keine Tugend sein, im Gegenteil, er wäre leichtfertig und moralisch verwerflich. So ist es auch mit der grundlegenden Wahrheit von dem Mensch gewordenen Gottessohn. Auch diese Glaubenswirklichkeit darf nicht einfach nur geglaubt werden. Und, schauen wir genauer hin, erkennen wir, dass sie wahrhaftig nicht in der Luft hängt.

Die Wahrheit, dass Jesus von Nazareth der Sohn Gottes, der „Gott mit uns“ ist, hat ihre guten Gründe. Denn er hat in seinem Erdenleben gesprochen und gehandelt wie kein Mensch je gesprochen und gehandelt hat. So heißt es in den Evangelien, so bekennen es sogar auch seine Gegner. Das Reden und Handeln Jesu, wie es uns bezeugt wird, müssen wir unvoreingenommen auf uns wirken lassen, um zu erkennen, dass hier die Erklärung „Prophet“ oder „genialer Mensch“ und erst recht „einfacher Mensch“ nicht mehr ausreicht. Die Gottverbundenheit Jesu, sein Ethos der absoluten Ehrlichkeit und der Liebe, seine Nüchternheit und Geradheit, verbunden mit einem unerhörten Selbstbewusstsein und einem unbedingten Anspruch, das alles übersteigt jedes menschliche Maß.

Hinter der Leugnung von Glaubenswahrheiten und hinter Glaubenszweifeln, die mit einem intellektuellen Anspruch einhergehen, verbirgt sich oft ein ungeordnetes, ichbezogenes Leben oder auch die Inkonsequenz derer, die vorgeblich glauben. Das gilt in

spezifischer Weise in der Gegenwart.

Irgendwie sind wir alle mitschuldig, wenn heute der Glaube an die Göttlichkeit Jesu und seiner Kirche in einer nie gekannten Krise steckt. Schon der Apostel Paulus verweist zur Begründung des Glaubens immer wieder auf seinen eigenen Glauben hin und auf sein Leben aus diesem Glauben.

Jesus ist der Sohn Gottes. Er ist Gott und Mensch zugleich. Das ist die erste und entscheidende Glaubenswirklichkeit des Christentums. Deshalb hat der Stifter des Christentums in erster Linie ein religiöses Anliegen, die Versöhnung der Menschen mit Gott. „Er heilte alle, die vom Teufel geknechtet waren“, so sagt es der Apostel Petrus in der Lesung des heutigen Festtages. Die Knechtschaft Satans, das ist zunächst die Ursünde, das sind aber auch die schweren Sünden, die wir begehen. Wird die Knechtschaft Satans nicht behoben in diesem Leben, so endet sie in der ewigen Verdammnis. Aus dieser Knechtschaft Satans hat uns Jesus befreit oder erlöst. Diese Befreiung wird dem Einzelnen in der Taufe zugewendet und nach der Taufe im Sakrament der Buße.

Wir haben an den weihnachtlichen Tagen den Geburtstag des Stifters des Christentums und der Kirche gefeiert. Dieser ist nicht ein einfacher Mensch gewesen oder ein Prophet oder ein genialer Mensch, in ihm ist Gott in unsere Welt gekommen, in ihm hat Gott selber sich erniedrigt und Knechtsgestalt angenommen. Das hat er getan, um uns der Knechtschaft Satans zu entreißen. Dieses Geschenk wird uns zuteil durch die Taufe und bei Rückfall in diese Knechtschaft durch das Sakrament der Buße.

Die Menschwerdung Gottes, die Ursünde, die Erlösung und ihre Zuwendung in den Sakramenten der Taufe und der Buße, diese Glaubenswahrheiten oder besser: diese Glaubenswirklichkeiten bilden eine innere Einheit. Mit dem einen fällt das andere. Die Krise des Christentums ist perfekt. Das zu sehen, verlangt die Tugend der Wahrhaftigkeit, die allerdings heute keinen besonderen Stellenwert zu haben scheint.

2. Sonntag im Jahreskreis

„Wir haben den Messias gefunden“

Das Evangelium des heutigen Sonntags berichtet davon, wie Jesus seine ersten drei Jünger beruft. Zwei von ihnen werden durch Johannes den Täufer zu Jesus geführt, der Dritte durch einen der beiden neu Berufenen. So ist es immer wieder geschehen, damals, in den Tagen des irdischen Jesus wie auch den Jahrhunderten der Geschichte der Kirche: Die Berufenen führten Jesus weitere Jünger zu. Dabei müssen wir unterscheiden zwischen den Jüngern, die Jesus im buchstäblichen Sinne nachfolgten, und denen, die das geistigerweise taten, indem sie sein Wort gläubig annahmen und sein Beispiel gewissenhaft nachahmten, indem sie ihm Glauben schenkten und seiner Weisung folgten. Es geht hier um die Nachfolge Jesu im engeren Sinne und im weiteren Sinne. Die Erstere erfolgt im Priestertum und im Leben nach den evangelischen Räten, die Letztere im Glauben und im Leben aus der Kraft der Sakramente der Kirche.

In jedem Fall ist mit der Nachfolge Jesu die Verpflichtung verbunden, auch andere in die Nachfolge dieses Propheten zu führen, dem Meister immer wieder neue Jünger zuzuführen, wie es schon geschehen ist in der Erdentagen des Messias.

Die Nachfolge und das Apostolat gehören zusammen. Sie sind der Weg des Heils für einen jeden von uns. Einen anderen gibt es nicht.

Die Nachfolge Jesu ist beglückend, wenn sie bewusst erfolgt, in jedem Fall, aber gleichzeitig ist sie beschwerlich, denn der Jünger ist nicht über dem Meister. Der Weg zum Leben ist ein steiniger und steiler Weg, was freilich nicht für alle in gleicher Weise gilt, vor allem auch nicht für alle Phasen des Lebens.

Jesu Jünger sein bedeutet nicht nur Nachfolge Jesu, sondern auch Werbung für ihn, Einsatz für das Wachsen seiner Jüngergemeinde, mit dem Jüngersein ist, so würden wir heute sagen, missionarische Verantwortung verbunden. Diese missionarische Verantwortung ist der entscheidende Ausdruck der Nächstenliebe. Denn an der Spitze der Werke der geistigen Barmherzigkeit steht das Zeugnis für die Wahrheit, speziell das Zeugnis für die Wahrheit Gottes, wie er sie uns in der Offenbarung vermittelt hat.

Die Menschen zu Christus führen, das bedeutet, sie zur Kirche führen. Wer die Men-

schen zur Kirche führt, der führt sie zu Christus, denn dieser lebt fort in seiner Kirche, die Kirche ist der gegenwärtige Christus heute, sie ist der gegenwärtige Christus für uns. Wer an der Kirche kein Interesse hat, der hat auch an Christus kein Interesse. Wer aber an Christus kein Interesse hat, der spielt mit seinem ewigen Heil. Christus lebt fort nicht in seinen Kirchen, sondern in seiner Kirche. Die Kirche Christi ist nur eine. In ihr finden wir ihn heute, in ihr schenkt er uns heute sein belehrendes Wort und seine heilende Nähe, in ihr müssen wir uns als seine Jünger bewähren, indem wir seinem Wort und seiner Weisung folgen und ihm immer wieder neue Jünger zuführen.

Was die Nachfolge im Einzelnen bedeutet, das veranschaulicht die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags mit dem Hinweis auf die Reinheit des Herzens. Sie verweist damit auf einen bedeutenden Punkt der Nachfolge Christi, auf einen Punkt, der heute von besonderer Aktualität ist. Die fehlende Reinheit des Herzens ist es, die viele zum Unglauben führt und zu vielen anderen Sünden. Paulus mahnt in dieser Lesung die Gläubigen von Korinth, jede Form von Unzucht zu fliehen. Er begründet das damit, dass sie, die Gläubigen, durch die Taufe Tempel des Heiligen Geistes geworden sind, dass sie nicht mehr sich selbst, sondern dem Herrn gehören und dass sie zur Auferstehung des Fleisches berufen sind. Die Gemeinde von Korinth lebte in einer ähnlichen Zeit wie wir heute. Das Laster der Unzucht breitete sich aus, wie es sich heute ausbreitet, in ungeahnten Dimensionen. So ist es immer in Zeiten niedergehender Kulturen. Das muss man wissen. Das Laster der Unzucht breitet sich aus in Zeiten kulturellen Niedergangs, und zugleich beschleunigt es dann den kulturellen Verfall. Neu ist heute gegenüber der Zeit des Paulus die totale Kommunikation dank der modernen Massenmedien, die keinen Winkel der Erde aussparen.

Die Kirche hat da eine schicksalhafte Aufgabe in ihrer Verkündigung und in ihrer Pastoral. Sie muss die Menschen zur inneren und zur äußeren Zucht anhalten und ihnen Wege aufzeigen, die sie beschreiten können und müssen, Wege, die gleichsam das Unmögliche möglich machen. So verlangt es das Evangelium. Es geht hier um die Ermöglichung des Glaubens und des christlichen Lebens und zugleich um die Konsequenz des Glaubens und des christlichen Lebens. Letztlich geht es hier um die Rettung des Menschen im Menschen.

Die Unzucht zerstört den Menschen in seiner Würde. Damit steht nicht nur unsere in-

nerweltliche Zukunft auf dem Spiel, unser Glück und die Sinnerfüllung unseres Lebens in dieser Welt, sondern die ganze Ewigkeit.

Wichtiger als die Klage über die Zustände und über die Versäumnisse der anderen ist hier - das gilt eigentlich immer - der entschlossene Wille, selber das Rechte zu tun, richtig zu denken und zu handeln. Es ist sicher, dass unsere Trägheit, unsere Leichtfertigkeit und unsere Inkonsequenz mit schuld sind an der Haltlosigkeit und Unbeherrschtheit vieler heute, an der Haltlosigkeit und Unbeherrschtheit, die letztlich aus der Glaubensunsicherheit und aus der Glaubenslosigkeit hervorgehen. Diejenigen, die die jungen Menschen heute verderben, sind zunächst nicht junge Menschen, sondern haltlose und geldgierige Erwachsene.

Die Nachfolge Christi meint schließlich auch die Sorge um die Einheit im Glauben. Daran erinnert uns die Weltgebetswoche für die Einigung der getrennten Christen, die heute beginnt und bis zum 25. Januar den Gedanken der Ökumene in unser Bewusstsein bringen will. Geschichtlich geht sie zurück auf einen anglikanischen Geistlichen, der im Jahre 1909 zur katholischen Kirche übergetreten ist (Spencer Jones). Es geht hier um die Sorge, dass alle Christen, die sich in geschichtlicher Stunde von der einen Kirche Christi getrennt haben, in ihre Einheit zurückfinden.

Die Einheit ist nicht das Werk menschlicher Klugheit. Kompromisse, wie sie oftmals angestrebt oder als die Lösung angesehen werden, sind hier nichts anderes als Verrat an der Wahrheit. Aus ihnen geht nicht die Einheit hervor, gehen vielmehr weitere Spaltungen hervor.

Die Ökumene ist heute nicht selten eine Ökumene der großen Worte und des Unglaubens, vor allem jene Ökumene, die wir als Ökumene an der Basis bezeichnen.

Die Wiedervereinigung der getrennten Christen ist das Werk Gottes. Das müssen wir uns immer wieder klar machen. Dazu können wir beitragen, und wir müssen es auch. Worauf es dabei aber in erster Linie ankommt, das ist unser Gebet und das ist unsere konsequente Nachfolge Christi in gewissenhafter Treue zu der geoffenbarten Wahrheit und zu ihrem Anspruch.

Das Evangelium des heutigen Sonntags erinnert uns daran, dass die Nachfolge und das Apostolat das Wesen des Evangeliums Jesu Christi darstellen, dass die Nachfolge und das Apostolat die entscheidenden Appelle des Christentums beinhalten. Es ermahnt uns, dass wir Jesus folgen, dem Mensch gewordenen Sohn des ewigen Gottes, und ihm weitere Jünger zuführen, dass wir uns in die Jüngergemeinde Jesu eingliedern lassen und dementsprechend leben und dass wir andere hineinführen in sie. In der Nachfolge Jesu und im Apostolat für ihn und seine Kirche, die der Christus heute ist, besteht der Weg des Heiles für einen jeden von uns. Es geht hier darum, dass wir die Nachfolge Christi in seiner Kirche leben, dass wir in Verantwortung vor Gott stehen und vor den Menschen, dass wir hören auf die Weisung Gottes und uns darin persönlich heiligen und dass wir werben für Christus und seine Kirche, dass wir nach Maßgabe unserer Kräfte die Menschen zu Christus und zu seiner Kirche führen. Es geht hier um die missionarische Verantwortung, die der entscheidende Ausdruck unserer Nächstenliebe ist. Denn an der Spitze der geistigen Werke der Barmherzigkeit steht das Zeugnis für die Wahrheit.

3. Sonntag im Jahreskreis

„Die Zeit ist erfüllt, die Gottesherrschaft ist nahe, bekehrt euch und glaubt an die Frohe Botschaft“

Die beiden ersten Verse des Evangeliums des heutigen Sonntags bringen das Grundthema der Verkündigung Jesu auf eine kurze Formel: „Die Zeit ist erfüllt, die Gottesherrschaft ist nahe herbeigekommen, kehrt um und glaubt an die Frohe Botschaft“. Nicht anders kann die Verkündigung der Kirche lauten, wenn sie ihrer Aufgabe genügen will. Hat sie doch nichts anderes zu tun, als möglichst genau und getreu das Werk Jesu Christi fortzuführen und das bis zum Jüngsten Tag. Somit geht es in der Verkündigung der Kirche, muss es gehen in der Verkündigung der Kirche um die erfüllte Zeit, um das nahe Herbeigekommensein der Gottesherrschaft, um die Umkehr des Menschen und um seinen Glauben an die Frohe Botschaft, an die Frohe Botschaft von der Erlösung.

Die Zeit ist erfüllt. Was hat das zu bedeuten? Die Heilige Schrift des Neuen Testamen-

tes spricht oft davon, dass mit der Ankunft Gottes in dieser Welt die Endzeit angebrochen ist, die letzte Zeit vor der endgültigen Erlösung. Sie ist bestimmt von der Herrschaft Gottes. Diese ist seit dem Kommen Christi nahe herbeigekommen. Nahe herbeigekommen ist sie, und doch ist sie auch schon da, wie es uns beinahe alle Zeilen des Neuen Testaments bezeugen.

Das will sagen: Die Herrschaft Gottes ist zugleich zukünftig und gegenwärtig, sie ist schon da, wirkt aber einstweilen noch erst im Verborgenen. Die Herrschaft Gottes, die zugleich zukünftig ist und gegenwärtig, sie meint den Gegensatz zur Herrschaft des Menschen und vor allem zur Herrschaft des Teufels, die Herrschaft Satans, mit der die Herrschaft des Menschen freilich nicht selten identisch ist.

Die Heilige Schrift sagt uns das, was uns im Grunde auch die alltägliche Erfahrung sagt, wenn wir nicht blind sind oder die Augen bewusst verschließen: Noch ist das Böse mächtig, noch herrscht der Teufel mit seinem Anhang durch die Herrschaft des Menschen, noch tobt der Kampf gegen Gott, noch wird Gott verachtet oder lächerlich gemacht, wird sein Ebenbild, der Mensch, in seiner Würde zerstört und damit Gott selber, das Urbild des Menschen. Allein, das geschieht nur äußerlich, die Herrschaft des Teufels ist nur eine scheinbare und die Tage des Bösen sind gezählt. Im Verborgenen zeigt sich schon die Macht Gottes und seiner Gnade, wenn unendlich viel Gutes geschieht in der Kirche und in der Christenheit, allem Anschein zum Trotz, und wenn es auch in unseren Tagen nicht wenige unbekannte Heilige gibt, woran wir erkennen, dass Gott sich immer wieder als der Stärkere erweist, im blutigen und unblutigen Zeugnis seiner Märtyrer, in der Macht seines Wortes und in der Fruchtbarkeit seiner Sakramente.

Die Zeit für das Wirken des Bösen ist kurz, denn sie, die Zeit, ist erfüllt, mit dieser Feststellung beginnt Christus sein öffentliches Wirken. Wie kurz die Zeit für das Wirken des Bösen ist, das zeigt uns die Begrenztheit unseres menschlichen Lebens, wenn wir einmal unsere Aufmerksamkeit darauf richten. Wie schnell müssen wir diese Zeitlichkeit mit der Ewigkeit vertauschen! Wir werden schneller abberufen, als wir es wahrhaben wollen. Und wie viele werden schon abberufen, bevor sie die Höhe des Lebens erreicht haben?

Die Zeit ist kurz. Das betont auch die Lesung des heutigen Sonntags. Daher ist es tö-

richt, sich in dieser Welt häuslich einzurichten oder diese Welt gar zu vergötzen, wie es allzu oft geschieht. Weil die Zeit erfüllt ist, deshalb lohnt es sich nicht für uns, auf sie das Vertrauen zu setzen und von ihr die Erfüllung der Hoffnungen zu erwarten.

Die irdischen Geschäfte, der Besitz, die Ehe, die Trauer, das Glück, das alles sollen wir angesichts der Kürze der Zeit und angesichts der Vergänglichkeit nicht verachten, nicht missachten und nicht abwerten - das wäre eine extreme Position, eine Missdeutung der Intention Jesu, solche Missdeutungen hat es immer wieder gegeben -, das alles sollen wir nicht verachten, aber wir sollen dem allen in innerer Distanz gegenüberstehen. So steht es in der Lesung des heutigen Sonntags. Wir sollen „besitzen, als besäßen wir nicht“.

Wir sollen uns langsam trennen von dem Vergänglichen und uns so vorbereiten für Gott und für das Kommen der offenbaren Gottesherrschaft, damit uns der Abschied von dieser Welt einmal besser gelingt, das Sterben, dem wir so oder so entgegengehen.

Weltvergötzung und Verliebtheit in das Vergängliche, das ist, schon rein irdisch betrachtet, Torheit. Letztlich begegnet uns darin der Glanz der Herrschaft des Widersachers Gottes, darin wird indessen die Herrschaft Gottes gleichsam auf den Kopf gestellt.

Die Weltvergötzung und die Weltverliebtheit, immer führen sie uns notwendig in die Enttäuschung und in die Verzweiflung, wie das Leben ohne Gott und ohne sein Wort uns letzten Endes stets in eine Sackgasse führt. Davor möchte uns die Verkündigung der Kirche, sollte uns die Verkündigung der Kirche bewahren, die Verkündigung der erfüllten Zeit und des nahe Herbeigekommenseins der Gottesherrschaft.

Innere Distanz gegenüber der Welt, weil die Zeit kurz ist, weil sie erfüllt ist, und weil wir der Gottesherrschaft dienen sollen, weil wir die verborgene Gottesherrschaft offenbar machen sollen, das ist der eine prägende Gedanke in der Verkündigung Jesu, der andere prägende Gedanke, das ist die Umkehr oder die Bekehrung im kompromisslosen Glauben an die Frohe Botschaft.

In der Umkehr und im Glauben wird die Hoffnung auf die neue Welt gleichsam konkret. Im Glauben an die Frohe Botschaft geht es um den Glauben an die Herrschaft Got-

tes, die nahe herbeigekommen ist, die gegenwärtig ist und zukünftig, die bald kommen wird, die aber schon im Verborgenen wirksam ist. Der Glaube ist das Fundament der Hoffnung. Dieser Glaube hat die Umkehr zur Voraussetzung, ist dabei aber gleichzeitig ihr Fundament.

Die Umkehr meint die Abkehr von allem Bösen und die Hinwendung, die glaubende Hinwendung, so müssen wir schon sagen, zu Christus und zu seiner Kirche. Das ist nicht ein einmaliges, sondern eine immer neues Geschehen. Dabei gilt es, das wir uns abwenden von der Selbstgerechtigkeit, von der Anmaßung, von der Sinnlichkeit, von der Bequemlichkeit, vom Egoismus, von der ungeordneten Selbstliebe sowie von der Unehrllichkeit.

Das Böse, dem wir immer neu den Rücken zukehren müssen, hat viele Gesichter, aber stets hüllt es sich in das Gewand der Harmlosigkeit, und stets empfiehlt es sich unter dem Schein des Guten. So hatte es einst die Schlange im Paradies gesagt: „Keineswegs werdet ihr sterben, sondern ihr werdet sein wie Gott“ (Gen 3, 4 f). Treffender kann man das Böse und den Versucher nicht beschreiben.

Die Abkehr vom Bösen und die Hinkehr zum Guten im Glauben an die verborgene Gottesherrschaft, das allein zählt angesichts der Kürze der Zeit, denn alles wird vergehen, an dem wir hängen, alles wird vergehen, und zwar schon bald, was aber bleibt, das ist Gott, und das sind die Werke, die wir aus Liebe zu ihm vollbringen, von denen es im letzten Buch der Heiligen Schrift heißt, dass sie den Verstorbenen nachfolgen werden in die Ewigkeit (Apk 14, 13).

Die Predigt Jesu kreist um die erfüllte Zeit oder um die Kürze dieser Weltzeit, um die Ankunft der Gottesherrschaft, die erfolgt ist und noch erfolgen wird, und um unsere Umkehr im Glauben an das Evangelium. Diese vier Punkte müssen auch das zentrale Thema der Verkündigung der Kirche sein. Nicht anders und nichts Anderes darf sie verkündigen, obliegt es ihr doch, gänzlich in den Spuren ihres Meisters zu wandeln. Für uns alle folgt daraus: Distanz gegenüber der Welt und Umkehr aus dem Glauben an die verborgene Gottesherrschaft, Abkehr vom Bösen und Hinkehr zum Guten. Die Verkündigung Jesu ist fordernd. Sie ruft uns immer neu in die Entscheidung. So muss es auch die Kirche tun in ihrer Verkündigung. Vielleicht ist es richtiger und realistischer zu

sagen: So müsste es auch die Kirche tun. Wer kein Interesse hat an der Verkündigung Christi und seiner Kirche, wer sich Christus und seiner Kirche verschließt und nicht hört, der verfehlt die Stunde der Gnade. Wo immer das geschieht, gebe Gott, dass es da ohne Einsicht und ohne innere Freiheit geschieht.

4. Sonntag im Jahreskreis

„Er sprach wie einer, der Vollmacht hat, anders als die Schriftgelehrten“

Christus sprach wie einer, der Vollmacht hat, göttliche Vollmacht, er sprach anders als die Schriftgelehrten, und er handelte dementsprechend. Das ist der Kerngedanke des heutigen Evangeliums. Dieser Jesus verkündete eine neue Lehre mit unerhört eindrucksvollen Worten, obwohl er, abgesehen von der Synagogenschule, keine besondere Schulbildung genossen und kein Studium gemacht hatte, wie die Pharisäer es gemacht hatten. Das verwirrte die führenden Leute damals, und sie nahmen Anstoß an ihm. Was sie ärgerte, das war seine Überlegenheit und ihre Unterlegenheit. Das einfache Volk, die Wohlwollenden, die Ehrlichen, die nicht Voreingenommenen, die nicht die Religion instrumentalisierten, um selber davon zu profitieren - wie viele sind das heute? Gott weiß es -, die Ehrlichen reagierten mit dankbarer Freude auf die Erfahrung der Vollmacht Jesu. Vielleicht erinnerten sie sich auch daran, dass einst Mose einen ganz großen Propheten vorausverkündet hatte, und fragten sie sich, ob sich diese Vorhersage nicht in ihm erfüllt, ob Mose in seiner Voraussage nicht diesen gemeint habe. Immerhin war einer von ihnen kurze Zeit zuvor an ihn herangetreten mit der Frage: „Bist du es, der da kommen soll“ (Mt 11, 3). Wir wissen: In der Vollmacht, mit der Jesus auftritt, kommt seine ewige Gottheit zum Durchbruch, wird das Geheimnis der Menschwerdung Gottes offenbar.

Jesu Vollmacht zeigt sich vor allem darin, dass er die Macht des Teufels und der bösen Geister zerstört, die ihrerseits „in der Fülle der Zeit“ besonders heftig auf die Ankunft Gottes in diese Welt reagiert haben. Die Teufelaustreibungen Jesu, die man heute gern aus dem Leben und Wirken Jesu eliminieren möchte, sind aufs innigste mit der Geschichte Jesu verbunden. Immer wieder wird uns von ihnen in den Evangelien berichtet, an die fünfzigmal insgesamt. Und unmissverständlich beauftragt Jesus seine Jünger, in

seinem Namen die bösen Geister auszutreiben (Mt 10; 8, Mk 16, 17).

Im heutigen Evangelium erfahren wir, dass die erste öffentliche Machttat Jesu eine solche Teufelaustreibung gewesen ist, womit er deutlich macht, dass er in erster Linie gekommen ist, um die Werke dessen zunichte zu machen, den er den Fürsten dieser Welt nennt (vgl. 1 Joh 3, 8).

Viele meinen heute, es gebe nur das Böse, nicht aber den Bösen oder die Bösen, die Existenz des Teufels und böser Geister sei mit unserem naturwissenschaftlichen Weltbild nicht vereinbar. Tatsächlich haben nicht wenige Theologen den Teufel verabschiedet, wie sie sagen. Aber was haben sie nicht alles schon verabschiedet? Beinahe alles, nur nicht sich selbst.

Die Existenz des Teufels oder besser: die Existenz der Teufel lehrt uns die Heilige Schrift, wenn sie unzweideutig von den bösen und guten Engeln spricht. Die Vernunft kann diese Offenbarung leicht nachvollziehen, ja, sie kann die Wirklichkeit guter und böser personaler Mächte gar erahnen. Tatsächlich gehört zur Überlieferung der allermeisten Religionen.

Über die guten und bösen Engel hat der heilige Augustinus, wohl der größte Gottesgelehrte der Kirche, lange und viel nachgedacht. Das hat ihn zu der Erkenntnis geführt, dass das Ringen Gottes mit seinem Widersacher das eigentliche Wesen der Geschichte der Menschheit darstellt, die Auseinandersetzung zwischen den guten und den bösen Engeln. Er spricht von dem Kampf der beiden Reiche, des Reiches des Lichtes und des Reiches der Finsternis, des Reiches Gottes und des Reiches des Fürsten dieser Welt.

In der Heiligen Schrift gibt es nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, dass wir die bösen Geister als Personifikation des Bösen als solchen verstehen dürfen. Eindeutig werden sie uns da als Personen vorgestellt, als rein geistige Personen, nicht als Personen, wie wir es sind, sofern wir zusammengesetzt sind aus Geist und Materie.

An zahllosen Stellen in der Heiligen Schrift ist die Rede vom Teufel und von den bösen Geistern. Der Teufel wird da als der Mörder von Anbeginn bezeichnet (Joh 8, 44), als der Vater der Lüge (Joh 8, 44) und als der eigentliche Herrscher dieser Welt (Joh 14,

30), als der, der das Unkraut auf den Acker der Welt sät (Mt 13, 38) und als der, der verlangt hat, die Jünger Jesu wie Weizen zu sieben (Lk 22, 31), als der, dessen Werke der Mensch gewordene Sohn Gottes zu zerstören gekommen ist. Im Lukas-Evangelium erklärt Jesus: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen (Lk 10, 18). Im Johannes-Evangelium stellt er fest: „Jetzt wird der Herrscher dieser Welt hinausgeworfen“ (Joh 12, 31), und im Matthäus-Evangelium: „Wenn ich durch den Finger Gottes die Teufel austreibe, dann ist in Wahrheit das Reich Gottes zu euch gekommen“ (Mt 12, 28).

Was den Teufel oder die Teufel angeht, müssen wir wohl unterscheiden zwischen der bildhaften Darstellung und der Wirklichkeit, die darin zum Ausdruck gebracht werden soll. Natürlich hat der Teufel keine Hörner und keinen Pferdefuß, und er hinterlässt nicht den Geruch von Schwefel. In solcher Darstellung will man die Hässlichkeit des Bösen und seine Unheimlichkeit zum Ausdruck bringen. Der Teufel ist ein reiner Geist. Als solcher ist er nicht darstellbar.

Die Wirklichkeit ist die: Der Teufel der Geist der Verneinung, die negative Kraft schlechthin, die Kehrseite alles Positiven. Was Gott aufbaut und was der Mensch mit Gottes Hilfe hervorbringt und gestaltet, das reißt er nieder. Das tut er allerdings stets hinterhältig und heimtückisch. Denn er ist ein Meister der Täuschung, und nur selten verzichtet er auf seine Maske. Sein Wesen besteht in der Verbindung von Hass und Feindseligkeit, er ist der Urheber aller Grausamkeit. Dabei entlastet er jedoch nicht den Menschen, tritt er mitnichten an die Stelle seiner Verantwortlichkeit, aber er macht die übermenschliche Macht des Bösen, wie sie uns in unserer Welt begegnet, begreiflich, bis zu einem gewissen Grad.

Wenn sein Wirken sich auch vor allem in den destruktiven geistigen Strömungen unserer Zeit manifestiert und in dem zerstörerischen Wirken der Menschen, die sich von ihm beeindruckt und in Dienst nehmen lassen, so gibt es doch auch das Phänomen der Besessenheit und der Umsessenheit, im Neuen Testament häufiger, heute seltener. Schwierig ist dabei indessen eine klare Scheidung dieses Phänomens von natürlicher Krankheit. Aber auch hinter ihr, ja, hinter jeder Krankheit steht letztlich das Walten dämonischer Mächte. Deswegen ist es in allen Fällen angemessen, dass wir uns an den Stärkeren wenden, der auch heute noch die Werke des Teufels und der Teufel zunichte

macht, wenn wir vertrauensvoll zu ihm gehen und ihn im Gebet suchen.

Die Auseinandersetzungen Jesu mit dem Teufel sind nicht wegzudenken aus den Evangelien, ja die Realität des Teufels und der bösen Geister zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Heilige Schrift hindurch. Vielen ist das heute nicht recht, sie möchten diese Wirklichkeit bildlich verstehen, selektieren damit jedoch mit Hilfe des Kriteriums des Zeitgeschmacks. Dem Teufel kann es nur recht sein, wenn er gelehnt wird, umso ungestörter kann er tätig sein in der Welt.

Jesus setzt sich mit dem Teufel und den bösen Geistern auseinander in seinem messianischen Wirken, und zwar programmatisch. Dabei ist es jedoch eine Grundaussage der Evangelien, dass er der Stärkere. Auch wir sind die Stärkeren in dieser Auseinandersetzung, die uns in keinem Fall erspart bleibt, wenn wir uns an ihn halten und mit ihm den „guten Kampf“ kämpfen, von dem der heilige Paulus spricht (1 Tim 1, 18). Ihn finden wir im Gebet sowie in seinem Wort und in den Sakramenten der Kirche. Mit ihm gehört uns die Zukunft, mag auch die Gegenwart seinem Widersacher gehören, wirklich oder auch nur scheinbar. Verschreiben wir uns diesem, der uns auch heute, wie seit eh und je, alle Reiche dieser Welt verspricht, gehen mit ihm zugrunde, wenn nicht heute, so aber auf jeden Fall morgen.

5. Sonntag im Jahreskreis

„Er ging an einen einsamen Ort, um dort zu beten“

Im Evangelium des heutigen Sonntags wird uns eine Zusammenfassung dessen gegeben, was Jesus, der menschengewordene Gottessohn, in den Jahren seines öffentlichen Wirkens getan hat. Da wird festgestellt, dass er Kranke geheilt und Dämonen ausgetrieben hat, dass er die Menschen belehrt und ihnen seine Botschaft vom Reich Gottes verkündet und erklärt hat und - dass er gebetet hat.

Die Taten Jesu illustrieren seine Worte. Die Krankenheilungen und die Dämonenaustreibungen haben für ihn in erster Linie die Aufgabe, seine Botschaft zu erläutern und beispielhaft zu zeigen, dass da, wo die Menschen ihm Glauben schenken und wo sie

ihm vertrauen und sein Wort glaubend annehmen, die Welt heil wird, dass die Menschen da gesund werden, leiblich und seelisch, und zwar von der Wurzel her.

Wo Jesus, der Heiland der Welt, und sein Evangelium die Menschen heilen, da verschwinden nicht nur die Symptome, da werden auch die Ursachen der Krankheiten in die Heilung mit einbezogen.

Aber bedeutsamer als die Worte, die Jesus gesprochen, und die Taten, die er gewirkt hat, ist für ihn das Gebet. Mit seinem Beten hat er seine Jünger mehr beeindruckt als mit seinen Reden und mit seinen Taten. Tatsächlich stand das Gebet im Mittelpunkt seines Wirkens, war das Gebet im Grunde die entscheidende Kraft seines Lebens.

Im Evangelium des heutigen Sonntags heißt es: „In der Frühe des Morgens, noch vor Sonnenaufgang, erhob er sich. Er ging an einen einsamen Ort, um dort zu beten“.

Das Beten hatte für Jesus einen hohen Stellenwert. Es war die eigentliche Mitte seines Lebens. Das bezeugen die vier Evangelien einmütig. Ebenso einmütig bezeugen sie, dass das Beten des Meisters die Jünger aufs Tiefste beeindruckt hat.

Vor allem im Lichte dieser Erfahrung erkannten sie, die Jünger, dass ihr Meister nicht dieser Welt angehörte, dass er eigentlich ein Fremdling war in dieser Welt. Gern betete er in der Frühe, und immer suchte er einsame Orte auf für sein Gebet. Mit Vorzug widmete er sich dem Gebet schon vor dem Beginn des Tages. Da war er sicher vor dem Lärm der Menschen und vor den Geschäften des Alltags. Uns erteilt er in seinem Beten eine bedeutende Lektion. Sie lautet: Wichtiger als alles andere in unserem Leben ist das Gebet, das Wichtigste aber gehört an den Anfang, und nur in der Stille kann man Gott finden.

Heute ist es nicht gut bestellt um das Gebet. Das gilt für das Gebet des Einzelnen und noch mehr für das Gebet in den Familien. Zum Teil gilt das auch für das öffentliche Gebet der Kirche, für die heilige Liturgie. Vielen kostet es heute schon eine ungeheure Überwindung, dass sie überhaupt beginnen mit dem Gebet. Und wenn sie dann tatsächlich beten, tun sie das oft recht gedankenlos oder langweilen sich dabei aufs Äußerste.

Wenn das Gebet für Jesus das Allerwichtigste ist, so muss es das auch für uns sein. Denn er ist für uns „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14, 6). Eigentlich sagt es uns schon die Vernunft, dass das Gebet im Mittelpunkt des christlichen Lebens stehen muss, spricht doch der Mensch im Gebet mit Gott und wächst doch im Gespräch die Liebe, die ihrerseits erkaltet, wo immer das Gespräch verstummt. Wenn Menschen nicht mehr miteinander sprechen, werden sie sich fremd. Das gilt in erhöhtem Maß für unser Verhältnis zu Gott. Denn die Menschen, mit denen wir sprechen, sie können wir sehen, das ist aber nicht möglich bei Gott, niemals können wir ihn sehen mit unseren menschlichen Augen.

Das Gebet ist wie ein Schlüssel, der uns die Tür zu einer neuen Welt öffnet, zur jener Welt, von denen so viele meinen, dass es sie gar nicht gibt. Es ist nicht nur die entscheidende Schule der Gottesliebe, es ist auch die erste Betätigung der Tugend des Glaubens. Nicht zuletzt gibt es in allen Situationen des Lebens Ruhe und Sicherheit. Das bezeugen uns die Heiligen der Kirche ausnahmslos. Mit besonderem Nachdruck bezeugt uns das der kürzlich zur Ehre der Altäre erhobene englische Konvertit Kardinal John Henry Newman (+ 1890) in seinen zahlreichen Schriften.

Wenn wir beten, so darf unser Gebet in erster Linie durchaus die Gestalt des Bittgebetes haben. Beten heißt ja bitten. Aber wir sollen dabei immer wieder durchstoßen auch zum Dank und zur Anbetung. Dem muss unser Bemühen jedenfalls gelten. Denn das Dankgebet und die Anbetung sind die Krönung unserer Bittgebete. Zwar geht es auch im Bittgebet immer um die dankbare Anerkennung der Größe Gottes, wenn jedoch der Dank und die Anbetung das Thema unserer Gebete werden, tritt die Majestät Gottes ganz in den Mittelpunkt und wird unser Gebet ganz selbstlos. Wo wir aber Gottes Größe zum ausschließlichen Thema machen und sie anerkennend preisen, da werden wir selber groß, und da werden auch unsere Bittgebete wirksamer. Dann erhört Gott uns umso bereitwilliger, weil unsere Bitten dann von einem tieferen Glauben getragen werden und uns entschiedener auf den Willen Gottes hinordnen.

Eine besondere Unterstützung erhält unser Bittgebet auch durch das Fasten, durch das Opfer, durch die Selbstüberwindung, durch die freiwillige Entsagung. Auch das lehrt uns Jesus in seinem Beten. Er erklärt seinen Jüngern, dass die hartnäckigsten bösen Geister durch Fasten und Beten ausgetrieben werden (Mt 17, 20).

Des Weiteren lehrt er uns, beim Gebet zu bedenken, was wir dabei tun. Stets betete er an einsamen Orten, weil er für das Gebet Ruhe brauchte und innere Sammlung. Das Gebet bedarf der Konzentration. Auch wir brauchen Ruhe und innere Sammlung für das Gebet, damit es nicht oberflächlich und formalistisch wird. Es ist eine Tatsache, dass viele von uns vor der Stille flüchten, wie der Teufel vor dem Weihwasser flüchtet, dass sie gleichsam Angst haben vor ihr. Angesichts der Dauerberieselung durch Radio und Fernsehen, der wir heute oft gezwungenermaßen ausgesetzt sind, der wir uns oftmals aber auch freiwillig aussetzen, bedürfen wir heute der Stille mehr denn je. Suchen wir sie nicht, verlieren wir nicht nur Gott, sondern auch uns selbst. Heute sind es nicht wenige, die ihr Selbst schon lange verloren haben. Ohne jeden Bezug zu Gott und zur Ewigkeit leben sie in den Tag hinein. Nach außen hin erscheinen sie vielleicht glücklich, innerlich aber sind sie wie ausgebrannte Stätten.

Jesus bevorzugte für das Gebet die Morgenfrühe, auch das ist bedeutsam für uns. Die Morgenfrühe war seit eh und je die entscheidende Gebetszeit in den Klöstern, der Morgen, nicht der Abend und nicht der helle Tag. Es ist eine Tatsache, dass jene Klöster, in denen das noch heute der Fall ist, ihre geistige und geistliche Fruchtbarkeit bewahrt und in der Regel keine größeren Nachwuchssorgen haben. Daraus folgt, dass wir alle die Bedeutsamkeit des Morgengebets, des Gebetes am Beginn des Tages, neu erkennen müssen. Aber nicht nur der Morgen, auch der Abend muss eigentlich Gott gehören. Diese für das Gebet bedeutsamen Zeiten, den Morgen und den Abend, dürfen wir uns nicht nehmen lassen durch irgendwelche Aufgaben, die wir uns stellen oder stellen lassen, oder durch das Vergnügen oder durch die Unterhaltung. Bei vielen ist es so, dass mit dem Abendgebet das Fernsehen konkurriert und mit dem Morgengebet der lange Schlaf.

Wenn wir Zeit haben für Gott, jeden Tag, für das Gespräch mit ihm, dann ist er unsere Kraft im Leben und im Sterben, dann erhält unser Leben einen stillen Glanz, wird es dann doch getragen durch den, der stärker ist als wir und als alle Mächte dieser Welt. Alles, was wir tragen müssen und was uns auferlegt wird, wird leicht, wenn es durch das Gebet verklärt wird.

Viel Leid bliebe uns erspart in unseren Familien, wenn wir das Familiengebet wieder

oder wieder mehr pflegen würden. Das ist sicher. Auch das ist hier zu bedenken. Unsere Familien sind heute von der Wurzel her bedroht. Ja, weithin sind sie schon zusammengebrochen. Wie anders soll da die Heilung erfolgen, wenn nicht durch das Gebet?

Das Gebet ist das entscheidende Bollwerk gegenüber dem Ansturm des Ungeistes unserer modernen Welt, gegenüber dem Geist der Verführung und der Lüge, der auch vor der Kirche nicht haltmacht. Das zeigt sich in der Gegenwart nicht zuletzt auch in den massierten Angriffen auf das Petrusamt, deren eigentliches Ziel die Kirche als solche ist. Erkennen wir das existentiell, so wird unser ganzes Bemühen sich notwendigerweise auf das Gebet richten. Aber das liegt nicht allein an uns. Denn letztlich ist das Gebet, ist der Geist des Gebetes ein Geschenk der Gnade. Deshalb sollten wir uns mehr und mehr das Stoßgebet zu Eigen machen: Herr, lehre mich beten! Dieses Gebet sollten wir jeden Tag aufs Neue beten. Vor allem sollten wir mit ihm schon am Morgen beginnen und mit ihm unser Tagewerk heiligen.

6. Sonntag im Jahreskreis

„Das Heil folgt der Spur seiner Schritte“

Niemand von uns wird je einem Aussätzigen begegnet sein. Zurzeit Jesu war das etwas Alltägliches. Jedes Kind hatte eine anschauliche Vorstellung von dieser schrecklichen Krankheit, in der der Mensch sozusagen bei lebendigem Leibe verfaulte. Das war ein qualvolles Sterben, das sich über Jahre, manchmal gar über Jahrzehnte, hinzog.

Weil man wusste, dass die Krankheit ansteckend war und weil sie unheilbar war und man keine Mittel gegen sie kannte, schickte man einen Menschen, sobald man die ersten Anzeichen des Aussatzes an ihm entdeckte - authentisch oblag diese Feststellung den Priestern, die damals auch ärztliche Aufgaben wahrzunehmen hatten - in die Aussätzigen-Kolonie, in die Quarantäne, in die Isolation, wo man ihn seinem Schicksal überließ.

Die Aussätzigen trugen also nicht nur das harte Schicksal ihrer Krankheit, sie waren auch isoliert von den Menschen, ja, verachtet waren sie und ausgestoßen. Man wollte

nicht infiziert werden und man sah diese Krankheit als einen besonderen Fluch Gottes, als eine besondere Strafe Gottes an. Daher galt der Aussätzige auch als kultisch unrein, das heißt: Seine Krankheit schloss ihn auch aus der religiösen Gemeinschaft Israels aus.

Jahrhunderte hindurch war der Aussatz auch bei uns eine bittere Geißel, bis die moderne Medizin sie ausrotten konnte. Es gibt sie noch, diese Geißel, aber nur noch in der so genannten Dritten Welt, wo es an Geld und Ausbildung zu ihrer Bekämpfung fehlt.

Weil uns noch niemals ein Aussätziger begegnet ist, deswegen haben wir kaum eine rechte Vorstellung von dieser Krankheit, deswegen können wir nur schwerlich nachempfinden, was das Erbarmen Jesu für den Mann im Evangelium bedeutet hat.

Jesus hat aber nicht nur diesen einen vom Aussatz geheilt. Die Evangelien berichten wiederholt von Aussätzigen, die das Erbarmen Gottes empfangen haben und geheilt wurden. Wir erkennen daran Gottes Güte und Macht, die uns in dem Mensch gewordenen Gottessohn erschienen ist.

Der Aussatz des Leibes weist uns hin auf den Aussatz der Seele, die Sünde, die ein schlimmeres Übel ist. So furchtbar der Aussatz des Leibes ist, furchtbarer ist der Aussatz der Seele. Er isoliert uns nicht nur von den Menschen - auch das tut er, denn immer wirft er uns auf uns selbst zurück -, er isoliert uns nicht nur von den Menschen, sondern auch von Gott. Das aber ist folgenreicher. Was die Trennung von Gott für uns bedeutet, das registrieren wir jedoch nur dann, wenn wir wissen, wer Gott ist und wer wir sind.

Während wir den Aussatz des Leibes weithin ausgerottet haben und mehr und mehr ausrotten werden im Zuge weltweiter Humanität, breitet sich der Aussatz der Seele heute in erschreckender Weise aus. Er ist schlimmer als der Aussatz des Leibes, weil wir ihn verschulden und weil er Gott beleidigt. Schlimm ist es auch, dass wir diesen Aussatz weithin nicht einmal mehr als solchen erkennen. In diesem Sinne wird heute oft Krankheit als Gesundheit und Gesundheit als Krankheit bezeichnet.

Die Sünde hat sich unser heute vor allem bemächtigt in der Form der Form der Unzucht. Man hat zwar immer wieder gesagt, die Verfehlungen dieser Art würden im Dekalog erst an sechster Stelle genannt, man hat dabei aber übersehen, dass sie in Wirk-

lichkeit das entscheidende Einfallstor des Bösen sind.

Das Versagen in diesem Punkt hat das Versagen in vielen anderen, um nicht zu sagen in allen anderen Punkten zur Folge. Und es führt immer wieder zur dezidierten Glaubenslosigkeit, zur völligen Abwendung von Gott und seiner Kirche.

Das liegt daran, dass in der Unzucht die Würde des Menschen in empfindlicher Weise missachtet wird, dass der Mensch hier im Kern seiner Person getroffen wird, dass er in dieser Sünde auf seine Leiblichkeit reduziert und so in seinem Personsein nachhaltig verletzt wird. Da wird das Ebenbild Gottes, die Krone der Schöpfung, instrumentalisiert und auf die Stufe eines Objektes degradiert, missachtet und zertreten.

Gerade das aber ist die Sünde unserer Zeit, die Entwürdigung des Menschen, die freilich auf vielfache Weise geschieht, nicht nur in der Unzucht, aber vor allem in ihr. So verdunkelt der Mensch seine Sonderstellung in der Welt, leugnet er seine Geistigkeit und gibt er seinen Ewigkeitsbezug preis.

Wo Wollust und Ausschweifung an die Stelle von Ehrbarkeit und Beherrschtheit treten, da bleibt schließlich im Innern des Menschen nichts anderes mehr zurück als eine ausgebrannte Stätte.

Und wenn wir die Augen aufmachen, wir erkennen diese ausgebrannte Stätte hinter zahllosen schweren Verfehlungen, vor allem hinter jenem Unschuldswahn, in dem wir die Sünde nicht einmal mehr als solche erkennen oder anerkennen.

Freilich heilt Gott auch den Aussatz der Seele, aber das tut er nur dann, wenn der Mensch seine Not zur Kenntnis nimmt, wenn er sie sich eingesteht und bittend das Erbarmen Gottes anruft in einer demütigen Beichte. Auf dem hohen Ross kann man keine Vergebung finden. Das aber ist nicht selten der Fall in unserer Geographie.

Oft ist es so, dass die Sünde den Menschen verblendet, besonders dann, wenn er tief in sie hinein verstrickt ist, so dass er auch dann, wenn er an ihr leidet, keinen Ausweg mehr oder nur schwer noch einen Ausweg aus ihr herausfindet. Je mehr ein Mensch sich mit der Sünde einlässt, je weniger er sie als solche registriert, umso schwieriger ge-

staltet sich seine Umkehr, um so weiter wird sein Heimweg zu Gott. Daher ist es gut, dass wir immer wieder über unsere Sünden nachdenken und sie im Bußsakrament in regelmäßigen Abständen bekennen. Daher empfiehlt es sich, dass wir jeden Tag betend das Antlitz Gottes suchen. Denn wenn Gott unser Gegenüber ist, wenn wir gewissenhaft Umgang pflegen mit ihm, wie sollten wir dann unsere Sündhaftigkeit nicht erkennen?

Wir täuschen uns, wenn wir die Ursache der Übel in unserem persönlichen Leben und in unserer Zeit in allem Möglichen suchen, nur nicht in der Sünde. Die entscheidende Ursache aller Übel ist die Sünde, und oft, sehr oft, ist es die Sünde der Unkeuschheit.

Christus aber, wie er einst in seinen Erdentagen viele Menschen von der Geißel des Aussatzes geheilt hat, so heilt er uns heute, häufiger als damals, von jenem Aussatz, der schlimmer ist als der Aussatz des Leibes, von dem Aussatz der Seele, vorausgesetzt dass wir umkehren und ihn, den Heiland der Welt, um die Vergebung bitten. Es gilt, dass wir immer wieder heimkehren zu unserem Erlöser und demütig sein Erbarmen anrufen.

7. Sonntag im Jahreskreis

„Deine Sünden sind dir vergeben“

Das Evangelium des heutigen Sonntags schildert uns eine merkwürdige Situation: Die Menge und der Betroffene erbitten von Jesus eine Krankenheilung, er aber antwortet darauf mit der Feststellung: „Deine Sünden sind dir vergeben“. Die Pharisäer nehmen daran Anstoß, wie der Evangelist berichtet, aber wohl nicht nur sie. Weniger nehmen sie Anstoß daran, dass er ihrer Bitte nicht entspricht als daran, dass er sich göttliche Rechte anmaßt, denn Sünden vergeben, das kann doch nur Gott selber, stellen sie doch ihn und seine Autorität in Frage. Und wie Recht haben sie damit. Aber - angesichts der Zeichen, die Jesus gewirkt hatte, und der Worte, die sie aus seinem Munde vernommen hatten, hätte es ihnen vielleicht doch dämmern müssen, dass dieser Prophet mehr war als nur ein Prophet. Es ist leichter, das Sündenvergebungswort zu sprechen als das Heilungswort, weil jenes sich in seiner Wirksamkeit der Kontrolle entzieht, dieses sich aber auf einen äußeren Vorgang bezieht, der jedem zugänglich ist. Deshalb rechtfertigt Jesus sei-

ne göttliche Macht, die Sünden vergeben zu können, mit der Heilung des Gelähmten und bestätigt so die innere Beziehung zwischen der Sünde und der Krankheit.

Zwei Gedanken sind damit angesprochen. Der erste Gedanke: Wichtiger als die Heilung des Leibes ist die Heilung der Seele. Das Zeitliche verblasst vor dem Ewigen. Nicht auf das Sichtbare kommt es an, sondern auf das Unsichtbare. Die Beziehung des Menschen zu Gott ist wichtiger als die körperliche Unversehrtheit. Die Hauptsache ist nicht die Gesundheit, wie wir so gern sagen, sondern das reine Gewissen, dass wir uns bemühen, mit Gott ins Reine zu kommen. Deswegen heißt es in der Bergpredigt: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch hinzugegeben werden“ (Mt 6, 33). Der zweite Gedanke ist der, dass die Sünde das größte Übel ist und dass es in erster Linie die Sünde ist, die den Menschen krank macht und die unsere Welt zerstört, im Kleinen wie im Großen.

Wir alle werden von der Versuchung bedrängt, die irdische Wohlfahrt höher einzuschätzen als die übernatürlichen Güter, sie höher einzuschätzen als die Gnade Gottes und die Vergebung der Sünden, die Versöhnung mit Gott. Da ergeht es uns nicht anders als den Leuten von Kapharnaum, die die Heilung des Kranken wollten. Wenn Jesus dem Kranken zuerst die Sünden vergibt und ihn dann von seiner Krankheit heilt, bemüht er sich zunächst um den inneren Menschen, zeigt er damit an, dass die übernatürlichen Gaben Gottes wichtiger sind als die natürlichen. Der innere Mensch und das Zeugnis, dass die übernatürlichen Gaben Gottes wichtiger sind als die natürlichen, das ist auch der Auftrag der Kirche, die Jesu Werk in der Welt fortsetzen muss.

Die sozialen Aufgaben sind wichtig, auch Umweltschutz und Friedensforschung und eine christliche Politik. Aber wichtiger ist der Glaube, dass er gelebt und verkündet wird, wichtiger ist die Verehrung Gottes, die Erfüllung des Willens Gottes und die Versöhnung mit ihm oder das Freiwerden von der Schuld, wichtiger als die Sorge für das zeitliche Wohl ist die Sorge für das ewige Heil.

Der Kirche muss es in erster Linie um die Seelen gehen und um die Bindung des Menschen an Gott. Das aber ist schon lange nicht mehr selbstverständlich. Der religiöse Charakter der Botschaft der Kirche und ihres Auftrags steht heute nicht selten zur Disposition. Nur schwerlich widersteht die Kirche dem Sog der Diesseitigkeit, womit sie

ihre eigentliche Bestimmung verliert. Die Säkularisierung, die Verweltlichung, nistet sich immer mehr ein im Innersten der Kirche. Es breitet sich heute ein verhängnisvoller Horizontalismus aus, im Leben der Kirche als solcher und im Leben des Einzelnen in der Kirche.

Im Leben der Kirche tritt dann an die Stelle der Verkündigung und des Lebens aus dem Glauben, des Gottesdienstes und des Gebetes und der Spendung der Sakramente der Gemeindebetrieb, der hohl ist, im Leben des Einzelnen in der Kirche tritt dann an die Stelle von all dem die Moral, aber auch davon bleibt dann, näher besehen, nicht mehr viel übrig. Mit der Dominanz des Gemeindebetriebs verliert sich auch die Moral, bleibt am Ende nicht einmal mehr viel von einer natürlichen Moral. Speziell ist hier an das Ethos der Wahrhaftigkeit zu erinnern.

Das wurde wieder offenbar in der beschämenden Kampagne gegen den Heiligen Vater, wie sie vor allem in Deutschland und in Österreich hervorgetreten ist in diesen Tagen und ausgerechnet von den theologischen Lehrern angeführt worden ist, mit denen sich törichterweise dann noch der eine oder andere Bischof verbündet hat, aus mangelnder Einsicht oder aus Opportunismus.

Wenn uns das Innere wichtiger ist als das Äußere, wenn wir der Seele die Priorität geben vor dem Leib, wenn das Unsichtbare und das Ewige uns bedeutsamer erscheinen als das Sichtbare und das Zeitliche, dann werden wir auch realisieren, dass die Sünde ein größeres Übel ist als die Krankheit, dass die Sünde das Übel schlechthin ist.

Leid und Tod sind durch die Sünde in die Welt gekommen. So lehrt es uns der Glaube der Kirche. Die Sünde ist es, die den Menschen krank macht und die seine Welt zerstört. Um der Sünde willen ist Gott ein Mensch geworden, die Sünde ist der dunkle Hintergrund der Frohen Botschaft, die der Mensch gewordene Sohn Gottes verkündet hat und deren Folgen er zerstört hat in den Zeichen, die er gewirkt hat, nicht zuletzt in seinem Sterben und in seiner Auferstehung.

Die Vergebung der Sünden und die Behebung ihrer zerstörerischen Folgen in der Zeit und in der Ewigkeit, darin besteht das Wesen der Erlösung. Diese Erlösung zu vermitteln, das ist die eigentliche Aufgabe der Kirche. Das bedeutet, dass sie im Auftrag ihres

Stifters primär die Sünden zu vergeben und deren zerstörerische Folgen zu beheben hat. Deshalb muss es in der Kirche, wenn man einmal von der Glaubensverkündigung absieht, in erster Linie um die Spendung des Sakramentes der Buße und um die Feier der heiligen Messe und um das Gebet gehen, um jene Akte, in denen immer neu die Versöhnung mit Gott begangen wird.

In der Sünde missachten wir das Gesetz Gottes. Ihre Quelle ist immer unsere Selbstherrlichkeit, in der wir unsere eigenen Gesetzgeber sein wollen. Mit solcher Emanzipation aber zerstören wir unser Leben und unsere Welt, so wenig uns das in der konkreten Situation bewusst sein mag.

Der heilige Augustinus (+ 430) ruft in seinen Bekenntnissen aus: „Du, o Gott, hast die Welt so geordnet, dass jeder ungeordnete Geist sich selber zur Strafe wird“ (Confessiones, I, 12). Die Sünde hat die Strafe zur Folge. Das gilt, auch wenn man das nicht gern hört, auch in unserer Zeit. Dabei müssen wir unterscheiden zwischen jener Strafe, die die Kehrseite der Sünde ist, und jener Strafe, die Gott eigens verhängt. Solche Zusammenhänge bezeugt uns nicht nur die Offenbarung, von ihnen weiß schon der Heide Platon 400 Jahre vor Christus.

In unserer Oberflächlichkeit laufen wir heute immer mehr Gefahr, das Eigentliche zu vergessen und uns im Uneigentlichen zu verlieren. Das heutige Evangelium erinnert uns daran, dass unser Verhältnis zu Gott wichtiger ist als alles in der Welt, dass die Ewigkeit bedeutsamer ist für uns als die Zeit und dass unsere erste Sorge dem Unvergänglichen gelten muss, dem Endgültigen. Dann geht es uns in erster Linie um die Erfüllung des Willens Gottes, um die fortwährende Vergebung angesichts unserer Unvollkommenheit und vor allem um die Verbundenheit mit Gott im Gebet. In diesem Zusammenhang müssen wir die Bedeutung des Bußsakramentes sehen. In ihm klingt das schönste aller Menschenworte weiter, jenes Wort, das im Mittelpunkt unseres Evangeliums steht: „Deine Sünden sind dir vergeben“.

Alles Unheil in der Welt kommt aus dem Herzen des Menschen, aus seinem Inneren. Erst wenn der innere Mensch gesundet, kann es auch der äußere Mensch und die Welt überhaupt. Auf den Einzelnen kommt es an. Die Verwandlung des Menschen beginnt in seiner Versöhnung mit Gott.

Daher ist die Vergebung der Sünden wichtiger als alles in der Welt. Wird die Seele geheiligt, wird der ganze Mensch gesund. Heil wird die erste Welt da, wo der Mensch im Heil ist und wo er heil wird. Von Dauer ist die Veränderung der Verhältnisse nur dann, wenn sie im Herzen, das heißt im Inneren des Menschen, ihren Ursprung hat.

1. Fastensonntag

„Nachdem der Teufel ihn versucht hatte, ließ er von ihm ab“

Das Thema der Fastenzeit, der österlichen Bußzeit, die vor wenigen Tagen begonnen hat, ist die Sünde. Die Sünde begründet das Böse in uns und um uns. Heute eskaliert es, um ein modernes Wort zu gebrauchen. In den Massenmedien spiegelt sich das Böse in vielfältiger Weise. Das Böse verweist uns aber auf den Bösen. Von ihm ist im Evangelium des heutigen Sonntags die Rede. Das Böse ist so mächtig in unserer Welt und so abgründig, dass man es mit der Freiheit des Menschen allein nicht erklären kann, dass es, so ahnen wir es und so bestätigt es uns die Offenbarung Gottes, die Möglichkeiten des Menschen übersteigt und uns in eine andere Dimension verweist.

Der Sünde geht die Versuchung voraus, in vielfacher Form. Jede Versuchung geht letztlich zurück auf jene weltjenseitige Gestalt, die wir den Teufel nennen. Der Teufel verschont niemanden. Daher macht er sich auch an den Mensch gewordenen Gottessohn heran. Dreimal versucht er ihn, dann lässt er von ihm ab, weil sein Opfer ihm widersteht. Was uns das Evangelium da berichtet, sind selbstverständlich innere Vorgänge. Der Teufel ist unsichtbar.

Widerstehen wir dem Versucher, haben wir das beseligende Bewusstsein, machen wir die freudige Erfahrung, einen geistigen Sieg errungen zu haben, vor allem aber erfahren wir dann, dass sich der Versucher zurückzieht. Lassen wir uns auf ihn ein, dann wird aus der Versuchung die Sünde, dann machen wir die unglückselige Erfahrung, eine geistige Niederlage erlitten zu haben, und es plagt uns dann das schlechte Gewissen. Vor allem aber wird der Versucher dann immer aufdringlicher. Denn geben wir ihm den kleinen Finger, greift er nach der ganzen Hand. Das setzt freilich voraus, dass wir be-

wusst leben, im Bewusstsein unserer Verantwortung vor uns selber, vor den Menschen und vor Gott, dass wir nicht passiv das Leben an uns vorbeirauschen lassen, wie viele es heute tun.

In der österlichen Bußzeit geht es um die Auseinandersetzung mit der Versuchung und mit der Sünde, somit auch um die Auseinandersetzung mit dem Versucher. Darum ist die Versuchung Jesu das Thema des heutigen Sonntags.

Die Existenz des Teufels oder - so müssen wir eigentlich sagen - die Existenz der bösen Geister verweist man seit geraumer Zeit in das Reich der Märchen. In der säkularen Welt schon seit einigen Jahrhunderten, in der Christenheit und auch in der Kirche seit einigen Jahrzehnten. Man sagt, der Teufel und die bösen Geister seien die Verkörperung des Bösen, sie seien nur Bilder für das Böse, Metaphern. Das ist jedoch zu wenig, sie sind Personen.

Dass es den Teufel und die bösen Geister gibt, dass sie als Personen existieren, darüber belehrt uns nicht nur die Offenbarung Gottes, wie sie im Alten und im Neuen Testament vorliegt. Das wusste die Menschheit schon immer. In allen Religionen ist von der personalen Wirklichkeit des Bösen die Rede, mehr oder weniger, wenngleich die Vorstellungen, die man sich dabei machte und macht, oftmals sehr seltsam und nicht selten äußerst unvernünftig sind.

Der Teufel und die bösen Geister, sie sind geistige Mächte, die von größerer Vollkommenheit sind als die Menschen. Als solche sind sie geistige Substanzen, die keine „neutral“ sind, sondern Personen. Wie das zu verstehen ist, das übersteigt unsere Vorstellung. Aber wir wissen: Auch in uns gibt es eine solche geistige Wirklichkeit, in der Gestalt unserer unsterblichen Geistseele. Unsere unsterbliche Geistseele ist jedoch weniger vollkommen, weil sie auf die Materie angewiesen ist, weil sie auf die Materie hin geschaffen wurde.

Der Teufel und die bösen Geister stehen nicht neben Gott, sondern unter ihm. Sie sind Geister wie auch Gott geistiger Natur ist, aber Gott ist ungeschaffen, während der Teufel und die bösen Geister geschaffen sind. Gott hat nicht nur die sichtbare Welt geschaffen, in der wir leben, er hat auch eine unsichtbare Welt geschaffen. Das bekennen wir

im großen Glaubensbekenntnis, wenn es da heißt: „Ich glaube ... an den Schöpfer des Himmels und der Erde, an den Schöpfer dessen, was sichtbar ist, und dessen, was unsichtbar ist“.

Ursprünglich gab es nur die guten Geister. Wie alle Geschöpfe sollten auch sie Gott loben und preisen. Ein Teil von ihnen hat sich dem jedoch widersetzt. Von Grund auf und unwiderruflich haben sie Gott zurückgewiesen. Das konnten sie, weil sie wie wir Menschen einen freien Willen hatten. Weil sie aber sehr viel vollkommener geschaffen waren als wir, die Menschen, deshalb konnten sie ihren Abfall von Gott nicht bereuen, ohne Reue aber gibt es keine Versöhnung, und deshalb konnten sie nicht erlöst werden. Immer setzen die Erlösung und die Vergebung die Umkehr voraus, das liegt einfach in der Natur der Sache.

In der Heiligen Schrift werden der Teufel und die bösen Geister als Mörder und Lügner (Joh 8, 44) bezeichnet als Wesen, die vom Hochmut und vom Hass geprägt sind. Da heißt es, dass sie bestrebt sind, die Werke Gottes zu zerstören und zunichte zu machen. Das hat Gott ihnen zugestanden. Warum? Das wissen wir nicht, Gott hat es uns nicht mitgeteilt. Wohl aber wissen wir, dass Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt (Röm 8, 28).

Die Grenze des destruktiven Wirkens des Teufels und der bösen Geister ist der Mensch in seiner Freiheit, in der er unterstützt wird durch die Gnade Gottes. Der Teufel und die bösen Geister suchen die Menschen zum Abfall von Gott und seinen Geboten zu bewegen. In lügnerischer Verführung versuchen sie, die Menschen dazu zu bringen, dass sie Gott nicht gehorchen. Das geschieht dadurch, dass sie auf ihren Geist und auf ihren Willen einwirken.

Immer sind sie bestrebt, die Ordnung Gottes auf den Kopf zu stellen und das Chaos zu schaffen. Daran erinnert der Begriff „Teufel“. Das Wort stammt nämlich aus dem Griechischen, und es bezeichnet den Teufel als den, der alles durcheinander bringt. Im Hebräischen heißt er Satan. Das bedeutet soviel wie Widersacher.

Der Sohn Gottes aber ist in die Welt gekommen, so lesen wir im 1. Johannesbrief, um die Werke des Teufels zunichte zu machen (1 Joh 3, 8). Darum hat er so viele Teufel

ausgetrieben in seinen Erdentagen. Darum begehrte die Hölle gleichsam auf in jenen wenigen Jahren, in denen die zweite Person in Gott als Mensch in unserer Welt gelebt hat.

Dreimal versucht der Teufel Jesus, dreimal will er ihn veranlassen, seinem Leben eine andere Richtung zu geben, sich den irdischen Bedürfnissen zuzuwenden, dem Besitz, dem Genuss und dem Streben nach Geltung und Macht bei den Menschen. Jedes Mal weicht dieser ihm jedoch aus, indem er ihm ein Schriftwort vorhält. So müssen auch wir es machen. Gottes Wort macht uns stark, und das Vertrauen auf die Hilfe Gottes schenkt uns Einsicht und Kraft in der Versuchung. Die Auseinandersetzung mit der Versuchung und mit der Sünde ist das Thema der österlichen Bußzeit, somit auch die Auseinandersetzung mit dem Versucher.

Der Versuchung und der Sünde beugen wir vor allem durch Fasten und Beten. So heißt es lapidar im Matthäus-Evangelium und im Markus-Evangelium (Mt 17, 20; Mk 9, 28). Dabei dient das Fasten zur Unterstützung des Gebetes. Fasten bezeichnet in diesem Zusammenhang nicht nur den Verzicht auf Nahrung und auf Genussmittel, es bezeichnet in diesem Zusammenhang auch den geistigen Verzicht, die Entsagung in einem allgemeinen Sinne oder einfach das Opfer. Es geht hier um die Selbstdisziplin und um die Selbstbestimmung, die uns im Alltag oft so schwer fallen, um die Überwindung der gedankenlosen Identifikation mit dem, was alle denken und tun. Nennen wir es nun Verzicht oder Entsagung oder Opfer, in jedem Fall kommt es hier auf die religiöse Motivation an. Diese aber besteht in der Liebe zu Gott. Dadurch verliert das, worum es hier geht, seine negative Gestalt. Als Jünger Christi verzichteten wir aus Liebe. Stets ist die Askese, wenn wir sie christlich verstehen, von der Liebe zu Gott getragen. Das macht sie auch leicht und nimmt ihr alle Bitterkeit, macht sie wahrhaft zu einem freudigen Tun. Die Liebe ist stets eine Quelle tiefer Freude. Ja, es gibt keine tiefere Freude als jene, die aus der Liebe hervorgeht, aus der wahren Liebe. Und stets mobilisiert die Liebe ungeahnte Kräfte in unserem Innern.

Als die Jünger Jesu sich einmal bei ihrem Meister beklagen, dass sie eine bestimmte Kategorie von bösen Geistern nicht austreiben konnten, erklärt dieser ihnen: Diese Art von bösen Geistern kann nur durch Fasten und Beten ausgetrieben werden.

Durch Fasten und Beten beugen wir nicht nur der Versuchung und der Sünde vor, durch Fasten und Beten werden wir auch gereinigt, physisch und seelisch und geistig. Wer sehnte sich nicht nach solcher Reinigung?

Durch Fasten und Beten wird uns darüber hinaus neuer Eifer geschenkt, wird unsere Trägheit gebannt, lernen wir unsere Bequemlichkeit und unsere Oberflächlichkeit überwinden, unseren Stolz, unsere Eitelkeit, unsere Sinnlichkeit und unsere Lauheit.

Was das Beten angeht, es kulminiert in der Liturgie der Kirche, speziell in der Feier der Eucharistie. Das Ideal ist ihre tägliche Mitfeier in gläubiger Andacht und in aktiver Bereitschaft. Wer es ermöglichen kann, tut gut daran, es wenigstens in den Tagen der Vorbereitung auf das Fest der Erlösung, zu versuchen. Es sei allerdings zugestanden, dass es hier nicht nur eine physische Unmöglichkeit gibt, sondern auch eine moralische. Da empfiehlt sich dann der tägliche Rosenkranz, der so einfach zu beten ist und der so viel Segen bringt.

Die heiligen vierzig Tage der Vorbereitung auf das große Fest der Erlösung, das eigentlich das Fest aller Feste ist, wie es in der geistlichen Literatur der Kirche gern genannt wird, sind so etwas wie Exerzitien, geistliche Übungen des Gottesvolkes. Da geht es um die Auseinandersetzung mit dem Bösen, das überhand nimmt in unserer Welt, um die Auseinandersetzung mit der Versuchung und der Sünde, die unser Leben bestimmen, um den geistigen Kampf mit dem Teufel und den bösen Geistern, die hinter dem Bösen stehen und uns seine tiefen Abgründe offenbaren. Diese Auseinandersetzung prägt unser ganzes Leben, wenn wir bewusst leben und unsere Berufung ernst nehmen. In besonderer Weise üben wir sie ein in der österlichen Bußzeit, wenn wir dem Ruf der Kirche folgen, durch den Christus selber sich vernehmbar macht. Diese Einübung aber geschieht durch Fasten und Beten, durch den Verzicht aus Liebe, aus Liebe zu Gott und zu den Menschen, und durch unsere neue Hinwendung zu Gott, zu Christus und zu Heiligen.

2. Fastensonntag

„Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe“

Die Verklärung Jesu gewährt drei Jüngern Jesu, Petrus und den Zebedäus-Söhnen, einen Blick in die Zukunft und zugleich in die Tiefe ihrer gegenwärtigen Wirklichkeit. Es wird ihnen eine Ahnung davon vermittelt, wer dieser wirklich ist, den sie ihren Meister nennen, und was er ihnen einmal schenken will. Das geschieht auf einem Berg - die Berge sind, weil sie geheimnisvoll sind, in der Heilsgeschichte stets besondere Orte der Gottesoffenbarung. Der entscheidende Satz des Evangeliums, der Höhepunkt der Erzählung von der Verklärung Jesu, liegt in dem, was die Stimme aus der Wolke sagt: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe“. Und sie fügt hinzu: „Hört auf ihn“. Gott, der Vater, hat an ihm sein Wohlgefallen, weil er seinen Willen erfüllt, in Treue, bis in den Tod. Dieses Wohlgefallen hat Gott auch an uns, wenn wir auf seinen Sohn hören. Auf die Gesinnung des Gehorsams kommt es an dabei. Diese Gesinnung hat der Sohn Gottes in beispielhafter Weise zum Ausdruck gebracht in seiner Bereitschaft, als Mensch Gott auch auf unergründlichen Wegen zu folgen und den Weg des Leidens und Sterbens zur Erlösung der Menschheit zu gehen.

Der Gedanke des Gehorsams, verbindet auch die (erste) Lesung mit dem Evangelium. Dem Gehorsam Jesu, der vorgebildet ist in dem Gehorsam des Abraham, entspricht das Wohlgefallen Gottes an seinem Gesandten, das seine Erfüllung findet in dessen Verklärung, zunächst mehr vordergründig und vorläufig, dann aber endgültig und in ewiger Vollendung.

Die Verklärung in ewiger Vollendung, sie ist der Lohn des Gehorsams. Die Erfüllung des Willens Gottes, sie bestimmt den Weg des Erlösers, der sich selbst erniedrigt, den aber Gott erhöht hat. In dem Geschehen der Verklärung Jesu wird den drei Jüngern stellvertretend für die anderen Jünger und für uns alle eine Vorahnung vermittelt von der endgültigen Verklärung, zu der sie und wir alle berufen sind. Von daher ist der Sinn dieses Geschehens der, dass es die Jünger Jesu und mit ihnen wir alle erfahren und wissen, dass es sich lohnt, dem gekreuzigten Erlöser nachzufolgen.

Darüber hinaus sollen sie Trost finden in diesem Geschehen angesichts der Anfeindungen, die Christus erfahren hat und die er noch erfahren wird und angesichts des Kreuzes, an dem er wenige Wochen später sterben wird. In dem, was ihnen in der Verklärung Jesu widerfährt, sollen sie aber auch Trost finden angesichts der Leiden, die sie schon sehr

bald um Jesu willen auf sich nehmen müssen. Das gilt nicht weniger für alle, die sie zu Christus führen werden.

Der Vorgang der Verklärung ist nicht zu beschreiben, das, was die Jünger in ihr erlebt haben, ist geheimnishaft, so sehr wie der endgültige Zustand Christi nach seiner Auferstehung und der endgültige Zustand derer, die wie er im Gehorsam gegenüber Gott die Todesschwelle überschreiten, die durch die Erfüllung des heiligen Willens Gottes dessen Wohlgefallen auf sich herabrufen und darin bis zum Tod verbleiben.

Die Verklärung Christi gewährt den Jüngern auf jeden Fall einen Blick in die Zukunft, sie zeigt ihnen die Größe der Verheißungen, die ihnen gegeben sind, die all jenen gegeben sind, die Gott die Treue halten in den Bedrängnissen ihres Lebens, wie Abraham es getan hat. Daraus folgt, dass es für uns keine Verklärung, kein ewiges Leben gibt, ohne dass wir im Gehorsam Christus nachfolgen, Christus und seinen Heiligen. Das bedeutet konkret, dass wir für die Wahrheit eintreten inmitten aller Verlogenheit, die uns umgibt, dass wir auf Christus schauen, der sich die Wahrheit nennt, nicht auf seinen Gegenspieler, den er den Vater der Lüge nennt, dass wir für Gott eintreten in-mitten der Gottlosigkeit unserer Zeit, dass wir für den Glauben eintreten in einer Welt des Unglaubens, für das Jenseitige und Ewige inmitten der Diesseitigkeit und der Fixierung auf das Vordergründige. Das bedeutet, dass wir für die Liebe Zeugnis ablegen in einer Welt des Hasses, für Selbstbeherrschung, Verzicht und Abtötung inmitten der Unbeherrschtheit und Disziplinlosigkeit unserer Tage, inmitten der Selbstgerechtigkeit und Haltlosigkeit vieler, und für ein einfaches Leben inmitten der Konsumabhängigkeit allzu vieler.

Es gibt keine Verklärung im Sinne der Vollendung bei Gott für uns ohne die Selbstverleugnung. Dieser Gedanke muss uns begleiten auf unserem Lebensweg, besonders in diesen Wochen, da wir uns auf Ostern vorbereiten. Es ist der Verzicht, der zum heiligen Willen Gottes dazugehört, von dem wir nicht absehen können. Niemand kann sich davon ausnehmen, wengleich es heute allzu viele tun. Es geht auch hier um das Wohlgefallen Gottes, um mit der Sprache unseres Evangeliums zu sprechen, ohne dass wir unsere ganze Ewigkeit in Frage stellen.

Von daher ist das Evangelium von der Verklärung Jesu ein Anruf an uns alle, dass wir uns um das Wohlgefallen Gottes bemühen und unsere ewige Verklärung nicht leicht-

fertig in Gefahr bringen, wie es heute allzu viele tun, wenn sie nicht hören wollen, wenn sie sich abwenden von Christus und seiner Kirche, innerlich oder auch äußerlich, wenn sie ihr Leben ohne Gott leben oder wenn sie ein weltläufiges Christentum leben und eintreten für ein solches. Es ist bedeutsam für uns, dass wir uns immer wieder vor Augen führen, wie kurz die Zeit und wie lang die Ewigkeit ist. Das weite Gewissen unserer Zeitgenossen darf uns nicht beeindrucken oder gar anstecken. Vor dem Gericht Gottes stehen wir einmal ganz allein.

In der Verklärung Jesu geht es um die Zukunft, die Gott denen bereitet, die ihm die Treue halten. Diese Treue muss sich in der Erfüllung des heiligen Willens Gottes bewähren. Gegen ihn versündigen wir uns, wenn wir uns mit dem Fürsten dieser Welt verbünden, wenn wir ohne Gott und Christus leben und wenn wir uns mit einem weltläufigen Christentum begnügen, das im Grunde eine große Lüge ist. Manchmal ist er rätselhaft und unbegreiflich, der Wille Gottes. Aber auch dann erwartet Gott von uns, dass wir uns ihm unterwerfen. Das Wohlwollen Gottes stellt das Wohlwollen der Welt von Grund auf in Frage. Die Unterwerfung unter den Willen Gottes müssen wir einüben in der Selbstverleugnung, im Verzicht, in der Entsagung, in dem, was wir das Fasten nennen. Alles, was aus Liebe geschieht, ist nicht schwer. Gerade durch den Verzicht lernen wir den Gehorsam. Große Kraft verleiht uns dabei der unverwandte Blick auf die Vollendung, verleiht uns dabei das Leben mit den Sakramenten der Kirche.

3. Fastensonntag

„Macht das Haus meines Vaters nicht zu einer Markthalle“

Die Tempelreinigung Jesu erfolgte anlässlich des ersten Osterfestes, das Jesus mit seinen Jüngern in Jerusalem verbracht hat, also ganz am Anfang seiner öffentlichen Tätigkeit. Die Situation war folgendermaßen: Im äußeren Vorhof des Tempels, dem so genannten Vorhof der Heiden, verkauften die Viehhändler die Opfertiere an die Wallfahrer, die dabei ihre jeweilige Landeswährung in die palästinische Währung umtauschen konnten, kamen sie doch von überall her. Der Vorhof gehörte nicht zum eigentlichen Heiligtum, und die Geschäfte waren hier erlaubt, offiziell waren sie genehmigt worden durch den Hohenpriester, der die letzte Verantwortung für den Tempel trug. Zudem war

für die Missstände in der Tempelregion die Tempelpolizei zuständig, die aus Leviten bestand, und von dem Tempelobristen befehligt wurde, einem Priester, der seinem Rang nach sogleich nach dem Hohenpriester kam. Was Jesus tat, war also ungesetzlich und zugleich eine Machtanmaßung. Sein Tun wurde darüber hinaus als Anklage empfunden, als hätten die Verantwortlichen nicht ihre Pflicht getan. Deshalb verlangte man von ihm ein Zeichen, ein Wunder, mit dem er sich als Prophet hätte ausweisen und damit sein Tun rechtfertigen können. Wäre er nämlich ein echter Prophet gewesen, so hätte ihn die göttliche Autorität über die menschliche gestellt. Jesus wirkt jedoch kein Zeichen, er wirkt keine Wundertat, verheißt sie aber für die Zukunft, wenn er in rätselhaften Worten von seiner Auferstehung spricht, die ihn als den Messias, als den göttlichen Gesandten, ausweisen sollte. Er handelt souverän, und er ist ohne Furcht. Er weiß: Wer im Dienst Gottes steht, wer sich für die Wahrheit einsetzt, braucht sich vor den Menschen nicht zu fürchten. Das außergewöhnliche Selbstbewusstsein Jesu, das uns wie hier auch sonst immer wieder eindrucksvoll begegnet in den Evangelien, verweist uns darauf, dass er mehr war als nur ein Mensch. Aber davon soll hier nicht die Rede sein, uns soll es um das gehen, was Jesus mit der Tempelreinigung sagen will, welches Anliegen er damit verfolgt. Es ist der Kampf gegen die Veräußerlichung der Religion, den Jesus in der Tempelreinigung kämpft, der Kampf gegen die Ehrfurchtslosigkeit und für die Innerlichkeit in der Religion sowie für die lautere Gesinnung des Menschen vor Gott.

Jesus weiß, dass die Religion morgen gestorben ist, wenn sie heute zum Geschäft degradiert wird, er weiß, dass die Ehrfurchtslosigkeit und die Veräußerlichung der Tod jeder Religion sind. Das gilt damals wie heute. Sein Eifer für Gott ist eine Anklage für die Menschen seiner Zeit, aber auch für uns, zugleich aber ist er auch eine Mahnung, dass man ihn in diesem seinem Eifer nachahmt. Denn Veräußerlichung der Religion und Ehrfurchtslosigkeit, das gibt es auch bei uns. Sie zeigen sich nicht nur in der Kommerzialisierung der Religion - da wird die Religion zum Geschäft -, sie zeigen sich auch in der Instrumentalisierung des christlichen Glaubens und der Kirche - da bedient man sich der Religion für die eigenen Interessen. Die Ehrfurchtslosigkeit und die Veräußerlichung zeigen sich vor allem in der Missachtung heiliger Orte und heiliger Dinge und in der Gedankenlosigkeit beim Gebet und beim Gottesdienst. Faktisch ist es so, dass das Haus Gottes und die heiligen Handlungen heute vielen nicht mehr viel sagen. Dabei werden die Gotteshäuser oftmals als solche nicht mehr von profanen Räumen unterschieden. Das gilt für ihre äußere Gestalt wie auch für ihre innere Ausstattung.

Ein sprechender Ausdruck unserer Ehrfurcht in den Gotteshäusern ist es immer gewesen, dass wir keine Unterhaltungen darin führen, dass wir uns im Gotteshaus nicht mit-einander unterhalten, sondern mit Gott, und dass wir jene nicht stören, die das möchten. Das ist auch heute noch angemessen. Im Grunde gebietet das schon der menschliche Anstand, erst recht aber der Glaube an den im Sakrament gegenwärtigen Herrn. Uns fehlt oft das Gespür für das Heilige. Daher zieht die Verunehrung unserer Gotteshäuser immer weitere Kreise.

Nicht selten sind auch unsere Gottesdienste flach, seelenlos und ohne Innerlichkeit, veräußerlicht und ohne Ehrfurcht. Und es gibt viele liturgische Experimente, die eher ein Ausdruck des verlorenen Glaubens sind als überzeugende Gottesverehrung. Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn nur wenige dahin kommen. Auch darin zeigt sich die Veräußerlichung, gegen die der Jesus des Evangeliums vorgeht, in der Profanierung unserer Gottesdienste. Faktisch ist unser Christentum nicht selten zur Folklore und zum Brauchtum geworden und hat es so seine Seele verloren.

Aber auch unser persönliches Beten, unser persönliches Verhältnis zu Gott, wenn überhaupt noch davon die Rede sein kann, ist oft von Ehrfurchtslosigkeit geprägt, von plumper Vertraulichkeit ohne Gespür für das Heilige.

Ehrfurchtslosigkeit breitet sich vor allem auch aus gegenüber dem Sakrament der Eucharistie. Es tut einem weh, wenn man es mit ansehen muss, wie manche die heilige Kommunion empfangen, wie unkonzentriert und ungesammelt. Das geht so weit, dass sie das heilige Sakrament erst auf dem Weg zurück zu ihrer Bank empfangen, gleichsam im Vorübergehen. Die Wirkung des Sakramentes bleibt aus, wenn es ohne Ehrfurcht empfangen wird. Dann kann man sich den Umstand des Sakramentenempfangs ersparen.

Wir machen nicht nur aus den Gotteshäusern Menschenhäuser, wir machen auch aus den Gottesdiensten Menschendienste - oftmals jedenfalls. Da dürfen wir uns nicht wundern, wenn das Interesse an der Botschaft der Kirche zurückgeht.

„Die Ehrfurcht ist der Anfang der Weisheit“, heißt es in Psalm 110 (Vers 10). Sie gehört nicht nur zum Christentum, die Ehrfurcht, sie ist ein wesentliches Element in allen Reli-

gionen. Im Tempel zu Jerusalem durfte niemand das Allerheiligste betreten außer dem Hohenpriester, und dieser auch nur einmal im Jahr. Die Ehrfurchtslosigkeit geht aus dem Unglauben hervor und führt immer tiefer in ihn hinein. Das Unsichtbare bedarf der Pflege durch die Ehrfurcht, damit man seine Existenz nicht vergisst.

Im Übrigen ist die Ehrfurcht vor Gott die Voraussetzung dafür, dass wir auch Ehrfurcht haben vor den Menschen. Erst wenn wir Gott die Ehre geben, können wir sie auch den Menschen geben. Dass wir das zu wenig bedenken, daran scheitert heute oft das Zusammenleben der Menschen.

Die Ehrfurcht ist etwas anderes als die Furcht. Die Furcht braucht man nicht zu lernen, sie stellt sich von selber ein. Die Ehrfurcht aber müssen wir lernen und einüben. Sie meint das verehrende Hinaufblicken zu dem Höheren, in liebender Scheu und in scheuer Liebe, sie meint das Ergriffensein von dem Größeren. Dabei müssen wir nicht nur Gott Ehrfurcht entgegenbringen, auch seiner Schöpfung und darin vor allem dem Menschen und auch dem eigenen Ich, dem Bild und Gleichnis Gottes. Statt von Ehrfurcht können wir auch von Achtung sprechen, von Hochachtung und Wertschätzung. In allem, was Gott geschaffen hat, ist etwas von dem unbegreiflichen Gott, von seiner Majestät und Größe, vor allem in den Menschen, damit aber auch in uns selbst.

In der Ehrfurcht gründen letztendlich alle Gebote Gottes, unsere Pflichten gegenüber Gott, gegenüber dem Nächsten und gegenüber dem eigenen Ich. Sie ist letztlich die Grundlage, die Ehrfurcht, das Fundament unseres gesamten sittlichen und religiösen Verhaltens.

Der Heide Pythagoras hat schon vor über 600 Jahren vor Christus gesagt: In allem habe Achtung vor dir selbst! Und der bedeutende englische Konvertit John Henry Newman (+ 1890) schreibt vor mehr als 150 Jahren: Die Ehrfurcht des Menschen vor Gott beginnt bei der Ehrfurcht, die der Mensch vor sich selber hat (Predigten zu Tagesfragen, Stuttgart 1958, 171). Wer die Augen nicht verschließt, der sieht, wie gering der Stellenwert der Ehrfurcht geworden ist. An ihre Stelle sind heute oft frivole Kritik, Spott und Zynismus getreten.

In der Tempelreinigung, von der das Evangelium heute berichtet, wendet sich Jesus ve-

hement gegen die Veräußerlichung der Religion und gegen die Ehrfurchtslosigkeit des Menschen gegenüber Gott und gegenüber dem Heiligen. Damit sind wir alle angesprochen. Die Ehrfurchtslosigkeit ist der Tod des Glaubenslebens, wenn sie nicht gar aus ihm hervorgeht. Die Tempelreinigung will uns daran erinnern, dass wir in Ehrfurcht vor Gott stehen, dass wir ihn verehren in liebender Scheu und in scheuer Liebe. Das muss sich auswirken nicht nur in unseren Gottesdiensten und in unseren Gebeten, sondern auch in unserem Verhalten an heiligen Orten. Die Ehrfurcht vor Gott umschließt die Ehrfurcht vor allem Geschaffenen, vor allem die Ehrfurcht vor dem Menschen, dem Bild und Gleichnis Gottes, der Krone der Schöpfung, Ehrfurcht in der Gestalt der Hochachtung und der Wertschätzung.

4. Fastensonntag

**„Der Menschensohn muss erhöht werden, damit jeder, der an ihn glaubt,
durch ihn das ewige Leben hat“**

Wir kennen die Geschichte von der ehernen Schlange aus dem Alten Testament. Gott straft sein Volk während der Wüstenwanderung für seine wiederholte Untreue und für seinen steten Rückfall in den Götzendienst durch giftige Schlangen, deren Biss viele dahinraffte. Als Mose dann zu Gott um Hilfe flehte, erhielt er den Auftrag, eine eherne Schlange an einer langen Stange zu befestigen und diese im Lager der Israeliten aufzustellen. Jeder, der durch einen Schlangenbiss tödlich verwundet war, sollte vertrauensvoll die eherne Schlange anschauen und so von seiner tödlichen Krankheit geheilt werden.

Das ist ein Gleichnis für das Kreuz Christi, in dem uns das ewige Leben geschenkt wird, in ihm wird uns das ewige Leben geschenkt, wenn wir es gläubig anschauen. Das ist der Inhalt des heutigen Evangeliums: die lebensspendende Kraft des Kreuzes Christi, die ihrerseits für uns eine Quelle tiefer Freude ist.

„Laetare“ heißt der heutige Sonntag von altersher, „freue dich!“ Das Kreuz ist das Zeichen der Liebe Gottes, es ist das wirksame Zeichen des Sieges Christi, unseres Erlösers, und unserer Rettung im Gericht. Unser Leben, unser unvergängliches Leben, geht aus

dem Tode Christi hervor. In ihm wird uns nicht die leibliche Gesundheit wiedergeschickt, jedenfalls nicht in der Regel, wohl aber die Gesundheit der Seele. In ihm wird uns jenes glückselige Leben geschenkt, das den biologischen Tod überdauert, das ewige Leben in der Gemeinschaft mit ihm, das er uns zgedacht hat.

Wir sagen auch: Das Kreuz ist unsere Erlösung von dem ewigen Tod. Das ist es aber nur dann, wenn wir es gläubig anschauen und wenn wir in unserem irdischen Leben darauf unser Vertrauen setzen - nicht nur mit Worten, auch mit Taten, wenn wir leben gemäß dem Willen Gottes.

Darin sind zwei Gedanken enthalten, die für unser Leben von grundlegender Bedeutung sind.

Der erste Gedanke: Gott rettet uns aus Gnade, nicht wegen unserer Werke. Der Mensch kann sich nicht selbst erlösen, er findet das Heil vielmehr im Vertrauen auf Gottes Liebe und im Glauben an das Kreuz. Wir können uns nicht selbst aus dem Sumpf herausziehen, in dem wir stecken.

Die Selbsterlösung hat der Mensch nicht nur in den verschiedenen Religionen immer wieder versucht, sie ist auch eine Versuchung im Christentum.

Dieses Denken wird da sichtbar, wo wir Ansprüche vor Gott geltend machen, wo wir auf unsere Werke pochen, wo unsere Frömmigkeit zum Geschäft ausartet, etwa so: Ich gebe Gott meine Gebete und halte seine Gebete, und er muss mir dafür Glück und Erfolg und schließlich das ewige Leben geben.

Es ist gut, wenn wir uns immer wieder klar machen, dass im Hinblick auf unser ewiges Heil alle Initiative von Gott ausgeht und ausgehen muss, dass wir von daher reich Beschenkte sind, dass Gottes Liebe uns reich gemacht hat durch das Kreuz seines Sohnes. Wissen wir das und erkennen das in aller Demut an, dann werden wir in größerer Dankbarkeit vor Gott leben.

Anspruchsdenken und Undankbarkeit gehören zusammen. Zur Undankbarkeit gehört aber auch die Bitterkeit, der tierische Ernst. Die Dankbarkeit verbindet den Menschen

mit Gott. Sie verbindet die Menschen aber auch untereinander. Die Undankbarkeit entzweit sie. Stehen wir in Demut vor Gott, so werden wir dankbar angesichts seiner unverdienten Liebe. Erst in der Demut erkennen wir die Wirklichkeit, wie sie ist. Die Dankbarkeit aber ist wiederum der Kern der Freude.

Die entscheidenden Begriffe im Christentum sind die Begriffe Gnade und Glaube, Demut und Dankbarkeit und - von daher - der Begriff der Freude.

Das heißt aber nicht, dass es auf die Werke nicht ankommt, dass wir also tun können, was wir wollen. Das ist der zweite Gedanke unserer Überlegungen.

Die Werke des Lichtes sind selbstverständlich für die, die an das Licht glauben. Der Reichtum, den Gott uns geschenkt hat, muss unser Leben bestimmen. Wir müssen als Erlöste leben, damit wir diesen Reichtum, den Gott uns geschenkt hat und den er uns immer neu schenkt, nicht verlieren.

Durch die Sünde ist die Erde ein Tal der Tränen geworden, durch die Erlösung ist sie verwandelt worden. Das muss deutlich werden durch das Leben der Erlösten. Das heißt: Durch uns muss die Welt wieder zum Paradies werden.

Unsere Welt ist erlöst. Wenn es in ihr aber dennoch so viel Leid, so viele Tränen, so viel Not, so viel Hass, so viel Gleichgültigkeit, Kälte und Missverstehen gibt, so viel Grausamkeit, Gemeinheit und Verführung, so bestätigt sich darin das Wort der Schrift: Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht. Das ist aber eine Schicksalsfrage für jeden Einzelnen von uns.

Die Werke der Finsternis sind in unserer Zeit vor allem die Unbeherrschtheit, die sexuelle Freizügigkeit, die Zerstörung von Ehe und Familie und die wahllose Tötung von Kindern vor ihrer Geburt.

Von Augustinus stammt das Wort: Der dich ohne dich geschaffen, ohne dein Zutun, aus reiner Liebe, wollte dich nicht ohne dich erlösen (Sermo 169, 11, 13). Wer die Werke der Finsternis tut, wählt das Gericht und das ewige Verderben. Da ist die Sprache der Offenbarung unmissverständlich.

Nicht die guten Werke retten uns, aber die bösen führen uns ins Unheil. Der Adel der Erlösung verpflichtet uns.

Das Kreuz ist das Zeichen des Sieges Christi des Erlösers über die Sünde und den Tod. Unser gläubiges Aufschauen zum Kreuz heilt uns von der Todverfallenheit der Sünde und schenkt uns das ewige Leben.

Es gibt keine Selbsterlösung. Die Erlösung ist für uns ein Geschenk, sie ist gnadenhaft für uns. Sie ist allerdings ein Geschenk, das uns verpflichtet. Wir können es verlieren, und zwar dann, wenn wir weiterhin die Werke der Finsternis tun, das heißt, wenn wir uns nicht distanzieren von den Praktiken der Kinder dieser Welt, wenn wir kein anderes oder wie man heute gern sagt, alternatives Leben führen.

Die Hörigkeit gegenüber dem Diktat der Massenmedien ist eines Christen unwürdig. Wenn wir all das tun, was man tut, so können wir nicht vor Gott bestehen. Ein weltläufiges Christentum, das sind die Werke der Finsternis, die uns die Gnade der Erlösung verspielen lassen.

Auch die Diener der Kirche können sich versündigen, wenn sie nicht immer neu zu diesem Leben aufrufen, wenn sie beschwichtigen, statt ungeschminkt das Wort Gottes und seine Forderungen und die Konsequenzen der Weltläufigkeit der Christen in den Raum zu stellen und, die Menschen immer wieder gleichsam in der Sprache der alttestamentlichen Propheten beschwörend, zu verkündigen.

5. Fastensonntag (Passionssonntag)

„Wo ich bin, da soll auch mein Diener sein“

In den beiden letzten Wochen der Fastenzeit, der österlichen Bußzeit, tritt das Leiden Christi, das uns an allen Tagen dieser Gnadenzeit vordringlich begleiten soll, noch stär-

ker hervor in der Liturgie der Kirche als in den voraufgegangenen Wochen. Wir sprechen daher von der Passionszeit. Passion bedeutet soviel wie Leiden. Das Leiden Christi, das hier im Mittelpunkt steht, findet seine Vollendung im Kreuzestod Christi, im Schlussakkord seines Wirkens in dieser Welt. In ihm kehrt der Mensch gewordene Gottessohn zurück zu seinem Vater, den er in seiner Menschwerdung verlassen und doch nicht verlassen hat. Wir sprechen von dem glorreichen Leiden und Sterben Jesu, weil wir es nur recht verstehen, wenn wir die Auferstehung des Gekreuzigten mit einbeziehen, und weil in diesem Geschehen die Erlösung der Menschheit erfolgt ist. Der Tod Jesu ist mehr als das tragische Ende eines großen Propheten, wie viele ihn heute verstehen wollen, die sich weit entfernt haben von der Botschaft Christi und seiner Kirche, in ihm schenkt Gott uns die Erlösung oder die Versöhnung. Die Erlösung oder die Versöhnung setzt aber die Sünde voraus, das „schuldig geworden sein“ der Menschheit und des Menschen, woraus die Gottesferne hervorgegangen ist. Davon redet die ganze Geschichte der Menschheit, weshalb man in beinahe allen Religionen den Begriff des Opfers kennt. Durch Opfer will man Gott oder die Götter versöhnen und die Wiederherstellung der zerbrochenen Beziehung zwischen drüben und hüten erreichen. Im Opfer bringt der Mensch Gott oder den Göttern eine wertvolle Gabe dar in der Gesinnung der Unterwerfung.

Die Erlösung wird gegenstandslos, wenn es die Sünde nicht gibt, jene Katastrophe am Beginn der Geschichte der Menschheit, die wir die Ursünde nennen, und die persönlichen Sünden der Menschen, worin uns das rätselhafte Böse immer neu begegnet, in uns und um uns. Unserer Zeit blieb es vorbehalten, das eine wie das andere zu leugnen, obwohl gerade heute im Chaos einer Welt ohne Gott und ohne ein Jenseits die Fragwürdigkeit des Menschen wie nie zuvor hervortritt. Alle Tage erfahren wir es, dass unsere Welt und die Menschen so nicht von Gott gedacht sein können. In den zahllosen Opfern, die in der Geschichte der Menschheit dargebracht worden sind, suchen die Menschen die Erlösung. Im Tod Christi wird sie ihnen geschenkt, weil in ihm Gott selber sich zum Opfer der Menschen macht. - Der menschengewordene Sohn Gottes nimmt in Freiheit den Tod auf sich, den man über ihn verhängt hat. Das tut er aus Liebe zu den Menschen, zu allen Menschen, und im Gehorsam gegen den Vater.

Im Evangelium des heutigen Sonntags vergleicht Jesus seinen Opfertod, durch den er uns erlöst hat, mit dem Weizenkorn, das in die Erde gesenkt wird, und deutet ihn als

Quelle des Heiles für alle Menschen in unbegrenzter Fruchtbarkeit. Dem Weizenkorn ist es zu Eigen, dass es sich nur vermehren kann um den Preis seiner Auflösung und seiner Vernichtung. Nur wenn es selber vergeht im Schoß der Erde, kann es zahlreiche Ähren mit unzähligen neuen Körnern hervorbringen.

Die Erlösung im Zeichen des Kreuzes wird uns zugewendet im Sakrament der Taufe. Deshalb erklärt der Apostel Paulus im Römerbrief, dass die Getauften auf den Tod Jesu getauft sind, dass wir in der Taufe mit Christus begraben wurden und zu einem neuen Leben auferstanden sind (Röm 6, 3 f). - Das Wort „taufen“ kommt von „tauchen“.

Durch die Taufe wurde uns das Leben der Gnade geschenkt. Der Katechismus spricht von der heiligmachenden Gnade. Die Erlösung schenkt uns nicht nur eine neue Beziehung zu Gott, nur das glauben die evangelischen Christen, sie schenkt uns darüber hinaus die heiligmachende Gnade, das göttliche Leben. Somit wird aus dem Sünder ein Gerechter. Das ist die Gabe der Erlösung, diese Gabe ist aber zugleich eine Aufgabe für uns, denn wir müssen uns ihrer würdig erweisen, und wir müssen sie bewahren in unserem Leben. Das tun wir, wenn wir das Wort Gottes hören und es zur Richtschnur unseres Lebens machen und mehr noch, wenn wir mit Christus, unserem Erlöser, leben und sterben und wenn wir immerfort sein Leiden an unserem sterblichen Leib tragen, wie es der Apostel Paulus uns vorgelebt hat.

Die Gnade der Erlösung können wir nur bewahren, wenn wir uns selbst verleugnen und unser Kreuz in der Gemeinschaft mit dem gekreuzigten Erlöser tragen, das Kreuz, das Gott uns auferlegt, und auch das Kreuz, das wir freiwillig auf uns nehmen. Das Letztere geschieht im Verzicht, in der Entsagung, in der Selbstüberwindung oder im persönlichen Opfer, das wir Gott darbringen. Auch dieses ist ein wesentliches Element unseres Christenlebens. Die Selbstüberwindung ist nicht besonders schwer, wenn sie aus der Dankbarkeit und aus der Liebe hervorgeht.

Die Erlösungsgnade können wir nur bewahren, wenn wir da sind, wo Christus ist, wenn wir ihm dienen oder wenn wir ihm nachfolgen. Der Weg zum ewigen Leben ist der Weg der Hingabe, der Weg des Dienens, nicht der Weg der Selbstverwirklichung. Selbstverwirklichung ist im Grunde ein anderes Wort für Egoismus, die Selbstverwirklichung ist unserer „Spaßgesellschaft“ zugeordnet, die sich letzten Endes selber auflöst. Mit ihr, mit

der „Spaßgesellschaft“, arrangiert sich ein verbürgerlichtes Christentum, das kraftlos ist und keine Zukunft hat.

Den Weg der Hingabe und des Dienens in der Nachfolge des gekreuzigten Christus sind in beispielhafter Weise die Heiligen aller Jahrhunderte gegangen. Besonders eindrucksvoll zeigt sich das bei der Mutter Jesu und bei dem heiligen Joseph, dessen Fest wir gerade vor 10 Tagen begangen haben.

Im Evangelium des heutigen Sonntags erklärt Jesus: „Wo ich bin, das soll auch mein Diener sein“. Das bedeutet nicht zuletzt für uns, dass wir jeden Tag geistiger Weise mit Christus sterben, um ganz für Gott und für den Nächsten zu leben, im Geist der Hingabe und des Dienens. Das gilt nicht nur für besonders Auserwählte, das gilt vielmehr für alle Getauften, sofern sie die Einsicht haben, nur so können wir die Erlösungsgnade bewahren. Damit bringen wir aber gleichzeitig auch Freude und Trost in die Welt, in eine Welt, die aus tausend Wunden blutet, weil sie sich in weiten Teilen der Gnade der Erlösung verschließt und ihren Kairos verspielt.

Christus, der Erlöser, ist das Modell der Erlösten. Die objektive Erlösung, die uns der Erlöser gebracht hat, können wir nur bewahren, wenn wir uns mit ihm innerlich vereinigen. Das geschieht in der Nachfolge Christi, im Leben mit ihm im Geist der Hingabe und des Dienens. Die Erlösung im Zeichen des Kreuzes ist anspruchsvoll: Sie schenkt uns die heiligmachende Gnade oder das göttliche Leben, verpflichtet uns dabei aber als Bedingung für seine Bewahrung auf das Jesus-Wort: „Wo ich bin, da soll auch mein Diener sein“. Allein, Gott schenkt uns nicht nur das Wollen, er schenkt uns auch das Vollbringen (Phil 2, 13), wenn wir ihn darum bitten.

6. Fastensonntag (Palmsonntag)

„Er ward Gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz“

Das Kreuz ist das Symbol für das Leid der Welt und der Menschen. Unermesslich ist es in den 2000 Jahren, die seit jener Stunde vergangen sind, in der sich das grausame

Schauspiel der Kreuzigung des Propheten von Nazareth auf der Anhöhe von Golgotha zugetragen hat. Das Leid begleitet die Menschheit in ihrer über so viele Jahrtausende hin sich erstreckenden Geschichte. Von Blut und Tränen ist sie gezeichnet, diese Geschichte, so sehr, dass man immer wieder an eine anfängliche Katastrophe gedacht hat, um diese Wirklichkeit zu erklären. Die Heilige Schrift lehrt uns, dass das Leid und der Tod, gewissermaßen der Exponent des Leides, durch die Sünde in die Welt gekommen sind und dass wir durch das Kreuz Christi erlöst wurden von der Sünde und ihren Folgen. Das Symbol für das Leid der Welt und der Menschen ist somit zugleich das Zeichen unserer Erlösung.

Die Erlösung setzt das Mysterium der Sünde voraus, das Geheimnis der Ursünde, die für uns zur Erbsünde wurde, und das Geheimnis der persönlichen Sünde, die in dem Maße bestimmend ist für unser Leben, in dem wir uns der Erlösung entziehen, in dem wir unsere Autonomie behaupten. Die Sünde aber hat die Freiheit des Menschen zur Voraussetzung, die Freiheit des Menschen, gemäß dem Willen Gottes oder gemäß seiner Ordnung, also gut oder böse zu handeln, woraus sich seine Verantwortung ergibt, seine moralische Verantwortung. Das eine wie das andere wird heute nicht selten in Frage gestellt, entweder nur praktisch oder praktisch und theoretisch. Die Folge davon ist ein wachsendes Chaos in allen Bereichen unseres Lebens.

Der Kern der Sünde, der Ursünde wie der persönlichen Sünden der Menschen, ist der Stolz, der sich immer wieder mit dem Egoismus, nicht selten auch mit dem Hass verbündet. Ihn hat der Erlöser am Kreuz gesühnt, indem er sich selbst entäußert hat in demütigem Gehorsam. In ihm offenbarte er seine Liebe, seine Liebe zu seinem Vater und zu den Menschen. Darum können wir der Erlösung nur teilhaftig werden durch die Liebe und durch den demütigen Gehorsam und sie nur in der Liebe und im demütigen Gehorsam bewahren. Der Gehorsam ist die spezifische Gestalt der christlichen Liebe. Er meint die demütige Bereitschaft zum Hören, die Hingabe im Geist des Dienens.

Der Erlöser unterwirft sich dem Stolz und der Unbotmäßigkeit der Menschen. Dadurch überwindet er den Hass, der daraus hervorgegangen ist und immer wieder daraus hervorgeht, und dadurch führt er uns in eine erlöste Welt.

Wie der Stolz und der Hass immer neues Leid hervorbringen in unserer Welt, so wird

das Leid durch die demütige, die gehorsame Liebe von Grund auf gemindert. Sofern es aber fort dauert, können wir es dank der Erlösung und mit dem Erlöser tragen in der Hoffnung auf seine vollständige Überwindung im Geheimnis der Auferstehung, denn das Kreuz, das Zeichen des Leides und der Erlösung, kann nur recht verstanden werden im Licht der Auferstehung des Gekreuzigten. Die gläubige Annahme des Kreuzes ermöglicht uns neue Einsichten. Sie erschließt uns den tieferen Sinn unseres Lebens, der Welt und der Geschichte.

Viele weisen heute die Erlösung zurück. Der Abfall von dem Gekreuzigten erfolgt heute auf breiter Front, dabei tarnt er sich oft als Aufbruch. Vielfach führt der Stolz und mit ihm der Hass das Regiment in unserer Welt, leider auch nicht selten in der Kirche, in die der Geist der Welt immer mehr eindringt und den letzten Rest an Glaube und Moral - so hat man zuweilen den Eindruck - wegzuschwemmen droht. Am sichersten erkennt man den Geist des Abfalls an der Lüge, an der Unwahrhaftigkeit. Die Lüge ist die erstgeborene Tochter des Stolzes.

Das Leiden und Sterben Jesu wird unwirksam, wo es nicht gläubig angenommen wird, denn das Kreuz und die Erlösung sind nicht so etwas wie Zauberei. Die objektive Erlösung muss auch subjektiv angenommen werden, die Erlösung hat eine objektive und eine subjektive Seite. Nur durch die Liebe und den demütigen Gehorsam können wir der Erlösung teilhaftig werden und nur in der Liebe und im demütigen Gehorsam können wir sie bewahren. Es geht hier darum, dass wir uns inspirieren lassen von dem Geist des Erlösers, der um unseretwillen gehorsam geworden ist bis zum Tod, und dass wir die Gemeinschaft mit ihm suchen in unseren Gebeten und in unserem Leben.

Leid und Tod haben nicht das letzte Wort für uns, wenn wir uns nicht der Gnade der Erlösung verschließen. Wenn wir das Kreuz Christi gläubig anschauen, finden wir in ihm letztlich die Lösung aller Rätsel unseres Lebens.

In sakramentaler Weise begehen wir das Geheimnis des Kreuzes, das Geheimnis unserer Erlösung, in der Feier der heiligen Messe. Die heilige Messe, sie ist die immer neue Vergegenwärtigung des größten Ereignisses der Geschichte der Menschheit - nur wenige der vielen christlichen Denominationen wissen das -, in ihr wird uns die Gnade der Erlösung in überreichem Maße zuteil. Darum ist die tägliche Feier und Mitfeier der hei-

ligen Messe das bleibende Ideal des katholischen Christen.

Ostern

„Suchet, was droben ist“

Mit der Auferstehung des Gekreuzigten von Golgotha hat die Kirche begonnen. Die Auferstehung des Gekreuzigten ist das Zentrum der christlichen Verkündigung. Am Anfang der christlichen Verkündigung steht das leere Grab und stehen die Erscheinungen des Auferstandenen. Gänzlich überwältigt von der Auferstehung des Herrn trat die junge Christengemeinde von Jerusalem zusammen, sammelte sich die zerstreute Jüngerschaft Jesu erneut nach seiner Kreuzigung. Aus dem Osterglauben ist die Kirche entstanden, aus jenen Geschehnissen, die zum Osterglauben geführt haben. Es gäbe kein Evangelium, kein Neues Testament, keinen Glauben, keine Kirche, keine Feier der heiligen Messe und keine Sakramente ohne die Botschaft von der Auferstehung Jesu. Der Prophet von Nazareth wäre der Vergessenheit anheim gefallen, weithin. Er wäre nicht mehr und nicht weniger gewesen als einer der zahlreichen jüdischen Propheten, deren Letzter einst Johannes der Täufer gewesen war.

Mit der Auferstehung Jesu hebt die christliche Predigt an, und die Auferstehung Jesu ist der entscheidende Inhalt dieser Predigt, weshalb sie stets die Mitte der Verkündigung der Kirche sein muss und auch die Grundlage und das Fundament unseres persönlichen Glaubens.

Der Apostel Paulus schreibt an die Korinther: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist nichtig unsere Predigt, nichtig euer Glaube“ (1 Kor 15, 14). Wäre Christus nicht auferstanden, dann könnten wir die Kirchen schließen. Wenn Christus nicht auferstanden wäre, dann wären wir die größten Toren gewesen, so fährt der Apostel Paulus in dem nämlichen Brief fort.

Was bedeutet das nun, wenn wir bekennen: Jesus ist auferstanden? Das heißt nicht: Seine Sache geht weiter. Die Auferstehung Jesu ist ein Geschehen. Es geht hier nicht um eine Sache, um die Sache einer Person, sondern um eine Person als solche. Hier kehrt

ein Toter in das Leben zurück. Er kehrt aber nicht einfach in dieses unser sterbliche Leben zurück. Der Auferstandene ist den Daseinsbedingungen dieser Welt entzogen, er tritt ein in die Welt Gottes, das tut er mit seiner ganzen Existenz, mit Leib und Seele, mit seiner Gottheit und mit seiner Menschheit. Alle Ewigkeit hindurch bleibt er der Mensch gewordene Gottessohn.

Auferstehung bedeutet nicht einfach Rückkehr der Seele in den toten Leib, das bedeutet sie auch, klar, aber sie bedeutet noch mehr, sie bedeutet zugleich die Aufnahme des ganzen Menschen in die Herrlichkeit Gottes, Erhöhung, Verklärung. Der Auferstandene sitzt zur Rechten des Vaters. Wenn die ersten Christen bekannten: „Jesus Christus ist der Herr (der Kyrios)“, brachten sie damit das unbegreifliche Geheimnis seiner Auferstehung zum Ausdruck.

Für uns bedeutet die Auferstehung Jesu ewiges Leben. So sagt es der Römerbrief: „Wenn du mit dem Munde Jesus als den Herrn bekennst und in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat, dann wirst du das Heil erlangen“ (Röm 10, 9), das Heil aber, das ist letztlich das ewige Leben bei Gott. Umgekehrt bedeutet die Feststellung des Römerbriefes: Wenn wir das Geheimnis der Auferstehung nicht mit dem Munde bekennen und mit dem Herzen glauben, dann finden wir das Unheil.

In unserer erfahrbaren Geschichte hat der Tod das Regiment. Er ist gleichsam allgegenwärtig. Auch wenn wir gern vor ihm die Augen verschließen. Er ist unser dunkler Gefährte auf all unseren Wegen. Er ist das Ende für jeden Menschen. Unsere Geschichte ist eine Geschichte des Todes im wahrsten Sinne des Wortes. Diese Geschichte des Todes aber stellt Jesu Auferstehung von Grund auf in Frage. In der Auferstehung Jesu und in der allgemeinen Auferstehung, die wir im Credo bekennen, begegnet uns, wie es im Römerbrief heißt, die schöpferische Freiheit Gottes, die das Nichtseiende ins Dasein ruft, die das Unmögliche möglich macht (Röm 4, 17).

Somit ist die Unausweichlichkeit unserer Todesgeschichte durchbrochen. Mit Christi Auferstehung beginnt der Prozess der Neuschöpfung der Welt. Und sie bezeugt uns, dass Gottes Liebe stärker ist als der Tod, stärker als das Unrecht, als der Hass und als die brutale Gewalt der Menschen. Gottes Zukunft hat somit in unserer Gegenwart Gestalt angenommen. Eine selige Zukunft hat begonnen für uns, wenn wir glauben, dass

der Gekreuzigte lebt. Er, Christus, ist der Erstling der Entschlafenen. Im Anschluss an diesen Gedanken weist das Zweite Vatikanische Konzil darauf hin, dass das Ende der Zeiten bereits zu uns gekommen und die Erneuerung der Welt unwiderruflich begründet und in dieser Weltzeit in gewisser Weise schon vorausgenommen ist (*Lumen gentium*, 48).

Christi Auferstehung ist die die Vorwegnahme der Zukunft Gottes und in ihr hat die Verklärung der Welt schon begonnen. Von daher ist mit der Auferstehung Jesu das unsterbliche Leben in dieses unser vom Tod gezeichnetes Leben eingebrochen.

Der fromme Philosoph Sören Kierkegaard (+ 1855) schreibt von daher: „Es muss alles gut werden, weil Christus auferstanden ist“. Wir müssen es genauer sagen: Wenn wir in Christus sind, dann wird es ein gutes Ende nehmen mit uns. Ohne ihn wird es nicht gut werden. Das ist die andere Seite, die wir nicht verschweigen dürfen heute, da man eine Welt bauen will nicht nur ohne den auferstandenen Christus, sondern gar auch ohne Gott, was noch weit verhängnisvoller ist. Damit ist aber auch gesagt, dass nicht das Böse letztlich siegen wird, dass nicht die Lüge und der Hass, das Unrecht und die Grausamkeit und die Unmenschlichkeit das letzte Wort haben werden, so sehr sie es in unserer Gegenwart haben, das kann man nicht leugnen, sondern das Gute. Für jene, die nicht auf die Götzen dieser Welt setzen, sondern Christus nachfolgen, ist der Tod der Anfang des wahren Lebens. Das heißt andererseits: Für den, der dem lebendigen Christus nicht folgt, ist diese unsere Welt eine Welt zum Tode. Ist er ehrlich und konsequent, so bleibt ihm letztlich nur die Verzweiflung. Tatsächlich retten sich die Ungläubigen vor ihr, indem sie sich etwas vormachen oder indem sie nicht bis zu Ende denken. Allein für den, der dem Auferstandenen folgt, ist diese unsere Welt eine Welt zum Leben. Das ist die Wahrheit.

„Er wird euch vorausgehen nach Galiläa“ heißt es in der Osterbotschaft der jungen Christenheit. Aus unserer Perspektive würden wir sagen: Er ist uns vorausgegangen in das Galiläa der neuen, der jenseitigen Welt, der wir entgegengehen.

Darin, dass der auferstandene Christus uns vorausgegangen ist, darin gründet unsere Hoffnung. Sie ist der entscheidende Impuls in unserem Leben, wenn wir wahrhaft Christen sind. Sie sollte bestimmend sein für unseren Alltag.

Das Osterfest schenkt uns, wenn wir einen starken Glauben haben, Hoffnung und Frohsinn. Frohsinn, damit ist nicht die laute Freude der Welt gemeint, sondern die Heiterkeit der Seele, jene stille Freude, die uns der Ostersieg des Gekreuzigten von Golgotha schenkt, weil in ihm jene neue Welt ihren Anfang genommen hat, in der alle Negativität dieser unserer Welt ein Ende gefunden hat.

Beten wir um den rechten Osterglauben, um die diesem entsprechende unbezwingbare Osterhoffnung und um die daraus hervorgehende unzerstörbare Osterfreude! Das eine wie das andere ist letztlich ein Geschenk der Gnade, für das wir uns allerdings immer neu bereiten müssen. Vergessen wir dabei nicht: Der auferstandene Gekreuzigte ist uns vorausgegangen, sein Weg ist beispielhaft für unser Leben. Die Theorie muss hier immer neu zur Praxis werden. Wenn wir mit dem auferstandenen Gekreuzigten leiden und sterben, werden wir mit ihm einst auferstehen zum ewigen Leben.

Ostermontag

„Ihre Augen aber waren gehalten“

Sie erkannten ihn nicht, die Jünger Jesu, ihre Augen waren gehalten. So berichtet das Evangelium des heutigen Festtags. Als sie ihn aber erkannten, da beteten sie: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden. Christus, der Auferstandene war bei ihnen, und sie wussten es nicht, als ihnen diese Wirklichkeit jedoch bewusst wurde, da bestürmten sie ihn, doch wenigstens noch einige Stunden bei ihnen zu bleiben.

Diese Begebenheit des Osterabends wiederholt sich immer wieder in der Geschichte der Kirche und auch in unserem individuellen Leben: Wir wännen uns verlassen, aber Christus ist bei uns. Und wenn uns das zum Bewusstsein kommt, bestürmen wir ihn: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden“.

Solche Erfahrungen werden uns zuweilen geschenkt, im Glauben wissen wir jedoch, dass der Auferstandene immer da ist, ob wir daran denken oder nicht, sofern wir seine Jünger sind, dass seine Gegenwart unabhängig ist von unserem Bewusstsein. Einst hatte

er seinen Jüngern am Ende der Ostererscheinungen, die begrenzt waren, gesagt: „Ich bin bei euch alle Tage“ (Mt 28, 20).

Unsere Situation unterscheidet sich von jener der ersten Jünger grundlegend, und zwar dadurch, dass wir Christus nicht mit unseren irdischen Augen sehen. Die ersten Jünger hatten vor seinem Tod Umgang mit ihm gepflegt, und nach seinem Tod war er ihnen sichtbar erschienen, damit sie es wussten und der Welt bezeugen konnten, dass er den Tod überwunden hatte, damit sie und wir alle fortan unsere Hoffnung auf ihn setzen könnten in der Not der Sünde, in all unseren Leiden und in unserem Sterben. Die ersten Jünger haben ihren Meister nach seiner Auferstehung aber auch nur einmal oder nur wenige Male mit ihren irdischen Augen gesehen, dann konnten sie ihn nur mehr mit den Augen des Glaubens sehen. Das war ihnen bewusst, denn bei seiner letzten Begegnung mit ihnen auf dem Berg in Galiläa hatte er ihnen gesagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt“ (Mt 28, 20). Damals hatte er ihnen den großen Missionsbefehl erteilt.

Im Glauben wussten sie, und durch sie wissen wir es im Glauben: Der Herr ist bei uns, in seiner Kirche, in den Sakramenten, in unseren Gebeten, und er ist bei uns, wenn wir ihm nachfolgen, das heißt, wenn wir ihn nachahmen in unserem Leben, indem wir sein Leben zur Norm unseres Lebens machen. Sein Wort gilt, er ist da, auch wenn unsere Erfahrung verlässt, auch wenn wir uns verlassen vorkommen: Der Auferstandene gehört einer anderen Welt an, und doch bleibt er bei uns. Weil er aber jener anderen Welt angehört, die wir das Jenseits nennen, jener anderen Welt, zu der hin wir unterwegs sind, deshalb gibt es für uns nur die Begegnung mit ihm in der Weise des Glaubens.

Er könnte auch uns, den späteren Generationen, sichtbar erscheinen, möglicherweise ist das auch wiederholt geschehen in der Geschichte der Kirche, etwa im Leben der Heiligen, aber das war dann jeweils ein besonderes Wunder. Wunder in diesem Sinne sind aber außergewöhnliche Ereignisse.

Christus, der Auferstandene, ist bei uns, in dieser Welt - auch wenn wir ihn nicht sehen oder wenn unsere Augen gehalten sind, auch wenn wir in extrem schwierigen Verhältnissen leben oder wenn wir übermäßig traurig sind oder gar verzweifeln möchten. Er pocht dann immer wieder einmal leise an die Tür unseres Herzens, wenn er uns im Ge-

wissen anspricht. Zuweilen vermeinen wir dabei seine Nähe handgreiflich zu spüren, im Leid, in der Freude, in der Angst oder in den Sorgen des Alltags, wengleich solchen lichten Momenten dann bald wieder extreme Dunkelheit folgen mag. Solche Stunden müssen wir dankbar registrieren, aber auf Erfahrungen dieser Art kommt es nicht an. Worauf es ankommt, das ist, dass wir dem Wort Jesu, des Auferstandenen, „ich bin bei euch alle Tage“, das seine unmittelbaren Zeugen uns übermittelt haben, Glauben schenken.

Er ist auch dann bei uns, wenn wir vergeblich nach ihm Ausschau halten. Dann gilt es, dass wir uns im Glauben bewähren. Er verlässt uns nicht, aber wir können ihn verlassen, und wir tun es allzu gern. Er ist treu, solange nicht wir ihm untreu werden. Das aber ist das Problem: Unsere Treue.

Viele gehen ihre eigenen Wege. Sie suchen die Erfüllung ihres Lebens ohne Christus und seine heilige Kirche. Wir können den Auferstandenen verlassen, weil er nur mit den Augen des Glaubens gesehen werden kann. Aber dieser Glaube ist schicksalhaft für uns. Das will sagen: Wir zerstören unser zeitliches und unser ewiges Leben, wenn wir an dem auferstandenen Christus vorübergehen, wenn wir gleichgültig sind gegenüber ihm und seiner Kirche, wenn wir der Weltanschauung der Massenmedien huldigen und der Weltanschauung derer, die den Ton angeben bei uns. Es ist verhängnisvoll für uns, wenn wir gedankenlos durch das Leben stolpern und den falschen Propheten huldigen.

Nicht Christus verlässt uns, aber wir verlassen ihn, allzu oft. Von daher ist es zutiefst angemessen, dass wir nicht aufhören, ihn zu bitten: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden“. Das heißt nämlich: Schenk uns die Gnade, dass wir bei dir bleiben, dass wir dich nicht verlassen, dass wir uns nicht einer unchristlichen und religionslosen Welt anpassen und ihr nicht ins Netz gehen. Ja, dieses Ostergebet sollte uns das Jahr hindurch begleiten. In besonderer Weise eignet es sich in der heiligen Messe nach dem Empfang der heiligen Kommunion.

„Denn es will Abend werden“, immer geht unser Leben dem Abend zu, denn unser Leben ist kurz, wenn es auch noch so viele Jahre währt, und das Ende kommt schneller, als wir es vermuten. Wenn der auferstandene Christus bei uns ist, brauchen wir den Abend unseres Lebens nicht zu fürchten. „Es will Abend werden“, das gilt aber noch mehr für

die Gegenwart, für die Zeit, in der wir leben, die eine Zeit der religiösen und der moralischen und auch der politischen Auszehrung ist, eine Zeit, in der die Probleme so zahlreich werden, dass einem schwindelig werden kann, wenn man daran denkt, sofern Lüge und Grausamkeit und Ver-zweiflung und oft auch Unerleuchtetheit und Ignoranz uns zu übermannen drohen und, allgemein gesprochen, die Fundamente immer brüchiger werden. Aber wenn er, der Auferstandene, bei uns ist oder besser, wenn wir ihn nicht verlassen, dann verlieren wir in den Dunkelheiten dieser Zeit nicht die Orientierung, dann können sie uns nicht zum Verhängnis werden. Er ist da, sichtbar für die Augen des Glaubens, er verlässt uns nicht, doch wir können ihn verlassen. Dann sind wir allerdings allein. Hier gilt das Wort des Alten Testaments „weh dem, der allein ist“ (Pred 4, 10) mehr noch, als wenn wir es auf Menschen beziehen.

Wenn wir nicht von ihm lassen, finden wir den Weg auch in der dunkelsten Nacht, während ohne ihn alles chaotisch ist, was man indessen oftmals erst sehr spät erkennt, manchmal zu spät. Wissen wir im konsequenten Glauben um die Gegenwart des Auferstandenen, dann mag es Unverständliches geben in unserem Leben, Leid und Enttäuschung, aber wir sind dann nicht allein damit, mit uns ist dann der, der gesagt hat: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden“, so heißt es in den Abschiedsreden Jesu im Johannes-Evangelium (Joh 16, 33).

2. Sonntag der Osterzeit (Weißer Sonntag)

„Empfanget den Heiligen Geist“

Das Thema der Sünde verbindet die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags mit dem Evangelium: In der Sünde verweigern wir Gott die Liebe, denn Gott lieben, das heißt, seine Gebote erfüllen. Und wenn wir gesündigt haben, finden wir im Sakrament der Buße die Vergebung.

Früher war in der Predigt sehr häufig die Rede von der Sünde, vielleicht manchmal zu häufig, heute ist eher das Gegenteil der Fall. Aber kann man überhaupt zu viel von der Sünde reden? - Immerhin war die Sünde das Hauptthema in der Verkündigung Jesu. Ja, schon im Alten Testament war sie eines der Hauptthemen, speziell bei den Propheten.

„Die Sünde ist ein Verstoß gegen die Vernunft, die Wahrheit und das rechte Gewissen, sie ist eine Verfehlung gegen die wahre Liebe zu Gott und zum Nächsten“, so sagt es der Weltkatechismus (Nr. 1849). Der heilige Augustinus (+ 430) definiert die Sünde als „ein Wort, eine Tat oder ein Begehren im Widerspruch zum ewigen Gesetz“ (Contra Faustum Manichaeum, 22, 27). In jedem Fall ist die Sünde eine Beleidigung Gottes, da sie sich auflehnt gegen die Liebe Gottes zu uns und unsere Herzen von ihm abwendet. Der Auflehnung gegen Gott oder dem Ungehorsam gegenüber Gott, wie er Gestalt annimmt in der Sünde, liegt stets der Stolz zugrunde, der Hochmut, das „ich will nicht dienen“. In der Sünde tritt unsere Selbstliebe in Konkurrenz zur Gottesliebe und tritt im Grunde an die Stelle der Hochachtung vor Gott die Verachtung Gottes. Darauf hat schon der heilige Augustinus vor mehr als 1500 Jahren aufmerksam gemacht (De civitate Dei, 14, 28). In ihrem tiefsten Wesen ist die Sünde Ungehorsam gegen Gott, deshalb ist es immer der Gehorsam des Erlösers, der uns die Vergebung erwirkt.

Handelt es sich bei unserer Auflehnung gegen Gott um eine wichtige Sache und entscheiden wir uns mit Einsicht und Freiheit gegen ein Gebot Gottes, zerstört die Sünde die Taufgnade, unsere Gotteskindschaft, die heiligmachende Gnade. Wir sprechen dann von einer schweren Sünde oder auch von einer Todsünde. Fehlt eines dieser drei Momente, so ist die Sünde eine lässliche, es sei denn, es ist überhaupt keine Einsicht in den Sachverhalt vorhanden oder überhaupt keine Freiheit gegeben. Wenn es so ist, dann kann auch von Sünde nicht mehr die Rede sein. Denn für das, was wir nicht erkannt oder nicht gewollt haben, dafür sind wir nicht verantwortlich

In der Gestalt der lässlichen Sünde verfolgt uns die Sünde fortwährend. Das ist unsere Situation, weil wir die Folgen der Erbsünde tragen und zu tragen haben, auch wenn wir von ihr erlöst sind. Verschließen wir die Augen vor dieser Wirklichkeit, betrügen wir uns selbst und zerstören unser religiöses Leben von Grund auf, von der Wurzel her. Dann wird aus unserem Christentum ein abgestandener Pharisäismus oder gar nur ein rein äußeres Lippenbekenntnis, das uns nicht mehr bewegt, das ohne Substanz ist.

Im ersten Johannesbrief, dem auch die (zweite) Lesung dieser heiligen Messe entnommen ist, heißt es: „Wenn wir sagen, dass wir keine Sünde haben, führen wir uns selbst in die Irre, und die Wahrheit ist nicht in uns. Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er

(Gott) treu und gerecht; er vergibt uns die Sünden und reinigt uns von allem Unrecht“ (1 Joh 1, 8 f). Schon im Alten Testament heißt es im Buch der Sprüche: „Selbst der Gerechte fällt siebenmal am Tage“ (Spr 24, 16).

Vielleicht liegt hier eines der Kernübel unserer Zeit, und vielleicht ist das die Ursache für die Unwirksamkeit des Christentums in der heutigen Welt und in unserem Leben, dass viele nicht einmal mehr ihre Sünden und ihre Sündhaftigkeit zur Kenntnis nehmen.

Würden wir uns alle mehr beschäftigen mit unseren Sünden und mit unserer Sündhaftigkeit, würden wir uns auch mehr mit der Versöhnung beschäftigen. Dann aber würde der Wille Gottes besser zum Tragen kommen in unserer Welt und in unserem Leben, als es heute im Allgemeinen geschieht.

Es ist hier wie in einer Ehe, in der die Liebe und ihre Verwundungen kein Thema mehr sind. Da ist die Ehe eigentlich zerbrochen, da vegetiert sie nur noch dahin.

Vielfältig sind die Sünden, die wir begehen. In der Heiligen Schrift begegnen uns wiederholt ganze Sündenregister, Sünden, die wir begehen können und die oft begangen werden. Der Galaterbrief setzt der Frucht des Geistes in diesem Zusammenhang die Werke des Fleisches entgegen, wenn er feststellt: „Die Werke des Fleisches sind deutlich erkennbar: Unzucht, Unsittlichkeit, ausschweifendes Leben, Götzendienst, Zauberei, Feindschaften, Streit, Eifersucht, Jähzorn, Eigennutz, Spaltungen, Parteiungen, Neid und Missgunst, Trink- und Essgelage und Ähnliches mehr“ (Gal 5, 19-21). Es handelt sich hier nicht in jedem Fall um schwere Verfehlungen, aber sie können es werden, wenn sie ihrer Qualität nach zu einer wichtigen Sache werden und wenn sie mit der nötigen Einsicht und Freiheit begangen werden.

Würden unsere Sünden uns mehr beunruhigen, würden wir uns mehr dem Bußsakrament zuwenden, dem Sakrament der Versöhnung. Von der Einsetzung dieses Sakramentes ist im Evangelium des heutigen Sonntags die Rede. Das Evangelium weist uns darauf hin, dass es das Geschenk des Auferstandenen an seine Kirche ist.

Notwendig ist der Empfang dieses Sakramentes, wenn wir schwer gesündigt haben, aber auch dann, wenn wir nur lässliche Sünden begangen haben, ist der Empfang dieses

Sakramentes unumgänglich, wenn wir bewusst den Weg der Nachfolge Christi gehen und gehen wollen, wie es unserer Berufung entspricht, unumgänglich deshalb, weil das Bußsakrament der normale Weg unserer Heiligung ist.

Wer das Bußsakrament nicht mehr empfängt, der kann eigentlich auch nicht mehr das eucharistische Sakrament empfangen. Wenn das heute dennoch oftmals geschieht und wenn dazu gar ermuntert wird, ist das ein Missbrauch, dem letztlich der Verlust des Glaubens an das eucharistische Geheimnis zugrunde liegt, an das. Die zwei Sakramente gehören irgendwie zusammen.

Im Sakrament der Buße verdemütigen wir uns, werden wir immer wieder daran erinnert, dass wir fortwährend streben müssen und dass der Weg schmal ist, der uns zum Leben führt. In diesem Sakrament klagen wir uns selber an und empfangen wir die Vergebung von Gott um des Sterbens und der Auferstehung Jesu willen und finden wir somit auf eminente Weise Unterstützung auf unserem Weg zu Gott.

Wir können dieses Sakrament immer nur individuell empfangen. Auch das dürfen wir nicht übersehen. Niemals hat die Kirche Sakramente in cumulo gespendet. Zudem hat Gott uns dieses Sakrament in der Form des Gerichtes geschenkt, in der Form eines Gnadengerichtes. Darin ist bereits die Notwendigkeit des individuellen Empfangs dieses Sakramentes eingeschlossen. Ein Gericht kann nicht gleichzeitig über eine Mehrzahl von Personen ergehen, immer setzt es eine individuelle Anklage voraus und immer hat es ein individuelles Urteil zur Folge.

Charakteristisch ist es für das Sakrament der Buße, dass in ihm die Anklage stets die Gestalt einer Selbstanklage hat. Klagen wir uns nicht selber an im Bußgericht, heute und morgen, so wird Gott uns einmal anklagen im letzten Gericht. Niemand wird ihm entgehen. In ihm werden wir einen gnädigen Richter finden, wenn wir das Sakrament der Buße im Leben lieben gelernt haben, wenn wir uns durch unsere Sünden haben beunruhigen lassen in diesem Leben und wenn wir immerfort den Weg der Buße und der Besserung des Lebens gegangen sind.

Das Sakrament der Buße ist ein Sakrament der Barmherzigkeit. Deshalb steht es in einer besonderen Beziehung zum heutigen Sonntag, den wir als den Sonntag der göttli-

chen Barmherzigkeit begehen. Die Barmherzigkeit Gottes können wir aber nur dann erlangen, das bedenken wir oft nicht, wenn wir umkehren, wenn wir uns bekehren. Gott zwingt uns seine Barmherzigkeit nicht auf.

Die Sünde ist eine zentrale Wirklichkeit nicht nur in der Botschaft des Christentums als solcher, sie ist es auch, ja, sie muss es auch sein im Leben eines jeden Gläubigen. Im Christentum geht es wesentlich um die Sünde und um die Erlösung. Bei der Ankündigung der Menschwerdung Gottes heißt es im Matthäus-Evangelium: „... denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen“ (Mt 1, 21). Und die Eucharistie beschreibt der Erlöser mit den Worten: „Das ist mein Blut, das Blut des Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden“ (Mt 26, 28). Die Sünde begleitet unser Leben, wenn nicht in der Gestalt der schweren Sünde, so doch in der Gestalt der lässlichen. Wenn wir davor die Augen verschließen, versandet unser religiöses Leben.

Das Bußsakrament, das Ostergeschenk des auferstandenen Christus an seine Kirche, muss einen festen Platz haben in unserem Leben. Nur wenn das gegeben ist, können wir den Weg der vollkommenen Gottes- und Nächstenliebe in rechter Weise gehen, zu dem Gott uns, einen jeden von uns, berufen hat. Das Gnadengericht des Bußsakramentes bewahrt uns vor einem gnadenlosen Gericht am Ende.

3. Sonntag der Osterzeit

„Die Liebe zu Gott ist vollkommen in dem, der das Wort Gottes festhält“

In der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags heißt es: „Die Liebe zu Gott ist vollkommen in dem, der das Wort Gottes festhält“ (1 Joh 2, 5). Gemeint sind hier mit dem Wort Gottes die Gebote Gottes. Die Lesung erinnert uns daran, dass der Glaube sich im Leben auswirken muss und dass er sich nur so als echt ausweist, dass wir uns als Christen der Erkenntnis Gottes rühmen dürfen, dass diese Erkenntnis uns aber auf den Willen Gottes verpflichtet, wie er sich in seinen Geboten kundtut. Um es mit anderen Worten zu sagen: Es hilft nichts, wenn man in der christlichen Lehre Bescheid weiß, aber nicht nach ihr lebt. Der Glaube wird zum Ärgernis, wo immer er nicht zur Grundlage des Lebens wird. Erst dann, wenn das Erkennen Gottes zur Liebe wird, erkennen wir Gott

wirklich in ihm. Immer wieder muss das Erkennen Gottes uns zur Liebe zu Gott führen, dann führt die Liebe zu Gott uns immer wieder hin zu diesem Erkennen.

Gott erkennen, heißt in der Sprache der Bibel Gott lieben, und Gott lieben heißt in ihr ihn erkennen. Wir werden vielleicht sagen: Liebe macht blind. Das ist richtig, aber das gilt nur von jener Liebe, die allein auf Gefühlen aufbaut, sofern diese unbeständig sind, unberechenbar und wechselhaft. Anders ist das bei der Liebe, die in der Erkenntnis wurzelt.

„Wer sagt: Ich habe Gott erkannt, und seine Gebote nicht hält, der ist ein Lügner“. So drückt es die (zweite) Lesung aus. Wer sich nur der Erkenntnis Gottes rühmt, ist unwahrhaftig, weil diese Erkenntnis sein Leben nicht bestimmt. Wer aber nach ihr lebt, in dem ist die Liebe zu Gott vollendet (1 Joh 2, 5).

Lieben bedeutet handeln, nicht nur reden, reden auch, aber nicht, ohne zu handeln. Viele reden heute geschickt über Gott, über den Glauben und über die Kirche, mehr oder weniger geschickt, oft auch nur dem Anschein nach, sie verdienen vielleicht sogar ihr Geld mit der Kirche, stehen dabei aber Gott, dem Glauben und der Kirche fern und leben nicht in der Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott, mit dem auferstandenen Christus und mit der Kirche, die sein mystischer Leib ist. Sie reden, aber sie handeln nicht.

Auf die Liebe kommt es an, immer und überall. Sie ist nach der Lehre des Neuen Testaments, ja, irgendwie auch schon des Alten Testaments, und nach der steten Lehre der Kirche das Hauptgebot, jenes Gebot, das alle anderen Gebote enthält, die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten. Mit Gott ist hier nicht die Idee Gott gemeint, sondern der konkrete Gott, der Gott der Offenbarung, und mit dem Nächsten ist hier der gemeint, der uns räumlich am nächsten ist, näher als alle anderen. Ihn, den Nächsten, zu lieben, das ist schwerer, als die Fernen zu lieben, mit denen man nur wenig oder gar nichts zu tun hat.

„Die Liebe ist das Band der Vollkommenheit“ heißt es im Kolosserbrief (Kol 3, 14). Sie „ist die Erfüllung des Gesetzes“, so sagt es der Römerbrief (Röm 13, 10).

Gern zitiert man heute in diesem Kontext das bekannte Wort des heiligen Augustinus

„Liebe und tu dann, was du willst“ (In Epistulam Joannis ad Parthos, VII, 8). Oftmals versteht man dieses dann im Sinne einer gestaltlosen Liebe, die rein subjektiv gedeutet wird, nivelliert man dabei dann alle Glaubenswahrheiten und alle sich daraus ergebenden Normen und redet einem rein subjektiven Glauben und einer ebenso rein willkürlichen Moral das Wort, einem Christentum der Beliebigkeit. So hat der heilige Augustinus das Wort jedoch nicht gemeint. Er sagt es klar, dass die christliche Liebe niemals den Glauben und die Moral der Kirche ausklammern und sich auf ein diffuses Gewissen berufen kann. Unmissverständlich erklärt er, dass das Fundament der Liebe der Glaube ist und dass die Liebe, die hier gemeint ist, die Gebote, die sich daraus ergeben, gleichsam zusammenfasst (Homiliae in I Epistulam Joannis, 7, 10). - Ohne den Glauben würde das Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe schon seine Begründung verlieren, weil es dann einfach in der Luft hängen würde.

Der erste Bezugspunkt der Liebe, die hier gemeint ist, ist der dreifaltige Gott, der sich uns in Christus geoffenbart hat. Der zweite Bezugspunkt dieser Liebe ist dann das Werk des dreifaltigen Gottes, im Einzelnen die Schöpfungsordnung und die Heils- und Erlösungsordnung, also alles, was Gott geschaffen und was er zu unserem Heil getan hat. Die Schöpfungsordnung hat ihren Höhepunkt in der Erschaffung des Menschen, die Heils- und Erlösungsordnung hat ihn im Geheimnis der Menschwerdung Gottes und im Geheimnis des Kreuzes. Darum muss die Liebe zu Gott ihre Gestalt finden in der Liebe zu den Menschen und in der Liebe zu dem Erlöser der Menschheit.

Allen Menschen muss unsere Liebe gehören, wie Gott allen Menschen seine Liebe geschenkt hat und schenkt. Diese unsere Liebe muss sich aber in der Nächstenliebe bewähren. Die Liebe zu Gott verlangt von uns, dass wir um seinetwillen alle Menschen lieben, die Fernen und die Nahen, dass wir um seinetwillen auch die Unsympathischen lieben und die, die uns Schaden zufügen, das heißt, dass wir Geduld mit ihnen haben, dass wir uns nicht über sie erheben, dass wir ihnen verzeihen und dass wir ihnen gut sind, im Rahmen des Möglichen.

Unsere Liebe zu dem Erlöser muss sich darin erweisen, dass wir seinen Willen erfüllen und sein Beispiel nachahmen und dass wir ihm nachfolgen auf seinem Kreuzweg. Christus lieben, das bedeutet, dass wir gegebenenfalls Schmach erleiden für ihn und dass wir bereit sind, um seines Namens willen Hass und Demütigungen zu ertragen. Endlich ver-

langt die Christusliebe von uns, dass wir die Kirche lieben, weil sie der fortlebende Christus ist, weil durch sie Christus in unserer Mitte ist, dass wir die Kirche lieben trotz ihrer Menschlichkeiten, trotz ihrer Schwächen und Unzulänglichkeiten, dass wir ihre Schwächen und Unzulänglichkeiten nicht mit ihrem Wesen verwechseln.

Lieben können wir nicht, wenn bei uns selber bleiben, wenn wir uns nicht selber vergessen, wenn wir nicht bereit sind, unser Leben zu verlieren, um es in Wahrheit zu gewinnen, wie es die Heilige Schrift sagt (Mt 10, 39 u. ö.). Die Liebe hat einen unerbittlichen Feind, das ist der Egoismus. Wir tun uns schwer in der Liebe, weil wir so oft auf uns selbst fixiert sind, weil wir so oft um unser eigenes Leben kreisen, bei uns selber bleiben und uns selbst in den Mittelpunkt rücken möchten, weil wir allzu sehr in uns selbst verliebt sind. Das macht uns nicht nur jene Liebe schwer, die mit dem Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe gemeint ist, jene übernatürliche Liebe, von der im Evangelium die Rede ist, das macht uns auch die natürliche Liebe schwer, die Liebe zum Ehepartner, zu den Kindern, zu den Eltern und überhaupt zu den Menschen, mit denen wir zusammen sind im Alltag. - Die Liebe setzt die Selbstlosigkeit voraus, in jedweder Gestalt, und immer muss sie zu Taten führen.

Die Gottesliebe und die Nächstenliebe gehören zusammen. Wer die Menschen nicht lieben kann, der kann auch Gott nicht lieben. Und wer Gott nicht lieben kann, der kann auch die Menschen nicht lieben. Das lehrt uns die Geschichte, vielleicht auch ein wenig die Geschichte unseres eigenen Lebens, wenn wir uns die Mühe machen, in sie hineinzuschauen.

Eine bedeutsame Prophezeiung für die Endzeit lautet: „Die Liebe vieler wird erkalten“ (Mt 24, 12). So sagt es Christus in den eschatologischen Reden des Matthäus-Evangeliums voraus. Er spricht in jenem Zusammenhang von weiteren Vorzeichen. Sie sollen uns eine Hilfe sein, auf dass wir uns recht vorbereiten auf seine Wiederkunft. Die Endzeit ist schon da, seit der Auferstehung Jesu. Aber heute scheint sie noch näher herangerückt zu sein, denn mit dem Erkalten der Liebe bei vielen erkennen wir in der Gegenwart weitere Vorzeichen, vor allem in der allgemeinen Verwirrung im Glauben, im globalen Abfall von dem Gott der Offenbarung und in der wachsenden Anarchie in unserer Welt. Wir dürfen dabei allerdings nicht vergessen, dass vor Gott 1000 Jahre wie ein einziger Tag sind (2 Petr 3, 8). Wenn wir uns in unserer gebrochenen Welt um die

Liebe mühen, um die Gottes- und Nächstenliebe im Kontext der Glaubens und im Leben mit der Kirche, dann finden wir das Leben, das wahre Leben. Immer wirkt die Liebe das Leben, und immer wirkt der Hass den Tod.

4. Sonntag der Osterzeit

„Der Gute Hirt gibt sein Leben hin für seine Schafe“

An diesem Sonntag, dem Sonntag vom guten Hirten, begeht die Weltkirche den Gebets- tag für geistliche Berufe, für Priester- und Ordensberufe. Das Gebet um geistliche Berufe oder besser: um Berufungen ist umso aktueller als die Zahl der Priester und der Ordensleute deutlich zurückgegangen ist und weiter zurückgeht. Das ist eine Tatsache, auch wenn die Statistiken immer wieder einmal eine augenblickliche Besserung oder gar überhaupt eine Besserung für die Zukunft behaupten oder zu erhoffen nahe legen.

Die Gründe für diese Situation liegen auf der Hand. Es fehlt am Glauben bei vielen Gläubigen, aber auch bei vielen Hirten. Der Besuch der Sonntagsmesse liegt in den Städten bei 10 % mit abnehmender Tendenz. Das Beispiel, das viele Priester und Ordensleute geben, ist wenig überzeugend. Eine größere Zahl von Priestern hat ihre Identität verloren und viele Priester wissen nicht mehr um die Schönheit ihres Berufes. Wenngleich Priester in erster Linie für die kultische Feier des Kreuzesopfers geweiht werden, ist die Feier der heiligen Messe für viele von ihnen nicht mehr die Mitte ihrer priesterlichen Existenz. Das alles macht den Priesterberuf nicht gerade attraktiv. Viele Ordensleute wissen nicht mehr um den Sinn der evangelischen Räte, so hat es jedenfalls den Anschein, und viele haben das Ordensgewand abgelegt und liebäugeln allzu sehr mit der Welt. Weltläufig wollen sie sein und erkennen nicht, dass das nur möglich ist um den Preis ihrer Identität. Sie sind nicht mehr durchdrungen von dem inneren Reichtum des verborgenen Lebens mit Christus in Gott, wie es im Kolosserbrief heißt (Kol 3, 3). Die Mahnungen des Heiligen Vaters und sein Beispiel bleiben unwirksam, weil allzu viele nicht auf ihn hören und meinen, sie wüssten besser, was sie als Priester und Ordensleute zu tun und zu lassen haben.

Die Familien sind klein, und ihre Erziehungskraft ist gering geworden. In das so ent-

standene Vakuum strömt die Anti-Erziehung einer gottentfremdeten Öffentlichkeit, wenn man sich nicht dagegen abschirmt. Wo aber geschieht das? Da wird dann vor allem auch jene Haltung vermittelt, die man als Hedonismus bezeichnet hat, die gänzlich bestimmt ist von der Faszination des Besitzes, der Macht und des Genusses.

Hinzukommt die Zerstrittenheit der Kirche und das Schwinden ihres Ansehens in der Öffentlichkeit und nicht zuletzt, dass man innerkirchlich immer wieder aufs Neue die Ehelosigkeit der Priester problematisiert, das Ideal der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen, und überhaupt kein klares Priesterbild hat und dass die Orden vielfach der Zeit hinterherlaufen in der Hoffnung, auf diese Weise größere Akzeptanz zu finden.

Und wie sollte es noch Priester- und Ordensberufe geben, wenn man die Erziehung der Jugend zur Keuschheit vernachlässigt und tatenlos dem Zusammenbruch der Sexualmoral zuschaut?

Erinnert sei hier auch an die Torheit, in der man zuweilen das Bemühen um Priester- und Ordensberufe ausgeweitet hat auf „Berufe der Kirche“. Durch Pastoralleute kann man keine Priester und Ordensleute ersetzen. Und für diese braucht man nicht zu werben, zumindest nicht in einem Atemzug mit dem Bemühen um Priester- und Ordensberufungen. Geradezu verhängnisvoll ist es, wenn man dann noch unterschiedslos von Seelsorgerinnen und Seelsorgern spricht, wie es zuweilen geschieht. Warum sollte sich ein junger Mensch noch für den Priester- und Ordensberuf entscheiden, wenn so das geistliche Amt und das Ordensleben nivelliert werden? Wenn sie oder er dann „Seelsorgerin“ oder „Seelsorger“ geworden ist, kommt die große Enttäuschung, auf die niemand rechtzeitig hingewiesen hat. Die Folge davon ist dann die innere Entfremdung von der Kirche, wenn sie nicht schon vorher da gewesen ist, oder der Einsatz für eine neue Kirche, die ganz den persönlichen Erwartungen entspricht.

Das mangelhafte Nachdenken und die Inkonsequenz im Denken und im Handeln sind ein Unglück für die Kirche der Gegenwart. Nicht zuletzt dadurch wird der Exodus der Massen aus der Kirche verursacht.

Negativ wirkt es sich auch aus auf den Priester- und Ordensnachwuchs, dass die Theologie sich an den Universitäten und an den theologischen Hochschulen immer weiter von der Kirche entfernt, dass sie weithin die Distanzierung von der Kirche und, allge-

meiner noch, von der religiösen Praxis als Qualitätssiegel versteht, als Qualitätssiegel versteht und verkauft. Ein sprechender Ausdruck dafür ist die Ablehnung der Priester- und der Ordenskleidung, speziell bei den Betroffenen. Gerade in diesem Punkt denkt das gläubige Volk Gottes anders. Und die Fernstehenden und die Andersgläubigen, die ehrlich sind, haben zumindest Respekt vor den Priestern und Ordensleuten, die nicht inkognito bleiben wollen.

Damit ist auch schon gesagt, was anders werden muss, damit die Berufungen wieder erkannt werden und wieder wachsen können. Wir müssen beten um geistliche Berufungen. Das ist richtig. Aber dabei können wir es nicht bewenden lassen. Wir müssen tiefer ansetzen, wir alle müssen uns mit der Gnade Gottes um eine Erneuerung des Geistes bemühen, von Grund auf. - Wie aber sollen wir dabei zu Wege gehen?

Die Erneuerung des Geistes beginnt bei der Einsicht. Unser Problem ist, dass wir nicht mehr wissen, wer Gott ist, wer der ist, dem der Mensch sich hingibt, in dessen ausschließlichen Dienst er tritt im Priester- und Ordensstand. Gott ist der Gewaltige, der Große, das Geheimnis, das uns erschauern lässt, das uns erzittern macht und uns dennoch mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zieht. Das verstehen wir, wenn wir nicht dem Ungeist unserer Zeit nachlaufen. Wir haben uns weithin von Gott abgewandt und seine Existenz gar geleugnet. Dieser Prozess hat indessen seine Geschichte. Wenn wir heute mit Gott auf du und du sind, so ist er morgen nicht mehr existent für uns.

Wir sagen: Gott ist die Liebe. Das ist richtig, gilt aber nur für den, der ihn fürchtet. Fürchten und Lieben, das bedingt die stete Spannung des Verhältnisses des Menschen zu Gott.

„Die Liebe vertreibt die Furcht“, sagt die Schrift (1 Joh 4, 18), aber das ist ein Vorgang, der sich stets wiederholen muss. Noch immer gilt das Psalmwort: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit“ (Ps 110, 10), übrigens ein Wort, das uns immer wieder im Alten Testament begegnet. Gott ist das unauslotbare Geheimnis, vor dem wir verstummen und dem wir uns gänzlich unterwerfen müssen. Alle Macht kommt ihm zu, und sein sind die Zeiten. Er ist wie ein verzehrendes Feuer und gleichzeitig wie ein strahlender Morgen in den Bergen, gewaltig und faszinierend. Er lässt einen einfach nicht mehr los, wenn man sich ihm gläubig hingibt. Das müssen wir alle uns klar machen und

daraus müssen wir leben.

So wenig, wie wir noch wissen, wer Gott ist, so wenig wissen wir, wer Christus ist, in dessen ausschließlichen Dienst der tritt, der die Berufung zum Priestertum und zum Ordensstand oder zu beidem annimmt.

Dieser Christus, er ist der Anfang und das Ende, er ist der, der die Schlüssel des Todes und der Unterwelt hat, wie es in der Geheimen Offenbarung heißt (Apk 1, 18). Er ist nicht nur ein exemplarischer Mensch für uns, der Mensch schlechthin, sondern der Mensch gewordene Gott. Er hat für uns den zeitlichen Tod auf sich genommen, in erster Linie für uns, nicht mit uns, um uns von dem ewigen Tod zu erretten. Er tat das aus Liebe zu uns und im Gehorsam gegenüber dem Vätergott. Unsere Antwort darauf kann nur dankbare Gegenliebe sein. Wahre Liebe kann nicht begrenzt werden. Immer ist da noch eine Steigerung möglich. Und im Grunde ist es so, dass die Liebe nur dann, wenn sie sich steigert, nicht erkaltet im Laufe der Zeit. Dazu aber muss man sich mit der geliebten Person oder mit der zu liebenden Person beschäftigen.

Die Liebe ist in jedem Fall eine Quelle ungeahnter Kraft. Das gilt schon für die natürliche Liebe, umso mehr für die übernatürliche. Was alles kann der bewirken, dessen Liebe tief und weit ist?

Und noch ein dritter Gedanke sei hier angefügt: Die Zukunft Gottes steht gleichsam vor unserer Tür, sie ist uns viel näher, als wir in unserer Gedankenlosigkeit zu denken vermögen. Das vergessen wir allzu oft. In Psalm 90 heißt es: „Unsere Tage zu zählen lehre uns, dass ein weises Herz uns werde zuteil“ (Ps. 90, 12). Der Weg von der Zeit in die Ewigkeit ist sehr kurz. Schon im nächsten Augenblick kann die Zeit unseres Pilgerstandes schon vorüber sein. Dabei kann nur einer unsere Erwartungen erfüllen. Und er wird sie erfüllen, wenn wir uns nicht an die Welt und an die Menschen verlieren, wenn er die Mitte unseres Lebens ist und wenn er diese Mitte bleibt.

Bei dem Anliegen der Priester- und Ordensberufe geht es immer um gute Hirten, um Hirten, die den guten Hirten Christus präsent machen, mehr oder weniger. Mehr gilt das für die Priester, weniger für die Ordensleute, aber irgendwie gilt das für die einen wie für die anderen. Solche guten Hirten braucht unsere Welt heute mehr denn je, Hirten,

denen nicht die Mentalität von Funktionären zu Eigen ist, die sich voll und ganz mit ihrem Auftrag identifizieren, die nicht davonlaufen, auch dann nicht, wenn der Wolf kommt, die Verzicht üben in ihrem Leben, um frei zu sein für die Menschen, die das leben, was sie verkünden, die uns Geborgenheit schenken in der Ungeborgenheit dieser Zeit, die uns zu wahren Freiheit führen, nicht zur Freiheit für das Böse, die im Grunde Versklavung bedeutet, sondern zur Freiheit für das Gute. Gute Hirten, das sind solche, die uns das dauernde Glück zeigen, die die Lüge entlarven, die die Illusionen zerstören, die uns die Augen öffnen für das einzig Notwendige und uns auf dem Pilgerweg des Lebens furchtlos vorangehen, die das Licht Gottes in die Dunkelheit der Zeit tragen, die uns stets aufs Neue ermuntern, das Gute zu tun, das allzu oft das Schwierigere ist, die uns durch ihre ganze Existenz warnen vor der Abwendung von Gott, die Selbstzerstörung bedeutet. Gute Hirten, das sind Menschen, die uns vorangehen in Glaube, Hoffnung und Liebe, die die drei göttlichen Tugenden verkünden, die sie verkünden und leben.

5. Sonntag der Osterzeit

„Das ist das Gebot Gottes: Glauben an seinen Sohn Jesus Christus und einander lieben, wie er es uns geboten hat“

Viele Menschen haben in unseren Breiten schon seit geraumer Zeit Gott und die Religion abgeschrieben. Für sie ist der Mensch das höchste Wesen, so sagen sie. Sie huldigen einem Humanismus ohne Gott. Über den Menschen hinaus gibt es nichts mehr für sie. An die Stelle der Religion ist für sie die Moral getreten. Diese aber erschöpft sich darin, mitmenschlich zu sein, jedenfalls sofern sie diese ihre Moral artikulieren. Ihr Ideal ist der gute Mensch, was immer sie darunter verstehen. Sie nennen das Humanismus. Mit ihm wollen sie eine bessere Welt bauen, eine Welt ohne Gott. Wie weit das gelungen ist, wie weit es menschlicher zugeht in unserer Welt, im öffentlichen Leben und in den Familien, seitdem die säkularisierte Religion des Humanismus die Herrschaft angetreten hat, die sich auch als die Religion der Toleranz versteht, seitdem so viele sich von Gott abgewandt und den Menschen in den Mittelpunkt gerückt haben, diese Frage ist nicht schwer zu beantworten. Wir sehen: Wo immer die Religion zusammenbricht, da bricht schon bald auch die Moral zusammen. Es ist nicht möglich, eine menschen-

würdige und wirklich menschliche Welt ohne Gott zu bauen. Das sagt uns die Erfahrung, das sagt uns aber auch die Vernunft, wenn wir sie wirklich gebrauchen. Die Absage an die Religion, speziell an das Christentum, hat das allgemeine Durcheinander zur Folge, wie es sich uns heute in allzu vielen Bereichen bereits zeigt, im Großen wie im Kleinen, das Chaos, die Anarchie. Die Anarchie aber ruft die Gewaltherrschaft auf den Plan, die Gewaltherrschaft eines Einzelnen oder einer Clique, offen oder latent. Deutlich erkennen wir in der Gegenwart, wie das totalitäre Denken in unserer Gesellschaft wächst, in dem Maß, so könnte man sagen, in dem man die Toleranz beschwört. Die Gesetzlosigkeit und die Willkür führen die Menschen auf die Dauer in die Versklavung, wenn nicht in die äußere, so doch in die innere, oder vielleicht zunächst in die innere und dann in die äußere.

Wo der Mensch zum höchsten Wesen gemacht wird, wo man ihn an die Stelle Gottes setzt, da brechen alle Ordnungen zusammen, da wird der Mensch zum tiefsten Wesen degradiert, erniedrigt unter das Tier. Wo der Mensch Gott vom Thron stürzt, da etabliert sich ein schrankenloser Egoismus, da ergreift die Rücksichtslosigkeit das Szepter. Das ist eine Erfahrung, die sich heute in vielfältigen Formen abzeichnet. Ohne Gott und ohne die Verantwortung vor Gott wird die Welt unmenschlich, weil sie so aus allen Ordnungen herausfällt und aus den Fugen gerät. Dafür zu sorgen, dass sie mit Gott menschlich wird, das ist unsere Berufung, eine Aufgabe, die uns allen, einem jeden von uns, von Gott zuteil geworden ist.

Die Offenbarung wird nicht müde, uns daran zu erinnern, dass wir für die Ewigkeit leben. So geschieht es auch heute in der (zweiten) Lesung wie auch im Evangelium. Beide Texte ermahnen uns nachdrücklich, zunächst für Gott leben, das zu tun, was Gott gefällt, nicht das, was den Menschen gefällt, und reiche Früchte zu bringen für die Ewigkeit.

Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags ruft uns dazu auf, dass wir die Gebote Gottes halten, das bedeutet vor allem, dass wir an Jesus Christus glauben und dass wir einander lieben. Das Fundament dieses Glaubens und dieser Liebe ist die Hoffnung auf die Ewigkeit. Das ist der Grundtenor aller Texte des Neuen Testaments.

Glauben und Lieben, was bedeutet das nun für uns? Glauben an Jesus Christus, das ist mehr als anerkennen, dass er der Sohn Gottes ist. Der Glaube an ihn bedeutet Hingabe

an ihn, Verbundenheit mit ihm, Freundschaft mit ihm, Bekenntnis zu ihm, Einsatz für ihn, aber auch Treue zu seiner Kirche, Einsatz für sie und Bekenntnis zu ihr. Denn in der Kirche lebt Christus fort, die Kirche ist sein geheimnisvoller Leib, wie es der heilige Paulus ausdrückt, und ihre Seele ist der Heilige Geist. Glauben an Jesus Christus, das bedeutet, ihn und seine Kirche lieben. Diese Liebe muss ihre Gestalt finden im Gebet und darin, dass wir Christus nachahmen in unserem Leben und dass wir uns einsetzen für ihn und für die Wahrheit, die er uns mitgeteilt, die er uns anvertraut hat.

Das bedeutet aber auch, dass wir Liebe zueinander haben. Die Liebe zu Christus ist die Voraussetzung für die Liebe, die wir zueinander haben sollen. Sie meint, dass wir alle Menschen achten, dass wir uns ihnen gegenüber gerecht verhalten, dass wir sie nicht übervorteilen, dass wir ihnen mit Aufrichtigkeit, Herzlichkeit und Fröhlichkeit begegnen. Sie meint, dass wir ihnen helfen, wo immer sie Hilfe brauchen, dass wir sie in Geduld ertragen, wo immer sie uns zur Last werden, dass wir ihnen Nachsicht schenken und ihnen vergeben, wo immer sie an uns schuldig geworden sind.

Auf eine kurze Formel geht es bei der hier gebotenen Liebe darum, dass wir in jedem Menschen das Antlitz Christi erkennen, dass wir uns bemühen, in jedem Menschen Christus zu dienen, besonders in den Menschen, die uns gefühlsmäßig fern stehen oder zu denen wir keinerlei Sympathie haben, die uns vielleicht gar auf die Nerven gehen.

Nur wenn wir in Glaube und Liebe mit Christus verbunden sind, nur dann sind wir fruchtbare Rebzweige am Weinstock Christi, davon spricht das Evangelium heute. Der unfruchtbare Rebzweig wird abgehauen, er verdorrt und wird ins Feuer geworfen, so stellt das Evangelium fest. Als unfruchtbare Rebzweige besiegeln wir unser Schicksal für Zeit und Ewigkeit. Bringen wir keine Frucht für die Ewigkeit, werden wir verworfen. Es geht hier um Sein und Nichtsein. Diese Tatsache wird heute oft unterschlagen in der Verkündigung, gehört aber unbedingt zu ihrer Authentizität.

Mühen wir uns um den Glauben und um die Liebe, so gehören wir schon jetzt zu Gott. Dann wird unser Leben heller, dann finden wir den Frieden des Herzens in dem Bewusstsein, dass Gott mit uns ist, dann wird unsere Welt menschlicher und menschenwürdiger. Nicht die Gottlosigkeit und der Unglaube humanisieren den Menschen und unsere Welt - im Gegenteil: Sie sind zerstörerisch -, sondern die konsequente Hinwen-

nung zu Christus im Glauben und in der Liebe. Bemühen wir uns darum, dann beginnt schon hier durch uns das ewige Leben, das Gott uns verheißen hat.

6. Sonntag der Osterzeit

**„Wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet,
wird er es euch geben“**

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist den Abschiedsreden Jesu entnommen. Über vier Kapitel erstrecken sie sich im Johannes-Evangelium, um dann in einem fünften mit einem Abschiedsgebet, dem uns vertrauten Hohenpriesterlichen Gebet, zu enden, das gewissermaßen die Krönung der Abschiedsreden bildet. Dabei hat das ganze Johannes-Evangelium nur einundzwanzig Kapitel. Hier verheißt Jesus seinen Jüngern, dass Gott all ihre Gebete erhören wird, wenn er nicht mehr bei ihnen sein wird, wenn sie Gott in seinem Namen, das heißt: unter Berufung auf ihn und in der Verbundenheit mit ihm bitten werden. Das ist ein wunderbares Geschenk für die Jünger, die damals traurig waren, ein wunderbares Geschenk aber auch für uns alle, wenn wir von diesem Geschenk nur Gebrauch machen. Im liturgischen Beten werden wir immerfort an diese Verheißung erinnert, wenn wir uns in den feierlichen Gebeten durch Christus im Heiligen Geist an den Vater wenden.

Der heutige Sonntag trägt von altersher den Namen Bittsonntag, „Rogate“, zu deutsch „bittet“. Ihm folgen die drei Bitttage vor dem Fest der Himmelfahrt des Herrn, zu ihnen gehören in ländlichen Gegenden die Bittprozessionen, in denen die Kirche seit eh und je für mannigfache menschliche Anliegen bittet, besonders für die Früchte der Erde und für das menschliche Schaffen, oftmals in Verbindung mit dem Fasten, das Fasten intensiviert das Gebet.

Beten ist dasselbe wie bitten. Es ist der gleiche Wortstamm, der uns da begegnet. Das Gebet nimmt seinen Anfang beim Bitten, wenngleich es dabei nicht bleiben darf. Es müssen das Dankgebet und der Lobpreis Gottes hinzukommen. Aber zunächst bedeutet beten bitten. Und die ursprünglichste Form des Gebetes ist das Bittgebet. Immerhin ist das Hauptgebet der Christenheit, das Vaterunser, das Jesus selber seine Jünger gelehrt

hat - wir nennen es daher auch das Gebet des Herrn -, mit seinen sieben Bitten ein ausgesprochenes Bittgebet.

Gott kann unsere Gebete erhören, und er will es. Das bezeugt nicht nur diese unsere Stelle des Evangeliums, das bezeugt die ganze Heilige Schrift. Er will uns allerdings nur dann helfen will, wenn wir glauben und vertrauen, wenn wir ihn beharrlich bitten und wenn wir auf ihn hören und uns bemühen um seine Gebote und um seinen heiligen Willen, wenn wir ihm ein lauterer und reines Herz präsentieren. Das ist hier nicht anders als im natürlichen Leben. Wenn wir Gott keine Liebe entgegenbringen, kann sein Wohlgefallen nicht auf uns ruhen. Um alles dürfen, ja, sollen wir Gott bitten, und das ohne Unterlass, um alles, was uns nicht von ihm trennt, um alles, was wir in unserem irdischen Leben brauchen und vor allem um Weisheit und Einsicht, damit wir recht erkennen und recht handeln und zum ewigen Leben gelangen.

In jedem Anliegen sollen wir beten. Auch die kleinen Dinge des Alltags dürfen, ja, sollen wir von ihm erbitten. Keine Sorge ist so unbedeutend, als dass wir Gott damit nicht belästigen dürften. Dabei erwartet Gott von uns, dass wir ihm unsere Sorgen nicht einmal oder zweimal, sondern immer wieder vortragen, unaufhörlich sollen wir das tun, ohne Unterlass, beharrlich. Wir sollen nicht müde werden und nicht nachlassen in unserem Beten, wenn die Erhörung auf sich warten lässt, und das aus dem Glauben an die Macht und Liebe Gottes heraus, der all unsere Gebete erhört, und aus dem Vertrauen auf den, der uns die Erhörung verheißt hat, wenn wir in seinem Namen bitten. Nicht müde werden, das heißt: nicht mutlos werden, das heißt aber auch: nicht zweifeln an der Kraft des Gebetes. Manchmal lässt Gott uns deshalb warten, damit unser Glaube und unser Vertrauen durch das beharrliche Gebet wachsen, damit wir uns zu ihm emporbeten und uns bereiten für sein Wirken.

Gott erhört all unsere Gebete, wenn wir nur in rechter Weise beten. Das heißt allerdings nicht, dass er uns auch unsere törichten Bitten erfüllt. Das wäre seiner nicht würdig. Er kennt unsere Vergangenheit, unsere Gegenwart und unsere Zukunft. Und aus seiner umfassenden Kenntnis heraus gibt er uns mehr, als wir erbitten, vorausgesetzt dass wir beharrlich bitten, mit einem starken Glauben und mit großem Vertrauen.

Wir würden uns selber etwas vormachen, würden wir die Augen vor der Tatsache verschließen, dass die Zahl derer, die nicht mehr beten, heute sehr groß ist und dass sie immer größer wird, ganz zu schweigen vom beharrlichen Beten. Mit dem Bittgebet ist es heute nicht gut bestellt. Viele, auch katholische Christen, nominell katholische Christen, runzeln die Stirn, wenn vom Bittgebet die Rede ist, und viele aufgeklärte Christen haben es schon lange aufgegeben und auf den Müll der Geschichte ihres Lebens geworfen. Da fehlt es am Glauben.

Viele sind heute der Meinung, dass Gott unsere Gebete weder erhören kann noch erhören will, wenn sie nicht gar an seiner Existenz zweifeln. Darin müssen wir zuweilen auch die Verantwortlichen in der Kirche einbeziehen. Vielen erscheint der Gott der Offenbarung so fern und so unwirklich, dass sie schon gar nicht mehr im Ernst mit ihm rechnen. Deshalb setzen sie lieber ihre Hoffnung auf die sichtbare Welt, auf die Menschen und auf sich selbst. Dieser Geist oder besser: dieser Ungeist geht an keinem von uns ganz vorüber. Je geringer unser Gottvertrauen ist, umso größer ist unser Selbstvertrauen. Je größer unser Selbstvertrauen aber ist, umso geringer ist unser Gottvertrauen.

Das erfahren wir alle Tage, wenn wir die Augen aufmachen. Der Stolz ist eine bedeutende Macht in unserer Welt und in unserem Leben, der freilich nicht selten als Trotzreaktion zu verstehen ist und aus Minderwertigkeitskomplexen hervorgeht.

Manche sagen, die Vorstellung, dass Gott in unsere Welt und in unser Leben eingreifen würde, sei kindlich. Kindlich sei vor allem die Vorstellung, Gott werde sich durch uns bewegen lassen, in unsere Welt und in unser Leben einzugreifen. Vollends verständnislos sind sie dann gegenüber der Vorstellung, dass wir die Heiligen einbeziehen könnten in die Bitten, die wir Gott vortragen. Manche denken so, weil die säkularisierte Öffentlichkeit so denkt, weil es so der öffentlichen Meinung entspricht, andere aber auch deshalb, weil sie schlechte Erfahrungen gemacht haben mit dem Bittgebet. Sie sagen: sie haben gebetet, und Gott hat ihnen nicht geholfen, er hat ihr Gebet nicht erhört. Wer so redet, versteht nicht, dass Gott unsere Bitten nicht mechanisch erhört. Das kann er nicht einmal, unsere Bitten mechanisch erhören, deshalb nicht, weil er die Dinge ja von einer höheren Warte her sieht und weil er uns liebt. Auch der irdische Vater, der vieles sieht, was sein Kind nicht sieht und der sein Kind liebt, erfüllt ihm nicht seine törichten Wünsche. Das gibt es zwar, dass Eltern den Kindern alle Wünsche erfüllen und ihnen auch

das geben, was ihnen schadet, heute vielleicht noch häufiger als früher, aber solche Eltern lieben ihre Kinder nicht.

Es wird heute nicht mehr genug gebetet in der Kirche. Das ist das große Gravamen in ihr heute. An die Stelle des Gebetes ist zum einen vielfach die endlose Diskussion getreten, das unaufhörliche Gerede, womit sich dann schließlich oftmals das unbegrenzte Vertrauen auf das eigene Machen verbindet. Ebenso oft ist zum anderen an die Stelle des Gebetes einfach die Gedankenlosigkeit getreten, die geistige Passivität, das Fernsehen, das Sich-berieseln-Lassen, das Sich-unterhalten-Lassen.

Gott erhört all unsere Bitten, wenn wir ihn im Namen Jesu bitten, und er lässt sich auch durch die Fürsprache der Heiligen bewegen, unsere Bitten zu erhören. Dieses wunderbare Geschenk Jesu an seine Jünger, wir dürfen es nicht vergessen. Es ist vergeblich für uns, wenn wir von ihm keinen Gebrauch machen. Die Zeit, die wir Gott im Gebet schenken, ist in jedem Fall wertvoller für uns als die übrige Zeit des Tages. Das erfahren wir, wenn wir damit anfangen. Das Gebet ist der Ernstfall des Glaubens. Wenn wir unsere Bitten nicht vor Gott tragen im Namen Jesu, verlieren wir uns in dieser Welt, verspielen wir unsere Berufung, können wir das übernatürliche Ziel unseres Lebens nicht erreichen, denn in den Schoß fällt es uns nicht.

Christi Himmelfahrt

„Pilger und Fremdlinge sind wir in dieser Welt“

Das Wesen des heutigen Festtags bringt in prägnanter Weise die Präfation dieser heiligen Messe zum Ausdruck, wenn es da heißt: „Er kehrt zu dir heim, nicht um uns zu verlassen, und er gibt den Gliedern seines Leibes die Hoffnung, ihm dorthin zu folgen, wohin er selber vorausging“. Darin werden zwei Gedanken angesprochen: Der Auferstandene bleibt bei uns trotz seiner Himmelfahrt, und immer ist er bei uns in geheimnisvoller Weise, wie er es seinen Jüngern einst verheißen hat, und er hat uns den Weg zum Himmel vorgezeichnet und bereitet, weshalb wir uns nur als Pilger und Fremdlinge in dieser Welt recht verstehen können.

Die Überzeugung von der wirksamen Gegenwart des verklärten Christus in dieser Welt ist für uns von großer Tragweite. Bei der Aussendung seiner Jünger erklärt der Auferstandene feierlich: „Ich bin bei euch alles Tage bis an das Ende der Welt“. Aus dem Glauben an diese Verheißung empfing die Urkirche und empfingen vor allem die Urzeugen Jesu außergewöhnliche Kraft: einen unüberwindlichen Optimismus und eine nicht erlahmende Einsatzbereitschaft und unbezwingbare Freude als Grundakkord ihres Lebens. Bei all ihren Unternehmungen wussten sie den Auferstandenen in ihrer Mitte. Mit ihm eroberten sie Welt für ihn. Ihr Leben war bleibend geprägt von der österlichen Freude. Sie wussten, dass sie durch seine Auferstehung und seine Heimkehr zum Vater in einer umfassenderen und intensiveren Weise seine Jünger geworden waren. Nach seiner Himmelfahrt waren sie ihm nun inniger verbunden als in seinen Erdentagen. Und es ging ihnen vieles auf, das sie bisher nicht recht einzuordnen gewusst hatten, ganz neue Perspektiven eröffneten sich ihnen, und seine neue Existenzweise brachte ihnen wirksamere Hilfe als zuvor. Darum konnte sie dieser Abschied nicht traurig machen, wie man zunächst hätte vermuten können.

Von der Hoffnung, der Freude und dem Mut der Jünger Jesu am Tag der Himmelfahrt ihres Meisters, davon muss auch unser Leben bestimmt sein, vor allem dann, wenn wir uns einsam vorkommen in unserer Welt und verlassen, wenn wir in unserem Bemühen um die Wahrheit und um das Gute erfolglos sind und wenn dieses unser Bemühen fruchtlos erscheint, wenn wir verkannt werden von den Menschen, wenn der Widerstand gegen die Wahrheit und gegen das Gute allzu groß wird und wenn die Schamlosigkeit und die Unverfrorenheit des Bösen uns gar den Atem zu nehmen drohen. Ist die Situation auch noch so verfahren, angesichts der Gegenwart des Herrn, der uns erlöst und der uns nicht verlassen hat, der bei uns ist bis zu jener Stunde, in der er wiederkommt in Macht und in Herrlichkeit, haben wir nie einen Grund aufzugeben, können wir immer wieder Mut fassen.

Die Himmelfahrt des Herrn erinnert uns nicht nur an das lebendige Wirken des auferstandenen Christus inmitten dieser Welt, die uns oft so sehr von Gott verlassen zu sein scheint, sie erinnert uns auch an das Ziel unseres Lebens, an jene Zukunft, in deren Dienst unsere Gegenwart stehen soll. Wir sind Pilger in dieser Welt und infolgedessen Fremdlinge, unsere Heimat ist der Himmel, so sagt es der Hebräerbrief nüchtern und klar (Hebr 11, 13). Diese unsere Heimat aber fällt uns nicht in den Schoß. Der Himmel ist nicht eine Kleinigkeit, die wir uns gleichsam in letzter Minute für ein Paar Pfennige

kaufen können. So sehen es manche heute. Aber sie täuschen sich, der Schächer, der erst fünf Minuten vor zwölf gerettet wurde, ist die Ausnahme, nicht die Regel.

Es ist heute Mode geworden, über die Barmherzigkeit Gottes seine Gerechtigkeit zu vergessen und die Mühsal des Weges zu Gott zu verdunkeln. Leichtfertig machen wir alle zu Heiligen, schon die Lebenden, erst recht die Toten. So geschieht es immer wieder in Todesanzeigen, wenn überhaupt noch ein religiöser Gedanke Raum findet in ihnen: Alle kommen in den Himmel, gleichgültig, ob sie sich darum bemühten in ihrem Leben, auch die kommen hinein, die gar nicht in ihn hinein wollten, ja, sogar die, die ihn dezidiert geleugnet haben. Wir müssen darin eine subtile Auflösung des Evangeliums erkennen, das zwar eine Frohbotschaft ist, das eine solche aber nur für die ist, die guten Willens sind. Dass es am Ende allen gleich ergeht, das ist nicht die Sprache der Offenbarung. In ihr ist die Rede von dem schmalen und steilen Weg, der zum Leben führt (Mt 7, 13 f).

Nicht von ungefähr verlässt der auferstandene Christus die Seinen auf dem Ölberg in Jerusalem, dort, wo er wenige Wochen zuvor sein bitteres Leiden begonnen hat. Damit will er sie und uns daran erinnern, dass der Weg zum ewigen Leben, zur Vollendung, durch das Leid führt, durch das Leid, das wir im Blick auf ihn, auf Christus, und im Blick auf sein Kreuz tapfer ertragen, durch unseren Einsatz für die Wahrheit und für das Gute, den wir leisten ungeachtet aller Rückschläge und Enttäuschungen, durch die treue Nachfolge des gekreuzigten Christus und durch die Teilhabe an seiner Schmach. „Musste nicht Christus, der Erlöser, all das erleiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen?“ So hatte einst der auferstandene Christus die Emmaus-Jünger gefragt. Leiden um Christi und seiner Kirche willen, das ist der Weg, auf dem auch wir zur Vollendung finden. Verschmähen wir das, dann haben wir keinen Grund zur Hoffnung, dann wird unsere Hoffnung zur Vermessenheit.

Wir sind stets geneigt, auf uns selber zu bauen und sesshaft zu werden in dieser Welt, so als blieben wir immer darin. Beides aber ist töricht und zugleich gefährlich. Das Himmelfahrtsfest will uns daran erinnern, dass wir auf den bauen sollen, der bei uns ist alle Tage bis an das Ende der Welt, und dass wir nicht vergessen dürfen, dass wir Pilger und Fremdlinge sind in dieser Welt (Hebr 11, 13). Das Ziel erreichen wir nur, wenn wir die Mühsal des Weges auf uns nehmen und uns der Gnade Gottes öffnen und mit ihr uns einsetzen für die Wahrheit und für das Gute. In der Heimkehr Christi zum Vater ist un-

sere Heimkehr vorgebildet. Dafür danken wir heute.

7. Sonntag der Osterzeit

„Bewahre sie in der Treue, heilige sie in der Wahrheit“

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist einem feierlichen Gebet entnommen, mit dem Jesus die Abschiedsreden, wie sie uns über vier Kapitel hin im Johannes-Evangelium übermittelt werden, zu Ende führt. Wir nennen dieses Gebet das Hohepriesterliche Gebet, weil es programmatisch ist für den Hohenpriester des Neuen Bundes, der im Begriff ist, sich selbst als Opfer darzubringen. Um zwei Dinge bittet er seinen himmlischen Vater in diesem Gebet in feierlichen Worten, zum einen darum, dass er die Jünger, die sein Werk weiterführen sollen in der Welt - gemeint sind wohl die zwölf Jünger, die er besonders bevorzugt hat -, dass er sie in der Treue bewahre, zum anderen darum, dass er sie in der Wahrheit heilige. Dabei weitet sich sein Blick auf alle, die durch ihr Wort zum Glauben kommen, also auch auf uns, die wir so weit weg sind von den denkwürdigen Ereignissen, die sich „in jener Zeit“ zugetragen haben. Auch für uns betet er: „Bewahre sie in der Treue und heilige sie in der Wahrheit“.

Der Hohepriester bittet darum, dass seine unmittelbaren Jünger und wir mit ihnen in der Treue zum Namen Gottes bewahrt werden, das heißt: in der Treue zu Gott, denn der Name steht für die Person. Treu sein heißt: den Anfang nicht vergessen, zu dem stehen, was man einst gesagt und getan hat, die Verbindung bewahren zu der Vergangenheit, aus der man gekommen ist. Das setzt Nachdenken voraus, aber auch Selbstlosigkeit und Sinn für Gerechtigkeit, Eigenschaften, die heute nicht gerade sehr verbreitet sind. Vom Nachdenken hält man heute nicht viel und von der Vergangenheit noch weniger. Das Gleiche gilt für die Selbstlosigkeit und für die Gerechtigkeit, obwohl man immer wieder gerade um die Selbstlosigkeit und um die Gerechtigkeit viele und große Worte macht.

Die Treue wird in unserer Welt nicht sehr hoch veranschlagt. Darauf werden wir immer wieder gestoßen, wenn wir die Augen aufmachen, nicht nur im Bereich von Ehe und Familie, wenngleich es da wohl am augenfälligsten ist. In allen zwischenmenschlichen Verhältnissen begegnet uns heute eine Geringschätzung der Treue, die geradezu fatal ist, gleichgültig, ob sie mehr von der Person oder mehr von der Sache her bestimmt

sind. Die Abwendung von der Treue und ihre Geringschätzung, immer mehr begegnet uns das heute auch im Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst. Wer sich selber untreu geworden ist, der hat das verloren, was wir die eigene Identität nennen. Genau das aber ist aber eine in unserer Welt sich mehr und mehr ausbreitende Erscheinung.

Die Treulosigkeit zeigt sich in der Gegenwart häufig auch in der Prinzipienlosigkeit, in der man nur nach Geschmack und Nützlichkeit entscheidet oder einfach auf jede Entscheidung verzichtet und der Masse hinterherläuft, also mit den Wölfen heult. Das ist das Bequemste, vordergründig betrachtet.

Die Treue aber verpflichtet uns im Gewissen, absolut, wie alle Tugenden uns absolut verpflichten. Und in der Treue zu den Menschen und zu uns selbst sollen wir die Treue zu Gott einüben. Wer nicht treu ist zu sich selbst und zu den Menschen, wie will der Gott die Treue halten?

Der Hohepriester, der hier betet, er weiß, dass die Treue seiner Jünger besonderen Belastungen ausgesetzt sein wird, denn in ihrer Treue werden sie dem Hass der Welt begegnen, ihrer Feindseligkeit und der Verfolgung durch sie. Ja, ihre Treue wird ihnen teuer zu stehen kommen, sie werden sie mit dem Tod bezahlen müssen, mit dem physischen Tod. Auch wir müssen unsere Treue unter Umständen mit dem Tod bezahlen, dem physischen oder eher noch mit dem geistigen. Allein, das Martyrium des Geistes kann schlimmer sein als das Martyrium des Leibes. Aber die Liebe Gottes wiegt allen Hass der Welt auf. Die aber wird uns zuteil in überschwänglicher Weise, wenn wir treu sind.

Wenn der Hohepriester in diesem Zusammenhang den Judas erwähnt, so tut er das, um uns zu warnen: Die Versuchung zur Treulosigkeit ist groß. Wie viele sind dem Judas gefolgt in seiner Treulosigkeit und wie viele folgen ihm darin auch heute! Die Folgen sind schwerwiegend. Judas wird der Sohn des Verderbens genannt.

Die zweite Bitte des Hohenpriesterlichen Gebetes geht auf die Heiligung der Jünger in der Wahrheit. Wahrheit und Treue gehören eng zusammen. Wer die Wahrheit unbeirrt sucht und sich nicht von der Lüge betören lässt, der wird auch treu sein, der wird in der Treue ausharren, auch unter widrigen Umständen. Welche Bedeutung die Wahrheit hat, das erkennen wir am besten an ihrem Gegenteil, an der Lüge. Die bestrickende Macht

der Lüge in unserer Welt ist ein lebendiges Zeugnis für die Ohnmacht der Wahrheit in der Gegenwart. Aber was ist Wahrheit? So fragen viele, um sich dem Anspruch der Wahrheit zu entziehen.

Die entscheidenden Wahrheiten, denen man heute den Kampf angesagt hat, das sind die Wahrheiten von der Geschöpflichkeit des Menschen und von seiner Verantwortlichkeit, das sind die Wahrheiten von der Sünde, von der Erlösung und von der Gnade. An ihre Stelle setzt man heute gern die Lüge von der Selbstherrlichkeit des Menschen, von seiner Autonomie und von seiner Souveränität.

Wir müssen schon die Augen weit aufmachen, um die Lüge in ihren vielfältigen Schattierungen und Ausdrucksformen in unserer Zeit zu erkennen, denn seit den Urtagen der Menschheit verhüllt sie sich im Gewand der Tugend.

Man hat die Medien, die Massenkommunikationsmittel, das Fernsehen, den Rundfunk und die Zeitungen und Zeitschriften, die Großmächte unserer Zeit genannt. In der Tat, sie haben eine gewaltige Macht. Sie sind mächtiger als das Geld und mächtiger als die Wirtschaft. Sie machen die öffentliche Meinung und bestimmen das Denken der Massen. Leider kann man nicht sagen, dass die, die darin zu Wort kommen, immer ein hohes Ethos haben, dass sie gewissenhaft die Wahrheit verkünden, die Wahrheit von Gott und die Wahrheit vom Menschen. Wir beten für gute Priester- und Ordensberufe, das sollten wir tun, aber das Gebet um gewissenhafte Journalisten ist wichtiger, denn die Zahl der guten Priester und der Ordensleute geht deshalb zurück, weil die Lüge so oft das Szepter führt, weil die Lüge so oft als Wahrheit verkauft wird, im Großen wie im Kleinen. Die Unterscheidung von Wahrheit und Lüge ist in vielen Fällen schwer, gewiss, aber noch schwerer ist es, der Lüge zu widerstehen, zumindest wenn ihr so viele nachlaufen.

Wenn man den Statistiken Glauben schenken darf, ist bei den Verantwortlichen für die Medien die Zahl der dezidierten Atheisten ungleich höher als bei den Vertretern anderer Berufsgruppen. Wie aber will man die rechte Einsicht haben, wenn man Gott nicht Gott sein lässt und den Menschen nicht Mensch sein lässt?

Wir müssen kritisch hören, sehen und lesen. Noch besser ist es manchmal, wenn man gar nicht sieht oder hört oder liest. Denn wir brauchen notwendig auch eine Hygiene der

Phantasie und des Denkens. Nicht jeder kann alles verkraften: Wer steht, der sehe zu, dass er nicht falle.

Der Hohepriester betet im Evangelium, dass Gott seine unmittelbaren Jünger und uns in der Treue bewahre und in der Wahrheit heilige. Wenn sein Gebet nicht wirksam ist, so liegt es an uns. Es gilt, dass wir alle nicht auf die anderen schauen, dass wir in Verantwortung vor Gott unseren eigenen Weg gehen. Die fehlende Konsequenz ist die entscheidende Misere der Kirche und des Christentums, jener Pragmatismus, in dem wir uns allzu oft der modernen Diktatur des Relativismus unterwerfen.

Pfingsten

„Alle wurden vom Heiligen Geist erfüllt“

Am heutigen Festtag feiern wir den Anfang der Kirche und ihrer missionarischen Ausbreitung. In der Kraft des Heiligen Geist hat sie begonnen, die Kirche Christi, ist sie zur Weltkirche geworden und hat sie die Völker um den gekreuzigten und auferstandenen Christus versammelt. Sie ist nicht Menschenwerk, sondern Gottes Tat. Aber wer ist dieser Heilige Geist, dem die Kirche ihre Existenz verdankt? Und was bedeutet er für uns heute? Zwei für uns bedeutsame existentielle Fragen.

Der Heilige Geist ist die dritte Person in Gott, neben dem Vater und dem Sohn. Das unbegreifliche Geheimnis Gottes ist bestimmt von der Dreiheit der Personen. Das erfahren wir durch die göttliche Offenbarung des Alten und des Neuen Testament, zunächst nur in Andeutungen, dann aber in wachsender Deutlichkeit. Die Offenbarung Gottes entfaltet sich in ihrer Geschichte. Mit dem Vater und dem Sohn können wir noch eine gewisse Vorstellung verbinden, wenngleich wir nicht vergessen dürfen, dass wir mit all unseren Vorstellungen von Gott immer nur gleichsam den Zipfel seines unendlichen Gewandes berühren können, aber bei der Bezeichnung „Heiliger Geist“ da versagt jede Vorstellung. Das ist völlig abstrakt. Darum hat die Heilige Schrift eine Fülle von Namen für ihn, wenn sie ihn das Licht nennt, das Feuer, den Beistand und den Tröster, wenn sie ihn als den Finger Gottes bezeichnet und als den Widerschein der Herrlichkeit Gottes und wenn sie von ihm sagt, dass er den Frieden bringt und die wahre Freude.

Der Gottesgeist ist der Atem Gottes. In der lateinischen wie auch in der griechischen Sprache kommt das zum Ausdruck in seinem Namen: Der Spiritus Sanctus, das Pneuma Hagion, ist der heilige Atem. Der Atem Gottes aber ist gewaltig wie ein Sturmwind. Das bringt die (erste) Lesung des heutigen Festtags zum Ausdruck.

Der Atem erhält uns am Leben, und er ist ein Zeichen dafür, dass Leben vorhanden ist. Ohne ihn gibt es kein Leben. Unter diesem Aspekt ist der Heilige Geist das innerste Lebensprinzip Gottes, weshalb wir durch ihn am Leben Gottes teilhaben. Das Erste Konzil von Konstantinopel nennt ihn im Jahre 381 den Herrn und Lebensspender. Wenn er der jungen Christengemeinde von Jerusalem geschenkt wird, so erhält sie in ihm das Leben Gottes und seine Lebenskraft.

Vom Geist Gottes erfüllt waren in der Zeit des Alten Testaments die Erzväter, die Patriarchen, die Propheten und alle, die Gott die Ehre gaben. Wer immer in der Heilsgeschichte einen besonderen Auftrag von Gott erhält, bedarf der Lebenskraft des Heiligen Geistes, damit er die Widerstände überwindet, die sich ihm entgegenstellen. Diese Widerstände aber sind nicht wenige, wo immer jemand einen Auftrag Gottes in der Welt gewissenhaft erfüllt, in der Regel. Daher bedurfte auch die Gemeinde von Jerusalem des Heiligen Geistes, nachdem Christus nicht mehr in sichtbarer Gestalt bei ihr weilte. Bis in die Gegenwart hinein ist der Heilige Geist das Siegel der Kirche und der Jünger Christi, bedeutet er für sie doch das Leben Gottes und seine Lebenskraft.

An jenem denkwürdigen Tag, von dem in der (ersten) Lesung die Rede ist, kommt der Heilige Geist in feurigen Zungen auf die Apostel herab. Das Feuer erleuchtet und wärmt, es steht daher für die Wahrheit und die Liebe oder, so kann man es auch sagen, für das rechte Erkennen und für das rechte Wollen. Der Heilige Geist, der Herr und Lebensspender, er ist die Wahrheit und die Liebe Gottes, er bewahrt uns vor dem Irrtum und der Lüge, und er lehrt uns, dass wir erst in der Liebe das wahre Leben finden.

Weil der Heilige Geist die Person gewordene Liebe Gottes ist, deshalb schenkt Gott alles, was er uns schenkt, im Heiligen Geist. Und alles wahrhaft Gute, das wir haben, verdanken wir nicht uns selbst, sondern Gott. Das ist in der natürlichen Ordnung nicht anders als in der übernatürlichen.

Der Heilige Geist ist die Person gewordene Liebe in Gott, von daher ist er das Herz in Gott und zugleich das Herz der Welt, sofern diese sich nicht abwendet von ihm.

Damit sind wir schon bei der zweiten Frage, bei der Frage nach der Bedeutung des Heiligen Geistes für uns heute, bei der Frage, was der Heilige Geist, der Herr und Lebensspender, die Wahrheit und die Liebe Gottes, für uns heute bedeutet.

Der Geist Gottes führt die Jünger Jesu und die Völker zusammen zum friedvollen Miteinander, und er erfüllt die junge Christengemeinde mit missionarischer Kraft. Alle verstehen einander an diesem Pfingstmorgen, sie sprechen in einer Sprache und sind erfüllt von der Begeisterung für Gott und für die Ewigkeit. Davon hören wir heute in der (ersten) Lesung aus der Apostelgeschichte. Von dem Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche des Anfangs ist dann beinahe auf jeder Seite der Apostelgeschichte die Rede. Aber nicht immer hat er so spürbar gewirkt in der Kirche wie damals, nicht immer hat er sich so deutlich in der Kirche entfaltet, wie das am Anfang geschehen ist. Zuweilen konnte man sein Wirken kaum noch wahrnehmen, mitunter schien er die Kirche ganz und gar verlassen zu haben. Das gab es schon in der Kirche des Alten Testaments. In Israel galten Zeiten, in denen der Geist Gottes sich verborgen hielt, in denen er nicht hervortrat, in denen er nicht wirksam wurde, als Zeiten besonderer Heimsuchung. Solche Zeiten der Heimsuchung kennt auch die Geschichte der Kirche. Heute erfahren wir sie besonders bedrückend, diese Heimsuchung. Das Verborgensein des Geistes ist das Stigma unserer Zeit geworden, so scheint es jedenfalls. Denn unser Glaube ist schwach geworden, die Verkündigung der Kirche ist lahm, und weithin fehlt es ihr an der Einmütigkeit. Dabei wird das Vertrauen zur Kirche immer mehr erschüttert. Zudem gibt es viel Verblendung und Verführung in der Kirche, und die innere Einheit der Kirche ist aufs Ärgste bedroht.

Wäre der Geist wirksam in der Kirche und in uns, so gäbe es mehr Leben und Einsatz, weniger Halbheit und Trägheit, mehr Liebe und Friede, weniger Streit und Gehässigkeit.

Wo immer das Christentum zu verbilligten Preisen angeboten wird, wo ein bequemes Christentum gelebt und verkündet wird, wo die Gebote Gottes verwässert werden, wo wir unserem Stolz schmeicheln und unsere Wünsche und Erwartungen an die Stelle des

heiligen Gotteswillens setzen, da ist nicht der Geist Gottes. Da unterdrücken wir sein Wirken.

Er ist da, der Heilige Geist, aber wir, die Instrumente seines Wirkens, entziehen uns ihm allzu oft. Der Geist Gottes lebt in der Kirche, heute nicht anders als in der Urgemeinde von Jerusalem. Bei dem Propheten Jesaja lesen wir: „Der Arm Gottes ist nicht kürzer geworden“ (Jes 59, 1). Im Buch der Weisheit heißt es (1, 7): „Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis“. Das gilt auch heute. Aber der Geist Gottes wirkt nicht ohne uns, er benutzt uns, die Menschen, als freie Werkzeuge. Wir müssen uns führen lassen von ihm, wie das Kind sich führen lässt von der Hand der Mutter. Wir müssen fügsam werden für ihn, empfänglich werden für sein Wirken.

Im Anschluss an die erste Pfingstpredigt des heiligen Petrus fragen die Zuhörer ihn: Was müssen wir tun? Damals lautete die Antwort: Bekehrt euch und lasst euch taufen, damit ihr den Heiligen Geist empfangen könnt (Apg 2, 37 f). Heute müsste die Antwort lauten: Bekehrt euch, glaubt der Botschaft der Kirche, betet um die Gaben des Heiligen Geistes und stellt euch in den Dienst dieses Geistes. Allzu oft verblendet der Stolz die Augen unseres Geistes. An diesem Pfingstfest sollten wir beten vor allem um die Geistesgaben der Weisheit, der Frömmigkeit, der Gottesfurcht und der Stärke.

Die junge Christenheit empfing einst den Heiligen Geist, nachdem sie neun Tage hindurch um ihn gebetet hatte, zusammen mit Maria, der Mutter Jesu. Das Gebet um den Heiligen Geist in der Gemeinschaft mit Maria, der Mutter Jesu, das ist für uns heute wichtiger noch als damals am Anfang, denn die erste Mission ist immer leichter als die zweite, der Wiederaufbau ist immer mühsamer als der Aufbau. Das Gebet um den Heiligen Geist in der Gemeinschaft mit der Mutter Jesu sollten wir täglich üben. Der Heilige Geist ist der Herr und Lebensspender, die Wahrheit und die Liebe Gottes. Er schenkt uns, wenn wir uns ihm öffnen, Treue im Glauben an Christus und seine Kirche und Konsequenz im Handeln aus diesem Glauben.

Pfingstmontag

„Komm, Schöpfer Geist, kehre bei uns ein“

Das Entscheidende ist unsichtbar in unserer Welt. Wir sehen nur die Außenseite der Dinge, das Wesen ist unseren Augen verborgen. Das gilt auch für den Menschen, der im Alten Testament als die Krone der Schöpfung bezeichnet wird (Ps 8, 6). Das, was ihn zum Menschen macht, das ist die Seele. Sie aber ist unsichtbar. Sie prägt sich jedoch aus in der ganzen äußeren Erscheinung eines Menschen, in seinem Antlitz, in seinen Blicken, in seinem Reden, in seinem Lächeln, in seiner Haltung, in seinem Händedruck, ja, bis hinein in die Handschrift. Graphologen entdecken mit Recht die entscheidenden Züge der Seele in den geschriebenen Worten eines Menschen. Wir sagen mit Recht: Je seelenvoller der Ausdruck eines Menschen ist, umso menschlicher ist er. Die Seele des Menschen, die Geistseele, offenbart sich vor allem im Denken und im Wollen. Wenn sie den Körper verlässt und sich seiner nicht mehr bedient, ist der Mensch tot. Was dann zurückbleibt, ist eigentlich nicht mehr dieser Mensch, sondern das Instrument, durch das er einmal in unserer Mitte war.

Was sollen diese Überlegungen? - Nun, auch die Kirche hat eine Seele. Ihre Seele ist der Heilige Geist. Seine erste Herabkunft auf die junge Christengemeinde von Jerusalem haben wir gestern im Gedächtnis begangen. Der Heilige Geist ist das innerste Prinzip der Kirche, er ist die Mitte ihres Wirkens, eben das, was die Seele im Leib eines Menschen ist. Man sieht ihn nicht, den Heiligen Geist, aber man erkennt ihn an seinem Wirken, vielleicht spürt man ihn auch zuweilen. Er spendet Licht und Wärme wie das Feuer, er ist kraftvoll wie der Sturmwind, er beflügelt unsere Rede, als hätten wir Zungen wie von Feuer. Oft ermöglicht er das Unmögliche. In ihm geschieht die Verkündigung der Botschaft der Kirche, vor allem wenn sie kraftvoll ist und überzeugend. Der Heilige Geist wirkt in den Sakramenten, und er schenkt den Menschen alle Gnaden, die sie empfangen. Er leitet und führt die Kirche durch menschliche Hirten. Das alles geschieht jedoch nicht ohne dass die Menschen sich dem Geist Gottes zur Verfügung stellen oder sich in Dienst nehmen lassen von ihm. Sicherlich kann der Geist Gottes auch gleichsam über die Köpfe der Menschen hinweg wirken, aber das ist die Ausnahme. Normalerweise wirkt er nicht über die Menschen hinweg, sondern durch sie hindurch. Und wenn das Wirken der Kirche kraftlos ist und lahm und wenig ansprechend und nicht überzeugend oder auch verworren und ziellos, so liegt das nicht am Heiligen Geist, so liegt das nicht an der Seele der Kirche, sondern an ihren Gliedern, sofern sie sich als schlechte Werkzeuge erweisen oder sich gar in ihrem Stolz dem Heiligen Geist

widersetzen oder ihm widerstehen.

Es gibt auch heute viel Gutes in der Kirche, wovon wir die Augen nicht verschließen dürfen. Es gibt große Ideale und tiefe Glaubenskraft und bewundernswerte Opferbereitschaft. Es gibt Heroismus in der Kirche, es gibt aber auch viel Gemeinheit und Untreue, es gibt große Einsatzbereitschaft, daneben aber nicht wenig Resignation, zerstörerischen Egoismus, selbstherrliche Besserwisserei und zynischen Unglauben.

Indessen ist auch unsere Zeit Gottes Zeit. Die Kirche ist groß und schön, wenn sie ihr Inneres nicht verbirgt, wenn ihre Seele, der Heilige Geist, sich in ihr ausprägt. Das ist das Problem. Die Kirche stünde anders da, wenn das Wirken des Gottesgeistes deutlicher sichtbar würde.

Nur Begeisterung kann Begeisterung wecken. Mit der Begeisterung müssen sich Standhaftigkeit, Sicherheit, Kühnheit und Stärke verbinden. Es gilt, dass wir gute Werkzeuge des Heiligen Geistes sind. Wir können es werden, wenn wir unser Leben aus dem Gebet gestalten und wenn wir konsequent aus dem Glauben leben, wenn der Wille Gottes und die Nachahmung Christi unser Leben bestimmen. Die Gnade baut auf der Natur auf.

Es gibt keinen Menschen, der so sehr ein Werkzeug des Heiligen Geistes war wie Maria, die Mutter Jesu, es gewesen ist. Wir nennen sie die Braut des Heiligen Geistes. Mit noch vielen anderen Namen wird ihre innere Nähe zum Heiligen Geist ausgedrückt, wenn sie in der Lauretanischen Litanei als Gefäß des Geistes bezeichnet wird, als Sitz der Weisheit, als Spiegel der Gerechtigkeit, als die Pforte des Himmels, als die Trösterin der Betrübten. Sie hat sich ganz und gar dem Geist Gottes zur Verfügung gestellt hat, in ihrer Demut, in ihrer Treue, in ihrer Lauterkeit und Reinheit, in ihrer Selbstlosigkeit und in ihrer leidensbereiten Güte. Gänzlich hat sie sich in den Dienst des Heiligen Geistes gestellt, seitdem sie sich bei der Begegnung mit dem Engel als die Magd des Herrn bezeichnet hatte.

Sie ist das Bild des neuen Menschen, wir bekennen sie als die Ersterlöste. Sie durfte stellvertretend mitwirken an der Erlösung der Menschheit. In ihrem beispielhaften Leben findet die Kirche, finden wir alle das Ideal des von Geist Gottes geleiteten Menschen.

Sie, die heilige Jungfrau, muss unserem Leben Richtung geben und Halt. Geschieht das, bemühen wir uns darum, dann wird durch uns das innerste Wesen der Kirche deutlich, dann machen wir die Seele der Kirche sichtbar in unserem Leben.

Viele beklagen sich heute über die Kirche, zu Recht oder zu Unrecht, feindselig oder wohlmeinend. Immer geht es in solcher Kritik im Grunde um den Anspruch, den die Kirche erhebt, um den Anspruch, als Stiftung Gottes in ihrem Kern eine übernatürliche Wirklichkeit, eben der fortlebende Christus, zu sein, sich aus Göttlichem und Menschlichen zusammensetzen, wie es das Zweite Vatikanische Konzil sagt (Lumen gentium, Art. 8). Von diesem Anspruch sagen die einen, die Kirche erhebe ihn zu Unrecht, und die anderen, sie vertrete ihn nicht glaubwürdig. Tatsache ist, dass die Kirche heute weithin ihre Seele verbirgt und ihre innere Schönheit nicht zum Leuchten bringt. Sie müsste ihr inneres Wesen offener zutage tragen. Das ist ein Appell an uns alle: Wir alle müssten mehr Zeugen des Heiligen Geistes sein und entschlossener und beharrlicher das Licht und die Glut dieses Geistes in die Welt hineinbringen.

Dreifaltigkeitssonntag

„Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“

Der heilige Pfarrer von Ars Jean Vianney - er starb im Jahre 1859, kürzlich hat ihn der Heilige Vater zum Patron der Priester proklamiert - war kein Redner, dennoch kamen die Menschen in großer Zahl zu ihm, selbst aus dem fernen Amerika kamen sie angereist, um seinen Worten zu lauschen und um ihm ihre Sünden im Sakrament der Buße zu bekennen. Seine Worte waren schlicht, manchmal gar unbeholfen, aber sie gaben Zeugnis von jenem lebendigen und ehrfürchtigen Glauben, der in ihm lebte, den er lebte und der seine Existenz von Grund auf prägte. Er konnte nicht reden, aber er konnte überzeugen. Somit gehörte er zu jener Kategorie von Menschen, die heute Seltenheitswert haben.

Von dem Pfarrer von Ars wird uns überliefert, dass er einmal in unverkennbarer innerer Freude ausgerufen hat: „Wie schön ist das doch, meine Kinder! Der Vater ist unser

Schöpfer, der Sohn ist unser Erlöser, und der Heilige Geist ist unser Führer“. Das ist das Gleiche, was der heilige Paulus in tiefer theologischer Sprache in jenen Versen des Römerbriefes zum Ausdruck bringt, die der Gegenstand der (zweiten) Lesung dieser heiligen Messe sind. Es ist das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit, das da angesprochen wird, dem der heutige Festtag gewidmet ist.

Wir erkennen den dreifaltigen Gott durch das, was er an uns tut und was er fortwährend an uns tut, und wir erkennen ihn umso tiefer, je mehr wir uns diesem seinem Tun überlassen und es mit großer Dankbarkeit beantworten. Das bringt der Pfarrer von Ars mit einfachen Worten zum Ausdruck, das sagt der heilige Paulus mit tiefsinnigen Worten.

Gott ist ein dreifaltiger Gott, das wissen wir durch die Offenbarung des Neuen Testaments. Die Jünger Jesu erkannten das Geheimnis der drei göttlichen Personen, und sie machten es sich zu Eigen, indem sie tiefer eindringen in die Worte Jesu. Er hatte von seinem Vater gesprochen, von dem er ausgegangen war, und von dem Geist, der er senden werde, und er hatte sich ihnen als der dem Vater ebenbürtige Sohn offenbart: Er war Gott, und auch der Vater war Gott, und doch gab es nur einen Gott für ihn.

Gott ist zunächst unser Schöpfer, unser Ursprung. Weil er aber unser Ursprung ist, deshalb ist er auch unser Ziel. Von ihm haben wir unser Sein, und in ihm findet dieses unser Sein seine Vollendung. Im Tiefsten ist unser Wesen auf ihn hin ausgerichtet. Dank unserer Geistnatur übersteigen wir uns selber um ein Unendliches, transzendieren wir uns. In Gott finden wir erst unsere Ruhe in unserem Streben nach dem Unendlichen, erklärt der heilige Augustinus (+ 430).

Die Rückkehr des Menschen zu Gott war jedoch seit den Urtagen der Menschheit verbaut, der Mensch hatte sich mit Gott überworfen, ein tiefer Graben trennte ihn von Gott. Darum wissen auch die Mythen der Völker, sie wissen darum, dass es am Morgen der Schöpfung eine Katastrophe gegeben hat, jene Katastrophe, die wir die Ursünde nennen, die einen tiefen Graben geschaffen hat zwischen Gott und dem Menschen. Diesen Graben aber hat der Sohn Gottes überbrückt, er hat den Menschen den Frieden zurückgebracht, den sie damals verloren hatten. Er hat die Menschheit wieder mit Gott versöhnt, aus Feinden Gottes hat er Freunde gemacht. Das meinen wir, wenn wir sagen: Der Sohn Gottes hat uns erlöst. Diese Erlösung wird entfaltet durch den Heiligen Geist. Das brin-

gen wir zum Ausdruck, wenn wir sagen: Der Heilige Geist hat uns geheiligt. Richtiger müsste es heißen: Immerfort heiligt uns der Heilige Geist. Der Pfarrer von Ars nannte ihn deshalb unseren Führer.

Der Heilige Geist ist die Liebe in Gott. Das ist bedeutsam für uns, denn unser Weg zu Gott und zur Vollendung in Gott ist der Weg der Gottes- und Nächstenliebe, nur auf ihm kommen wir zu Gott und zur Vollendung in Gott.

Das ist ein steiler Weg, aber wir müssen ihn nicht allein gehen. Es ist die Person gewordene Liebe Gottes, es ist der Heilige Geist, der uns auf diesem Weg führt, wenn wir uns nur ihm anvertrauen. Der Heilige Geist ist uns Licht und Kraft, er stärkt unseren Verstand und unseren Willen.

Wenn wir Gott als den Dreieinen glauben und bekennen, kommt Bewegung in unser Gottesbild, Lebendigkeit. Aber Gott wird damit noch unbegreiflicher für uns, er wird damit noch geheimnisvoller für uns. Der heilige Augustinus (+ 430) erklärt: Würdest du Gott begreifen, wäre er nicht Gott. Alles, was du begreifen kannst, das ist nicht Gott. Begreifen heißt: In den Griff bekommen. Das setzt aber voraus, dass man das Begriffene überragt. In den Griff bekommen kann man etwas nur, wenn man größer ist als das, was man begreifen möchte. Gerade das aber ist bei Gott nicht gegeben. Wir können jedoch so viel verstehen von ihm, dass wir wissen, was wir meinen, wenn wir von dem dreifaltigen Gott sprechen.

Wir sprechen heute viel von Gotteserfahrung, wohl deshalb, weil wir sie so wenig haben. Erlebnismäßig ist Gott uns heute unendlich fern. Bereits das Gespür für das Heilige ist uns weithin abhanden gekommen. Darum wird unser Glaube oft nur notdürftig aufrechterhalten, wenn er überhaupt noch aufrechterhalten wird.

Wenn wir Gott erfahren wollen, müssen wir uns klar machen, wer er ist, wer er ist und was er für uns getan hat und wer wir sind. Das müssen wir uns nicht nur mit Verstand klar machen, sondern auch mit dem Herzen.

Die Erfahrung Gottes setzt einen lebendigen Glauben voraus, denn unmittelbar können wir ihm nicht begegnen. Wir können seine Existenz erschließen, mit Hilfe unserer Vernunft, aber erfahren können wir ihn nur im Glauben. Wenn wir von Gott bewegt werden

wollen, müssen wir uns von ihm bewegen lassen. Erleben können wir Gott nur, wenn wir uns gläubig ihm zuwenden in Ehrfurcht und Frömmigkeit, wenn wir niederknien und ihn anbeten.

Wir sagen gern: Als Christen müssen wir uns den Menschen zuwenden, mit Recht, darüber dürfen wir es jedoch nicht versäumen, dass wir uns Gott zuwenden. Die Hinwendung zum Menschen würde uns besser gelingen, wenn wir uns entschlossener Gott zuwenden würden.

Um Gott zu begegnen, brauchen wir einen geheiligten Raum, brauchen wir gesegnete Stille. In unserer profanen Welt ist Gott abwesend, in ihr schweigt er. Ehrfurcht, Frömmigkeit und Anbetung, das sind Haltungen, in denen wir in angemessener Weise dem Geheimnis des dreifaltigen Gottes begegnen, dem Schöpfer, dem Erlöser und dem, der uns auf dem Weg des Lebens führt. Diese Haltungen sind in jedem Fall wichtiger als alle Bemühungen des Verstandes. Was uns nottut, das ist in erster Linie das Bemühen um Gott im Gebet.

Fronleichnam

„Daher prüfe sich der Mensch“

Fronleichnam bedeutet Herrenleib, Leib des Herrn. Christus ist unser Fron, das heißt: Er ist unser Herr. Er herrscht über uns. Er soll über uns herrschen. Und wir sollen uns ihm in Freiheit unterwerfen. Sein Joch ist ein mildes Joch. Er zwingt seine Untertanen nicht.

Wir feiern heute das Geheimnis des ersten Gründonnerstags, die Einsetzung der heiligen Messe, des heiligen Messopfers. In der heiligen Messe wird uns der Herrenleib geschenkt, so dass wir ihn genießen und anbeten können. Dafür danken wir heute durch den Festtag. So geschieht es schon seit 600 Jahren. Wir danken dafür, dass uns die Feier der Eucharistie geschenkt worden ist, die uns alle Sonn- und Feiertage des Jahres verklärt, die uns - hoffentlich - nicht nur eine lästige Pflicht ist, sondern unsere Herzen aus dem grauen Alltag emporhebt und uns tröstet in den Nöten der Zeit. Manche von uns können gar täglich dieses hehre Geheimnis mitfeiern. Das ist ein besonderer Grund zur

Dankbarkeit.

Heute danken wir dafür, dass wir den Leib des Herrn genießen und dass wir ihn anbeten dürfen. Den Leib des Herrn genießen und ihn anbeten, das sind die beiden Stichworte, bei denen wir heute Morgen ein wenig verweilen wollen.

Christus will unsere Speise sein im Geheimnis der Eucharistie. Als er zum ersten Mal davon sprach, verstanden seine Zuhörer ihn absolut nicht mehr. Viele von ihnen wandten sich damals ab von ihm. Der Gottmensch als Speise für seine Jünger und für die Menschen, das ist in der Tat ein bizarrer Gedanke, eine Gedanke, an den man sich erst einmal gewöhnen muss. Was wir empfangen, das ist nicht ein Symbol für den Gottmenschen, das ist er selbst, in seiner verkörperten Gestalt. Das Wort Christi ist hier eindeutig. Man kann nicht daran rütteln, auch wenn es immer wieder geschehen ist im Laufe der Jahrhunderte, auch wenn sich immer wieder Einzelne und ganze Gruppen von der Kirche Christi getrennt und eine eigene Erklärung dieses Geheimnisses versucht haben. Heute geschieht das aufs Neue in vielfältiger Form. Nur bleiben diese Einzelnen und diese Gruppen heute vielfach in der Kirche trotz ihres anderen Glaubens und mit ihrem anderen Glauben. Gerade das ist es, was die Kirche so sehr schwächt in dieser Stunde der Geschichte, die Uneinigkeit im Glauben, die Vielfalt des Glaubens.

Man kann es nicht leugnen: Der Glaube an das Geheimnis der Eucharistie verliert sich heute mehr und mehr in der Kirche. Es wächst die Zahl derer, die in der heiligen Hostie nur noch ein Symbol für Christus und in der heiligen Messe nur noch eine einfache Erinnerung an den Tod des Herrn, an das Kreuzesopfer, sehen. Das zeigt die neuerliche Diskussion um die so genannte Interkommunion, die sich freilich auch sehr heuchlerisch darstellt. Unehrllich ist es, wenn man dabei immer die notwendige Reformbereitschaft der Kirche betont, ohne dass man sagt, was damit gemeint ist oder wo die Grenze dieser Reformbereitschaft liegt. Die Kirche ist in allem dem Wort Gottes verpflichtet.

Viele missachten heute im Zusammenhang mit dem Fronleichnam, im Zusammenhang mit dem Leib des Herrn, das klare Wort Christi wie auch den beständigen Glauben seiner Kirche. Das führt dazu, dass viele vor dieser Speise nicht mehr die Knie beugen, dass sie mit dieser Feier hemmungslos experimentieren, dass sie die heilige Speise ohne Ehrfurcht empfangen und dass sie sich nicht mehr fragen, ob sie diese Speise überhaupt

empfangen dürfen. Paulus schreibt an die Korinther: „Wer (hier) unwürdig isst, der isst sich das Gericht“ (1 Kor 11, 29). Das ist ein wichtiger Vers, ihn lässt man heute gern weg.

Wer eine schwere Sünde begangen hat, wer also nicht im Stand der Gnade ist, muss das Bußsakrament empfangen, bevor er diese Speise genießt. Es gibt nicht wenige Möglichkeiten, eine schwere Sünde zu begehen, wenn man nicht mehr oder nur noch wenig betet.

Wer leichtfertig die Sonntagsmesse versäumt hat, wer sich schwer gegen die Liebe veründigt hat, wer schamlos und unbeherrscht gewesen ist - zur Schamlosigkeit und Unbeherrschtheit erziehen heute im großen Stil die Massenmedien -, der darf nicht kommunizieren. Tut er es dennoch, so fügt er der einen schweren Sünde eine schwerere hinzu, den Gottesraub, das Sakrileg.

Ehrfurchtslosigkeit gegenüber dem Sakrament des Herrenleibes und seine Entweihung sind heute an der Tagesordnung. Im Grunde sind sie ein Ausdruck des verlorenen Glaubens gegenüber diesem Geheimnis, und sie erklären sich auch daraus.

Der verlorene Glaube dürfte auch der eigentliche Grund dafür sein, dass das Sonntagsgebot so sehr auf die leichte Schulter genommen wird.

Um einen lebendigen Glauben müssen wir uns bemühen und beten, und wir müssen den Glauben hegen und beschützen durch die Ehrfurcht.

Das Wort Christi, das die Kirche bewahrt hat, ist glaubwürdig. Christus, seine Kirche und die von ihr verkündete Lehre sind größer als das, was menschliche Phantasie ausdenken kann. Und Gott hat sein Werk durch zahllose Wunder beglaubigt, in allen Jahrhunderten bis in die Gegenwart hinein.

Wenn wir in großer Ehrfurcht, mit guter und gewissenhafter Vorbereitung das Sakrament in lebendigem Glauben empfangen, so wird es uns zum Heil, und wir helfen denen, die den Glauben verloren haben, ihn wiederzufinden.

Nicht nur disponiert müssen wir sein, wenn wir diese Speise genießen, wir müssen sie auch anbeten, bevor wir sie genießen. Das ist der zweite Gedanke, bei dem wir uns noch eine kleine Weile aufhalten wollen. In dieser Speise schenkt sich uns der auferstandene Christus. Wenn Gott selber uns so begegnet, muss die Anbetung das Erste sein. Das sagt uns schon die natürliche Vernunft.

Nicht nur, wenn wir Christus in diesem Sakrament empfangen, müssen wir ihn anbeten, immer wieder müssen wir uns ihm in der stillen Kirche im Tabernakel zuwenden. Das ewige Licht lädt uns dazu ein. Es ist gut, wenn das Allerheiligste immer wieder zur Anbetung ausgesetzt wird. Es ist angebracht, dass wir uns Zeit nehmen für die Anbetung des eucharistischen Herrn. Zum einen bekunden wir darin den Glauben an das unbegreifliche Geheimnis, zum anderen vertiefen wir ihn darin. Die Anbetung lebt von der Ehrfurcht, und die Ehrfurcht gebiert immer neu den Glauben.

Das eucharistische Sakrament ist die Mitte der Kirche und ihres Wirkens, ein verborgener Schatz, der mehr und mehr auch die Mitte unseres persönlichen Lebens werden muss. Zu allen Jahrhunderten lebten die Heiligen in besonderer Weise aus der Kraft dieser Speise, viele gar ausschließlich. Bruder Klaus von der Flüe - im Jahre 1487 starb er siebzugjährig - hat über 20 Jahre hin keine andere Nahrung zu sich genommen als diese himmlische. Bei zahlreichen anderen Heiligen in der Geschichte der Kirche ist es ähnlich gewesen, bis in die Gegenwart hinein. Die eucharistische Speise konnte in ihrem Leben eine solche Kraft entfalten, weil sie die Gegenwart des Auferstandenen in ihr mit einem ganz großen Glauben bejahten, weil sie zutiefst aus dem Geist der Ehrfurcht und der Anbetung lebten, weil ihr Leben gänzlich bestimmt war von dem staunenden Lobpreis der unbegreiflichen Liebe Gottes, wie sie sich in überwältigender Weise in diesem Geheimnis darstellt.

11. Sonntag im Jahreskreis

„Die mit Tränen säen, werden mit Jubel ernten“

Gott bringt uns in seiner Offenbarung die großen Wirklichkeiten des Glaubens nicht selten in Gleichnissen und Bildern nahe. - Im Evangelium des heutigen Sonntags wird unser Leben mit der Zeit der Aussaat und des Wachsens und Reifens der Saat verglichen

und unser Ende mit der Zeit der Ernte: Wir säen, und Gott besorgt in seiner Güte das Wachsen und Reifen. Das wird durch zwei Gleichnisse veranschaulicht, durch die wohl-bekanntesten Gleichnisse vom Sämann und vom Senfkorn.

Wir säen, Gott gibt das Wachstum und das Reifen, und er holt einst die Ernte in die ewigen Scheunen. Unsere Saat, das ist unser Leben in der Verbundenheit mit Gott, das sind die guten Werke, die wir tun, das ist die Erfüllung des Willens Gottes, das ist unser Bemühen, Gott zu gefallen, wie es in der (zweiten) Lesung heißt. Es gilt, dass wir den Samen ausstreuen, solange uns noch die Zeit dafür geschenkt ist. Es wäre verhängnisvoll für uns, wenn wir die Hände in den Schoß legen würden.

Wir können das Gute allerdings nicht tun ohne Gott, aber Gott tut es auch nicht ohne uns. Gott erwartet von uns, dass wir treu sind im Kleinen, dass wir selbstlos und sachlich unsere Aufgaben verrichten, dass wir nicht auf die Ehre bei den Menschen setzen, dass wir keine Angst haben, wenn wir uns Wunden zuziehen im Kampf für Wahrheit und Gerechtigkeit, gegen Verlogenheit und Gemeinheit und heute vor allem gegen die Missachtung der Menschenwürde, wie sie uns in immer neuen Formen begegnet.

Gott lenkt die Welt, aber er tut das nicht ohne uns. Von nichts kommt nichts. Das meinen zwar viele heute, wenn sie sich ein Leben lang nicht um Gott und um seine Gebote kümmern und dennoch der Auffassung sind, sie könnten am Ende vor ihm bestehen. Sie täuschen sich jedoch, denn ihre Hoffnung hat kein Fundament. Vermessenheit nennen wir eine solche Haltung, sie bezeichnet eine Hoffnung, welche die Vernunft oder den gesunden Menschenverstand ausklammert.

Wer nicht sät, der erntet nicht. Wer gleichgültig dahinlebt, der wird keinen Ertrag auf dem Acker seines Lebens erbringen. Für ihn gibt es keine Ernte. Es gilt, dass wir die Saat unseres Lebens mit Gott an einem jeden Tag ausstreuen, den Gott uns schenkt. Sie wächst und reift dann in der Stille, wie alles Große in der Stille wächst und reift. Dann ist es jedoch Gott, der das Wachstum und das Reifen gibt - wenn auch nicht ohne unser Mittun -, der dann zugleich aber auch den Tag der Ernte bestimmt.

Der gleiche Gedanke begegnet uns in dem Gleichnis vom Senfkorn. Dieses verbindet damit dann allerdings einen weiteren Gedanken. Nämlich den, dass aus kleinen Anfän-

gen oftmals Großes hervorgeht.

Das Senfkorn ist winzig klein und unscheinbar. Man dachte zurzeit Jesu, ein kleineres Samenkorn gebe es gar nicht. Heute wissen wir: Es gibt noch kleinere Samenkörner, kleiner ist etwa der Mohnsamen, aber wichtiger ist hier, dass die Senfstaude, die aus dem Samenkorn hervorgeht, bis zu vier Meter hoch wird und somit alle ähnlichen Pflanzen an Größe übertrifft.

Gott kann Kleines groß machen, aber er kann auch Großes klein machen, und er tut es auch zuweilen. Gottes Maßstäbe sind nicht selten andere als die Unseren. Was vor den Menschen klein und gering erscheint, das ist oftmals groß vor Gott. Und das Große in den Augen der Menschen ist oftmals klein vor Gott.

Das muss uns ein Ansporn sein, dass wir uns nicht durch die Anerkennung der Menschen blenden und durch ihre Verachtung nicht betrüben lassen. Dass wir vor Gott gut dastehen, darauf kommt es an. Das beachten wir allzu oft nicht im Alltag unseres Lebens. Darum fürchten wir nicht selten die Menschen mehr als Gott, darum sind wir oft geneigt, die Ehre und das Ansehen bei den Menschen weit höher einzuschätzen als die Ehre und das Ansehen bei Gott.

Aber der große Erntetag, der unaufhaltsam kommt, wird es zeigen, was wirklich Wert und was wirklich Bestand hat. Dieser Erntetag ist der entscheidende Tag für unsere Welt und für einen jeden von uns. „Wir alle müssen vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen“ (2 Kor 5, 10; vgl. Röm 14, 10) heißt es in der (zweiten) Lesung dieser heiligen Messe.

Der Erntetag ist der Tag der Vollendung, aber er ist auch ein Tag der Schrecken und der Katastrophen. So haben ihn bereits die alttestamentlichen Propheten angekündigt. Für uns bricht er an, dieser Tag, wenn wir diese Welt verlassen müssen.

Es ist im Grunde ganz einfach: Wenn wir diesen Tag immer vor Augen haben, dann brauchen wir uns nicht vor ihm zu fürchten, dann werden wir an ihm nicht mit leeren Händen da stehen. Die Realität ist indessen die, dass oftmals die, die jenen Tag fürchten, ihn eigentlich nicht zu fürchten brauchen, dass aber die, die ihn fürchten müssen, es

gerade nicht tun, wenn sie ihn nicht gar schlichtweg ignorieren oder leugnen.

Wir säen, aber Gottes Gnade besorgt das Wachsen und das Reifen. Ja, schon beim Säen begleitet uns Gottes Gnade, wenn wir Gott um sie bitten und wenn wir uns ihr nicht widersetzen. Wo aber kein Saatgut in die Erde gelegt wird, da kann auch nichts wachsen und reifen. Unser Saatgut, das ist unser Bemühen, unser Leben im Angesicht Gottes zu führen und Gottes heiligen Willen in dankbarer Treue zu erfüllen.

Dabei müssen wir wissen, dass durch Gottes Güte aus kleinen Anfängen Großes werden kann. Und wir müssen wissen, dass die Maßstäbe Gottes andere sind als die der Welt, dass das, was in der Welt groß erscheint, vor Gott oft, wenn nicht gar in der Regel, klein ist und dass das, was in der Welt klein erscheint, groß ist vor Gott, in der Regel.

Gott ist es, der für einen jeden von uns den Tag der Ernte bestimmt hat, den Tag, an dem ein jeder das Seine erhält und erntet, was er gesät hat. Die Zeit der Aussaat wird einmal zu Ende sein. Das aber kann im Grunde schon morgen sein. Im Hinblick darauf ist es schon ein Gebot der natürlichen Klugheit für uns, dass wir die Zeit nützen.

Der Apostel Paulus schreibt: „Was der Mensch sät, das wird er auch ernten“ (Gal 6, 7) und: „Wer spärlich sät, wird auch spärlich ernten“ (2 Kor 9, 6). Wer nichts einsetzt, wird auch nichts gewinnen. Im 126. Psalm heißt es im Blick auf die Rückführung der Verbannten aus Babylon: „Die mit Tränen säen, werden mit Jubel ernten“ (Ps 126, 5). Das ist tröstlich.

12. Sonntag im Jahreskreis

„Warum habt ihr Angst? - Warum ist euer Glaube so schwach?“

Das Evangelium des heutigen Sonntags handelt von der Not des Menschen und von der Hilfe Gottes. Der Sturm auf dem See ist ein eindrucksvolles Zeichen für die mannigfachen Nöte, in die wir hineingeraten können. Und das gebieterische Eingreifen Jesu zeigt uns, wohin wir uns wenden können, wenn wir kein Licht und keinen Weg mehr sehen. Die Stillung des Seesturms ist eine Glaubenschule für die Jünger und ein Trost für sie

in den Verfolgungen und Drangsalen, die später über sie hereinbrechen werden. Glaubensschule und Trost soll diese Stillung des Sturms aber auch für uns sein, denn alles, was „in jenen Tagen“ geschehen ist, hat bleibende Bedeutung bis zum Jüngsten Tag.

Mannigfache Nöte und Ängste bestimmen unser Dasein. Den meisten von uns geht es recht gut, äußerlich gesehen, aber anders sieht das drinnen aus, das innere Leid vieler ist ungemessen. Davon erfährt der Priester, der wirklich den Menschen nahe ist. Viele Menschen kommen mit sich selbst nicht zurecht. Sie leiden an der Diskrepanz, an dem inneren Abstand zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Sie träumen von einer besseren Gesundheit, von mehr Anerkennung, von größeren beruflichen Erfolgen und größerer wirtschaftlicher Sicherheit. Oder sie haben Schwierigkeiten mit den Mitmenschen, familiär, in der näheren Umgebung, oder im Beruf und in der Freizeit, in der weiteren Umgebung. Andere sorgen sich um die Zukunft unserer Welt in der Politik und in der Gesellschaft, um die Zustände in der Kirche und um die Glaubwürdigkeit ihrer Botschaft heute und morgen und überhaupt um die weitere Entwicklung der Menschheit angesichts des Potentials der inneren und äußeren Zerstörung, das sie hervorgebracht hat.

Viele haben keine Sorgen, weil sie dumm sind oder verblendet, weil sie nicht sehen wollen oder nicht sehen können. Aber je aufmerksamer wir leben, je tiefer wir die Wirklichkeit geistig durchdringen, umso zahlreicher und drückender werden die Sorgen, die über uns kommen, umso mehr werden wir von Angst und Furcht ergriffen, wie die Jünger Jesu auf dem See Genezareth.

Manchmal erscheinen uns die Lasten, die wir zu tragen haben, allzu schwer, sei es, dass allzu viel zusammenkommt, oder sei es, dass wir keine Reserven mehr haben, jedenfalls kommt es manchmal so, dass wir den Eindruck haben, es würde uns der Boden unter den Füßen weggezogen. Genau das ist dann die Situation der Jünger im Evangelium des heutigen Sonntags.

Aber all unsere Sorgen und Ängste sind eigentlich fehl am Platz, sie werden überflüssig für uns, wenn wir auf Gott vertrauen und wenn wir getragen werden von der Verheißung Christi „ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt“ (Mk 28, 20).

Der heilige Paulus schreibt im Römerbrief: „Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum

Guten“ (Röm 8, 28). Das ist eine Überzeugung, die in mannigfachen Leiden und in vielen Prüfungen in ihm gereift ist, die er sich in seinem Leben als Missionar mehr und mehr zu Eigen gemacht hat. Wer glaubt und betet, der meistert alle Situationen. Gott hört uns immer, wenn wir vertrauensvoll zu ihm rufen. Das will nicht sagen, dass seine Hilfe stets so aussieht, wie wir uns das vorstellen, Gott erhört uns nicht mechanisch, aber er hilft immer, wo der Mensch gläubig und vertrauensvoll zu ihm ruft. Gottes Schlaf ist nur ein scheinbarer, seine Abwesenheit ist nur vordergründig.

Papst Johannes XXIII. (+ 1963) erklärt: „Wer glaubt, der zittert nicht“. Das Sprichwort sagt: „Wo die Not am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten“. Das gilt für uns natürlich nur dann, wenn wir nicht stolz auf unsere eigene Kraft vertrauen oder wenn wir nicht alle Hoffnung aufgeben und einfach verzweifeln.

Im heutigen Evangelium werden die Jünger getadelt, weil ihr Glaube so schwach ist, aber sie wissen immerhin noch, wer mächtiger ist als sie, sie wissen immerhin noch um die Wirksamkeit des Gebetes. Das ist heute bei vielen Menschen anders. Sie haben den Glauben verloren, so sehr, dass sie auch in der Not nicht mehr beten. Das geht gar so weit, dass sie grundsätzlich die Allmacht Gottes in Frage stellen und seine Fähigkeit, unsere Gebete zu erhören, wenn sie nicht gar die Existenz Gottes leugnen. So bleibt ihnen nichts anderes als Verhärtung oder Verzweiflung, wenn sie in Not geraten. Da ist der Kleinglaube der Jünger schon besser. Er ist ein Anfang. Aber auch der reicht nicht aus. Deshalb werden sie getadelt.

Es ist geradezu eine Katastrophe, wenn solche, die den Glauben verloren haben, so sehr, dass sie auch in der Not nicht mehr beten, Religionslehrer sind oder gar Amtsträger der Kirche. Das aber ist zuweilen die Wirklichkeit, sie hat böse Konsequenzen. Sie erklärt jedoch manche Phänomene heute in Kirche und Welt.

Der lebendige Glaube zeigt sich im Vertrauen auf Gottes Hilfe in den Stürmen des Lebens. Gerade wenn es uns ganz schlecht geht, dann muss der Glaube sich bewähren. Hier ist die alttestamentliche Gestalt des Dulders Hiob unser Vorbild. Dieser sagt in seiner äußersten Not, er hat all seine Angehörigen verloren, er liegt selber krank danieder, und seine Schmerzen machen ihm die Nächte zur Ewigkeit. In dieser äußersten Not sagt er das schöne Wort: „Und wenn er mich tötet, ich lasse nicht von ihm“ (Hiob 13, 15).

Gott wirkt auch heute noch seine Wunder, wenn wir Vertrauen haben. Dabei wissen wir im Glauben, und das Leben bestätigt es uns: Gott weiß auch das Böse zum Guten zu lenken. Haben wir einen lebendigen Glauben, dann können wir einfach in der Gegenwart leben, wie Kinder es tun und es tun können, die gute und sorgende Eltern haben.

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht von der Ohnmacht des Menschen und der Macht Gottes. Die Ohnmacht des Menschen am Abgrund der geistig-seelischen oder körperlichen Vernichtung, das ist der Ernstfall des Glaubens. In Extremsituationen eine Weile schwankend und unsicher zu werden, das ist allzu menschlich, aber alsbald muss das Vertrauen auf den mächtigeren Gott die Oberhand gewinnen. Wir beten: Vater unser im Himmel. Daraus ergibt sich für uns eine ernste Verpflichtung, nämlich die, dass wir Gott vertrauen, wie Kinder einem guten Vater Vertrauen schenken. Mutlosigkeit und Verzweiflung, das ist das Kennzeichen der Gottlosen. Nicht sie sind in Gottes Hand, die Gottlosen, sondern jene, die Hoffnung haben und vertrauen, gegebenenfalls wider alle Hoffnung, jene, für die das Bittgebet die entscheidende Gestalt des Betens darstellt.

13. Sonntag im Jahreskreis

„Fürchte dich nicht, glaube nur“

Das Evangelium des heutigen Sonntags konfrontiert uns mit einem elementaren Phänomen unserer Welt, mit dem Tod. Ob wir es wahr haben wollen oder nicht, unsere Welt ist vom Tod gezeichnet, in ihr herrscht der Tod, der physische Tod, aber auch der geistige. Der geistige Tod, das ist der Tod der Sünde, in der das göttliche Leben stirbt, das Gnadengeschenk der Erlösung. Vor ihm können wir die Augen verschließen, und viele tun es, nicht aber können wir die Augen verschließen vor dem physischen Tod, jedenfalls nicht auf die Dauer, denn er verschont niemanden. Geht er nahe an uns vorüber, das heißt: trifft er einen uns nahe stehenden Menschen, so sind wir verwirrt, wenigstens eine Weile, vielleicht aber auch erschüttert, aber schnell gelingt es uns, wieder zur Tagesordnung überzugehen, das zu vergessen, was uns beunruhigt.

Der Gedanke an den Tod und noch mehr die Erfahrung des Todes ruft in uns den Ge-

danken an die Religion wach, weil der Tod uns daran erinnert, dass es jene andere Dimension gibt, die wir die Ewigkeit nennen, weil es die Religion mit der jenseitigen Welt zu tun hat. Alle Religionen aber sind sich darin einig, dass der Mensch seinen Tod überlebt und dass er in der Ewigkeit sein diesseitiges Leben verantworten muss, es sei denn, sie haben sich selbst bereits aufgegeben. Die Religionen lehren uns ohne Ausnahme, dass wir unserem Dasein nicht entrinnen können, so gern wir es vielleicht möchten, auch nicht durch den Tod. Aber im Grunde lehrt uns bereits die Vernunft, dass der Tod nicht das völlige Aufhören unserer Existenz ist, dass wir verantwortlich sind für unser Tun und Lassen und dass diese Verantwortung uns in die Ewigkeit hinein folgt. Und die Religionen bestätigen es uns.

Weil das nun vielen von uns unangenehm ist, deshalb fliehen so viele allzu gern in den Lärm und in die alltägliche Arbeit und in das oberflächliche Vergnügen. Sie möchten vergessen, dass wir den Tod überdauern und dass der geistige Tod, der Tod der Seele, im Vergleich mit dem physischen Tod das größere Übel ist. Darin werden sie gestützt durch unsere Umwelt und durch unsere Mitwelt. Aber, sei es, dass wir uns selber täuschen, sei es, dass uns die Mitmenschen täuschen, die Täuschung hat ihre Grenzen. Unsere Verantwortung wiegt damit indessen umso schwerer.

Die Offenbarung belehrt uns darüber, dass nicht Gott den Tod geschaffen hat. Durch den Neid des Teufels ist er in die Welt gekommen. Der Tod trägt den Charakter der Strafe. Er ist die Folge der Sünde. Das heißt nicht, dass es ohne die Ursünde und ohne die Sünden der Menschen keine Beendigung des Pilgerstandes geben würde, aber es gäbe sie eben nicht in dieser Gestalt. In jedem Fall hätte es den Übergang von der Zeitlichkeit in die Ewigkeit gegeben, vom Pilgerstand zum Stand der Vollendung. Das hat seinen Grund darin, dass wir als Menschen nicht rein geistige Wesen sind, dass sich in uns der Geist mit der Materie verbindet. Alles Materielle aber hat einen Anfang und ein Ende. Nicht jedoch der Geist, er hat einen Anfang, aber kein Ende. Das liegt in der Natur der Sache. Von daher hat Gott den Menschen zur Unvergänglichkeit geschaffen. Auf diese Unvergänglichkeit aber ist unser diesseitiges Leben hingeordnet. In dem Maße, in dem wir das bedenken und daraus die Konsequenzen ziehen in unserem Leben, in unserer Lebensführung, in dem Maße verliert der Tod seine Schrecken.

Er holt uns ein, der Tod, daran geht kein Weg vorbei für uns, darauf haben wir keinen

Einfluss. Wohl aber haben wir Einfluss darauf, wie er uns antrifft und auf die Folgen, die dieses Wie für uns hat. Wenn wir den geistigen Tod tragischer nehmen als den physischen und wenn wir uns vor ihm bewahren, dann verliert der physische Tod seine Schrecken, dann verliert er seinen Strafcharakter für uns.

Bemühen wir uns, Gott zu gefallen, unsere Leben als Vorbereitung auf die Ewigkeit zu verstehen, verantwortlich zu handeln, aus der Gnade der Erlösung heraus zu leben, das göttliche Leben in uns zu bewahren, es zu hegen uns zu pflegen, dann brauchen wir den physischen Tod nicht mehr zu fürchten, dann wird er für uns zur Vollendung unserer irdischen Existenz.

Gott hat uns Menschen für die Ewigkeit geschaffen, für die Glückseligkeit der ewigen Gemeinschaft mit ihm und mit den anderen Vollendeten des Himmels. Daher führt der physische Tod nur dann zum wirklichen Tod, wenn wir ihn fern von Gott sterben ohne den Besitz der Gabe der Erlösung des göttlichen Lebens, ohne die Gnade, die uns heilig macht. Das ist gemeint mit den Worten des Evangeliums des heutigen Sonntags: „Das Mädchen ist nicht tot, es schläft“.

Um das ewige Leben, für das Gott uns bestimmt hat, darum geht es auch in der (ersten) Lesung des heutigen Tages. Dieses aber setzt voraus, dass wir das göttliche Leben in uns wie einen kostbaren Schatz bewahren, dass wir es hegen und pflegen.

Das zu betonen, ist heute wichtiger denn je, weil weithin nicht nur der Glaube der Kirche - oder allgemeiner: die Religion - einer subtilen Auflösung, einer inneren Erosion unterliegt, sondern auch die Vernunft. Wir können das Ziel, das Gott uns gegeben hat, verfehlen. Das muss heute deutlich gesagt werden. Es gibt den ewigen Tod. Das ist die Möglichkeit, dass der Mensch scheitert, dass er sein Leben endgültig verspielt, dass er alle Türen schließt, die Gott ihm öffnet, und zwar für immer. Das geschieht da, wo wir uns der Diktatur der Diesseitigkeit und der Herrschaft der Triebe unterwerfen, wo wir uns der Botschaft der Kirche und des Christentums oder allgemeiner der Religion widersetzen, die uns letzten Endes durch die Vernunft bestätigt wird, wo wir nicht verantwortungsbewusst leben und vergessen, dass wir uns heute und morgen auf das jenseitige, auf das ewige Leben vorbereiten. Wenn wir heute einen erschreckenden moralischen Niedergang in der Kirche und in der Welt erleben, der letzte Grund dafür liegt

darin, dass wir nicht mehr im Ernst mit der jenseitigen Welt rechnen und dass wir im Grunde genommen unsere Verantwortung vor Gott nicht mehr ganz ernst nehmen.

Der Christ lebt im Angesicht des Todes, um dadurch wahrhaft frei zu werden, er lebt auf den Tod hin oder besser noch: er stirbt auf das Leben hin. Das tut er, indem er das göttliche Leben, das Gnadengeschenk der Erlösung bewahrt, indem er es hegt und pflegt. Der heilige Franz von Assisi streckte auf dem Sterbebett dem Bruder Tod die Hand entgegen und lobte Gott, dass er ihm diesen gütigen Freund gegeben hatte. Das war im Jahre 1225. Solche Freundschaft mit dem Tod wird möglich, wenn wir das göttliche Leben in uns bewahren, wenn wir es hegen und pflegen, wenn wir aus ihm unser Leben gestalten.

Der Höhepunkt des Gottesdienstes der Kirche ist eine Todesfeier, die Feier des Todes Christi. Das ist uns oft nicht bewusst. Feiern wir sie immer wieder in rechter Weise mit, wenigstens am Beginn einer jeden Woche, am Tag des Herrn, lernen wir durch sie die Kunst des Sterbens, die bedeutsamer ist als alle Künste dieser Welt.

14. Sonntag im Jahreskreis

„Und sie nahmen Anstoß an ihm“

Der zentrale Satz des heutigen Sonntags-Evangeliums lautet: „Sie nahmen Anstoß an ihm“. Die Bewohner von Nazareth nahmen Anstoß an Jesus, weil sie auf die Person schauten, weil sie nicht einfach schlicht auf seine Botschaft hörten, die in sich überzeugend war, der man sich eigentlich nicht entziehen konnte. Daher der Widerspruch und die Ablehnung.

Diesen angeblichen Propheten kannten sie allzu gut. Das war es. Er stammte aus einer unbedeutenden Familie. Dreißig Jahre - das ist ein ganzes Menschenleben in damaliger Zeit - hatte er unter ihnen zugebracht. Sie waren zusammen mit ihm aufgewachsen, und sie hatten dabei nichts Auffallendes an ihm entdeckt. Ja, sie kannten ihn zu genau. Der darf doch nicht ein Prophet oder gar der Prophet sein, so dachten sie. Und was nicht sein darf, das kann nicht sein, das gibt es auch nicht. Diese Argumentation gilt für viele

auch heute noch: Also ist er ein Betrüger, oder er ist von Sinnen. Nicht viel anders ist die Reaktion bei den Verwandten. Sie beugen sich dem Druck der Umgebung, und sie sagen sich: Was alle oder viele im Dorf meinen, das wird schon richtig sein, sie argumentieren für sich genau so wie die Mehrzahl der Dorfbewohner es tut: Was nicht wahr sein darf, das kann auch nicht wahr sein. Entweder war der ein Betrüger, oder er war von Sinnen. Da kann man sich wirklich fragen, was schmeichelhafter ist.

Dem Druck der Umgebung zu widerstehen, das ist nicht leicht. Persönlichkeiten, die nicht nach rechts und links schauen und unbeirrt ihren Weg gehen, waren offenbar schon damals recht selten.

Dennoch, wie wir wissen, haben sich die Verwandten Jesu, jedenfalls zum Teil, nach Ostern zu Jesus bekannt und die anfängliche Ablehnung wieder gutgemacht.

Die Bewohner von Nazareth lehnten den großen Sohn ihres Dorfes damals ab, weil sie es besser wissen wollten und weil sie Vorurteile gegen ihn hatten. Er kam ihnen zu gewöhnlich vor, zu alltäglich. Sie sahen es gleich, das war für sie evident: Der konnte nicht im Auftrag Gottes zu ihnen kommen.

Bei manchen war die Ablehnung Jesu, nicht nur in Nazareth, auch im Neid begründet, im Neid, der aus dem Hochmut hervorgeht. Sie sagten sich: Der will mehr sein als wir? Der will mehr zu sagen haben als wir? Das wollen wir ihm zeigen.

Aber auch Stolz und Neid waren wohl eher vordergründige Ursachen für das ablehnende Verhalten der Zeitgenossen Jesu gegen ihn, im Tiefsten lehnten sie ihn ab, weil sie sich so am besten seinen Forderungen entziehen konnten. Sie meinten mit ihrer Ablehnung also im Grunde den, auf den er sich berief, in dessen Auftrag er kam, und ihre Freiheit und ihre Selbstbestimmung, in der sie sich durch ihn bedroht fühlten. In solchem Widerspruch wird das Johannes-Wort konkret: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf“ (Joh 1, 11).

Wie aber reagiert Jesus? Er empfindet nicht anders als wir: Es ist schwer, eine Botschaft auszurichten, wenn man spürt, wie man innerlich abgelehnt wird. Aber er lässt sich nicht beirren, er zieht weiter und setzt seine Predigtstätigkeit fort, unentwegt. Das tut er,

obwohl die Ablehnung, die er in Nazareth erfährt, sich an anderen Orten wiederholt und sich mehr und mehr steigert. Die Spannungen wachsen, aber auch das kann ihn nicht zum Schweigen bringen. Von daher ist es nicht überraschend, wenn er schließlich den Tod am Kreuz stirbt, zwei oder drei Jahre nach seinem ersten Auftritt in Nazareth.

Die Botschaft Jesu wird heute durch die Kirche verkündet. In ihr lebt der Prophet von Nazareth fort, verborgen, in der Alltäglichkeit. Die Ablehnung, die der geschichtliche Jesus erfahren hat, erfährt auch der fortlebende Christus. Sie erfahren vor allem jene, die den Glauben der Kirche offensiv vertreten, die sich einsetzen für die Kontinuität im Glauben und in der Verkündigung der Kirche und die nicht heute das Gegenteil von dem sagen, was sie gestern gesagt haben. Darum auch die vielen Angriffe einer entchristlichten Öffentlichkeit gegen den Papst in Rom, der genau sieht, welch ein zerstörerisches Potential sich hinter der „sanften Verschwörung des Wassermannes“ in der Welt von heute verbirgt - gerade darum geht es in den säkularen Ideologien, in denen alles und jedes in Frage gestellt wird, in denen man sich auf die Vernunft beruft, sich aber extrem unvernünftig, extrem irrational, verhält. Man beansprucht die Vernunft, verachtet sie jedoch im Grunde genommen in abgründiger Verblendung. Sanft ist die Verschwörung deshalb, weil sie viele, vielleicht unmerklich, in Dienst nimmt, die eigentlich auf Grund ihrer Genesis und ihrer äußeren Stellung woanders ihren Standort haben müssten.

Die Bewohner von Nazareth haben das Heil Gottes damals nicht erkannt, sie haben die Stunde der Gnade damals nicht begriffen. Wir aber stehen in der gleichen Gefahr. Der „kairos“ von damals ist der „kairos“ von heute. Das Zweite Vatikanische Konzil wollte ein neues Pfingsten bringen. Das neue Pfingsten ist nicht gekommen. Es scheiterte an unserer Glaubenschwäche und an unserem Eigensinn und an der Übermacht einer gottabgewandten Welt, die viele einwickeln konnte und bis heute einwickelt.

In der Gewöhnlichkeit, in der Alltäglichkeit, in den oft unbequemen Weisungen der Kirche begegnet uns Gott selber. Im Widerspruch gegen die Kirche verschließen wir uns daher dem ewigen Gott, nicht anders als es damals die Zeitgenossen des geschichtlichen Jesus taten. Die Stunde der Gnade wird für uns zur Stunde des Gerichtes, wenn wir sie als Stunde der Gnade verstreichen lassen. Eindringlich mahnt Jesus uns zur Wachsamkeit (Mk 13, 34 f), mehr als einmal, und Paulus sagt es kurz und bündig:

„Wirkt euer Heil mit Furcht und Zittern“ (Phil 2, 12). Wir dürfen hier vielleicht hinzufügen „und mit ebenso großem Vertrauen“. Wie Jesus sich dem Widerspruch gestellt hat, wie er sich nicht hat aus der Fassung bringen lassen, so dürfen auch wir uns nicht aus der Fassung bringen lassen, wo immer wir als Getaufte und Gefirmte in seinem Dienst stehen.

Auch unsere Sendung kann wie ein schwerer Druck auf uns lasten, auch wir können in eine Außenseiter-Situation gedrängt werden: Was will der schon? Der ist ein Betrüger, oder er ist von Sinnen. Auch wir können den Unglauben schmerzlich erfahren, wo wir den Glauben bezeugen dürfen und bezeugen müssen. Wir können versucht sein, uns unserer Sendung zu entziehen, es uns bequemer zu machen, es so zu tun, wie es die anderen auch tun. Da gilt dann die Mahnung des 2. Timotheusbriefes: „Verkünde das Wort, ob es gelegen ist oder ungelegen“ (2 Tim 4, 2). Unser apostolisches Selbstbewusstsein muss sich nähren am Selbstbewusstsein Christi. Er zog weiter, wo immer man sich im Widerspruch verhärtete, er ging aber auch in den Tod für seine Sendung.

Der Kernsatz des heutigen Evangeliums lautet: „Sie nahmen Anstoß an ihm“. Jesus erfährt Ablehnung und Widerspruch bei den Bewohnern von Nazareth und bei seinen Zeitgenossen, er erfährt die Ablehnung von besser wissenden, voreingenommenen und neidischen Menschen. Er lässt sich dadurch jedoch nicht beirren bis hin zu seiner Kreuzigung auf dem Berg Golgotha vor den Toren der Stadt Jerusalem. Jesus und seine Botschaft leben fort in der Kirche und in ihrer Verkündigung. Unsere Situation heute ist nicht viel anders als damals. Gehören wir zu den besser Wissenden, zu den Voreingenommenen, zu den Stolzen und zu den Neidischen? Oder erkennen wir die Stunde der Gnade? Das ist der „kairos“ Gottes. Und: Sind wir bereit, uns dem Widerspruch der gottfremden oder gottfeindlichen Welt zu stellen? Oder weichen wir aus? Oder schweigen wir, wo reden geboten ist? „Wer ein Freund dieser Welt sein will, macht sich zum Feind Gottes“, heißt es im Jakobusbrief (Jak 4, 4).

15. Sonntag im Jahreskreis

„Sogleich nach ihrer Berufung sandte er die Zwölf aus“

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht von der ersten Aussendung jener zwölf Jünger, die Jesus in besonderer Weise aus dem größeren Kreis seiner Jünger ausgewählt hatte. Es spricht von der Gesinnung, in der die Zwölf ihre Aufgabe erfüllen sollen, und stellt dabei heraus, dass sie anspruchslos sein sollen gegenüber den Annehmlichkeiten des Lebens und indifferent gegenüber den Misserfolgen, die ihrer warten. Sie sollen bescheiden sein und sich nicht mutlos machen lassen, wenn sie und ihre Botschaft nicht angenommen werden. Unbeirrt sollen sie immer wieder neu beginnen, wenn sie enttäuscht werden durch Misserfolge.

Die Berufung der Zwölf setzt sich fort im Amt der Bischöfe und der Priester, die Zwölf leben gleichsam fort in den Amtsträgern der Kirche. Infolgedessen gelten die hier gegebenen Anweisungen ihnen. Dennoch dürfen, ja, müssen wir alle uns angesprochen fühlen durch sie, weil die Aussendung durch Christus und die Verantwortung für seine Botschaft uns allen zukommt, wenn auch uns allen irgendwie sekundär. Deshalb kommt sie uns allen zu, die Aussendung und die Verantwortung, weil wir alle Anteil haben an der Berufung der Zwölf, an der Berufung jener Jesus-Jünger, die wir für gewöhnlich Apostel nennen, sofern wir die Sakramente der Taufe und der Firmung empfangen haben. Durch diese Sakramente erhielten wir Anteil am allgemeinen Priestertum der Kirche. Darüber hinaus sind die Anspruchslosigkeit und die Indifferenz in den Misserfolgen Tugenden, die nicht nur im Zusammenhang mit der Verkündigung der Botschaft Christi und seiner Kirche von Bedeutung sind, sind sie Tugenden, die immer und in jeder Hinsicht grundlegend sind für das christliche Leben.

Wir alle sollen Christus verkünden und seine Gnade, nicht nur die Amtsträger der Kirche, wir alle sind dazu berufen, Gottes und Christi Boten und Boten der Kirche in der Welt zu sein. Die Zeugen Jehovas, die Bibelforscher, meinen, dass nur sie das verstanden haben, dass jeder, der zum Glauben gekommen ist, diesen Glauben vor den Menschen bekennen und bezeugen muss. Sie täuschen sich jedoch, wenngleich sie uns in der Weise, wie sie diesem Auftrag Gottes gerecht werden, nicht selten beschämen. Wir alle tragen Verantwortung für das Wort Gottes und für die Gnade Christi. Das eine wie das andere sollen wir in die Welt hineinbringen, ein jeder nach seinen Möglichkeiten. Wir sollen das Wort Gottes wie auch die Gnade Christi hineinbringen in unsere Familien, in die Arbeitswelt, in die Öffentlichkeit, in die Politik und in die Gesellschaft und auch in die Kirche, die in ihrer Tendenz zur Anpassung an die Welt den ihr eigenen Auftrag

heute allzu oft verkennt. Wir alle sollen das Reich Gottes bauen in dieser Welt durch unser Wort und durch unser beispielhaftes Leben in der Gemeinschaft mit Christus. Durch Taufe und Firmung wird das allgemeine Priestertum der Gläubigen begründet, das auf das besondere Priestertum der Kirche hinordnet.

Die Kirche lebt von dem Verantwortungsbewusstsein aller Gläubigen für das Ganze, ob sie dabei eine besondere Aufgabe erfüllen oder nicht. Dabei sollen wir anspruchslos sein und bemüht sein, dass wir der Faszination der Güter dieser Welt nicht erliegen. - Das ist eine Mahnung, die auf einen besonders schwachen Punkt in unserem Leben trifft, im Leben vieler von uns.

Die irdischen Güter üben eine große Faszination auf uns aus, sie können uns sehr gefangen nehmen. Niemand ist ganz frei davon. Der Wohlstand verlangt heute seinen Tribut von uns allen, wenn er sich in der Gegenwart auch langsam zurückziehen scheint und somit möglicherweise eine Katastrophe heraufbeschwört in der westlichen Welt. Der Wohlstand macht uns abhängig, in jedem Fall, und er schwächt unsere innere Freiheit, er macht uns müde und oft auch verantwortungslos, vor allem macht er das christliche Zeugnis kraftlos.

Der Kern der christlichen Botschaft lautet: Die Gestalt dieser Welt vergeht (1 Kor 7, 31). Dass wir davon überzeugt sind, das glaubt uns niemand, wenn wir nicht immer wieder einmal ein Stück abrücken von den Dingen, wenn wir nicht eine gesunde Askese üben. Das heißt: Wenn wir nicht Enthaltbarkeit üben, Entsagung und Verzicht, wenn uns die Trennung von dem, was wir haben, allzu schwer fällt.

Der heilige Paulus drückt das in seiner Sprache so aus: Wir sollen besitzen als besäßen wir nicht (1 Kor 7, 30). Was er meint, das ist die innere Armut, die Armut im Geiste, die Armut in der Gesinnung. Wer sich darum bemüht, der kann äußerlich viel besitzen und doch arm sein in seinem Inneren. In der Bergpredigt werden die Armen im Geiste selig gepriesen (Mt 5, 3).

Das einfache Leben und die Anspruchslosigkeit in der Lebensführung sind ein bedeutendes Glaubenszeugnis, weil sie ganz aus dem Geist Christi hervorgehen, abgesehen davon, dass sie unser Leben harmonischer und glücklicher machen und uns die Erfah-

rung größerer Freiheit schenken.

Die andere Mahnung, die uns das Evangelium des heutigen Sonntags gibt, ist die, dass wir nicht mutlos werden in Misserfolgen. Verstehen wir diese Mahnung in einem weiteren Sinn, dient sie der seelischen Hygiene, nicht anders als der Verzicht auf ein aufwendiges Leben. Sich nicht lähmen lassen durch Misserfolge und unentwegt immer wieder voll Vertrauen einen neuen Anfang machen, das ist schon im natürlichen Bereich das Geheimnis des Erfolges, das Geheimnis eines frohen und glücklichen Lebens, nach dem die Menschen sich sehnen und das nur so wenigen geschenkt wird. In einem erhöhten Maß ist die Mahnung, nicht zu resignieren, im Bereich des christlichen Apostolates gefordert, weil hier Gott in besonderer Weise tätig ist und weil wir hier immer auf der Seite des Stärkeren stehen.

Wo immer wir in den Dienst Gottes treten, da dürfen, ja, da müssen wir vom Vertrauen getragen sein, da müssen wir unentwegt immer wieder neu anfangen. Gott wirkt seine Wunder oft gerade da, wo wir es nicht vermuten. Zudem ist das, was, menschlich betrachtet, wie ein Misserfolg aussieht, aus der Perspektive Gottes heraus oftmals alles andere als das. Es kommt hinzu, dass wir immer nur die Außenseite der Dinge sehen, diese aber ist nicht selten trügerisch. Das vergessen wir allzu oft.

Gott will unser Zeugnis. Wir tragen Verantwortung für sein Wort und für seine Gnade. Gott will durch unsere Mithilfe und durch unseren Einsatz eine menschlichere Welt bauen. Eine Welt ohne Gott und seine Verheißungen ist unmenschlich. Anspruchslosigkeit und ein unbesiegbare Optimismus müssen uns dabei auszeichnen. Ein unbeirrbares Vertrauen oder die Überwindung aller menschlich verständlichen Mutlosigkeit sind die Konsequenz eines lebendigen Glaubens, der sich stets mit großem Vertrauen verbindet. Wer Christus verkündigen will, muss sich um diese Konsequenz bemühen. Worte wiegen wenig, wo das Leben ihnen nicht entspricht. Gerade heute sind das einfache Leben der Christen und ihr sekundärer Optimismus, ihr Optimismus aus dem Glauben, gefragt. Das erwartet nicht nur Gott von uns, darauf wartet auch die Welt von heute.

Müssen die Anspruchslosigkeit und ein lebendiges Vertrauen auch in erster Linie die Hirten bestimmen, so müssen doch wir alle sie uns zu Eigen machen im Hinblick auf

unser Zeugnis für Gott, für Christus und für die Kirche. Zudem handelt es sich hier um grundlegende Tugenden für alle, die Christus nachfolgen und sich zu ihm bekennen

Wir sollen mithelfen beim Aufbau des Reiches Gottes inmitten unserer Welt in Zurückhaltung gegenüber der Faszination, die die sichtbare Welt auf uns ausübt, und unbeirrt in allen Widrigkeiten, mit denen wir dabei konfrontiert werden. Daran erinnert uns das Evangelium des heutigen Sonntags. Gott will durch uns alle, nicht nur durch die Amtsträger der Kirche, die Menschen immer neu aus der Finsternis in das Licht seiner Wahrheit führen. Damit bauen wir mit an einer humanen, das heißt menschlichen Welt, aber - das ist wichtiger noch - nur so bewahren wir unser Leben für die Ewigkeit.

16. Sonntag im Jahreskreis

„Wie Schafe, die keinen Hirten haben“

Jesus ist nicht ungehalten, als er beim Aussteigen aus dem Boot die Menschenmassen vor sich sieht. Er bedauert sie, die Menschen, er hat Mitleid mit ihnen, er erbarmt sich ihrer, weil er ihre geistige Not erkennt: Sie sind wie eine führerlose Herde, die seiner Belehrung bedarf. Darum beginnt er sogleich mit seiner Predigt. Es folgt dann das Wunder der Brotvermehrung. Mit ihm will er zunächst auf die augenblickliche leibliche Not der Menschen antworten, dann aber vor allem auch seiner Belehrung Nachdruck verleihen und seine besondere Autorität deutlich machen.

Das Erbarmen mit den Menschen ist programmatisch für Jesus und für sein Wirken. So schildert ihn uns nicht nur das Evangelium des heutigen Sonntags. Die geistige Not der Menschen veranlasst ihn, unermüdlich und rastlos tätig sein.

Sein Vorbild nimmt uns jedoch alle in Pflicht, zunächst die Hirten, das sind die Priester und Bischöfe, dann aber einen jeden von uns.

Wir alle tragen Verantwortung für die Wahrheit Gottes und für ihre Ausbreitung, weil Gott sie uns anvertraut hat, einerseits, uns allen, und andererseits, weil uns die Liebe verpflichtet, die wir allen Menschen schulden. Die Wahrheit drängt nach außen, das ist gleichsam ein ihr innewohnendes Gesetz. Was wahr ist, das müssen alle wissen. Denn

aus der Wahrheit folgt das richtige Handeln.

Wenn wir auf den guten Hirten des Evangeliums schauen, dann weiden wir uns nicht selber, dann setzen wir uns vielmehr selbstlos für die Wahrheit ein und dienen so uneigennützig Gott und den Menschen.

Immer müssen die Gläubigen das Zeugnis der Priester und Bischöfe unterstützen, zuweilen müssen sie gar an ihre Stelle treten, dann, wenn ihr Zeugnis nicht kraftvoll genug ist oder wenn sie nicht den Mut haben, die ganze Wahrheit zu sagen..

Es geht hier um den selbstlosen Einsatz für die Sache Gottes in der Nachfolge Christi. Dieser fällt uns umso leichter, je mehr wir um die geistige Not der Menschen wissen. Das gilt für die Gläubigen wie auch für die Hirten.

Wir hätten viel mehr Priester, wenn die Not der Menschen uns deutlicher vor Augen stehen würde und wenn das Beispiel des guten Hirten Christus uns alle mehr in Pflicht nehmen würde. Aber es geht hier ja eigentlich weniger um die Quantität als um die Qualität. Wie dem auch sein, woran es heute fehlt, das sind Menschen, die eine Überzeugung haben und die sich selbstlos einsetzen dafür. Gäbe es sie wieder in großer Zahl, dann hätten wir Priester im Überfluss, gute, überzeugte und überzeugende und grenzenlos einsatzbereite. Nicht die Schaffung neuer Ämter in der Kirche, nicht der großzügige Einsatz von bezahlten Helfern, nicht die Hervorbringung perfekter Seelsorgestrukturen löst das Problem. Im Gegenteil, dadurch wird es vielmehr verschärft. Allein, diese Erkenntnis setzt sich nur schwerlich durch.

Wir alle müssen auf Christus schauen und uns einsetzen für die Menschen, wie er sich eingesetzt hat für sie, unermüdlich, selbstlos und rastlos. Für sein Wirken im Dienst der Menschen hat er Verfolgung, Missachtung und Verspottung getragen und ist er schließlich in den Tod gegangen. Auch in dem Punkt ist er vorbildlich für einen jeden von uns.

Er hat nicht gefragt, was gefällt, er hat den Menschen nicht das verkündet, was sie hören wollten. Er hat ihnen das verkündet, was ihnen zum Heile diente. Zum Heile dienen aber kann uns immer nur die Wahrheit.

In unserem Alltag nimmt die Sorge um das leibliche Wohl in der Regel den ersten Platz ein, wichtiger aber ist die Sorge um das seelische Wohl und um das ewige Heil. Was nützt es uns, wenn wir zu essen und zu trinken haben, aber das Ziel des Lebensweges verfehlen, unser Leben ist vergänglich. Wie wenig Essen und Trinken den Menschen glücklich machen, das erleben wir heute in unserer Wohlstandsgesellschaft, wenn wir nur die Augen aufmachen. Der Hunger der Seele ist letzten Endes schmerzlicher als der Hunger des Leibes, schmerzlicher und folgenreicher. Auf ihn antwortet der gute Hirt in unserem Evangelium.

Es ist notwendig, dass Hunger und Elend in der Welt beseitigt werden, dass mehr Gerechtigkeit herbeigeführt wird, das ist keine Frage, aber wichtiger noch ist die Verkündigung des Evangeliums, dass die Menschen dem Irrtum und der Lüge entrissen und dass ihnen die Augen geöffnet werden. Die Verkündigung des Evangeliums ist um soviel wichtiger als das Unvergängliche in seiner Bedeutung das Vergängliche überragt. Darum auch sind die geistigen Werke der Barmherzigkeit wichtiger als die leiblichen. Sie üben wir, wenn wir die Sünder zurechtweisen, die Unwissenden lehren, den Zweifelnden recht raten, die Betrübten trösten, die Lästigen ertragen, den Beleidigern verzeihen und für Lebende und Tote beten.

Sehr viele Menschen haben heute alle religiösen und ethischen Maßstäbe verloren. Speziell gilt das für die junge Generation. Das ist die Folge davon, dass die falschen Hirten heute so zahlreich sind und allzu viele sich ihnen anvertrauen. Je auf ihre Weise verkünden sie das „Evangelium“ von der Gesetzlosigkeit, von der Anomie, predigen sie die hemmungslose Befriedigung aller irdischen Bedürfnisse und einen brutalen Egoismus. Ihre Botschaft lautet: Tu, was du willst, dann wirst du glücklich. Dabei wissen sie, dass es keinen Gott und keine Ewigkeit gibt, dass es keine Rechenschaft gibt, keinen jenseitigen Lohn und keine jenseitige Strafe. Alle Ordnungen lösen sie auf, damit, wie sie sagen, eine neue bessere Welt entstehen kann. Eine solche steht jedoch in den Sternen, sie hat keinen Bestand haben, ja, sie kann nicht einmal entstehen. Eine Welt ohne Gott und ohne sittliche Verantwortung, wie soll das gehen? Das ist der Untergang.

Viele ahnen das angesichts der Tatsache, dass die Anarchie immer bedrängender wird in unserer Welt und die Auseinandersetzungen im Großen wie im Kleinen immer zahlreicher werden. Auch daran ist hier zu erinnern, dass das Leid, die Not, die Enttäuschung

und der Überdruß einer immer größeren Zahl von Menschen immer mehr hervortreten, nachdem sich das alles eine lange Zeit hinter einer fröhlichen Fassade verborgen hat.

In dieser Situation erhält das Wort des Evangeliums von den Schafen ohne Hirten bittere Aktualität, muss es uns aber gebieterisch an unsere Verantwortung erinnern. Diese Verantwortung verpflichtet uns selbstverständlich nur im Rahmen des Möglichen. Aber wir müssen uns immer wieder fragen, wie weit dieser Rahmen ist. Viele Möglichkeiten werden heute nicht ausgeschöpft. Das ist sicher. Und viele Chancen werden verspielt, weil wir von dem Erbarmen, von der Selbstlosigkeit und von der Rastlosigkeit Christi, wovon im heutigen Evangelium die Rede ist, so wenig angesprochen werden. Eines können wir immer, wenn unsere Möglichkeiten auch noch so begrenzt sind: Beten, dass Gott uns viele Hirten sendet, gute Hirten im weiteren und im engeren Sinne. Dafür können wir beten und opfern, opfern, das heißt in diesem Fall geistige Opfer darbringen.

Heute ist der Widerstand gegen den Zeitgeist ein Gebot der Stunde, denn der Zeitgeist arbeitet nicht für Gott, erst recht nicht für Christus und für die Kirche. Ja, nicht einmal für eine profane Zukunft arbeitet er. Der widergöttliche Zeitgeist, er hat sich aber nicht nur außerhalb der Kirche eingenistet, auch im Heiligtum hat er zuweilen sein Zelt aufgeschlagen. Da kommt es auf die Unterscheidung der Geister an. Sie ist eine besondere Gabe des Heiligen Geistes. Diese aber können wir nur empfangen als Frucht intensiven Betens. Es darf kein Tag vergehen, an dem wir nicht den Heiligen Geist anrufen. Mit der Hinwendung zu ihm sollten wir an einem jeden Morgen unser Tagewerk beginnen.

17. Sonntag im Jahreskreis

„Gesegnet sei der da kommt im Namen des Herrn“

Die wunderbare Brotvermehrung will die göttliche Macht Jesu zeigen. Darüber hinaus will sie ein Gleichnis sein. Das natürliche Brot, das das leibliche Leben nährt, will uns zum übernatürlichen Brot der Seele führen, zum Geheimnis der Eucharistie. Die wunderbare Brotvermehrung ist von daher eine Vorausdarstellung des eucharistischen Opfermahles. Die natürliche Speisung der 5000 will uns hinführen zur übernatürlichen Speisung der Millionen, die heute - 2000 Jahre später - in aller Welt am Tisch des Herrn

das Brot des Lebens empfangen. Das ist das größere Wunder: Christus, die wunderbare Speise der Seelen.

Wichtiger als die natürliche Speise ist die übernatürliche. Das Hintergründige ist immer bedeutsamer als das Vordergründige. Die übernatürliche Speise hat deshalb einen höheren Stellenwert als die natürliche, weil sie auf das ewige Leben hin ausgerichtet ist, weil sie dieses nährt, nicht aber das vergängliche Leben. Deshalb ist es für den gläubigen Christen zuhöchst angemessen, dass er bei der Brotbitte, der vierten Bitte im Vaterunser in erster Linie an die übernatürliche Speise der Seele denkt. Ihr täglicher Empfang ist das Ideal.

Wie die natürliche Speise das natürliche Leben in uns erhält, das vergänglich ist, so erhält die übernatürliche Speise in uns das übernatürliche Leben, das Leben der Gnade, das seine Vollendung findet im ewigen Leben bei Gott. Das kann diese wunderbare Speise jedoch nur dann bewirken, wenn wir sie im Glauben, im lebendigen Glauben an ihre unsichtbare Wirklichkeit empfangen. Der Glaube ist jedoch weithin verloren gegangen in der Kirche, der Glaube im Allgemeinen und der Glaube an das eucharistische Geheimnis im Besonderen. Als solcher wird er vielfach nicht mehr ernst genommen, der Glaube, von denen, die formell draußen sind, schon lange nicht mehr, heute aber in wachsendem Maß auch nicht mehr von denen, die formell noch drinnen sind. Das ist ein Erdbeben, den wir gar nicht hoch genug einschätzen können. Angesichts des eucharistischen Geheimnisses zeigt sich der Verfall des Glaubens in unserer Zeit besonders schmerzlich und verhängnisvoll.

Denn „in diesem Sakrament ist“ nach Thomas von Aquin (+ 1274) „das ganze Geheimnis unseres Heiles beschlossen“ (Summa Theologiae III, q. 83, a. 4), es „ist schlechthin das Größte unter den Sakramenten“ (q. 65, a. 3), in ihm konvergieren alle übrigen Sakramente, ja schließlich alle Wahrheiten des Glaubens. Darum muss es auch täglich vollzogen werden. In diesem Sakrament ist das Geheimnis der Erlösung enthalten, und in ihm wird uns die Erlösung in idealer Weise vermittelt.

Die Besonderheit dieser Speise erkennt der heilige Thomas darin, dass, während die leibliche Speise sich in das Wesen dessen wandelt, den sie nährt, diese Speise den Menschen in sich selbst verwandelt (q. 79, a. 5 ad 1). Dabei stellt er fest: „Dass in diesem Sakrament der wahre Leib und das wahre Blut Christi Wirklichkeit ist, das kann weder

durch die Sinne noch durch die Vernunft erfasst werden, sondern einzig durch den Glauben, der sich stützt auf die Autorität Gottes“ (q. 75, a. 1).

Der häufige Empfang der heiligen Kommunion, der an sich gut ist, ist in sehr vielen Fällen ohne Wirkung, weil er ohne Glauben, weil er ohne innere Ergriffenheit erfolgt, gewohnheitsmäßig und gedankenlos, weil viele die eucharistische Speise im Grunde mit natürlichem Brot verwechseln und darin nichts anderes mehr sehen als ein Symbol für den Leib Christi, als ein Sinnbild für den auferstandenen Christus, nicht mehr dessen Wirklichkeit.

Der Glaube an die Gegenwart Christi im Geheimnis des allerheiligsten Altarssakramentes hat sich stark abgenutzt. Dass in der heiligen Wandlung das Brot und der Wein wirklich verwandelt werden in Christi Fleisch und Blut und dass damit das Geheimnis des Kreuzes gegenwärtig wird, das bekennen zwar relativ viele noch mit dem Mund, aber im Herzen glauben es nur noch wenige. Sonst würde unsere Welt angesichts der vielen Kommunionen, die auch heute noch allsonntäglich empfangen werden, ein anderes Gesicht haben. Vor allem ist es die Routine, die den Glauben an das eucharistische Geheimnis getötet hat. Wenn aber der Glaube abgestorben ist, dann ist das Sakrament unwirksam.

Vielfach gehen wir allzu leichtfertig um mit dieser Speise. Wir haben vergessen, dass sie einen schützenden Raum braucht, weshalb auch ihre Anbetung so bedeutsam ist. Unsere Leichtfertigkeit im Umgang mit dieser Speise ist in sich schon ein Anzeichen für den fehlenden Glauben, wenn er aber noch in Resten vorhanden ist, der Glaube, bei solchem Umgang mit dieser Speise geht ihm bald die Luft aus. Das ist unvermeidbar.

Die entscheidende Voraussetzung für den Glauben und für das Wirksamwerden des Glaubens ist die Ehrfurcht. Das gilt allgemein, im Besonderen gilt das aber für das Sakrament des Altares, für das „sacramentum sacramentorum“.

Vor mehr als 1500 Jahren schreibt der Kirchenvater Johannes Chrysostomus (+ 407): „Niemand trete gleichgültig hinzu, niemand lässig, alle seien voll Feuer, voll Begeisterung, voll Eifer“ (In Matth. 82, 4). Und der heilige Augustinus (+ 430), sein etwas jüngerer Zeitgenosse, fügt dem hinzu: „Bevor du diese Speise genießest, musst du sie anbe-

ten“ (In Psalm. 98, 9). Besser kann es nicht sagen, worauf es hier ankommt.

Eines der Zeichen der Ehrfurcht gegenüber dem Sakrament des Altares ist die eucharistische Nüchternheit, die als Gebot inzwischen auf eine Stunde reduziert ist. Das heißt aber nicht, dass es nicht einen guten Sinn hat, weiterhin die eucharistische Nüchternheit auszudehnen. Es handelt sich hier um eine Erleichterung, aber Erleichterungen sind nicht verpflichtend.

Ein bedeutsames Zeichen der Ehrfurcht ist auch die Kniebeuge, die wir vor dem Allerheiligsten machen, wo immer das ewige Licht seine Gegenwart anzeigt. Ein Pfarrer sagte den Ministranten vor einem ökumenischen Gottesdienst: Heute braucht ihr keine Kniebeuge zu machen! Eine seltsame Form von Rücksichtnahme! Oder ist es nicht doch mehr als das?

Ein nicht weniger bedeutsames Zeichen der Ehrfurcht ist das Stillschweigen, das wir in unseren Kirchen einhalten, einhalten sollten. Die Gegenwart des eucharistischen Herrn unterscheidet die katholischen Kirchen von den evangelischen zutiefst. Das müsste deutlich werden durch unser Verhalten in ihnen. Wir nennen unsere Kirchen noch immer Gotteshäuser. Und sie sind es im wahrsten Sinne des Wortes.

Ein bedeutsames Zeichen der Ehrfurcht ist hier endlich auch die Vorbereitung auf die heilige Kommunion und - damit verbunden - die Danksagung nach dem Empfang der heiligen Kommunion. Ob man zur heiligen Kommunion geht, das kann man nicht von dem Augenblick abhängig machen. Das sollte man schon vor dem Beginn der heiligen Messe überlegen. Und wenn es einem nicht gelungen ist, die heilige Messe gut mitzufeiern oder wenn man sich während der heiligen Messe noch geärgert hat oder wenn man von starken Zweifeln gequält wurde, dann sollte man dieses Mal lieber zurückbleiben. Der Vorbereitung entspricht die Danksagung. Ein Gast, mit dem man nicht spricht, den nimmt man nicht ernst, man beleidigt ihn. Für die Danksagung empfehlen sich vor allem die Psalmen. Warum sollte man nicht den einen oder anderen der Psalmen auswendig lernen? Aber auch das wortlose Staunen angesichts der Größe Gottes könnte eine gute Danksagung sein. Dazu bedarf es aber der äußeren Stille, und wir brauchen dafür ein wenig Zeit. Diese können wir im Gottesdienst finden, oder - auch das ist durchaus sinnvoll - wir können nach der heiligen Messe noch ein wenig im Gotteshaus

verweilen.

Es ist besser, das Sakrament nicht zu empfangen, als es ohne Glauben und ohne Ehrfurcht und ohne die rechte Disposition zu empfangen. Die rechte Disposition, das meint: das eucharistische Sakrament ist ein Sakrament der Lebenden, man empfängt es sakrilegisch, wenn man nicht im Stand der heiligmachenden Gnade ist. Wenn wir uns nicht gewissenhaft prüfen, ob wir im Stand der Gnade sind, führt das Sakrament uns tiefer in die Gottesferne hinein.

Die Eucharistie ist ein zartes Geheimnis, sie ist leicht zerbrechlich, und sie ist unwirksam, wenn wir gleichgültig hinzutreten und lässig, ohne Feuer, ohne Begeisterung, ohne Eifer und ohne Ehrfurcht. Ehrfurcht meint liebende Scheu und scheue Liebe. Ja, wir löschen schließlich den letzten Funken des Glaubens in uns, wenn wir uns gleichgültig des Sakramentes bemächtigen, wie es heute allzu oft geschieht, weshalb uns diese Speise auch so oft zum Unheil gereicht. Wir täuschen uns, wenn wir meinen, Gott sei so etwas wie ein etwas seniler Greis im Lehnstuhl, der immer nur nachsichtig lächelt.

Bei der Brotbitte des Vaterunsers sollten wir in erster Linie an die himmlische Speise denken. Wir sollten Gott dabei bitten, dass wir diese Speise möglichst häufig empfangen, vor allem aber immer gläubig und ehrfürchtig und in der rechten Verfassung, denn nur so kann sie unser übernatürliches Leben nähren und nur so kann sie uns zur ewigen Gemeinschaft mit Gott führen.

18. Sonntag im Jahreskreis

„Wer ein Freund dieser Welt sein will, wird zum Feind Gottes“

Es ist das erste und entscheidende Anliegen Jesu, die Menschen zu Gott zu führen, sie zu lehren, ihre Hoffnung nicht auf diese vergängliche Welt zu setzen, sondern auf die Ewigkeit. Es geht ihm nicht darum, ihren leiblichen Hunger zu stillen, ihnen irdische Wohlfahrt zu bringen, in erster Linie will er den Hunger ihrer Seelen wecken und stillen. Das macht das Evangelium des heutigen Sonntags, die Auseinandersetzung Jesu im Anschluss an die wunderbare Brotvermehrung, deutlich. Jesus enttäuscht damit aber die

Erwartung seiner Zuhörer. Überrascht sein kann er darüber nicht, denn allzu oft hat er es erfahren, dass das Herz der Menschen mehr auf das Sichtbare gerichtet ist als auf das Unsichtbare. Immer wieder ist davon die Rede in den Evangelien im Zusammenhang mit dem Wirken Jesu: Die Menschen wollen irdisches Wohlergehen, er aber will ihre Gedanken auf Gott richten. Sie wollen materielle vergängliche Güter, ihm aber geht es um die immateriellen unvergänglichen Güter. Nicht zuletzt deshalb stirbt er den Tod am Kreuz. Die Tatsache, dass sein Anliegen ein religiöses war, war nicht der einzige Grund für seine Hinrichtung, aber doch ein wesentlicher.

Der Konflikt zwischen der Erwartung der Menschen und dem, was Gott ihnen bringen will und was er von ihnen will oder erwartet, das ist das Kreuz der Verkündigung der christlichen Botschaft und der geistlichen Betreuung der Menschen zu allen Zeiten. Nimmt der Verkündiger des Glaubens, der Zeuge Christi, das Maß an dem, den er eigentlich zu vertreten hat, so bekommt er Schwierigkeiten, jedenfalls nicht selten, heute mehr denn je. Erfüllt er die Erwartung der Menschen, beschränkt er das Evangelium auf Mitmenschlichkeit und soziale Verantwortung und reduziert er die Seelsorge auf Gemeindebetrieb - Gemeindegemeinschaft nennt man das heute gern -, so findet er Zustimmung, zumindest mehr Zustimmung, als wenn er in der treuen Nachfolge seines himmlischen Auftraggebers steht und das Gebet und die Erfüllung des Willens Gottes in den Mittelpunkt stellt.

Die Massen wollen Brot und Spiele, „panem et circenses“, so war es auch bei den alten Römern, die Massen wollen Brot und Spiele, und wer ihnen das bringt, der wird ihren Beifall erhalten.

Das Thema unserer Überlegungen, angeregt durch das heutige Sonntagsevangelium, ist also die Frage: Worum geht es im Christentum? Worum muss es in der Kirche gehen? Um das irdische Wohl der Menschen oder um ihr ewiges Heil?

Das ist ein Thema, das gegenwärtig von großer Aktualität ist, weil die Religion als solche in der Geschichte der Menschen noch nie so angefochten gewesen ist wie heute, weil ein Leben ohne Gott und ohne Religion noch nie so plausibel gewesen ist für einen Großteil der Menschen, zumindest in unserer westlichen Industriegesellschaft, wie das heute der Fall ist.

Die Antwort des Evangeliums ist einfach. Sie lautet: „Bemüht euch nicht um eine vergängliche Speise, bemüht euch um jene Speise, die bewahrt für das ewige Leben ... Das wahre Brot, das euer Vater euch gibt, ist der Sohn, der vom Himmel herabgestiegen ist, um der Welt das ewige Leben zu bringen“.

Wir denken hier vielleicht an die eucharistische Speise, an das Sakrament des Altars, das wichtiger ist als die Nahrung des Leibes. Aber das ist nur ein Aspekt, die unvergängliche Speise, die hier gemeint ist, ist umfassender, sie meint nicht nur dieses Sakrament, sie meint auch die übrigen Sakramente und sie meint auch das Wort Gottes. Und mehr noch, sie meint auch die Frucht der Sakramente und der Annahme des Wortes Gottes, den Umgang mit Christus und mit Gott im Alltag, das Gebet und das christliche Leben.

Das Reich Gottes, das Jesus verkündet, ist nicht ein irdisches Reich. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Das erklärt er klar und deutlich auch seinen irdischen Richtern (Joh 18, 36).

Das Christentum ist nicht Politik und soziales Bemühen, es ist nicht Verbrüderung mit der Welt und Gutheißung dessen, was die Welt uns präsentiert, sondern Vorbereitung auf die Ewigkeit. Schon damit wird die Kirche zur „Kontrastgesellschaft“. Heute scheint sie indessen alles andere eher zu sein als das. Das Christentum ist die Botschaft von Gottes Liebe zu den Menschen und die Mahnung an die Menschen, dieser Botschaft im Leben zu entsprechen, ihr die rechte Antwort zu geben. Im Christentum geht es in erster Linie um ein Leben in der Gemeinschaft mit Gott. Diese findet ihren Ausdruck in der Gottesverehrung und im Gebet und in der Erfüllung des Willens Gottes aus Dankbarkeit.

Die Liebe zu Gott legt uns Pflichten auf. Sie ist geheuchelt, und sie verliert aus unserer Perspektive ihr Fundament, wenn wir keinen Blick haben für die leibliche und die geistige Not der Menschen. Sie ist oft so groß, diese Not, dass die von ihr Betroffenen in nicht wenigen Fällen kein Ohr mehr haben für die Botschaft Jesu von der Liebe Gottes. Das ewige Heil ist durchaus auch mit der irdischen Wohlfahrt verbunden. Es verpflichtet uns geradezu zum Einsatz für die Menschen, zur Gerechtigkeit für alle, aber um der

Ewigkeit willen, um Gottes willen. Einen anderen wirklich überzeugenden Grund gibt es nicht für den Einsatz für die Menschen und für eine gerechte Welt. Es ist konsequent, wenn in unserem „postchristlichen Zeitalter“ der Egoismus dominiert, der jede Gemeinschaft zerstört.

Es ist eine verhängnisvolle Fehldeutung des Christentums, eine Fehldeutung, die uns heute oft begegnet, die aber eigentlich zeitlos ist, wenn man Gott die Mitte streitig macht um des Menschen willen, wenn man vergisst, dass die Ehre Gottes das Heil des Menschen ist. Über den Hunger des Leibes vergisst man dann den Hunger der Seele. Dann wird das Christentum, dann wird der Auftrag der Kirche verfälscht, von Grund auf. Wer den zweiten Schritt vor dem ersten tun will, der stolpert. Erst wenn wir Gott die Ehre geben, ihn suchen, auf ihn hören, dann können wir den Menschen und uns selbst gerecht werden. Das setzt in jedem Fall viel Selbstbeherrschung voraus, Disziplin, Opfer und Verzicht.

Die Erfahrung zeigt uns, dass ohne die Ausrichtung auf die Ewigkeit auch die Menschlichkeit immer mehr verschwindet. Und der Glaube sagt uns, dass wir das ewige Heil verfehlen, wenn wir nicht jene Speise wollen, die unvergänglich ist, wenn wir nicht auf die Botschaft der Kirche, auf die authentische Botschaft der Kirche hören. Auch dieser Gedanke muss betont werden, heute mehr denn je. Nicht alle finden das Heil. Nur die finden es, die sich darum bemühen, die der Gnade Gottes entsprechen, die die Hand Gottes ergreifen. Die Sprache Jesu ist hier eindeutig und unmissverständlich, wir müssen ihr nur unvoreingenommen unsere Aufmerksamkeit schenken.

Unsere Verkündigung ist heute so widersprüchlich wie die Theologie, vielfach jedenfalls, auf der einen Seite steht ein extremer Aktionismus, der pelagianisch ist, auf der anderen Seite ein Heilsoptimismus, der alles Bemühen des Menschen an der Wurzel lähmt.

Die Versuchung, aus dem Christentum eine irdische Heilslehre zu machen, aus der Kirche einen Wohltätigkeitsverein oder eine politische Partei oder eine Freizeit-Institution zu machen und aus den Priestern Funktionäre des irdischen Wohlergehens der Menschen zu machen, diese Versuchung gibt es nicht erst heute, aber heute ist sie außerordentlich groß. Was die Priester angeht, sucht der Heilige Vater dem entgegenzutreten, indem er ihnen den Pfarrer von Ars als Vorbild vor Augen stellt. Wenn sich manche da-

gegen stellen, zeigt das, wie weit die Entfremdung der Priester von ihrem Ideal gediehen ist, wie sehr sie sich auf ihrem Irrweg verhärten und wie weit sie einem säkularen Geist verhaftet sind.

Die irdischen Dinge gehören zum Evangelium dazu, aber nicht an erster Stelle. Sie sind sekundär. Die Ehre Gottes ist das Entscheidende, unser Leben mit Gott und die Erfüllung seiner Gebote. Als Gläubige müssen wir in uns den Hunger nach Gott und nach der Ewigkeit wachrufen und erhalten und in der Gemeinschaft mit Gott leben, so dass das die Gottesverehrung und das Gebet im Vordergrund stehen, als Priester müssen wir in erster Linie die Ausrichtung auf die jenseitige Welt, auf den weltjenseitigen Gott, vertreten, diese unsere Welt relativieren und die kommende Welt verkünden, ob man das hören will oder nicht, ob wir uns damit beliebt machen oder nicht.

Oftmals geht die Popularität der Priester auf Kosten ihrer integralen Verkündigung der Botschaft Christi und ihrer Loyalität zur Kirche. Im Jakobusbrief lesen wir: „Wer ein Freund dieser Welt sein will, wird zum Feind Gottes“ (4, 4).

Von der unverfälschten Verkündigung der Botschaft und von ihrer Annahme hängt für uns alle das ewige Heil ab, freilich im Maße unserer Einsicht. Was wir suchen und das, worum wir uns bemühen, das werden wir finden. Nur wer das ewige Leben bei Gott entschlossen sucht, nur ihm wird es gewährt. Das gilt jedenfalls normalerweise, denn normalerweise muss der Mensch gemäß dem Willen Gottes mitwirken an seinem Heil. Was Gott uns schenkt, darum müssen wir uns bemühen. Gottes Geschenke sind nicht nur Gabe, immer sind sie auch Aufgabe für uns.

19. Sonntag im Jahreskreis

„Ihr habt das Siegel des heiligen Gottesgeistes empfangen“

Wir haben das Siegel des Heiligen Geistes empfangen, so heißt es in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags. Von der Besiegelung durch den Heiligen Geist ist wiederholt die Rede im Neuen Testament (2 Kor 1, 22; Eph 1, 13; 4, 30). Auch im letzten Buch des Neuen Testaments, in der Offenbarung des Johannes, ist die Rede von ihr.

Da werden die Geretteten als Besiegelte bezeichnet (Apg 7, 4). Ausdrücklich angesprochen wird die Besiegelung im Heiligen Geist heute noch bei der Spendung der Firmung, wenn es da heißt: „Sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den Heiligen Geist“. Die Kirche versteht das Sakrament der Firmung als das Sakrament der Besiegelung. Aber schon in alter Zeit wurde auch die Taufe als Besiegelung verstanden, die Taufe, die ja ohnehin ganz nahe bei der Firmung angesiedelt ist.

Wenn nun heute in der (zweiten) Lesung von der Besiegelung durch den Heiligen Geist die Rede ist, was will der Apostel damit zum Ausdruck bringen? Zur Zeit des Apostels und überhaupt in der Antike spielte das Siegel eine große Rolle. Man besiegelte Dinge, Tiere und Menschen. Durch die Besiegelung bezeichnete man das, was einem gehörte. Man kennzeichnete es so als sein Eigentum, um es vor Verlust und vor fremdem Zugriff zu schützen.

Demnach bedeutet unsere Besiegelung durch die Sakramente der Taufe und der Firmung, dass wir Gottes Eigentum sind, das nur noch Gott über uns verfügen kann, niemand anders, dass wir nicht einmal selber mehr über uns verfügen können.

Wenn wir unsere Taufe und unsere Firmung ernst nehmen, wissen wir, dass wir Gott gehören, ja, dass wir Tempel Gottes sind und dass der Heilige Geist in uns wohnt und mit ihm der Vater und der Sohn. Das gilt allerdings nur, wenn wir in der heiligmachenden Gnade leben, wenn wir das göttliche Leben nicht durch eine schwere Sünde verloren haben. Wer den Tempel Gottes verwüstet, den wird Gott verderben, heißt es im 1. Korintherbrief (1 Kor 3, 16 f).

Nun sind wir aber schon deshalb Gottes Eigentum, weil Gott uns geschaffen hat. Demgegenüber ist die Besiegelung im Heiligen Geist durch Taufe und Firmung eine neue Übereignung, eine Übereignung, die auf einer höheren Ebene erfolgt, die ihrerseits immer neu aktualisiert und immer neu vertieft wird in den Sakramenten der Eucharistie und der Buße. Als im Heiligen Geist Besiegelte sind wir Gottes Eigentum in einer ganz besonderen Weise. Unsere natürliche Zuordnung zu Gott wird überhöht durch die übernatürliche, um sie geht es in der Besiegelung im Heiligen Geist, Gott hat uns geschaffen, und er hat uns erlöst..

Demnach sind wir Gottes Eigentum auf zweifache Weise. Daraus ergeben sich für uns nicht wenige Konsequenzen. Ein Teil von ihnen wird in unserer Lesung angesprochen, wenn es da heißt, dass Bitterkeit und Groll und Zorn und Schreien und Schmähen oder Unversöhnlichkeit und Unbarmherzigkeit in unserem Leben keinen Platz haben dürfen, ja, dass darüber hinaus jede Form von Bosheit aus unserem Leben verbannt werden muss.

Allzu oft ist es so in unserem Alltag: Wir haben eine Kränkung erfahren, es kommt dann zuerst das Gefühl der Bitterkeit in unsere Seele, sodann tritt die Erregung hinzu und endlich flammt der Zorn auf, der sich nach außen hin äußert in Geschrei und in der Schmähung der anderen. Genau wie es der Apostel schildert.

So entspricht es unserer Natur. Eingedenk dessen, dass wir Tempel des Heiligen Geistes sind und im Vertrauen auf die helfende Gnade Gottes, müssen wir diese unsere Natur jedoch in der Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe überwinden. Das mag ein langer Prozess sein, aber wir lernen die Selbstbeherrschung, indem wir sie üben und recht motivieren, eben durch die Liebe. Alles ist leicht, wenn es aus Liebe geschieht.

Die Botschaft Jesu und seiner Kirche fordert von uns höchste sittliche Kraft im Widerstand gegen das Böse und in der Überwindung des Bösen durch das Gute.

Das ist ein bedeutender Aspekt unseres Glaubens, der heute in einer seichten Verkündigung, die zudem oftmals extrem subjektiv und auf Wirkung angelegt ist, weithin unter den Tisch fällt. Immer wieder hat man heute den Eindruck, dass das, was als Verkündigung geboten wird in unseren Kirchen und in den verschiedenen Formen des Religionsunterrichtes, sich eher als ein zweiter Aufguss der ursprünglichen Botschaft darstellt. Die Folge ist die, dass die so verwässerte Botschaft Christi und seiner Kirche nicht mehr ernst genommen wird. Darum werden die Kirchen nicht voller und darum erstirbt die Begeisterung für ein Leben nach den evangelischen Räten und für das Priestertum der Kirche. Das ist wohl der eigentliche Grund für unsere Misere, der zweite Aufguss.

Grundlegend für unser Christenleben - daran erinnert uns die Rede von der Besiegelung im Heiligen Geist - ist die Konsequenz, in der wir uns ganz und gar von Gott in Dienst nehmen lassen. Tun wir das, dann leben wir für Gott, dann arbeiten wir für ihn und dann

sterben wir für ihn.

Diesen Gedanken bringt das Neue Testament zum Ausdruck durch das Bild von dem Knecht, der sich einsetzt für seinen Herrn. Immer wieder heißt es da: Wir sind Knechte Gottes. Zwar werden wir da auch Freunde und Söhne oder Kinder Gottes genannt, aber dadurch wird das Knechtsein in diesem Sinne nicht aufgehoben. Als Knechte Gottes sind wir Gott in allem verpflichtet, schon deshalb, weil er uns erschaffen hat. In einer ganz neuen Weise sind wir es dann aber, weil wir dank der Erlösung aufs Neue und in einer tieferen Weise Eigentum des dreifaltigen Gottes geworden sind, übernatürlich erhoben, weshalb wir unser Leben nun in letzter Konsequenz als Dienst vor Gott verstehen müssen, müssen im Sinne von dürfen.

Dem modernen Menschen geht dieser Gedanke nur schwer ein, der Gedanke unserer Zugehörigkeit zu Gott und unseres konsequenten Dienstes vor Gott. Denn eher als Gott gehören die Menschen unserer Tage den Trieben, die sie knechten, eher gehören sie den Wünschen und Sehnsüchten, die ihnen die große Freiheit versprechen, die sie jedoch in die äußerste Abhängigkeit führen. Oder sie sind den Massenmedien hörig und der öffentlichen Meinung, oder sie sind den Schlagworten und dem widergöttlichen „man“ verpflichtet. Sie sind Knechte, aber nicht Knechte Gottes. Sie fordern Freiheit, unterwerfen sich aber willig der Knechtschaft dieser Welt und verschmähen die wahre Freiheit. Während sie denken und reden und handeln, wie alle es tun, berufen sie sich gern auf ihr Gewissen, meinen aber in Wirklichkeit die Rechtfertigung ihrer Beliebigkeit.

Allzu oft lassen die Menschen unserer Tage sich ihre Lebensgrundsätze von solchen aufdrängen, die es nicht wert sind, dass sie ihnen ihre Aufmerksamkeit schenken.

Indem sie sich ihrem eigentlichen Herrn entziehen, liefern sie sich mehr und mehr den Despoten dieser Welt aus, die sich oft hinter anonymen Mächten verbergen. Gott verbürgt uns die wahre Freiheit. Ihm dienen, heißt in Wahrheit herrschen. Wir herrschen über uns und mit Gott, wenn wir wissen, dass wir Gott gehören sowohl in der natürlichen als auch in der übernatürlichen Ordnung und wenn wir aus dieser Wirklichkeit heraus leben. Wir hätten mehr Verständnis für die grundlegende Forderung, uns als Gottes Eigentum zu verstehen und ihm konsequent zu dienen, wenn die Wirklichkeit Gottes uns nicht so fern läge. Tatsächlich ist Gott für uns weithin nur noch so etwas wie ein

Gedanke, wie eine Idee in uns, tatsächlich ist er für uns weithin nicht mehr draußen in der Wirklichkeit, ist er für uns nicht mehr eine objektive Gegebenheit. Das gilt heute auch für viele, die sich nominell noch als Christen verstehen. Aber im Grunde ist es so, dass die atmosphärische Gottlosigkeit unserer Zeit an keinem von uns spurlos vorübergeht.

Das Siegel Gottes tragen, das bedeutet, in spezifischer Weise Gottes Eigentum zu sein. Das ist eine Gabe, die uns zur Lebensaufgabe werden muss. Immerfort müssen wir werden, was wir sind. Das ist das Grundgesetz der Heilsordnung, in die uns Gott hineingestellt hat. Es gilt, dass wir konsequent dem Bösen widerstehen und das Böse durch das Gute überwinden. Jeden Morgen und jeden Abend sollten wir uns im Gebet daran erinnern, dass wir Gott gehören, und uns ihm dabei immer wieder aufs Neue übereignen. Die immer neue Übereignung, die ihren eigentlichen Ort in der rechten Mitfeier der heiligen Messe hat, sie ist das Unterpfand unserer Hoffnung auf den Tag der Vollendung der Erlösung.

Hochfest der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (20. Sonntag im Jahreskreis)

„Wirket, solange es Tag ist, es kommt die Nacht“

Gestern begingen wir das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel. Heute begehen wir es noch einmal, um das Festgeheimnis in seiner Bedeutung recht zu würdigen. In ihm richten wir den Blick auf das Endschicksal Mariens: Ohne Sünde hat sie gelebt und nach ihrem irdischen Leben wurde sie mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Dadurch unterscheidet sie sich von allen Heiligen: Sie ist nicht nur mit ihrer Seele bei Gott, sondern auch mit ihrem Leib, mit ihrem verklärten Leib. Maria ist die Ersterlöste, und bei ihr hat die Erlösung ihre vollendete Gestalt erreicht. Die Auferstehung der Toten, die Zukunft aller Menschen, wie wir sie im Credo bekennen, ist für sie bereits Gegenwart. Daher können wir das Fest ihrer Aufnahme in den Himmel auch als eine Nachfeier der Auferstehung Christi verstehen.

Die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmelt stellt „der Kirche und der Menschheit das Bild und den trostvollen Beweis vor Augen, wie letztlich ihre Hoffnung verwirklicht wird“. So drückt es Papst Paul VI im Jahre 1974 aus in der Enzyklika „Marialis cultus“ (Nr. 6). Gestern sagte Papst Benedikt XVI. in einer Predigt in Castelgandolfo, durch den Aufstieg Mariens erhalte die menschliche Hoffnung auf Gott einen sichtbaren Ausdruck. Nicht zuletzt erinnert uns die die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel an die Würde unseres Leibes, sofern er Anteil haben soll an unserer Endvollendung, und an die sich daraus für uns ergebende Verantwortung. Nicht nur unsere Seele ist für die Ewigkeit bestimmt, auch unser Leib ist es.

Dass die Seele nicht stirbt, das wussten schon die alten Griechen, ja, das haben die Menschen schon immer gewusst, denn die Unsterblichkeit der Seele des Menschen ist eine Grundaussage aller Religionen. Das Neue des Christentums ist der Glaube an die Auferstehung der Toten, die uns eigentlich schon im Alten Testament begegnet, die zur Zeit Jesu allerdings in den theologischen Schulen der Pharisäer und der Sadduzäer verschieden beurteilt wurde.

Es ist der Leib, der aufersteht, die Seele kann nicht auferstehen, weil sie ja nicht sterben kann. Er wird wieder mit der Seele vereinigt. Der Leib, der aufersteht, ist verklärt, wie der Leib des auferstandenen Christus, aber es der gleiche Leib, den wir von unseren Eltern erhalten haben. Wie das zu denken ist, das übersteigt unsere Vorstellung. Bedeutsam ist hier die Identität des Leibes. Das betont der heilige Paulus mit Nachdruck im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes

Mit der leiblichen Auferstehung lehrt uns der Glaube die Würde des Leibes, jene Würde des Leibes, die heute in vielfältiger Weise missachtet wird, heute vielleicht mehr als je zuvor, früher eher durch andere, heute eher durch uns selber. Missachtet wird der Leib etwa da, wo man ihn mutwillig zerstört oder seine Gesundheit und seine Unversehrtheit in Gefahr bringt, etwa im Straßenverkehr oder im unbeherrschten Essen und Trinken oder im unkontrollierten Gebrauch der Genussmittel oder gar im Gebrauch der Drogen um der Erhöhung der Lebensqualität willen. Man verfehlt sich aber auch gegen die Würde des Leibes, wo man den Leib des Mitmenschen oder den eigenen Leib im Hinblick auf die Geschlechtlichkeit ausbeutet, wo man die Geschlechtlichkeit als Mittel zur Lustgewinnung instrumentalisiert und hier die Ordnung Gottes auf den Kopf stellt.

Das ist ein besonders heikles Kapitel heute, nicht zuletzt deshalb, weil es zu wenig angesprochen wird in der Kirche. Es geht hier um die Tugend der Keuschheit, um die standesgemäße Keuschheit, der man eine so genannte aufgeklärte Sexualmoral entgegenstellt, die man geradezu totalitär propagiert. Die einen tun das aus ideologischen Gründen, die anderen aus wirtschaftlichen Gründen, wieder andere, weil sie meinen, so könnten sie glücklich werden und die Menschheit beglücken. Was sie nicht bedenken, das ist, dass sie so in verhängnisvoller Weise die Würde des Menschen zerstören und mit ihr die Ehe und die Familie. Das aber ist tödlich. Denn ohne geordnete Ehen und Familien, wonach sich im Grunde alle Menschen sehnen, gibt es keine Zukunft. Die einen bedenken das nicht, die anderen sind verblendet oder ihnen ist eh alles egal, weil sie resigniert haben oder weil sie bewusst die Ordnung Gottes zerstören wollen.

Die sexuelle Ausschweifung und die Unzucht treten in unserer Spaßgesellschaft, die von Verantwortungslosigkeit geprägt ist, weithin an die Stelle der Religion. Der sexuellen Ausschweifung und der Unzucht aber folgen unaufhaltsam Gewalt, Brutalität und Grausamkeit.

Wo die sexuelle Aktivität überbordert, da verliert die Religion sehr bald ihr Fundament, und wo man die Religion verabschiedet hat, da versklaven die Triebe den Menschen. Der stärkste Trieb aber ist nun einmal der Geschlechtstrieb.

Gottes Gebote wollen die Menschen nicht schikanieren, sich wollen ihnen vielmehr helfen, ihre Freiheit recht zu gebrauchen und ihr Leben nicht durch den Missbrauch der Freiheit zu zerstören. Es geht hier letztlich um die Würde des Menschen. Wenn der Mensch sie zerstört, zerstört er seine Zukunft. De facto geschieht das heute nachhaltig durch die sexuelle Anarchie, die brutal propagiert wird bei uns, durch das, was man heuchlerisch oder aus Dummheit als aufgeklärte Sexualmoral bezeichnet, was aber faktisch keine Moral mehr ist, weil es hier im Grunde keinerlei Normen mehr gibt.

Die Wiederherstellung der Tugend der Keuschheit, der standesgemäßen Keuschheit, ist heute zu einer entscheidenden Lebensfrage für die Gesellschaft und für die Kirche geworden. Wir können dazu beitragen, indem wir Selbstdisziplin üben, indem wir die Medien meiden, die in dieser Hinsicht weithin verantwortungslos sind, indem wir immer wieder auf die verheerenden Folgen der unbeherrschten Sexualität hinweisen und indem

wir im Rahmen unserer Möglichkeiten unsere Kinder und Jugendlichen schützen und ihnen die Schönheit eines keuschen Lebens immer wieder vor Augen führen. In der Geschichte sind ganze Völker und Kulturen an der unbeherrschten Sexualität zugrunde gegangen.

Die Aufnahme Mariens in den Himmel erinnert uns daran, dass auch unser Leib für das ewige Leben bestimmt ist. Dadurch erhält er eine hohe Würde. Diese wird heute in vielfältiger Weise missachtet. Wenn wir die Würde auch des Leibes nicht respektieren, verlieren wir nicht nur das ewige Leben. Mit Maria finden wir den rechten Weg, vor allem finden wir mit ihr den Mut und die Kraft, gegen den Strom der Zeit zu schwimmen. Ja, die Mutter Jesu, die auch die Mutter der Kirche und darüber hinaus die Mutter der erlösten Menschheit ist, sie zeigt uns den sicheren Weg durch die Zeit, ja, sie ist der sichere Weg. Unsere Ewigkeit beginnt in der Zeit, sie beginnt heute und morgen. Christus mahnt uns im Evangelium: „Wirket, solange es Tag ist“ (Joh 9, 49).

21. Sonntag im Jahreskreis

„Anima naturaliter religiosa - von Natur ist der Mensch religiös“

Was die Zuhörer Jesu von uns unterscheidet, das ist, dass sie interessiert waren an Gott und an der wahren Religion. Sie wollten es wissen, wie Gott verehrt werden will, wie er in unsere Welt hineinwirkt und welche Gebote er dem Menschen gegeben hat. Das ist anders bei uns, bei den meisten Menschen heute. Die einen wissen, dass alle Religion Illusion ist, dass es den entscheidenden Gegenstand der Religion, nämlich Gott, nicht gibt und dass es außer dieser unserer sichtbaren Welt nichts gibt, dass infolgedessen auch der Mensch keine unsterbliche Geistseele hat, dass für ihn mit dem Tod alles aus ist, nicht anders als das beim Tier der Fall ist. Die anderen sagen, ob es Gott gibt und ob es eine Ewigkeit für den Menschen gibt, das weiß niemand. Wieder andere sagen: Ob es Gott gibt und die Ewigkeit für den Menschen oder ob niemand das weiß, das ist mir egal. Sie alle leben in den Tag hinein und lassen es sich gut sein, soweit das möglich ist. Sie denken nicht tiefer nach, ihr Leben ist geprägt von einer rein weltlichen Öffentlichkeit, die nach außen hin glänzt, aber innerlich hohl ist. Sie begnügen sich mit dieser unserer vergänglichen Welt und handeln stets so, wie es ihnen nützlich erscheint. In allem

suchen sie den höchst möglichen Vorteil für sich und sind sie bemüht, so wenig Ärger zu haben, wie es nur möglich ist.

Aber Gott und die unsterbliche Seele, darum wissen wir im Tiefsten. Wir wissen um Gott, der unvergänglich ist und uns eine unsterbliche Seele eingeschaffen hat, wir wissen, dass die Religion unvergänglich ist, wie wir selber unvergänglich sind, und wir wissen, dass die Religion zum Menschen dazugehört. Solange es Menschen gibt auf dieser Erde, wussten sie, dass sie Gott verehren müssen, dass sie als freie Wesen verantwortlich sind vor Gott, dass sie eine Seele haben, die nicht sterben kann und dass sie ihr Leben, ihr Tun und Lassen, verantworten müssen, so sehr, dass die ganze Ewigkeit davon abhängt für sie. Wir entwickeln uns zurück, wenn wir heute davor die Augen verschließen und das gar leugnen und uns mit unserer vergänglichen Welt begnügen.

Zwar können wir uns Gott und der Ewigkeit verweigern, aber wir sind töricht, wenn wir das tun, denn wir zerstören damit unser Leben, das ewige in jedem Fall, in vielen Fällen aber auch das zeitliche.

Der SS-General Oswald Pohl, der im Jahre 1951 für seine Untaten in der Zeit des Nationalsozialismus mit dem Tod bestraft worden ist - er war maßgeblich am Holocaust beteiligt -, hat in der Zeit vor der Vollstreckung des Urteils im Gefängnis in Landsberg am Lech ein kleines Büchlein geschrieben mit dem Titel „Credo, mein Weg zu Gott“ (Landshut 1950). In ihm denkt er über sein gottfernes Leben nach und beschreibt seine Hinwendung zu Gott, seine Bekehrung im Angesicht seines bevorstehenden Todes. In jenen Monaten hat er in seiner Gefängniszelle wie ein Mönch in einer Klosterzelle gelebt. Die Geschichte seiner Gottesferne und seiner Bekehrung gipfelt in der Feststellung: Es ist natürlich für den Menschen, an Gott zu denken, wenn er allein ist, ganz allein, und an den Tod denkt. Genau das aber vermeiden viele Menschen heute, das Alleinsein und das Denken an den Tod. Oswald Pohl konnte nur deshalb solche Verbrechen ausdenken, wie er sie begangen hat, und an solchen Verbrechen teilnehmen, wie sie damals geschehen sind, weil er vor Gott und vor der Ewigkeit und vor seiner Verantwortung die Augen verschlossen hatte. In all das hat er sich immer mehr verstrickt. Das Böse entfaltet seine eigene Dynamik, wenn man sich ihm überlässt, wenn man sich gehen lässt, vor allem dann, wenn man zu wissen meint, dass es keinen Gott und dass es keine Ewigkeit gibt für uns. Wo Gott nicht ist und wo man seine Existenz bestreitet, da

ist der Gegenspieler Gottes übermächtig.

Weil viele Menschen heute der Einsamkeit entfliehen und ebenso den Gedanken an den Tod verscheuchen, darum leben sie ohne Gott und ohne Religion, darum setzen sie an die Stelle Gottes das eigene Ich und umgeben es gleichsam mit göttlichen Ehren.

Wir können uns Gott verweigern, missbrauchen damit jedoch unsere Freiheit. Verweigern wir uns Gott, so hat das böse Konsequenzen, wenngleich diese nicht immer so abgründig und so grauenvoll sind wie im Fall des Oswald Pohl. Eines ist sicher: Die zwei Kriege des 20. Jahrhunderts und der braune und der rote Terror wären nicht über uns gekommen, wenn wir Gott nicht verlassen hätten.

Dass es Gott gibt und die unsterbliche Seele, das sagt uns auch das Gewissen in seinem unerbittlichen Anspruch. Das Gewissen ist das Echo der Stimme Gottes. Wir können uns allerdings über das Gewissen hinwegsetzen, denn wir können nicht nur anderen etwas vorlügen, wir können das auch bei uns selbst. Und wenn wir es lange genug tun, dann nehmen wir unsere Lügen schließlich für bare Münze. Wir können unser Gewissen gleichsam totschiessen. Aber irgendwann meldet es sich dann wieder - hoffentlich dann nicht zu spät, so möchte man sagen.

Früher begann der Katechismus mit der Frage: Wozu sind wir auf Erden? Und die Antwort lautete: Um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und einst ewig bei ihm zu leben. Das Leben bei Gott, wozu Gott uns berufen hat, fällt uns nicht in den Schoß. Das sagt uns schon die Vernunft. Und die Offenbarung bestätigt es mehr als einmal. Wenn Gott existiert und wenn er gesprochen hat, dann ist unser Dienst vor Gott eine Schicksalsfrage für uns, nicht nur für unser zeitliches Leben. Nicht Gott braucht uns, aber wir brauchen ihn. Dabei ist es nicht egal, wie wir ihn verehren, wie wir uns bemühen, seinen Willen zu erkennen und zu erfüllen.

Alle Religion und insbesondere die christliche beginnt bei der Gottesverehrung. Wenn wir Gott anbeten, offenbart er uns seinen heiligen Willen. Im Geist und in der Wahrheit sollen wir ihn anbeten. So sagt es das Evangelium. Die Anbetung Gottes führt uns zur Wahrheit. Durch sie erfahren wir, wie wir leben sollen, wie wir das wahre Leben finden können. Authentisch sagt es uns die Kirche, sofern sie von Gott den Auftrag erhalten

hat und von ihm instand gesetzt wurde, seine Offenbarung im Heiligen Geist zu interpretieren, zu aktualisieren und zu verkündigen.

Glücklich macht es uns nicht, wenn wir uns all unsere Wünsche erfüllen, glücklich macht es uns nicht, wenn wir leben, als gäbe es Gott nicht und als hätte er uns nicht seine Gebote gegeben. Wirklich glücklich werden wir, wenn wir uns vor Gott verdemütigen, wenn wir beten, wenn wir den Willen Gottes erfüllen, wenn wir uns selbst überwinden und zur rechten Zeit Verzicht üben. Glücklich macht uns vor allem auch das Opfer, wo immer es aus der Liebe hervorgeht.

22. Sonntag im Jahreskreis

„Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen. ... Ihr schiebt Gottes Gebote beiseite um menschlicher Satzungen willen“

Jesus nimmt in unserem Evangelium die Veräußerlichung der Pharisäer zum Anlass, ihnen und uns existentielle Wahrheiten nahe zu bringen, Wahrheiten, die wichtiger sind für uns als alles andere in der Welt. Er sagt ihnen und uns, wie wir den Weg zum ewigen Leben finden und wie wir ihn verfehlen. Er zitiert dabei den alttestamentlichen Propheten Jesaja, der zwischen 740 und 701 vor Christus wirkte: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, ihr Herz aber ist fern von mir“. Und er fügt hinzu: „Ihr schiebt Gottes Gebot beiseite um menschlicher Satzungen willen“ (Jes 29, 13). Die Pharisäer, sie beten, aber sie kümmern sich nicht um Gottes Gebote, jedenfalls nicht genug, sie ziehen die menschlichen Satzungen - wir würden heute sagen: die menschlichen Konventionen - den göttlichen Geboten vor. Zudem ist ihr Beten eher auf die äußere Wirkung ausgerichtet. Sie beten, ja, aber weithin nur mit dem Munde. Ihre Religion ist formalistisch erstarrt, und es fehlt ihr die Vertikale, weithin. Ihr Denken ist nicht in Ordnung, und ihre Gesinnung ist nicht rein und aufrichtig.

Christus erinnert uns in unserem Evangelium daran, dass das Gebet der Spiegel der inneren Gesinnung sein muss, der Gesinnung der Hingabe an Gott, und dass diese Gesinnung wiederum Gestalt finden muss in der gewissenhaften Erfüllung der Gebote Gottes. Das Einhalten der menschlichen Satzungen ist da zu wenig, mit menschlicher Wohlan-

ständigkeit können wir vor Gott nicht bestehen.

So sagt man heute etwa gern: Er geht zwar nicht in die Kirche, aber ist ein anständiger Mensch. Oder: Sie lebt zwar unverheiratet mit einem Mann zusammen, aber das tun sie ja alle, das wird heute ja allgemein akzeptiert. Da treten menschliche Satzungen an die Stelle der Gebote Gottes.

„Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, ihr Herz aber ist fern von mir“, das heißt nicht, dass es auf das Beten nicht ankommt. So behauptet man es heute immer wieder. Man sagt dann: „Auf das Beten kommt es nicht an. Hauptsache, man ist ein guter Mensch!“ Und unter dem Letzteren versteht man dann einen Menschen, der angesehen ist in der Gesellschaft, weil er sich gut anpasst, weil er sich nicht gegen die menschlichen Satzungen in seinem Umfeld verfehlt.

Damit stellt man sich nicht nur gegen das Christentum und im Grunde gegen jede Religion, sondern auch gegen jede Moral. Und: Wer so redet, der leugnet Gott und die Ewigkeit, praktisch, nicht theoretisch. So hat Jesus jedenfalls nicht gesprochen, ja, niemals hat ein religiöser Mensch je so gesprochen. Wer so redet, begnügt sich mit dem irdischen Leben, mit den Satzungen der Menschen, mit der Anerkennung der Menschen und mit der Ehre, die diese ihm entgegenbringen. Demgegenüber beginnt jede Religion mit dem Gebet, erst recht das Christentum. Das Gebet ist die erste Antwort des Glaubens. Die zweite ist das sittliche Leben, das Leben nach den Geboten Gottes.

Es ist gut und notwendig, das Gebet, aber es darf nicht nur aus leeren Worten bestehen. Wichtiger als das äußere Gebet ist das innere, das Gebet des Herzens. Bei ihm gibt es naturgemäß keine Veräußerlichung. Das innere Gebet, das ist das Verweilen bei Gott. Dabei gehören das äußere und das innere Gebet zusammen. Das äußere Gebet muss jedoch immer auch innerlich sein. Und das innere Gebet, wenn es gepflegt wird, bewahrt es das äußere Gebet vor der Veräußerlichung.

Man kann nie zu viel beten, wenn man in rechter Weise betet. Für das rechte Gebet gilt das Wort des heiligen Paulus: „Betet ohne Unterlass“ (1 Thess 5, 17). Und wenn in unseren Gebeten wirklich das Herz bei Gott ist, dann werden sie auch fruchtbar in unserem Leben. Wer aber nicht einmal betet, wie will der den Willen Gottes erfüllen? Die

Erfahrung bestätigt es uns: Wenn schon jene oft nicht Gottes Gebote halten, die noch beten, dann tun es erst recht die nicht, die nicht mehr beten. In der Regel ist es jedenfalls so. Wer nicht zu beten weiß, der weiß auch nicht recht zu leben. Er mag ein anständiger Mensch sein, aber das ist zu wenig, damit kann er vor Gott nicht bestehen. Der anständige Mensch hält sich an die Satzungen der jeweiligen Gesellschaft. Er ist daran interessiert, dass die Menschen ihn anerkennen.

Je mehr wir beten und je mehr unser inneres Beten dem äußeren entspricht, umso mehr werden wir uns in unserem Leben Gott verpflichtet fühlen. Faktisch verliert der Mensch ohne das Gebet, ohne den Umgang mit Gott, sehr bald auch das Gespür für die Gebote Gottes. Was dann übrig bleibt, ist eine Allerweltsmoral, die dann aber auch nur da gilt, wo es Zuschauer gibt. Da geht es dann nur noch um menschliche Satzungen, wie es in unserem Evangelium heißt.

Es ist eine Tatsache, dass heute für immer mehr Menschen Gottes Gebote keine Rolle mehr spielen und dass auch das Gebet, das äußere und erst recht das innere, mehr und mehr versiegt. Wenn man nüchtern unsere Zeit betrachtet, muss man feststellen, dass noch nie so viele so wenig gebetet haben und dass sich noch nie so viele so leichtfertig über Gott und seine Gebote hinweggesetzt haben, wie das heute der Fall ist.

Der Grund dafür ist der: Gott selber ist vielen zur Frage geworden. Die Existenz Gottes, eigentlich das Selbstverständlichste, ist für eine wachsende Zahl von Menschen nicht mehr selbstverständlich. Es geht hier somit im Grunde nicht mehr um das Gebet, sondern um den Adressaten des Gebetes, und es geht heute nicht mehr um die Gebote, sondern um den, der sie gegeben hat. Wenn es ihn gar nicht gibt, klar, dann hat auch das Gebet seinen Sinn verloren, und dann werden auch seine Gebote hinfällig.

„Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit“, so lesen wir wiederholt im Alten Testament (Ps 110, 10; Spr 1, 7). Das will sagen: Weise ist der, der weiß um Gottes Existenz und um seine Größe. Weil Gott ein Fremdling geworden ist in unserer Welt, darum zählt auch sein Wille nicht mehr und erst recht nicht mehr das Gebet, das Gespräch mit ihm.

Die Weltlichkeit ist heute so perfekt geworden, dass eine große Zahl von Menschen

Gott weder im Gebet sucht, noch sich um seine Gebote kümmert. Es gibt zwar Aufbrüche, neue Hinwendungen zu Gott, aber die haben den Charakter der Ausnahme, aufs Ganze gesehen treffen sie nur für einzelne Personen und für kleine Gruppen zu. Und auch mit der neuen Religiosität, von der man oft gesprochen hat, ist es nicht weit her, wenn man genauer hinschaut. Es gibt zwar noch Religionen, die Mehrheiten faszinieren, aber die moderne Zivilisation wird sie wahrscheinlich bald überrennen.

Die meisten Menschen leben heute oberflächlich dahin und haben jeden Sinn für die Verantwortung vor Gott verloren. Sie tun, was man tut, und denken, was die Vordenker in den Massenmedien ihnen vordenken. Da braucht das Gebot Gottes gar nicht mehr beiseite geschoben zu werden, weil es gar nicht mehr da ist, weil es gar nicht mehr zur Kenntnis genommen wird. Und im Sog einer säkularen Öffentlichkeit beten sie nicht mehr, die meisten Menschen, nicht einmal mehr schlecht. Dadurch aber wird ihr Blick vollends von den Geboten Gottes abgewendet.

Wo das Gebet stirbt, da schwindet das Bewusstsein der Verantwortung vor Gott und das Bewusstsein der Verantwortung überhaupt. Und das Gebet stirbt da, wo Gott und die Religion grundsätzlich zur Frage werden. Das Gebet und die Erfüllung des heiligen Gotteswillens sind aber die Voraussetzungen für das Gelingen unseres Lebens, das mit dem Tod eben nicht zu Ende ist.

Bei dem alttestamentlichen Propheten Micha, der mehr als 700 Jahre vor Christus im Südreich, in Juda, gewirkt hat - er war ein Zeitgenosse des Propheten Jesaja -, lesen wir: „Es ist dir, o Mensch, gesagt, was gut ist, was Gott von dir verlangt: Das Rechte zu tun und das Gute zu lieben und in Demut zu wandeln mit deinem Gott“ (Mich 6, 8). Das will sagen: Worauf es ankommt in unserem Leben, das ist das Gebet mit dem Herzen und mit dem Munde, das Gebet in reiner Gesinnung, und die Erfüllung des Willens Gottes aus der Kraft des Gebetes, des Umgangs mit Gott: „Das Rechte zu tun und das Gute zu lieben und in Demut zu wandeln mit deinem Gott“.

23. Sonntag im Jahreskreis

„Er macht die Tauben hören und die Stummen reden“

Die Heilung des Taubstummen, von der unser Evangelium heute berichtet, will, wie alle Wunder des Neuen Testamentes, deutlich machen, wer dieser Jesus ist und was sein Wirken bedeutet. Das Wunder des Evangeliums will die göttliche Macht und Liebe Jesu bezeugen. Mit den Zeitgenossen Jesu sollen wir erkennen: Hier ist einer, der größer ist als Abraham und die Großen der Vorzeit, einer, der alle gewohnten Kategorien sprengt, der mehr ist als ein Mensch. Zugleich aber sollen wir in seinem Wirken erkennen, wie Gott sich uns zuwendet, wenn wir im Glauben und im Vertrauen auf ihn unsere Hoffnung setzen.

Seinem Wesen nach ist er der Sohn Gottes, seinem Wirken nach der Heiland der Welt. Dass wir das erkennen, nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen, das ist der Sinn aller Wunder, die Jesus gewirkt hat, darum geht es auch in diesem Wunder. Dass wir erkennen, dass in diesem Jesus sich der Himmel geöffnet hat und dass er sich fortwährend in ihm öffnet, dass der ewige Gott in ihm ein Mensch geworden ist und dass er der Heiland der Welt ist, das heißt, dass er die heillose Welt einst heil gemacht hat und dass nur er sie auch heute wieder heil machen kann. Nicht ganz zu Unrecht hat man von der Agonie der Welt in der gegenwärtigen Stunde der Geschichte gesprochen. Wie damals wird er, der Heiland, indessen auch heute nur dann tätig, wenn wir auf ihn hören, wenn wir nicht meinen, wir könnten uns allein aus dem Sumpf herausziehen oder unsere Hoffnung auf wohl klingende Namen setzen, wie sie uns die Geschichte der Menschheit präsentiert.

Die Bezeichnung Heiland wird heute nur noch wenig verwendet für Christus, und doch trifft sie genau die Wirklichkeit. Darin besteht sein Wirken, damals und heute, dass er unsere kranke Welt heilt und uns gesund macht an Leib und Seele. Der Erlöser ist der Heiland der Welt. In diesem Sinne bedeutet Erlösung Heilung.

Heil ist ein Synonym für Unversehrtheit, für umfassendes Glück, für Glück, das nicht nur den Leib betrifft, sondern auch die Seele, nicht nur die vergängliche Zeit, sondern auch die Ewigkeit.

Unser deutsches Wort „Heiland“, das uns schon im Althochdeutschen begegnet und somit weit in die Geschichte zurückreicht, weit über 1000 Jahre, ist eine Übersetzung des

griechischen „Soter“ und des lateinischen „Salvator“. In diesen Worten wird der Heiland stärker noch als der Retter gesehen, als der, der den Menschen aus der äußersten Gefahr herausführt.

Wenn wir Christus als den Heiland bekennen, dann bringen wir damit zum Ausdruck, dass es für uns nur einen einzigen Ausweg gibt aus dem Unheil, für die Welt wie auch für den je Einzelnen, nämlich der Glaube an und das Vertrauen auf den, der einst den Taubstummen geheilt hat und der im Grunde der einzige ist, der nicht nur die Rettung verspricht, sondern sie auch bringt.

Davon sind jedoch heute viele nicht mehr überzeugt, ja, viele meinen nicht einmal mehr, dass unsere Welt und dass wir dieser Rettung bedürfen. Allzu viele wiegen sich in Sicherheit oder vertrauen hinsichtlich der Zukunft unserer Welt und auch ihres persönlichen Lebens auf Menschen oder auf das eigene Ich. Das ist zwar ein verhängnisvoller Irrtum, aber mit ihm schmeicheln wir uns selbst und schmeicheln wir den Menschen. Darauf aber kommt es uns an.

Blicken wir noch einmal zurück auf unser Evangelium: Jesus vollbringt die Heilung des Taubstummen mit einem einzigen Wort, mit einem Wort von tiefer Hintergründigkeit, mit dem Wort Ephpheta. Das Wort entstammt der aramäischen Sprache, jener Sprache, in der Jesus sein Evangelium verkündet hat. Das Aramäische war ein hebräischer Dialekt, so würden wir heute sagen.

Ephpheta bedeutet soviel wie „öffne dich“. Dieser Imperativ ist so etwas wie ein Schlüsselwort für die gesamte Offenbarung. Wir verwenden ihn heute noch bei der Spendung des Sakramentes der Taufe. Immer geht es in der Offenbarung darum, dass wir uns öffnen, für Gott und für die Menschen. Nur dann heilt Christus die Welt und uns, nur dann rettet er uns und die Welt, wenn wir uns ihm öffnen und seinem Wirken Raum geben. So ernst nimmt Gott den Menschen. Wenn wir uns verschließen gegenüber Gott, können wir nicht gerettet, können wir nicht heil werden. Gerade das tun nicht wenige heute, sie verschließen sich, sie schirmen sich nach oben hin ab. Sie sind gleichsam taub gegenüber der Stimme Gottes. Oftmals wollen sie es so, weil sie autonom sein wollen, weil sie selber über ihr Leben bestimmen wollen. In der Regel aber sind sie gedankenlos oder stehen sie unter dem Einfluss der öffentlichen Meinung, die sie gewissermaßen auf

das Diesseits fixiert.

Gott heilt uns durch den Heiland, aber nur dann, wenn wir demütig erkennen, dass wir der Heilung bedürfen und dass wir uns selber nicht heilen können, wenn wir uns öffnen, wenn wir nicht taub sind oder wenn wir uns nicht taub stellen. Auf das Ephpheta kommt es an.

Was vielen von uns fehlt, das ist das Ohr für Gott und für die Ewigkeit. Das Reden aber setzt das Hören voraus. Wenn wir offen sind für Gott, dann sind wir es auch für die Menschen, in der Regel. Und wenn wir wirklich offen sind für die Menschen, dann sind wir es auch im Allgemeinen für Gott.

Mit Gott wird die Welt menschlicher. Gott verbindet die Menschen, und er befreit sie aus dem Gefängnis des eigenen Ich, und er bewahrt sie vor diesem Gefängnis.

In jedem Fall heilt Gott die Welt nur dann und nur dann rettet er sie, wenn wir ein Ohr haben für ihn und für seine Stimme, wenn wir uns öffnen, wenn wir glauben und vertrauen und wenn wir seinem Wirken Raum geben. Dann wirkt Christus auch heute noch seine Wunder als der Heiland der Welt, physische Wunder und Wunder der Gnade.

Die Wunder, die Jesus in seinem Erdenleben gewirkt hat, sie weisen uns allesamt darauf hin, dass in ihm Gott selber zu uns gekommen ist, um uns seine Liebe zu schenken. Und sie zeigen uns, dass er der Heiland ist, dass wir bei ihm das Heil der Seele und die Gesundheit des Leibes finden und dass er unsere heillose Welt retten kann und will. Das können wir auch heute noch erfahren, wenn wir uns ihm im Glauben und im Vertrauen öffnen und so die Gemeinschaft mit ihm suchen.

Öffnen wir uns aber für den Heiland, dann öffnen wir uns auch für die Menschen. Die Hinwendung zu dem Mensch gewordenen Gottessohn disponiert uns für die Menschen, mehr als alles andere. Ohne Zweifel ist die Isolierung der Menschen unserer Tage und sind die vielen Auseinandersetzungen in unserer Welt bedingt durch den wachsenden Egoismus, den die Abwendung allzu vieler von Gott bewirkt hat. Das Evangelium des heutigen Sonntags lehrt uns, den Heiland der Welt zu suchen, ihn zu lieben und mit ihm zu leben. Dass wir auf ihn hören, darauf kommt es an. Tun wir das, dann heilt er uns in

einem umfassenden Sinn, das gilt für den Einzelnen, das gilt aber auch für die Welt. Dann dürfen wir die Wunder, die er einst gewirkt hat, auch heute noch erfahren, auch die physischen Wunder. Entscheidend sind dabei der Glaube und das Vertrauen.

24. Sonntag im Jahreskreis

„Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Guten“

Petrus erhält im Evangelium des heutigen Sonntags einen scharfen Tadel durch Jesus, nachdem er kurz zuvor ein Bekenntnis zu dessen Gottessohnschaft abgelegt hat. Er wird getadelt, weil er nicht Gottes Gedanken denkt, sondern Gedanken der Menschen. Er hat Jesus nämlich Vorwürfe gemacht, weil er von seinem Leiden und vom Kreuz gesprochen hat. Der Tadel Jesu gilt mit Petrus allen, die die Gedanken der Menschen an die Stelle der Gedanken Gottes setzen möchten oder tatsächlich setzen. Damit gelten sie auch uns, denn es ist eine große Versuchung für uns alle, dass wir Gottes unbegreifliche Gedanken durch unsere eigenen Plausibilitäten, durch unsere eigenen Vorstellungen ersetzen. Wer hätte nicht schon in diese Versuchung eingewilligt? Sie wird vor allem dann wirksam, diese Versuchung, wenn es uns schlecht geht, wenn Leid und Not uns bedrängen, Krankheit und Unglück. Genau dann sind wir oft versucht, mit Gott zu rechnen, ihm Vorwürfe zu machen und ihn gar anzuklagen

Die Lektion, die uns hier erteilt wird, in diesem Evangelium, ist die, dass wir in Demut die Wahrheit Gottes und seine Entscheidungen hinnehmen, dass wir Gottes Offenbarung und seine Heimsuchungen nicht durch unsere eigenen Überlegungen ersetzen und Gott nicht anklagen, wenn wir ihn nicht mehr verstehen.

Oftmals wissen wir es besser, nicht nur in der Begegnung mit den Menschen, auch in der Begegnung mit Gott. Heute scheint es so, als ob die Zahl der Besserwisser ins Unendliche gewachsen sei. Das hängt damit zusammen, dass die Selbstüberschätzung des Einzelnen heute zu einem menschlichen und gesellschaftlichen Problem geworden ist, das gigantische Ausmaße angenommen hat. Darum die vielen Auseinandersetzungen im Alltag. Das Problem wird gefördert durch den so genannten Pluralismus der Meinungen, der vielfach schon so etwas wie eine Ideologie geworden ist.

Die Versuchung, Gottes Offenbarung durch unsere Menschenweisheit zu ersetzen, ist zwar auch sehr groß und oft erliegen wir ihr, gerade heute, wenn wir etwa den Glauben zurechtbiegen und ihn unseren Erwartungen anpassen - so geschieht es nicht selten bei den Predigern -, aber in unserem Evangelium ist in erster Linie an jene andere Versuchung gedacht, in der wir gegen das Schicksal rebellieren, gegen den Willen Gottes, gegen das Leid, das Gott uns auferlegt. Da vergessen wir, dass nicht Gott sich vor uns verantworten muss, sondern wir uns vor ihm verantworten müssen, dass wir ihm in allem verpflichtet sind. Dann müsste Gott sich vor uns verantworten, nicht wir vor ihm, wenn er ein Produkt unseres Geistes wäre. Genau das aber ist er heute nach der Meinung vieler, die seine Existenz unabhängig von uns und von unserem Denken und seine Macht und Größe schon lange geleugnet haben. Es ist der Agnostizismus, der hier das Feld beherrscht.

Gott ist nicht allmächtig und er ist nicht allwissend, das wird heute nicht selten im Namen der Vernunft propagiert. Dann aber ist er nur ein Gedanke, eine Projektion des Denkens der Menschen. Auch in der Theologie denkt man nicht selten so. Bei den Protestanten schon lange, heute aber auch in der katholischen Kirche. Wenn das Gottesbild nicht stimmt, wenn es nicht kohärent ist, dann stimmt alles nicht. Dann verliert die Botschaft der Kirche ihr Fundament. Ohne Fundament aber hängt alles in der Luft.

Weil Gott der schlechthin Vollkommene ist, deshalb können nicht wir mit ihm rechten, wohl aber kann er es mit uns. Und er tut es, und er wird es tun. Nicht Gott braucht uns, wir aber brauchen ihn. Und er ist, ob wir es wahr haben wollen oder nicht. Und er führt seine Pläne durch, ob wir damit einverstanden sind oder nicht.

In der dritten Vaterunser-Bitte beten wir, dass der Wille Gottes geschehe. Dieses Gebet ist für uns eine Verpflichtung, die uns immer neu bindet, wenn wir es beten. Wir beten das Vaterunser so oft, aber allzu oft gedankenlos. Da ist es gut, wenn wir uns bemühen, die dritte Bitte ganz bewusst zu beten, vielleicht von heute an, und dabei zu bedenken, was sie in sich enthält.

Es darf uns nicht verwundern, wenn uns Gott in seinen Anordnungen und in dem, was er zulässt, oft zum Rätsel wird. Wäre Gott nicht rätselhaft und unverständlich, dann wä-

re er nicht Gott. Dennoch ist es zuweilen schwer, den Willen Gottes und seine Fügungen zu bejahen, scheint eine solche Bejahung zuweilen unsere Kräfte zu übersteigen. In diesem Punkt reichen sich die ganz Frommen und die Lauen die Hand.

Die Anklage gegen Gott, das Murren gegen seine Fügungen, das fällt uns leichter als die Bejahung des Schweren und des Unbegreiflichen, das Gott uns zumutet. Aber unser Ja zu dem Schweren und Unbegreiflichen ist ein Ausdruck der Anerkennung, der Verehrung und der Anbetung, die wir Gott schulden. Der Glaube gebietet es uns, aber auch die Vernunft tut es, schon aus pragmatischen Gründen, denn das Leiden, das wir bejahen, das wir annehmen, ist leichter zu ertragen als das Leiden, gegen das wir uns aufbäumen. Es ist töricht, sich gegen das Unabänderliche zu stellen, das Leid, das uns zuteilt wird, nicht annehmen zu wollen, dann wird es nämlich größer und schmerzlicher. Alles Schwere wird leichter, wenn wir uns positiv dazu stellen, wenn wir ein inneres Ja dazu sprechen. Zudem bedeutet das Leid, das wir in Demut annehmen, Läuterung und Reinigung für uns, es macht uns ernster und verantwortungsbewusster und reifer.

Der Glaube verweist uns im Leiden auf die Weisheit und Liebe Gottes, der besser weiß, was uns zum Heile dient, der auch das Böse zum Guten zu wenden und das Leid in Freude zu wandeln vermag.

Ohne dass Gott seine Zustimmung dazu gibt, fällt kein Haar von unserem Haupt. Alles, was geschieht, ist von Gott verfügt, seinen Augen entgeht nichts und denen, die seine Fügungen im Vertrauen annehmen, in Dankbarkeit und Liebe, ihnen gereicht alles zum Guten.

Gottes Willen annehmen, das heißt aber nicht, die Hände in den Schoß legen oder gar in völlige Lethargie verfallen. Gott erwartet von uns, dass wir unser Schicksal in die Hand nehmen, dass wir das Unglück abwenden, dass wir uns dafür einsetzen, dass alles gut wird, dass wir tun, was wir tun können, dass wir jedoch nicht verzweifeln, wenn all unsere Mühen und Arbeiten zerschlagen und all unsere Hoffnungen und Pläne zunichte werden, dass wir uns dann in den Willen Gottes hineingeben. Beispielhaft begegnet uns diese Haltung im Alten Testament bei dem Dulder Hiob, nicht von Anfang an, aber er hat sie gelernt, diese Haltung.

Schließlich sagt uns der christliche Glaube, dass wir durch das Leid mit Christus verähnlicht werden, in dieser Welt und vor allem in der kommenden. Größeres können wir nicht zu der Frage nach dem Leid sagen, zu der Frage der Theodizee, der Rechtfertigung Gottes.

Petrus wird getadelt, weil er menschliche Überlegungen an die Stelle des Willens Gottes setzt. Das Nein zum Willen Gottes ist Rebellion, Auflehnung gegen Gott. Dieses Nein, es ist töricht, weil Gott seine Pläne auch ohne unsere Zustimmung durchführt und weil in der Rebellion, in der Auflehnung, das Leid noch schwerer wiegt und uns in solcher Verfassung nicht zum Heile dienen kann. Es gilt, dass wir Gottes Gedanken denken, dass wir uns in der Tugend der Gelassenheit üben und dass wir Gott danken, wenn wir im Leid mit Christus verähnlicht werden. Sollte uns die Zustimmung zu dem unbegreiflichen Willen Gottes gar zu schwer fallen, so können wir immer noch im Gebet Gott um die nötige Kraft dazu bitten und versuchen, uns mit dem leidenden Gottesknecht, dem gekreuzigten Erlöser, im Geiste zu vereinigen.

25. Sonntag im Jahreskreis

„Wenn einer der Erste sein will, so sei er der Letzte und der Diener aller“

Im Evangelium des heutigen Sonntags nimmt Jesus ein Kind und stellt es in die Mitte seiner Jünger, um es zum Lehrer für sie zu machen. Das geschieht nicht nur an dieser Stelle, wiederholt geschieht das in den Evangelien. Zwei Gedanken sind es, die Jesus hier seinen Jüngern und mit ihnen uns allen nahe bringen will. Sie, die Jünger und wir, sollen sein wie das unverbildete Kind, nämlich klein und demütig, und die Demütigen und die Kleinen lieben und ihre Gemeinschaft suchen. Was bedeutet das im Einzelnen?

Die Jünger Jesu und wir sollen demütig sein wie das Kind im Naturzustand, wie das unverbildete Kind. Jesus veranschaulicht am Kind, was die Demut meint. Das Kind ist klein und hilflos, es ist angewiesen auf die Hilfe der Eltern. Ohne sie kann es nicht existieren. Es schaut nach oben, nicht nach unten. Deswegen schaut es stets nach oben, weil es klein ist. Es bleibt ihm nichts anderes übrig. Es lebt gänzlich von der schen-

kenden Liebe der Eltern. Und wenn es diese nicht erhält, geht es zugrunde, seelisch und körperlich. Es kann keine Ansprüche stellen, es kann nur bitten. Bittende Gebärden des Kindes sind die ausgestreckten Hände und die weit geöffneten Augen. Die Stärke des Kindes ist sein alles bezwingendes Vertrauen. Verachtung und Stolz sind ihm fremd, weil es immer neu seine Kleinheit erfährt.

Wie aber das Kind sich zu seinen Eltern verhält, das unverbildete Kind, so sollen wir uns zu Gott verhalten. Wie unverbogene Kinder sollen wir im Angesicht Gott leben.

Daran werden wir auch dadurch erinnert, dass Jesus die Vateranrede in den Mittelpunkt seiner Jüngerunterweisung gestellt hat, im Wort und im Beispiel.

Wenn wir wie Kinder vor Gott leben, dann wissen wir, dass unser Verhältnis zu Gott in erster Linie von liebendem Vertrauen bestimmt sein muss, dass wir Gott gegenüber keine Ansprüche haben, dass wir nur vertrauensvoll bittend vor ihn hintreten können, dass alles, was wir haben, Geschenk ist aus der Hand Gottes, die Arbeit, die Gesundheit, die Freude und die Erholung.

Bei dem frommen Dichter Reinhold Schneider (+ 1958), der oft in dieser unserer Martinskirche gebetet hat, lesen wir: „Wenn wir über unser Leben nachdenken, müssen wir uns am meisten über die Tatsache wundern, dass wir am Leben sind“. Das ist ein wirklich heilsamer Gedanke, der aus der Demut hervorgeht und uns anspornt zu Dankbarkeit, zur Dankbarkeit gegenüber Gott und gegenüber den Menschen.

Alles, was wir als selbstverständlich hinnehmen, ist es eigentlich nicht. Das kommt uns zum Bewusstsein, wenn wir tiefer nachdenken über unser Leben und unser Leben mit dem Leben jener vergleichen, die nicht einmal einen Bruchteil haben von dem, was wir haben.

Wir sind Beschenkte. Gott hat uns reich gemacht, und er macht uns jeden Tag aufs Neue reich. Wenn wir uns das vor Augen halten, wird uns der Stolz vergehen. Mit ihm aber wird uns alle Unzufriedenheit vergehen. Der Stolze, der Hochmütige, ist unzufrieden. Der Demut folgen Freude und Gelassenheit, dem Stolz hingegen Bitterkeit und tiefer Ernst.

Die Haltung der Demut ist das besondere Lebensprogramm des heiligen Franz von Assisi gewesen, der im Jahre 1226 gestorben ist, geboren war er im Jahre 1182. Ganz und gar hat er sich mit der Demut identifiziert, und in letzter Konsequenz hat er das Kindsein vor Gott gelebt. Wenn wir ihn uns zum Vorbild nehmen, dann werden wir nicht nur in Demut vor Gott stehen, dann werden wir auch den Menschen in Demut begegnen. Wir werden dann nicht, wie es so oft geschieht, auf unsere Leistungen pochen und auf unsere Rechte und immer nur von uns selber reden, sondern ganz schlicht und einfach Gott und den Menschen dienen mit den Kräften, die Gott uns geschenkt hat.

In unserem Evangelium erteilt Jesus seinen Jüngern die Lektion über die Demut, nachdem sie sich gestritten haben über die Frage, wer der Größte von ihnen sei. Und er erklärt ihnen, dass der Größte ist, der um sein Kindsein vor Gott weiß, der in der demütigen Haltung des Kindes das Ideal erblickt, der aus der schenkenden Liebe Gottes lebt und diese Liebe Gottes weitergibt in der Welt.

Zwei Gedanken führt Jesus den Jüngern im Evangelium des heutigen Sonntags anschaulich vor Augen, wenn er ein Kind in ihre Mitte stellt: Sie sollen demütig und klein sein wie das unverbildete Kind, und sie sollen die Demütigen und Kleinen lieben, ihnen muss ihr Herz gehören. Zu dem zweiten Gedanken noch einige Bemerkungen:

Zunächst gilt die Aufforderung Jesu an seine Jünger, die Demütigen zu lieben, im buchstäblichen Sinne: Sie sollen die Kinder lieben. Wie es damit bei uns bestellt ist, das ist kein Geheimnis. Nur das Eine sei hier gesagt: Unsere Kinderfeindlichkeit wird uns noch einmal zum Verhängnis. Diese unsere Kinderfeindlichkeit besteht darin, dass wir zum einen den Kindern allzu oft den Weg ins Dasein versperren, und dass wir sie zum anderen verhätscheln und verwöhnen, wenn sie einmal da sind, allzu oft, indem wir ihnen mit einer völlig unvernünftigen Liebe begegnen, mit einer Liebe, in der wir uns selber suchen, mit einer Liebe, die nichts anderes ist als verbrämte Selbstsucht. Es handelt sich hier um zwei verschiedene Seiten ein und derselben Medaille. Die Medaille trägt die Namen Egoismus, Unfähigkeit zu lieben, Stolz und Selbstsucht.

Nicht nur im Blick auf die Kinder fällt es uns schwer, die Demütigen aufzunehmen, auch sonst fällt es uns schwer, uns in die Gesellschaft der Demütigen zu begeben. Stattdessen sind wir lieber bei den Stolzen, um von ihrem Glanz vielleicht noch etwas mitzu-

bekommen. Wenn wir die zentrale Botschaft Jesu nicht ganz und gar vergessen haben, dann wissen wir: Wo wir die Stolzen hofieren und die Demütigen und Kleinen zurückstoßen und von ihnen uns abwenden, da sind wir weit entfernt von der Gottesherrschaft, da sind wir noch gänzlich dem Geist der Welt verhaftet.

Eine bedeutsame Aussage über Jesus, den Gottessohn, ist im Neuen Testament die, dass er demütig gewesen ist. Er war der demütige Knecht Gottes und wurde wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt. In der Bergpredigt preist er jene selig, die ihm in dieser Haltung nachfolgen. Der Demütige bekennt sich zur Wirklichkeit, die Demut ist im Grunde eine Anwendung der Tugend der Wahrhaftigkeit. Der Stolze ist dumm, weil er die Wirklichkeit nicht erkennt und anerkennt, eben den Geschenkcharakter unseres Daseins und unser Kindsein vor Gott. Er ist dumm, weil er in Illusionen lebt und sich so das Leben schwer macht. Seine Dummheit ist jedoch prinzipiell schuldhaft. Für sie müssen wir uns vor Gott verantworten. Wenn wir indessen nach der Demut streben, dann können uns die Stolzen nicht beeindrucken, dann wird unser Herz stets den Demütigen gehören und den Kleinen.

26. Sonntag im Jahreskreis

„Tretet ein durch die enge Pforte“

Das Evangelium des heutigen Sonntags enthält ernste Worte über unser Leben in der Welt, Worte, die gern von den Predigern umgedeutet und verfälscht werden. Christus warnt vor dem Ärger. Indirekt sagt er damit, dass das ewige Heil des Menschen von Grund auf gefährdet ist, das Heil auch des erlösten Menschen. Gerade diese Wirklichkeit wird in unserer Zeit oftmals in Frage gestellt. Das Evangelium passt von daher nicht zu der weichen Welle, die unser Leben beherrscht. Demgemäß wird es zur Versuchung, die Worte Jesu abzuschwächen. Für Jesus geht es indessen um Sein und Nichtsein des Menschen, und das für Zeit und Ewigkeit. Für ihn ist das ewige Heil des Menschen alles andere als selbstverständlich. Dieser Gedanke hat seinen Ort geradezu im Zentrum seiner Botschaft. Für Jesus ist der Weg, der in das ewige Leben führt, dornenreich. Steil und schmal nennt er ihn, breit und bequem aber nennt er den Weg, der ins Verderben führt (Mt 7, 13 f). Man fragt sich: Wie konnte es dazu kommen, dass un-

sere Zeit hier den Rotstift ansetzte und es besser wusste?

Im Mittelpunkt des heutigen Evangeliums steht der Begriff des Ärgernisses. Ärgernis geben wir, wenn wir durch unser Verhalten einem anderen Anlass zur Sünde werden. Wir können anderen, aber auch uns selbst Anlass zur Sünde, zum Ärgernis, werden. Das Ärgernis kann bewusst gegeben werden oder auch unbewusst. Immer ist es eine Verfehlung gegen die Liebe.

Das griechische Wort, das das Neue Testament verwendet, wo immer es vom Ärgernis spricht, lautet „skandalon“. Im Lateinischen wurde daraus das „scandalum“. Wir sprechen von daher von einem Skandal und meinen damit ein Ärgernis. Wörtlich übersetzt bedeutet „skandalon“ das Stellholz in der Falle oder das Hindernis auf dem Boden, über das man fallen kann. Unser deutsches Wort „Ärgernis“ kommt von dem Wort „arg“, das soviel wie böse bedeutet.

Das Ärgernis und die Sünde vergiften die geistige Atmosphäre. Das ist schlimmer, als wenn die Umwelt verschmutzt wird. Das kann man freilich nur erfassen, wenn man fest in Gott verankert ist.

Mannigfach ist das Ärgernis in unserer Welt heute. Man muss schon einen klaren Kopf haben, um es in seinen verschiedenen Formen zu erkennen und sich nicht von ihm zu Fall bringen zu lassen.

Wir geben Ärgernis und werden mitschuldig an der Sünde anderer, wenn wir gleichgültig sind im Religiösen, wenn wir träge sind im Tun des Guten, wenn wir schweigen, wo wir reden müssten, und wenn unser Christentum theoretisch bleibt und sich nicht oder nur wenig praktisch auswirkt. Ärgernis geben wir, wenn wir unkritisch dem Zeitgeist nachlaufen, wenn wir dem Genossen, wie man mit Recht sagt, dem Genossen „Trend“ huldigen. Ärgernis geben wir oftmals auch durch unsere Kleidung. Das gilt vor allem für die Mädchen und Frauen. Nur selten haben die Modeschöpfer ein christliches Gewissen, wenn sie überhaupt eines haben. Allgemein gilt: Zum Ärgernis werden wir, wenn wir dem Widersacher Gottes in die Hände spielen. Da müssen wir auf der Hut sein.

Wenn wir den Kleinen - das sind die Bedeutungslosen in unserer Gesellschaft, aber

nicht nur sie, auch die Kinder sind da mit gemeint - Ärgernis bereiten, so sagt es das Evangelium des heutigen Sonntags, dann ist das dadurch angerichtete Unheil so groß, dass für den, der das Ärgernis gibt, die Versenkung in die Meerestiefe noch das mildere Los wäre im Vergleich zu dem, was ihn beim Gericht Gottes erwartet. Durch die überspitzte Redeweise, durch die hyperbolische Sprache, will Jesus seinem Wort besonderen Nachdruck verleihen.

Im Hinblick auf das Ärgernis geht vieles auf das Konto der Gedankenlosigkeit. Als Christen müssen wir jedoch geistig wach sein, damit wir den gemeinen Zynismus der geheimen Drahtzieher, die hinter der Verführung stehen, erkennen und nicht blind sind für das Ärgernis, dass wir es erkennen und uns nicht zu Fall bringen lassen, dass wir Boten Gottes sind in dieser Welt und unter Einsatz all unserer Kräfte die Menschen zu Gott führen.

Nicht immer ist das Ärgernis ein Unrecht. Unter Umständen kann es gar geboten sein, als Herausforderung. Dann handelt es sich um ein Ärgernis im subjektiven Sinne. In dieser Gestalt hat es den Sinn, zum Guten zu verführen.

Für die Schriftgelehrten und für ihre Anhänger war Jesu Lehre und Wirken Ärgernis, durch das sie zu Fall kamen. Sie erwarteten einen ganz anderen Messias. Für sie offenbarte sich in Jesus das Göttliche in einer sie ganz und gar enttäuschenden Weise. Das wusste Jesus. Darum forderte er sie bewusst heraus. Durch das Ärgernis, das er ihnen nicht ersparen konnte, sollten sie zur Einsicht kommen.

Nicht nur anderen können wir zum Ärgernis werden, auch uns selbst können wir zum Ärgernis werden. Die Hand, der Fuß und das Auge, wichtige Organe des Menschen, können uns zum Ärgernis werden, zum Verführer. Mit dem Hinweis darauf klingt das Evangelium des heutigen Sonntags aus. Bei dem Ärgernis, das wir uns selber bereiten, geht es um die innere Unordnung, die uns zu sittlichen Verfehlungen führt.

Auch hier spricht Jesus in einer hyperbolischen Sprache, überspitzt er das, was er sagen will, bedient er sich bewusst einer übertreibenden Redeweise, wenn er die radikale Preisgabe dieser Organe fordert. Er will damit sagen, dass das ewige Leben wichtiger ist als das zeitliche und dass es besser ist, ohne diese Organe, so wichtig sie sind für unser

Leben, in das ewige Leben einzugehen als mit ihnen in das ewige Verderben. Er will damit sagen, dass zur Vermeidung des Ärgernisses kein Preis zu hoch ist. Dabei weiß er durchaus, dass die Organe des Menschen nur das ausführen, was im Innern gedacht und empfunden wurde, dass der Mensch auch ohne die Organe sündigen kann, er weiß, dass die Schuld tiefer liegt, nämlich im Herzen des Menschen, dass das Böse immer aus den Abgründen seiner Seele hervorgeht.

Wir können dem anderen zum Ärgernis werden, wir können uns aber auch selber Anlass zur Sünde werden. Was uns davor bewahrt, das ist die Liebe, die Liebe zu Gott und zum Nächsten. Dabei müssen wir aufpassen und uns gegen die Gedankenlosigkeit stellen. Und wir müssen uns stets vor Augen halten, dass es um alles geht in unserem Leben, um Sein und Nichtsein, nicht nur für die Zeit, sondern auch für die Ewigkeit, weil die Zeitlichkeit unseres Lebens nicht das Letzte ist.

27. Sonntag im Jahreskreis

„Lasset die Kinder zu mir kommen“

Nicht von ungefähr fügt sich im Evangelium des heutigen Sonntags an das Gespräch Jesu mit den Pharisäern und mit den Jüngern über den hohen Stellenwert der Ehe der Bericht über die Begegnung Jesu mit den Kindern an. Die Würde der Ehe ist nicht zuletzt bedingt durch die Kinder, um deretwillen Gott die Ehe gestiftet und Jesus sie zum Sakrament erhoben hat. Die Erfahrung bestätigt es uns, heute mehr denn je: Wo immer die Ehe als Institution zerfällt, da wird auch der Wert des Kindes nicht mehr gesehen, und wo der Wert des Kindes nicht mehr gesehen wird, da verliert die Ehe ihre Würde.

Der menschengewordene Gottessohn ist nicht einfach nur ein Kinderfreund. Seine Zuwendung zu den Kindern ist programmatisch, sie ist von zentraler Bedeutung für seine Verkündigung. Darum segnet er die Kinder und nimmt sie in seine Arme, und darum ist von dieser Geste und von den sie begleitenden Worten wiederholt die Rede in den Evangelien.

Die Kinder sind für den Erlöser zum einen die ersten Erben der Gottesherrschaft, die der

eigentliche Inhalt seiner Verkündigung ist, der Gottesherrschaft, die ihre Erfüllung findet im ewigen Leben, und zum anderen stellt er die Kinder uns Erwachsenen als Vorbilder vor Augen. Für ihn kommt den Kindern die Gottesherrschaft zu und denen, die so sind wie die Kinder (Mt 18, 3). Im Matthäus-Evangelium erklärt er: „Wer das Reich Gottes (damit meint er die Gottesherrschaft) nicht annimmt wie ein Kind, der kommt nicht hinein“ (18, 17). Im Gottesreich steht das Kind an erster Stelle. Daher ist es das Kind, das die Ehe groß macht.

Wenn Jesus dem Kind solche Wertschätzung entgegenbringt und ihm eine solche Stellung zuerkennt, ist das revolutionär für die Schriftgelehrten und für die Jünger Jesu, denn so etwas gab es damals nicht im Judentum. Das Kind galt als Typus des Unreifen und des Unmündigen, ihm fehlte ja die Kenntnis des Gesetzes. Wer aber das Gesetz nicht kannte, der wurde verachtet. Sich mit einem Kind abzugeben, galt als Zeitvergeudung. Demgegenüber schenkt Jesus den Kindern außergewöhnliche Zuneigung, erklärt er wiederholt, dass ihnen das Reich Gottes in erster Linie gehört und dass sie ein Vorbild sind für die Erwachsenen.

Wenn die Kinder so kostbar sind in den Augen Jesu, dann müssen sie es auch für uns sein. Dann tragen wir alle eine große Verantwortung für sie. Diese erstreckt sich einerseits darauf, dass wir ihnen den Eintritt ins Dasein nicht verwehren, andererseits darauf, dass wir dafür Sorge tragen, dass sie ihr Kindsein leben und bewahren und dass die natürlicherweise in ihnen angelegte religiöse Sehnsucht geweckt wird, damit sie ihre frühe Berufung zum Gottesreich im späteren Leben nicht verlieren.

Die religiöse Erziehung der Kinder ist eine Frage, die uns alle angeht, weil sie heute mehr vernachlässigt wird als je zuvor. Die dreizehn Jahre Religionsunterricht bei uns, die eine einmalige Chance sein könnten, sind weithin vergeblich und unwirksam. Vielfach muss man gar sagen, wenn man ehrlich ist, kein Religionsunterricht wäre besser als dieser. Bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten ermunterte Kardinal Höffner als Erzbischof von Köln unter diesem Aspekt in einer Versammlung von Priestern zur Abmeldung vom Religionsunterricht. Eine religiöse Belehrung und Erziehung der Kinder durch die Eltern und in engerem Anschluss an die Kirche, wie es in Jahrhunderten der Fall war bei uns und in vielen Ländern noch heute der Fall ist, würde wahrscheinlich mehr Früchte und vor allem auch bessere Früchte zeitigen.

Für Jesus gehört das Reich Gottes den Kindern und denen, die in irgendeiner Weise den Kindern gleich geartet sind, den unverbildeten Kindern. Deshalb können wir nur dann in das Reich Gottes eingehen, wenn wir irgendwie so geartet sind wie sie. Das bedeutet, dass wir, anders als die Pharisäer in ihrem Gerechtigkeitsstolz und in ihrer Selbstgerechtigkeit, unsere Schwachheit und Kleinheit erkennen und uns eingestehen. Das unverbildete Kind weiß um seine Ohnmacht, es erfährt sie immer wieder aufs Neue, es weiß, dass es klein und unbedeutend ist und der Hilfe bedarf, der Hilfe der Menschen und, wenn man die in ihm schlummernde religiöse Sehnsucht geweckt hat, der Hilfe Gottes. Daraus erwächst sein beispielhaftes Vertrauen.

Wir entwickeln einen kindlichen Sinn, wenn wir Vertrauen haben, Vertrauen zu Gott und Vertrauen zu den Menschen, sofern sie es verdienen, und Vertrauen zur Kirche, die als der fortlebende Christus teilhat an der Autorität Gottes und deren Auftrag es ist, den Gott der Offenbarung der Welt zu verkünden und zu vermitteln.

Verschüttet ist dieses Vertrauen heute nicht selten durch ein überstarkes Selbstvertrauen, das freilich oftmals in sein Gegenteil umschlägt. Tatsächlich leiden heute viele an ihrem fehlenden Selbstvertrauen, dass sie dann allerdings oft verbergen hinter einem hochmütigen und rücksichtslosen Auftreten.

Im Blick auf das Kind können wir lernen, uns unsere Schwachheit, unsere Kleinheit und unsere Ohnmacht einzugestehen und Vertrauen zu haben zu Gott, zu den Menschen und zur Kirche. Wenn wir auf das Kind schauen, in dem das in ihm angelegte Gute geweckt worden ist, können wir aber auch den Gehorsam lernen, den Gehorsam gegenüber Gott und gegenüber denen, die an seiner Autorität teilhaben.

Der Gehorsam ist eine Grundtugend im Christentum, denn schon der Glaube, die Wurzel des Christentums, ist als Gehorsam zu verstehen, als vernünftiger Gehorsam gegenüber dem sie offenbarenden Gott. Der Glaube ist seinem Wesen nach freier Gehorsam, der in der Einsicht gründet. So definiert ihn bereits der Apostel Paulus im Römerbrief (Röm 1, 5; 15, 18). Der Geist des Gehorsams aber ist eng verwandt mit dem Geist des Dienens, dessen Fundament die Selbstlosigkeit ist.

Am vergangenen Donnerstag begingen wir den Gedenktag der heiligen Karmelitin Theresese von Lisieux (+ 1897). Sie starb mit vierundzwanzig Jahren. Beispielhaft hat sie das Kindsein vor Gott gelebt. Sie ist exemplarisch für den kleinen Weg der Kindheit, wie sie ihn in ihrer Selbstbiographie „Die Geschichte einer Seele“ beschrieben hat. In ihm geht es für sie um Vertrauen und Hingabe, um Gehorsam und Dienstbereitschaft. Sie verstand ihren Lebensweg als einen Weg der Hingabe an Gott und an die Mitmenschen, als den „kleinen Weg“ der Liebe, der Liebe zu Gott, die sie in den kleinen Gesten des Alltags zum Ausdruck brachte. Mit ihrem „kleinen Weg“ hat sie viele Millionen Menschen nachhaltig fasziniert, zu ihrer Zeit, aber auch heute noch. Ihre Autobiographie ist noch heute das meist gelesene spirituelle Buch in Frankreich.

Zum Gedenktag der Heiligen erklärte der Heilige Vater respektvoll, die Heilige zeige uns den kleinen Weg, der auf das Wesentliche blicke, den demütigen Weg der Liebe. Die von ihr begangene Straße sei allen zugänglich, weil sie die Straße des totalen Vertrauens auf Gott sei, auf Gott, der die Liebe in Person sei und uns nicht verlasse (Ansprache bei Abschied von Castel Gandolfo am 2. Oktober 2009).

Bei dem französischen Priester und Autor Michel Quoist (+ 1997) heißt es einmal: „Ich liebe die Kinder, sagt Gott, weil mein Bild in ihnen noch ungetrübt ist“. Das unverbildete Kind ist gemäß den Worten Jesu vorbildlich für seine Jünger, weil es ohne Arglist ist, vertrauensvoll offen und gläubig gehorsam, selbstlos und dienstbereit.

28. Sonntag im Jahreskreis

**„Was nennst du mich gut ... wie schwierig ist es für einen Reichen
in das Gottesreich einzugehen“**

Zwei Gedanken unterstreicht das uns wohl bekannte Evangelium des heutigen Sonntags, die Perikope von dem reichen Jüngling, wenn es davon spricht, dass Gott allein der Gute ist und dass die Güter dieser Welt uns zum Verhängnis werden können.

Der reiche Jüngling tritt an Jesus heran mit der Frage: Guter Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben? Und Jesus antwortet ihm: Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein. Mit dieser Antwort will er nicht sagen, dass die Anrede des

reichen Jünglings verfehlt war. Vielmehr will er ihm und uns damit sagen, dass Gott allein gut ist im Vollsinn des Wortes, dass alles Gutsein des Menschen seinen Ursprung in Gott hat.

Gott ist das Gute, er ist der Gute schlechthin, das heißt: der Vollkommene, er ist die Güte selbst. Am Gutsein Gottes erhalten wir Anteil, wenn wir uns ihm innerlich zuwenden.

Das will sagen: Was den Menschen gut macht, das ist die innere Zugewandtheit zu Gott. Unser Gutsein wächst durch unser inneres Einswerden mit Gott. Das Gutsein des Menschen setzt eine lebendige Gemeinschaft mit Gott voraus und ein wachsendes inneres Einswerden mit ihm.

Bei wem anderem aber sollten wir das lernen, wenn nicht bei dem Mensch gewordenen Sohn Gottes, der uns bis ans Ende geliebt hat, bis zu seinem Tod (Joh 13, 1). Gute Knechte und Mägde sollen wir werden, wir alle, das aber können wir nur werden, wenn wir in einer lebendigen Beziehung zu Christus stehen, der uns zum Vater führt.

Nur wenn wir gute Knechte und Mägde sind, können wir eingehen in die Freude des Herrn, wie es im Gleichnis heißt (Mt 25, 21). Das wird heute oft nicht gesagt in einer oberflächlichen und horizontalen Glaubensverkündigung und Katechese, worin man vor allem, unkritisch einem Trend folgend, bemüht ist, im Unverbindlichen zu bleiben.

Unser Leben muss sich im Dialog mit Christus abspielen. Dabei müssen sein Wesen und seine Eigenschaften in uns eindringen, müssen uns sein Wesen und seine Eigenschaften formen.

In diesem Punkt ist uns Maria ein leuchtendes Vorbild. Sie war inniger verbunden mit Christus als je ein Mensch mit ihm innerlich verbunden gewesen ist. Sie führt uns zu Christus. Sie ist der sichere Weg zu ihm. Sie nimmt uns an die Hand, wie eine Mutter ihr Kind an die Hand nimmt und ihm Geborgenheit schenkt, wenn wir uns führen lassen. Wenn Christus uns fern erscheint in den Stürmen der Zeit, Maria ist uns nahe, die Dienerin des Herrn. In ihr hat die Güte Gottes beispielhaft Gestalt gefunden. Auf ganz menschliche Weise begegnet sie uns in ihr. Mit ihrer Güte trägt sie immer neu Christus,

das große Licht Gottes, in die Welt hinein. Er hat uns sie als Mutter gegeben, damit wir von ihr das Ja lernen, das uns gut werden lässt. Und sie führt uns damit zum Quell aller Güte.

Der zweite Gedanke, den das Evangelium des heutigen Sonntags uns nahe legt, ist der, dass die Güter dieser Welt uns zum Verhängnis werden können.

Jesus erkennt die Gefahren des Reichtums und nennt sie beim Namen. Für ihn ist der Reichtum einer der schlimmsten Feinde des Menschen, weil er uns allzu leicht auf diese unsere vergängliche Welt fixiert. Unmissverständlich erklärt er: „Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen“ (Mt 6, 24).

Dabei verwirft er den Reichtum nicht völlig, er ist nicht einseitig und fanatisch, aber er sieht in ihm eine große Gefahr, sich der Faszination der irdischen Güter zu entziehen.

Er verurteilt sie nicht, die Güter dieser Welt, bei aller persönlichen Distanz von ihnen, weiß er doch, dass man mit ihnen viel Gutes tun kann. Ganz selbstverständlich nimmt er die Dienste der Reichen in Anspruch, zusammen mit seinen Jüngern. Er weiß, dass das Almosengeben, das eine zentrale Rolle spielt in seiner Unterweisung, voraussetzt, dass man Güter besitzt, dass der, der nichts hat, auch nichts geben kann. Das Almosen ist seine Lebensgrundlage und die seiner Jünger. Das übersieht er nicht.

Jesus weiß, dass das Streben nach Besitz dem Menschen immanent ist, dass Besitz Freiheit bedeutet für den Menschen und dass dieses Streben von Gott kommt. Er weiß aber auch, dass es allzu leicht der Unordnung verfällt und so zu einer Gefahr wird für den Menschen, dass der Mensch stets geneigt ist, die Güter dieser Welt an die Stelle Gottes zu setzen und ihnen göttliche Ehren zu erweisen.

In der Habgier entartet das an sich gute Streben des Menschen. Das Unheil der Habgier ergibt sich schon aus der Tatsache, dass unendlich viel Streit aus ihr hervorgeht und dass sie schon viele Familien auseinander gebracht hat. Aber nicht nur Familien.

Jesus verlangt nicht den vollständigen Verzicht auf den Besitz, aber einigen empfiehlt er ihn, wie das bei dem gut gearteten Jüngling im Evangelium der Fall ist. Und er selber lebt diesen Verzicht. Damit will er ein Zeichen setzen, damit will er die irdischen Güter

relativieren und daran erinnern, dass die ewigen Güter wichtiger sind als die zeitlichen und dass wir die ewigen Güter nur gewinnen können, wenn wir nicht der Faszination der zeitlichen Güter erliegen und wenn wir die zeitlichen Güter in den Dienst der ewigen stellen.

Gut werden wir, wenn wir die Nähe Gottes suchen. Zu ihr gelangen wir durch die Gemeinschaft mit Christus und mit seiner heiligen Mutter. Wenn wir uns bemühen, gut zu sein, werden wir die Güter dieser Welt relativieren und uns von ihnen nicht knechten lassen, werden wir uns hüten vor der Untugend der Habgier. Dann werden wir den Gütern dieser Welt den Platz zuerkennen, der ihnen zukommt, werden wir sie vor allem in den Dienst der ewigen Güter stellen.

29. Sonntag im Jahreskreis

„Wer groß sein will, der sei euer Diener“

Vor vier Wochen behandelte das Evangelium der Sonntagsmesse das gleiche Thema wie heute, die Tugend der Demut. Sie ist von besonderer Bedeutung für das christliche Leben. Deshalb die Wiederholung. Damals ging es um einige Verse aus dem 9. Kapitel des Markus-Evangeliums, heute entstammen die Verse dem 10. Kapitel des gleichen Evangeliums. Damals ging es darum, dass die Jünger Jesu sich um den ersten Platz gestritten hatten und dass Jesus ihnen erklärt hatte, wer der Erste sein wolle, der solle der Letzte und der Diener aller sein. Heute ist die Situation ähnlich. Zwei der Jünger wollen mehr sein als die anderen, sie wollen wenigstens am Ende den anderen übergeordnet sein, und Jesus ermahnt sie, die Jünger insgesamt, noch einmal, dieses Mal eindringlicher, die Demut zu lieben, nicht herrschen zu wollen, sondern zu dienen, und er stellt sich ihnen selbst als Beispiel und Vorbild hin, sein Leben und Wirken und vor allem sein Sterben.

Nicht nur hier, an zahlreichen weiteren Stellen kommt Jesus in den Evangelien auf die Tugend der Demut zu sprechen, und auch in den übrigen Schriften des Neuen Testaments ist immer wieder von ihr die Rede.

Der Demütige ist, wie Jesus ihn sieht, anspruchslos. Er macht nichts aus seiner Person, er schätzt sich richtig ein, er erkennt sich so, wie er ist, er macht sich nicht selber etwas vor, er hat Geduld, und er kann warten. Er hat den Mut zu dienen, ohne dabei Ansprüche zu stellen. Unser deutsches Wort Demut kommt von Dienmut. In der Bezeichnung Knecht erkennt der Demütige einen Ehrentitel. Für den Knecht gilt, dass er dient und dabei weiß, dass er nichts anderes getan hat als seine Schuldigkeit (vgl. Lk 17, 10).

Wer demütig ist, der kann zuhören, er hat Zeit für die Menschen, vor allem für jene, die in Not sind. Er kann nachgeben, er ist nicht rechthaberisch, er gibt es zu, wenn er im Unrecht ist. Wer wird sich nicht schon einmal irren? Sparsam ist der Demütige in der Verwendung der ersten Person der Personalpronomina und zurückhaltend im Hinblick auf „Ich-Berichte“. Vor allem aber kann er anerkennen und danken, Gott und den Menschen, nicht nur in Worten.

Nicht zuletzt schließt die Demut im Verständnis Jesu die Leidensbereitschaft in sich, die immer wieder auch in der Selbstüberwindung ihren Ausdruck findet, im Opfer. Ohne das Opfer gibt es keine christliche Existenz.

Demut ist nicht Kleinmut. Kleinmütig ist jener, der im Gleichnis Jesu von den Talenten aus Angst hinging und sein Talent verbarg (Mt 25, 25). Der Kleinmütige legt die Hände in den Schoß. Wenn er etwa von den gegenwärtigen Missständen in der Kirche hört oder wenn ihm über die Not in der Welt berichtet wird, sagt er: „Da kann man nur beten“. Ja, er hält sich gar auch für zu gering, um dienen zu können. Faktisch ist er nicht nur schwach, sondern auch bequem. Er drückt sich vor den Aufgaben, die sich ihm stellen, im natürlichen wie auch im übernatürlichen Bereich.

An die Stelle des Kleinmutes tritt bei dem wirklich Demütigen die Hochherzigkeit. Sie darf nicht mit dem Hochmut verwechselt werden. Der Hochherzige sagt im Gleichnis von den Talenten: „Herr, fünf Talente hast du mir gegeben, fünf weitere habe ich hinzugewonnen (Mt 25, 20). Mit Paulus erklärt der Hochherzige: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“ (Phil 4, 13). Im Vertrauen auf die Hilfe Gottes setzt er sich ganz ein und tut er immer, was er kann. Die Hochherzigkeit ist bedeutender Ausweis der rechten Demut.

Der wirklich Demütige weiß um seine Unzulänglichkeit, richtet dabei aber vertrauend seinen Blick auf Gott. Er hat die richtige Einschätzung seiner selbst, sofern er sich immer gering einschätzt. Von Natur aus schätzen wir uns alle zu hoch ein, von Natur aus sehen wir uns und unser Wesen gleichsam immer in künstlichem Licht, erst der Glaube, wenn er wirksam ist in unserem Leben, gibt uns den rechten Blick für die Wahrheit unserer Existenz und unseres Lebens.

Wenn wir die richtige Selbsteinschätzung haben und frei sind von Illusionen über uns selbst, dann sehnen wir uns nach der Erlösung, dann wissen wir, dass wir uns nicht selbst erlösen können, dass die Erlösung uns geschenkt werden muss, die Erlösung von unseren Sünden.

Die rechte Demut verbindet uns zutiefst mit Gott und mit den Menschen, während der Stolz uns immer von Gott und zugleich auch von den Menschen trennt.

Der Stolz ist die Quelle aller Übel und aller Sünden, alle Sünden gehen aus ihm hervor. In ihm erkennen wir auch den Hintergrund der Ursünde, der Auflehnung der ersten Menschen gegen Gott.

Der Stolze lässt sich von keinem etwas sagen, er weiß alles besser, er kümmert sich um niemanden und überrennt jene, die ihm im Wege stehen, immer sucht er nur seinen persönlichen Vorteil, weil nur sich selber kennt. Heute wiederholt sich diese Sünde unzählige Male, wo immer der Egoismus eskaliert, wo immer die Menschen nur nach ihrem eigenen Geschmack leben, sich von keinem sagen lassen, wie sie leben sollen, und alles tun, was ihnen Spaß macht, und wo immer sie nicht fragen: Was muss ich tun?, sondern: Was will ich tun?

Wer viel mit Menschen zu tun hat, der erfährt immer wieder die zerstörerische Macht des Stolzes, des Hochmutes und der Selbstherrlichkeit der Menschen. Dabei müssen wir sehen, dass sich der Stolz zuweilen hinter der Maske der Demut verbirgt. Die Demut erweist sich dann als die subtilste Form des Stolzes. Das wird uns nicht überraschen, wenn wir uns vor Augen halten, dass der Teufel der Vater der Lüge ist (Joh 8, 44).

Der Kern der Botschaft Jesu ist der, dass die Heilung unserer Welt und unseres Lebens

eigentlich nur durch unsere Demut erfolgen kann, die sich vor allem in der Bereitschaft zu dienen niederschlägt, in der Bereitschaft, Gott und dem Nächsten zu dienen. Das Evangelium lehrt uns, dass wir das wahre Leben nicht auf dem Weg des Herrschens, sondern auf dem Weg des Dienens finden.

Christus hat die Tugend der Demut nicht nur in die Mitte seiner Verkündigung gestellt, er hat sie auch beispielhaft gelebt. In spezieller Weise hat er sie geheiligt durch seinen Gehorsam. „Er war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2, 8), so lautet ein Kernsatz der christlichen Verkündigung seit den Tagen der Urkirche. Gott selber ist als Mensch den Weg des Dienens gegangen, den Weg der Selbstentäußerung. Darum gibt es für uns keinen anderen Weg zum Heil als den des bescheidenen und selbstlosen Dienstes, als den Weg der Hingabe an unsere Aufgaben, der Hingabe an Gott und an die Menschen. Gott schenke uns die Gnade, dass wir die sittliche Schönheit der Tugend der Demut in wachsendem Maß erkennen. Das Bemühen um diese Tugend die Bedingung für das Eingehen in das Reich Gottes. Die Stolzen und Hochmütigen finden keinen Einlass (vgl. Paul Rusch, Wachstum im Geiste, Innsbruck ²1962, 56 - 66).

30. Sonntag im Jahreskreis

„Mach hell meine Augen, dass ich nicht im Tod entschlafe“

Die Situation eines Blinden ist grauenvoll, ohne das Augenlicht lebt er in der Dunkelheit, zeitlebens, nie mehr wird er sehen können. Wir müssen uns einmal vorstellen, was das bedeutet, wenn wir persönlich davon betroffen sind: Ich kann nicht mehr sehen, bis an mein Ende ist Nacht um mich. Der Blinde ist hilflos und einsam und ganz auf die Menschen angewiesen. Erst wenn wir uns das Blindsein existentiell klar machen, auf unsere eigene Existenz bezogen, können wir ermessen, welches unvorstellbare Glück dem Blinden unseres Evangeliums in seiner Heilung durch Christus zuteil geworden ist.

Heute gibt es 60 Millionen Blinde in aller Welt, trotz des Fortschritts in der Augenheil-

kunde, so berichtet die Weltgesundheitsorganisation, in unserem Land sind es 200 000, hinzukommen 550 000, die hochgradig sehbehindert sind, deren Sehkraft nur noch 10 % oder weniger beträgt. Die allermeisten Blinden oder in ihrer Sehkraft extrem Geschwächten sind heute über 60 Jahre alt.

Das Evangelium von der Heilung des blinden Bettlers berichtet uns genaue Details. Es schildert uns, wie dieser sich an Jesus wendet und ihn beschwört und wie die Umstehenden abweisend reagieren, es nennt den Namen des Geheilten und den Ort, an dem die Heilung geschehen ist. Jericho ist die älteste uns bekannte Stadt, ihre Geschichte reicht zurück in die Mitte des 2. Jahrtausends vor Christus. Sie liegt etwa dreißig Kilometer nordöstlich von Jerusalem am Westufer des Jordan. Heute zählt diese Stadt etwa 25 000 Einwohner. Am Ausgang der Stadt, am Tor der Stadtmauer, hat Jesus das Wunder gewirkt. Der Blinde wird geheilt, weil er einen lebendigen Glauben und ein unbesiegbares Vertrauen hat. Dafür belohnt ihn Gott. Nicht der Glaube hat ihn geheilt, wie man bei vielen Kommentatoren heute lesen kann, sofern sie diese Begebenheit nicht überhaupt in das Reich der Legende verweisen, sondern Jesus ist es, der das Wunder wirkt, er wirkt es, weil der Blinde glaubt und vertraut. Dieser nennt ihn „Sohn Davids“ und bekennt ihn damit als den Messias, als den Gottgesandten. Er weiß, dass der Messias die Augen der Blinden öffnen wird. Davon ist immer wieder in den alten messianischen Weissagungen die Rede. Dem Blinden werden diese nicht unbekannt gewesen sein. Er wird sich in diesem Augenblick vielleicht auch an die Jesaja-Weissagung erinnert haben: „Das Volk, das im Finstern wandelt, schaut ein großes Licht“ (Jes 9, 1).

Das Evangelium bestätigt den beispielhaften Glauben und das beispielhafte Vertrauen des Geheilten, wenn es feststellt, dass dieser nach seiner Heilung in großer Dankbarkeit seinem Wohltäter nachfolgt.

Blind sein, das bedeutet: Augen haben und doch nicht sehen können. Die Blindheit des Leibes verweist uns auf die Blindheit der Seele, näherhin auf die Blindheit des Geistes und des Herzens, die verhängnisvoller ist als das Versagen der äußeren Sinne, denn bedeutsamer noch als die Augen unseres Leibes, sind die Augen unseres Geistes und unseres Herzens.

Die Blindheit des Geistes, das bedeutet: Einen Verstand haben und doch nicht die

Wahrheit erkennen. Die Blindheit des Herzens, das bedeutet: Nicht nach den Weisungen und den Geboten Gottes zu leben, sondern autonom, wie man es heute gern ausdrückt.

Viele sind heute blind gegenüber dem Dasein Gottes, der uns erschaffen und der uns erlöst hat, gegenüber seiner Güte und gegenüber seiner Barmherzigkeit. Blind ist unser Geist auch, wenn wir uns einreden lassen, dass Christus nicht der Sohn Gottes ist, dass er nicht gegenwärtig ist in der heiligen Eucharistie, dass Gott keine Wunder wirken kann in unserer Welt und dass alle Konfessionen und alle Religionen gleich sind.

Unser Herz aber ist blind, wenn wir uns abwenden von der Botschaft der Kirche, wenn wir uns der schleichenden Gottlosigkeit unserer Tage überlassen und einfach mit den Wölfen heulen. Blind ist unser Herz aber auch, wenn wir es an vergängliche Güter hängen, wenn wir das Vorläufige so verstehen, als wäre es ewig, wenn wir das irdische Leben so genießen, dass wir dabei das ewige verlieren und wenn wir irdischen Ruhm suchen und seine Eitelkeit nicht erkennen, dabei aber jenen anbeten, den die Heilige Schrift den Fürsten dieser Welt nennt. Blind ist unser Herz auch, wenn wir nicht die Werke der Barmherzigkeit tun, wenn wir meinen, ohne selbstlose Liebe könnten wir vor Gott bestehen. Blind ist unser Herz, wenn wir die Sakramente der Kirche verschmähen, wenn wir nicht den Wert des Bußsakramentes und des eucharistischen Sakramentes erkennen.

Allzu oft fällt es uns schwer, das Böse zu erkennen und uns ihm zu widersetzen. Vielmals erscheint uns die Nacht wie Licht und der helle Tag wie Dunkelheit. So kommt es dann, dass wir uns mit den Feinden Gottes, mit den Feinden Christi und seiner Kirche, verbünden und uns vor den falschen Wagen spannen lassen, den wir vielleicht eigentlich gar nicht ziehen wollen, und dass wir denen vertrauen, die eigentlich unser Vertrauen nicht verdienen. Da sind wir zuweilen geradezu mit Blindheit geschlagen.

Konkret ist hier, um ein aktuelles Thema anzusprechen, an die In-Frage-Stellung von Ehe und Familie zu erinnern in unserer Öffentlichkeit, die mit dem Schein der Gesetzmäßigkeit umgeben wird, und an die Aushöhlung des Elternrechtes, wodurch nicht nur das Wirken der Kirche unterminiert wird, sondern auch die Grundlagen unserer Gesellschaft untergraben werden.

Der Hass gegen Gott führt zum Hass gegen den Menschen. Das Ende von Ehe und Familie ist die Unmenschlichkeit. Bei Jean Paul Sartre (+ 1980), einem Exponenten der modernen Gottlosigkeit, steht der Satz: „Ich habe Gott getötet, weil er mich von den Menschen trennte, und nun versetzt mich sein Tod in umso größere Einsamkeit“. Leider hat er diese Tat nicht bereut. So hat es jedenfalls den Anschein.

Das Evangelium des heutigen Sonntags wird lebendig, wenn wir in dem blinden Bettler am Wege uns selber wiedererkennen in unserer geistigen Blindheit. Wenn die Augen unseres Leibes auch hell sind, so sind es oftmals nicht die Augen unserer Seele.

Allzu oft sind wir blind gegenüber der Wahrheit und gegenüber dem Guten und wissen nicht, wie wir das wahre Leben finden können. Der Geist und das Herz sind verblindet, wo immer wir uns von dem modernen Unglauben beeindruckt lassen. Diese Blindheit ist schlimmer noch als die Blindheit des Leibes, die nur unser vergängliches Leben betrifft.

Um das Unheil der Blindheit der Seele wusste einst der alttestamentliche Prophet, als er betete: „Mach hell meine Augen, auf dass ich nicht im Tod entschlafe“ (Ps 13, 4). Die Folge der Blindheit des Geistes und des Herzens ist, sofern wir nicht unschuldig sind an dieser Blindheit, der Tod, der ewige Tod, nicht selten aber auch der zeitliche. Wenn wir den lebendigen Glauben des blinden Bettlers haben und sein sieghaftes Vertrauen, dann wirkt Gott auch heute noch Wunder, nicht nur Wunder des Geistes.

Allerheiligen (31. Sonntag im Jahreskreis)

**„Ich sah eine große Schar aus allen Völkern,
Stämmen, Nationen und Sprachen“**

Im Credo bekennen wir uns zur Gemeinschaft der Heiligen. Damit ist die umfassende Gemeinschaft der Erlösten gemeint, die Gemeinschaft derer, die Anteil haben an der heiligenden Erlösung Jesu Christi. Dazu gehören die Vollendeten des Himmels die das Ziel erreicht haben, dazu gehören die, die zwar diese unsere Welt verlassen haben, aber

noch der Läuterung bedürfen im Jenseits, dazu gehören endlich wir, die wir noch auf dem Weg sind, die wir zwar alles gewinnen sollen, aber auch alles verlieren können, die wir zwar durch die Sakramente der Kirche geheiligt sind, die aber diesen Schatz in irdenen das heißt zerbrechlichen Gefäßen tragen (2 Kor 4, 7). Mit uns auf dem Wege sind alle die, die nicht zur sichtbaren Kirche gehören, aber ehrlich an Christus, den Erlöser, glauben, sowie all jene, die Christus nicht kennen, aber in gutem Glauben Gott suchen. Ehrlich an Christus, den Erlöser, glauben und in gutem Glauben Gott suchen: Es gibt viel Unwahrhaftigkeit, Unehrlichkeit, Verstellung und Lüge, speziell im Bereich des Religiösen, zuweilen nicht allein vor den Menschen, sondern auch vor Gott. Unter diesem Aspekt sagt der heilige Augustinus (+ 430): Es gibt viele, die drinnen sind, aber in Wirklichkeit draußen sind, und es gibt viele, die draußen sind, in Wirklichkeit aber drinnen sind (De baptismo, 5, 28, 39; vgl. Hom. in Johannem, 45, 12).

Die Gemeinschaft der Heiligen umfasst die streitende, die leidende und die triumphierende Kirche. So sagte man es früher. Zur streitenden Kirche gehören dabei viele, die nicht einmal darum wissen.

Die Gemeinschaft der Heiligen feiern wir immerfort in der kultischen Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers, des Todes Christi. Das geschieht in der Feier der heiligen Messe. In ihr verströmt sich die Liebe Gottes fortwährend in die Welt hinein, damit sie das Heil findet, damit sie gerettet wird.

Das Allerheiligenfest will uns, wenn es uns jene zeigt, die gestern das waren, was wir heute sind, eine Mahnung sein, das wir bewusster, fester und entschlossener das Ziel unseres irdischen Lebens ins Auge fassen. Wenn wir in all unserem Denken, Reden und Tun die letzten Dinge vor Augen haben, werden wir in Ewigkeit nicht sündigen. So sagt es einmal das Alte Testament an einer bedeutenden Stelle (Sir 7, 36).

Durch ihr Leben sind uns die vollendeten Heiligen Orientierungslichter auf unserem irdischen Pilgerweg. Sie wurden nicht als Heilige geboren, wenn wir einmal von der Mutter Jesu absehen. In der (ersten) Lesung, die wir soeben vernommen haben, heißt es, dass sie aus der großen Trübsal gekommen sind, aus der großen Bedrängnis. Das will sagen, dass sie das Kreuz des Leidens getragen haben. Im Allgemeinen waren sie nicht auf Rosen gebettet in ihrem Leben. Entweder wurde ihnen das Kreuz auferlegt oder sie

haben es sich selber auferlegt, in der Liebe zum Opfer, zum Verzicht, zur Selbstüberwindung und darin jene tiefe Freude erfahren, die uns die wahre Liebe schenkt.

Wie es die Bergpredigt Jesu vorsieht, waren sie demütig, sanftmütig, barmherzig, friedfertig und gerecht, sie trauerten über ihre Sünden, sie bewahrten sich ein reines Herz und waren bereit, für die Wahrheit und die Gerechtigkeit Verfolgungen auf sich nehmen. Sie gingen den Weg der konsequenten Hingabe an Gott.

Ihre Heiligkeit ist ein Geschenk Gottes, eine Gabe Gottes an sie persönlich und an die Welt, aber - darauf kommt es an - sie haben diese Gabe angenommen und sie als Aufgabe verstanden. Immer sind Gottes Gaben zugleich Aufgaben für die Menschen. Die Heiligen haben die Gabe Gottes angenommen und etwas daraus gemacht. Man kann eben nicht nur das Ja Gottes empfangen, man muss es auch zurückgeben.

Irgendwie gerieten die Heiligen immer in Gegensatz zur Welt, mehr oder weniger, weil sie die Menschen ihrer Zeit beunruhigten. Aber ihre Kraft lag ganz in der Hoffnung auf Gott und auf die Ewigkeit. Sehr groß ist gar die Zahl der Blitzeugen unter ihnen.

Zu Heiligen wurden sie nicht durch die Begeisterung des Augenblicks, sondern durch die Treue und Beharrlichkeit im Alltag. Allzu leicht bemächtigt sich unser die Treulosigkeit gegenüber unseren Vorsätzen und gegenüber dem Willen Gottes. In den herrlichsten Farben stellt sie sich uns dar, die Treulosigkeit. Die Versuchung ist erfinderisch. Das Böse kann verlockend sein. Darum hat Christus uns unterwiesen, täglich zu beten: Und führe uns nicht in Versuchung. Es geht hier um die Treue im Kleinen.

Die Heiligen sind für uns ein lebendiges Evangelium, sie sind uns Wegweiser. Ohne sie wäre unser Leben allzu oft wie eine Nacht ohne Sterne. Und sie sind uns unsichtbare Helfer in der Meisterung unserer Lebensaufgaben durch ihre Fürsprache bei Gott. Leuchtende Vorbilder sind sie für uns und mächtige Fürsprecher

6 500 namentlich bekannte Heilige und Selige zählt die Kirche, sie weiß aber, dass ihre wirkliche Zahl unzählbar ist. Daran erinnert uns die (erste) Lesung dieser heiligen Messe. Die namenlosen Heiligen des Himmels, sie zeichnen sich nicht durch außergewöhnliche Taten aus, aber sie taten das Gewöhnliche in außergewöhnlicher Weise. Im

Dienst vor Gott und an den Menschen erwiesen sie sich vor allem treu und beständig.

Die vollendeten Heiligen, sie können für uns tätig werden, und sie werden es. Sie gehen mit uns, wenn wir mit ihnen gehen. Sie lehren und erwirken sie uns Treue und Beständigkeit in den zahllosen Versuchungen, die uns bedrängen. Sie geben uns ein Beispiel durch ihr kostbares Leben, und sie treten ein für uns bei Gott.

Der Weg zu Gott über die Heiligen ist nicht länger, sondern kürzer. Da täuschen sich manche, die diese Frage abstrakter sehen. In der Gemeinschaft mit den vollendeten Heiligen wird unser religiöses Tun, wird unser Glauben, unser Hoffen und unser Lieben, lebendiger und nicht zuletzt auch menschlicher.

32. Sonntag im Jahreskreis

**„Wahrlich ich sage euch, diese arme Witwe hat mehr hineingelegt
in den Opferkasten als alle anderen“**

Das Evangelium des heutigen Sonntags besteht aus zwei Teilen, die aufeinander hingenordnet sind: Im ersten Teil prangert Jesus den Lebenswandel der Schriftgelehrten an, die zum größten Teil der Partei der Pharisäer angehörten, ihre Eitelkeit, ihre Habgier und ihre Heuchelei und Scheinheiligkeit, und im zweiten Teil lobt er die Gesinnung einer armen Witwe. Er stellt der Scheinfrömmigkeit der angesehenen Schriftgelehrten, die den Witwen ihren kärglichen Besitz wegnehmen, den Opfersinn einer einfachen und namenlosen Frau entgegen. Damit rechtfertigt er nicht die Ersteren, sondern jene, die nicht viel haben und die nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehen, vorausgesetzt, dass sie ihr Schicksal demütig tragen und dass sie nicht jene beneiden, die reich sind und von den Menschen geehrt werden, sondern auf Gott und die Ewigkeit bauen. Und ein Weiteres sagt uns dieses Evangelium: Wichtiger als die Gabe ist die Gesinnung, in der die Gabe gegeben wird. Wird sie nicht aus Liebe zu Gott gegeben, so ist sie wertlos und wäre ihr materieller Wert noch so groß. Wie so oft, zeigt sich auch hier, dass Gott andere Maßstäbe hat als die Menschen sie haben. Damit legt uns das Evangelium zwei Gedanken vor, bei denen wir heute Morgen ein wenig verweilen wollen: Gott bevorzugt die Armen und die Verachteten (1), und er sieht auf die innere Gesinnung des Menschen

(2).

Oft wird den Vertretern der Kirche heute vorgeworfen, sie hielten es mit den Reichen und mit den Angesehenen. Ganz falsch ist der Vorwurf nicht. Sie entfernen sich damit jedoch von dem, in dessen Dienst sie stehen. Dieser Versuchung erliegen sie dann, wenn sie Funktionäre werden in ihrer Gesinnung, wenn das innere Leben ihnen fremd wird, wenn sie auf Besitz und auf Ansehen und Ehre bei den Menschen setzen und wenn die Eitelkeit Macht über sie gewinnt.

Das Herz Jesu und das Herz Gottes gehört, wenn ich so reden darf, in erster Linie den Armen und den Verachteten. Bei ihnen ist die Ehrlichkeit eher gegeben als bei denen, die an der Sonnenseite des Lebens angesiedelt sind, weil sie dank ihres Schicksals eher ihre Hoffnung auf Gott und auf die Ewigkeit richten und weil sie ihr Vertrauen eher auf die jenseitigen Güter und auf die jenseitige Gerechtigkeit setzen, als die anderen es tun. Das ist jedoch nicht immer so, denn es gibt Arme, die verhinderte Reiche sind, wie es auch Reiche gibt, die verhinderte Arme sind. Das heißt: Es gibt Wohlhabende, die nicht an ihren Gütern hängen und die viel Gutes tun mit ihnen, und Arme, die sich geradezu verzehren im Streben nach den Gütern dieser Welt. Und Eitelkeit und Geltungssucht gibt es nicht nur bei denen, die mit Ehre und Ansehen bei den Menschen gesegnet sind, sondern auch bei jenen, die wenig Anerkennung finden bei den Menschen.

Gott liebt in erster Linie jene, die nichts gelten in dieser Welt, die nicht mit den Gütern dieser Welt gesegnet sind und nicht geliebt werden in dieser Welt, Gott stellt die Maßstäbe der Menschen oft auf den Kopf. Was in der Welt glänzt, das ist oft billiges Metall vor Gott, was die Menschen für wertvoll halten, das zählt oft nicht vor Gott, und was vor Gott zählt, das wird oft von den Menschen nicht beachtet. Darum werden, so drückt es Jesus einmal aus, am Ende, bei der Endabrechnung, „die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein“ (Lk 13, 30).

Maria, die Mutter Jesu, die auch unsere Mutter ist, singt im Magnificat: „Er (Gott) hat die Mächtigen vom Thron gestürzt und die Geringen erhöht“ (Lk 1, 52). Das hat er nicht nur getan, das tut er auch in der Gegenwart und das tut er auch in der Zukunft. Auch Paulus besingt die Vorliebe Gottes für die Armen und Verachteten wenn er feststellt: „Was nichts gilt vor der Welt, das hat Gott erwählt, um das, was vor der Welt etwas gilt, zunichte zu machen“ (1 Kor 1, 28).

Wenn es so ist, dann müssen wir uns bemühen um die Gesinnung der Armen und Verachteten, um die Gesinnung derer, die am vergangenen Sonntag am Allerheiligenfest im Evangelium die Armen im Geiste genannt wurden. Ja, unsere ganze Sorge muss sich eigentlich darauf richten, dass wir Gott die Ehre geben und darauf, dass wir die Menschen nach den Maßstäben Gottes beurteilen.

Gott sieht auf die Gesinnung der Menschen, das ist der zweite Gedanke, den das Evangelium des heutigen Sonntags uns nahe legt. Das Opfer der Witwe wird von Jesus deshalb so hoch eingeschätzt, weil es Ausdruck ihrer Hingabe, ihrer Ganzhingabe an Gott ist. Dadurch unterscheidet sie sich in ihrer Frömmigkeit von der Scheinfrömmigkeit der Schriftgelehrten. In ihrer grundsätzlichen Ehrlichkeit gibt sie ohne Hintergedanken. Sie will keinen irdischen Lohn für ihre Gabe. Ihre Motivation ist absolut rein und lauter. Ihre äußeres Opfer ist ganz und gar Ausdruck ihrer inneren Hingabe. Sie gibt alles hin, was sie hat, genauer: alles, wovon sie an diesem Tag leben soll, während die anderen das geben, was sie entbehren können.

Anders ist das bei den Reichen, die zwar große Gaben in den Opferstock werfen, die das aber tun, um gesehen zu werden und vielleicht auch, um sich den Himmel zu kaufen. Auf jeden Fall sehen sie dabei auf die eigene Person und nicht auf Gott. Zu ihnen gehören all jene, deren Opfer im Dienste ihrer Anerkennung vor den Menschen stehen. Zu ihnen gehören aber auch all jene, deren religiöse Übungen veräußerlicht sind. Die Ehrlichkeit vor Gott und die Verinnerlichung der Religion sind ein Grundanliegen Jesu in seiner Verkündigung. Darum geht es ihm immer in den Mahnungen, die er den Schriftgelehrten und den Pharisäern erteilt.

Das äußere Opfer zählt nicht, wenn es nicht der Spiegel der inneren Opfergesinnung ist, selbst wenn man damit ganze Kirchen bauen kann. Darum müssen Almosen und andere fromme Leistungen immer der Größe des Besitzes entsprechen.

Das äußere Gebet ist vergeblich, wenn es nicht ein Ausdruck des inneren Gebetes ist. Menschen kann man täuschen, Gott aber nicht. Äußere Opfer und äußere Taten sind nicht überflüssig, aber ihr Wert bemisst sich von der inneren Gesinnung her, von der Ehrlichkeit her, in der wir unsere Gaben und uns selber Gott und den Menschen über-

geben.

Das Evangelium des heutigen Sonntags warnt uns davor, dass wir auf der Seite der pharisäischen Schriftgelehrten stehen. Die Versuchung, es ihnen gleich zu tun, ist nicht gering. Das Herz Gottes und Jesu gehört - so erfahren wir es im Evangelium des heutigen Sonntag - in erster Linie den Armen und den Verachteten. Gewiss, es gehört auch den anderen, es gehört allen, aber in erster Linie denen, die an der Schattenseite dieses Lebens angesiedelt sind. Gott hat andere Maßstäbe als die Menschen sie haben. Dabei kommt es ihm in erster Linie auf die innere Gesinnung an, wie sie uns idealer Weise in der armen, unbeachteten und namenlosen Witwe des Evangeliums begegnet. Was sie auszeichnet, das ist zum einen ihre Ehrlichkeit, zum anderen ihre Demut. Treffend sagt der Pfarrer von Ars (+ 1859) in seiner Originalität: Was der Teufel am meisten fürchtet, das ist die Demut (Hans-Albert Reul, *Wie lebt der Christ? Goldene Worte des heiligen Pfarrers von Ars*, Tengen 2, o. J., 14). Die gute Tat der armen Witwe ist der Spiegel ihrer lauterer Gesinnung, und sie sucht nicht die Ehre bei den Menschen. Es gilt, dass wir uns ihre Gesinnung zu Eigen machen, indem wir uns bemühen, unser Leben und unsere Welt mit den Augen Gottes zu betrachten.

33. Sonntag im Jahreskreis

**„Er wird seine Engel aussenden, und sie werden die Erlösten
sammeln von allen vier Winden her“**

Das Evangelium des heutigen Sonntags enthält zwei bewegende Gedanken, die Vergänglichkeit der Welt und die Unvergänglichkeit Gottes und seines Wortes. Es erinnert uns daran, dass wir in die Spannung zwischen der Vergänglichkeit und der Unvergänglichkeit hineingestellt sind, dass wir beheimatet sind im Diesseits und im Jenseits, dass wir vergänglich sind und doch für die Ewigkeit bestimmt sind. Das eine wissen wir, dass wir vergänglich sind, weil wir es Tag für Tag erfahren, wenn wir nicht die Augen davor verschließen, das andere glauben wir, dass wir für die Ewigkeit bestimmt sind, weil Gott es uns mitgeteilt hat in seiner Offenbarung. Um es genauer zu sagen: Auch das andere wissen wir, zum Teil, denn dass es eine Ewigkeit gibt, die der tragende

Grund der Zeit ist, das sagt uns schon die Vernunft. Das Gewordene setzt das Unge-wordene voraus, das nicht notwendig Existierende setzt das notwendig Existierende voraus. Und unsere Seele, das eigentliche Prinzip unseres Menschseins, kann nicht sterben. Was wir von dieser Ewigkeit glauben, das ist die Tatsache, dass Gott uns in ihr unvorstellbar glücklich machen will, dass wir ihn in ihr in ewiger Glückseligkeit schauen sollen in nie endender Gemeinschaft.

Wir stehen zwischen der Zeit und der Ewigkeit gleichsam als Wanderer zwischen zwei Welten. Dabei kommen wir von Gott und gehen wir zu ihm, dank seiner Liebe. Der Schöpfergott hat uns in der Erlösung zur ewigen Gemeinschaft mit ihm berufen und ausgestattet. Wir leben in der Zeit, das Ziel unseres Lebens aber ist die Ewigkeit bei Gott.

Das ist das größte Geschenk, das Gott uns hat zuteil werden lassen, das zugleich aber die größte Aufgabe ist, die wir in unserem Leben zu erfüllen haben, die Aufgabe, dass wir für die Ewigkeit leben. Denn das Ziel, zu dem Gott uns berufen hat und wofür er uns ausgestattet hat, können wir nur erreichen, wenn wir uns in der Zeit dafür bereiten durch ein Leben aus dem Glauben, durch unsere Treue im Gebet und im Dienst vor Gott und vor den Menschen. Es gilt, dass wir das Leben der Gnade, das uns in der Taufe geschenkt worden ist, dass wir es bewahren und vertiefen.

Der doppelte Ausgang der Geschichte ist eine elementare Wahrheit unseres Glaubens. Er betrifft die Geschichte des je Einzelnen wie auch die Geschichte der Menschheit als Ganzer. Diese Wahrheit wird heute aber, wie fast alles, was uns der Glaube lehrt, häufiger in Frage gestellt. Das geht nach dem Schema: Was ich nicht verstehe, das gibt es nicht.

Allgemein führt das dazu, dass sich heute viele, allzu viele ihren Glauben zurechtma-chen, wie es ihnen gefällt. Sie selektieren und werfen das weg, was sie nicht gebrauchen können. Eine solche Auswahl ist allerdings die Vorstufe einer vollständigen Distanzierung vom Glauben. Das müssen wir wissen. Soweit das in der Theologie geschieht, und da geschieht es allzu häufig, gräbt sich diese selber ihr Grab.

Die Verfälschung des Glaubens, das ist die große Sünde unserer Zeit. Sie erfolgt heute

auf vielen Ebenen. Gern bezeichnet man das dann mit einem gelehrten Ausdruck als Neuinterpretation. Ist solche Selektion oder Neuinterpretation auf Dummheit und Ignoranz zurückzuführen, kann sie nicht als Schuld angerechnet werden, denn für das, was man nicht weiß, kann man nicht bestraft werden. Aber die Sache ist ein wenig komplizierter. Oft ist es nämlich so, dass Dummheit und Ignoranz aus der Sünde hervorgehen, und ebenso oft ist es umgekehrt so, dass die Dummheit und Ignoranz die Sünde hervorbringen.

Im Markus-Evangelium heißt es unmissverständlich: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden, wer nicht glaubt, wird verdammt werden“ (Mk 16, 16), am Ende des Markus-Evangeliums, das heißt: Der Evangelist versteht diese Aussage Jesu als eine besonders markante. Zum Glauben, der rechtfertigt, muss natürlich das Leben aus dem Glauben hinzukommen. Das ist hier zu ergänzen. Was das im Einzelnen bedeutet, das sagt uns die Kirche, der Gott seine Offenbarung anvertraut hat.

Einmal heißt es in den Reden Jesu: „Es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann“ (Joh 9, 4). Und Paulus ermahnt die Philipper und mit ihnen uns alle mit den Worten: „Wirkt euer Heil mit Furcht und Zittern“ (Phil 2, 12). Diese Paulus-Stelle verstehen wir nur recht, wenn wir sie um jenes andere Schriftwort ergänzen, das da lautet: „Die Liebe vertreibt die Furcht“ (1 Joh 4, 18).

Ehern ist das Christus-Wort des Matthäus-Evangeliums: „Tretet ein durch die enge Pforte, denn breit ist der Weg, der ins Verderben führt“. Christus fügt an dieser Stelle noch hinzu: „... und viele sind es, die ihn gehen (Mt 7, 13).

Gott fordert uns, aber er überfordert uns nicht. Er respektiert unsere Freiheit, die ein Geschenk seiner Liebe ist, unterstützt uns jedoch durch seine Gnade, auf dass wir das Gute wählen und in ihm ausharren.

Gott ist gerecht: Wem viel gegeben ist, von dem verlangt er auch viel. Darauf verweist Christus im Gleichnis von den Talenten (Mt 25, 15). Gott ist nicht nur gerecht, sondern er ist die Gerechtigkeit in Person.

Kardinal Newman (+ 1890), einer der bedeutendsten Theologen des 19. Jahrhunderts

sagt einmal über das Amt des Predigers: „Sein ganzes Tun ist dazu bestimmt, die Menschen daran zu erinnern, dass die Zeit kurz, der Tod gewiss und die Ewigkeit lang ist“ (Predigten [Gesamtausgabe, VIII], Stuttgart 1956, 150). Davon ist die landläufige Glaubensverkündigung der Kirche in der Gegenwart weit entfernt. Weithin erschöpft sie sich in unernster Plauderei. Vor allem verbleibt sie dabei vielfach im Horizontalen.

Beim Endgericht gibt es nur noch zwei Möglichkeiten. Die einen werden das ewige Leben erlangen, die anderen die ewige Strafe (Mt 25, 46). Vorher, bis dahin, gibt es noch eine dritte Möglichkeit, die Läuterung, wir sprechen hier gewöhnlich vom Fegfeuer oder einfach vom Reinigungsort, vom Purgatorium. Die Läuterung der Seelen ermöglicht uns das Gebet für die Verstorbenen, das ohne sie sinnlos wäre.

Gott kennt die geheimsten Gedanken der Menschen. Deshalb tut er keinem Menschen Unrecht, wenn er sich für immer von ihm trennt. Weil wir in unserer Begrenztheit nur von außen her urteilen können, deswegen lautet das Urteil Gottes oftmals ganz anders als das Unsere. Er weiß um die begrenzte Einsicht der Menschen und um ihre innere Unfreiheit, er weiß aber auch um die Abgründe des menschlichen Herzens. Deshalb können wir auch Hoffnung haben für jene, die ein Leben ohne Gott und in der Sünde geführt haben und auch für sie beten.

Feststeht indessen, dass es kein Heil für den Menschen gibt ohne die Bekehrung, die aber muss vor dem Tod erfolgen. Wer sich von Gott trennt mit der nötigen Einsicht und Freiheit und in dieser Haltung bis zum Tod verharrt - das muss nicht in Worten geschehen, das kann auch in Taten zum Ausdruck kommen, und so ist es für gewöhnlich -, für den gibt es keine Rettung, von dem trennt auch Gott sich, und zwar für immer.

Im Grunde ist es so, dass, wenn wir in unserer Erdenzeit das Ziel nicht erreichen, von dem Gott will, dass wir es erreichen, nicht Gott uns verurteilt, sondern dass wir selber es tun.

Wer meint, Gottes Liebe müsse so verstanden werden, dass er niemanden verloren gehen lasse, der hat zum einen ein kindliches Gottesbild, und zum anderen weiß er nicht um das Geheimnis der Sünde und der Bosheit.

Das Böse begegnet uns in solcher Mächtigkeit in unserer Welt, dass hier alle irdischen

Kategorien versagen. Das gilt nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinen. Schon in dieser Welt ist die Sünde in ihrer Abgründigkeit immer wieder die Quelle unsagbarer Leiden für jene, die von ihr betroffen sind, aber immer wieder auch für die Sünder selber. Und in seinem Stolz geht der Mensch oftmals so weit, dass er sich nicht scheut, „alles auf eine Karte zu setzen“.

Im Evangelium des heutigen Sonntags verkündet Christus die Vergänglichkeit der Welt und damit auch unsere persönliche Vergänglichkeit mit großer Eindringlichkeit. Wir alle sind berufen, an der ewigen Seligkeit Gottes teilzuhaben. Dafür müssen wir uns jedoch bewähren. Das ewige Leben fällt uns nicht in den Schoß. Seine Alternative ist in dessen das ewige Verderben. Diese brauchen wir nicht zu fürchten, wenn wir uns ernsthaft bemühen, das göttliche Leben in uns zu bewahren und zu vertiefen. Wir gehen dem Gericht Gottes entgegen, ein jeder von uns, aber dieses braucht uns keine Furcht einzuflößen, wenn wir uns ehrlich bemühen um den Willen Gottes, wenn wir beten und wenn wir uns in dieser Welt als Zeugen Gottes und seines Wortes verstehen.

Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)

**„Ein Reich der Wahrheit und des Lebens, der Heiligkeit und der Gnade,
der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens“**

Das Christkönigsfest ist noch nicht einmal 100 Jahre alt, seit dem Jahre 1925 feiern wir es in der Kirche, früher am letzten Sonntag im Oktober, heute am letzten Sonntag des Kirchenjahres. Das Geheimnis, das in dieser Feier begangen wird, ist jedoch alt, es reicht zurück in die Entstehung der Kirche, in die Zeit, in der die Evangelien aufgeschrieben wurden. Schon da erfahren wir, dass Christus ein König ist, zwar ausdrücklich im Munde Jesu nur einmal, im Johannes-Evangelium, wie wir es soeben vernommen haben, aber das Königtum Christi ist die Grundmelodie aller Evangelien, die Grundmelodie der Verkündigung Jesu, wenn er immer wieder von der Königsherrschaft Gottes spricht, die mit seinem Kommen angebrochen ist.

Das Königtum Christi ist schon in seinem Messias-Namen angedeutet. Denn der Messias ist der Gesalbte. Das griechische Wort für das hebräische Wort Messias ist Christus. Als Gesalbte bezeichnete man in alter Zeit die Könige und die Priester. Diese waren aber in der Regel verschiedene Personen. Das Zusammenfallen dieser beiden Ämter empfand man jedoch als Ideal. So war es auch in Israel. Dort war dieses Zusammenfallen der Gegenstand einer großen Hoffnung. In Jesus von Nazareth erfüllte sie sich. Seit eh und je galt aber auch Gott in Israel als König. Von diesem Königtum ist immer wieder in den Psalmen die Rede. Daher dürfen wir davon ausgehen, dass Jesus, wenn er sich vor Pilatus als König bekennt und sein Königtum dort als weltjenseitig bezeichnet, auf seine Gottheit anspielt.

Für uns ergeben sich daraus drei Fragen, die im Grunde das Gleiche meinen: Wie sollen wir das Königtum Christi im Einzelnen verstehen? Was hat es auf sich mit dem Reich, in dem Christus seine Königsherrschaft entfaltet? Handelt es sich bei dem Königtum Christi nur um eine bildhafte, um eine metaphorische Redeweise, oder liegt dem eine Wirklichkeit zugrunde?

Im Ursinn des Wortes heißt König sein nicht von Volkes Gnaden, sondern von Geburt oder auch von Gottes Gnaden regieren und herrschen. In diesem Sinne wird man nicht ein König, sondern ist man es. Das Königsein ist in solchem Verständnis nicht eine Funktion, sondern eine Wirklichkeit. Ein solcher König übt keinen Zwang aus, ihm unterwirft man sich, ihm muss man sich in letzter Freiheit unterwerfen, zum eigenen Wohl.

Die christliche Kunst stellt den König Christus gern dar als den auf den Wolken Thronenden, als den Wiederkommenden, als den Weltenrichter. Sie will auf diese Weise darauf hindeuten, dass die Macht Christi, die in dieser Welt verborgen ist, am Ende der Welt hervortreten wird.

Die verborgene Macht Christi wird jedoch schon heute erkennbar, dort, wo er wirkt in seinem Wort und in den Sakramenten der Kirche, wo immer sie gläubig gefeiert werden. Sie wird schon heute dort erfahrbar, die verborgene Macht Christi, wo Gott die Herzen der Menschen verwandelt und wo wir dem Phänomen des Heiligen in dieser Welt begegnen, wenn auch, von außen her betrachtet, in Ohnmacht und Schwachheit. In

jedem Fall kommt die Macht Christi am Ende zum strahlenden Durchbruch. Dann kann sich ihr niemand mehr widersetzen.

Dass wir schon heute das verborgene Königtum Christi erkennen und dass wir es aner-kennen, das ist für uns alle, für einen jeden von uns, eine Schicksalsfrage.

Wenn wir sagen: Christus ist der König der Welt, dann bedeutet das soviel wie: Er ist der Sohn des ewigen Gottes, er ist der Erhabene, er hat in allem den Vorrang, er steht neben Gott, er ist Gott selber, durch ihn ist alles geschaffen, in ihm, für ihn und auf ihn hin. Er ist der Weg zu Gott, weil er uns erlöst, weil er uns mit Gott versöhnt hat. Er ist die Mitte unseres Lebens und zugleich das Ziel, die Mitte der Welt und das Ziel der Geschichte. Er unterwirft sich nicht die Menschen, und er baut sein Königreich nicht mit äußerer Gewalt, sondern die Menschen unterwerfen sich ihm in Freiheit, und so finden sie das Heil, das weltjenseitige Heil.

Der wahre König des Himmels und der Erde, er hat viele Konkurrenten, etwa in der Gestalt der Religionsstifter der Geschichte bis hin zu den Gurus unserer Tage. Konkurrenz machen ihm aber auch die säkularisierten Propheten der Jahrhunderte bis hin zu Karl Marx, die zahllosen Menschheitsbeglückler, die es besser wussten, was den Menschen zum Heil dient, die dabei jedoch immer neues Elend heraufbeschworen haben über die Menschen bis in unsere Tage.

Konkurrenten hat Christus heute auch in jenen Christen, die ihn nur mit Worten beken-
nen, in Wirklichkeit aber das irdische Wohlergehen zur Mitte und zum Ziel ihres Lebens erklärt haben, das irdische Wohl-ergehen, das Geld, den Besitz, die Ehre bei den Menschen, die Macht und den Genuss. Überall da erhebt man sich über den König des Himmels und der Erde, unterwirft man sich ihm nicht mehr und verrät man ihn. Verraten wird er aber auch da, wo wir der Welt gleichförmig werden, statt ihm gleichförmig zu werden, wo wir nicht den Mut aufbringen, der Welt entgegenzutreten, wo wir Christus sagen, aber den Antichristus mei-nen, wo wir das Wort Christi verfälschen, wo wir uns ein bequemes Leben machen und die Welt zum Teufel gehen lassen, wo wir nur „Herr, Herr“ sagen, das heißt, wo wir nur beten, aber den Willen Gottes nicht erfüllen.

Es gilt, dass wir uns dem König Christus unterwerfen und dass wir das verborgene Kö-

nigtum Christi in unserem Leben und damit in dieser Welt sichtbar machen. Dass wir uns darum bemühen, davon hängt unsere ganze Ewigkeit ab.

Dem verborgenen Königtum Christi entspricht sein verborgenes Königreich. Wo immer Menschen Christi Königtum sichtbar machen, da bauen sie sein Reich in der Welt. Es ist ein Reich der Wahrheit und des Lebens. Das heißt: In ihm gibt es keine Lüge und keinen Tod. Es ist ein Reich der Heiligkeit und der Gnade. Das heißt: In ihm gilt das Gute, sofern es hervorgeht aus der Gemeinschaft des Menschen mit Gott und aus der Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen. Es ist ein Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens. Das heißt: In ihm wird alle Ungerechtigkeit und wird aller Krieg überwunden durch die Gerechtigkeit und durch die Liebe, wobei die Liebe gewissermaßen noch einen Schritt weitergeht als die Gerechtigkeit. Im Königreich Christi geht es um die Gerechtigkeit und die Liebe für alle, ob sie nah sind oder fern, ob sie Freunde sind oder Feinde.

Christus hat dieses Reich zum Hauptgegenstand seiner Verkündigung gemacht. Es wird bestimmt durch Wahrheit, Leben, Heiligkeit, Gnade, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden. Das Tor, das uns Eintritt verschafft zu diesem Reich, ist die Umkehr.

Wir sollen es sichtbar machen in der Welt durch unsere Unterwerfung unter Christus, den König, durch unsere Orientierung an seinem Wort, im Gehorsam nicht gegenüber irdischen Mächten, sondern gegenüber Gott, indem wir für Christus und für die Ewigkeit leben, indem wir bemüht sind, nicht Menschen zu gefallen, sondern Gott. Das aber muss geschehen - und nur so kann es geschehen - in der Hoffnung auf die Herrlichkeit Christi, die einst hereinbrechen wird in diese unsere Welt.

Wenn wir sagen, Christus ist ein König, so wollen wir damit zum Ausdruck bringen, dass er über allem Geschaffenen ist und alles überragt, dass er der Größte, dass er Gott ist, dass er als verborgener König in der Welt herrscht und dass er einmal hervortreten wird, um all seine Feinde zunichte zu machen und seine Macht der Welt kundzutun. Christi Königtum meint aber auch seine Herrschaft über unsere Herzen, über unser Denken und Wollen. Dabei ist die Unterwerfung unter ihn für uns eine Schicksalsfrage. Wo immer wir die Gesetze seines Reiches erfüllen, machen wir sein Königtum sichtbar, bauen wir sein Reich in der Welt und bereiten wir uns und die Welt für die letzten Dinge, in deren Mittelpunkt das Endgericht, unsere Rechenschaft vor Gott und vor der E-

wigkeit, steht. Dieses wird ein Gericht der Gnade für uns sein, wenn wir heute Gottes Stimme vernehmen und täglich umkehren zur Wahrheit und zum Leben, zur Heiligkeit und zur Gnade, zur Gerechtigkeit, zur Liebe und zum Frieden.

LESEJAHR C 2009 - 2010

1. Adventssonntag

„Wachet und betet“

Mit dem heutigen Sonntag beginnt ein neues Kirchenjahr, ein neues Jahr des Heiles. An diesem Sonntag richten die liturgischen Texte unseren Blick nicht auf den Anfang der Heilsgeschichte, auf die Erschaffung der Welt, die Berufung des Abraham oder das Auftreten des Täufers am Jordan, sondern auf das Ende. Die Zukunft ist das eigentliche Thema dieses Sonntags und der Adventszeit überhaupt, die mit ihm beginnt. Denn die liturgische Feier des Advents meint weniger den Rückblick als den Ausblick. Von ihm her, von dem Ausblick her, muss das Leben des Christen eigentlich immer primär bestimmt sein. Die Vergangenheit liegt fest, die Zukunft ist noch offen. Das Gewesene ist so unverrückbar in seiner Wirklichkeit, dass nicht einmal Gott es ungeschehen machen

könnte. Die Zukunft hingegen liegt in unserer Hand, unterliegt weithin unserer Freiheit. Die Gegenwart ist jener Punkt, an dem die Zukunft zur Vergangenheit wird. In der Gegenwart entscheiden wir uns und wirken damit unser Heil oder unser Unheil für Zeit und Ewigkeit.

Die Botschaft von unserer Zukunft als Christen hat zwei Aspekte, sie spricht nämlich vom Untergang und vom neuen Aufgang, vom Gericht und von der Erlösung, vom Ende und vom Anfang. Daher ist unsere Zukunft geprägt von der Angst und von der Hoffnung.

Da ist im Evangelium des heutigen Sonntags von dem Rauschen des Meeres und der Fluten und von der Erschütterung der Kräfte des Himmels die Rede. Das meint, dass die Ordnung der Naturgewalten durcheinander gerät, dass Naturkatastrophen einander ablösen, dass das eine Unglück Vorbote eines neuen und größeren sein, dass der Zusammenbruch nicht in einem Augenblick erfolgen wird.

Daher werden die Menschen vor Angst vergehen. Wir sagen mit Recht: Ich sterbe vor Angst. Das ist das Äußerste, der Gipfel der Angst, die über uns kommen kann. Wer hat das nicht schon irgendwie erlebt? Bestimmt nicht schon heute die Angst das Leben der Menschen, vieler Menschen, hintergründig gesehen? Tiefsinnig sprechen wir von der Heidenangst, welche die Menschen erfasst.

Die Auflösung der kosmischen Schrecken aber erfolgt durch das Zeichen des Menschensohnes am Himmel. Es kündigt den Gerechten die Vollendung der Erlösung an: „Erhebet eure Häupter, denn es naht eure Erlösung“. Die Zerstörung der alten Welt ist die Voraussetzung für den Aufbau der neuen, das Ende ist eigentlich Anfang, der Zusammenbruch ist Verwandlung. Dabei können die Gerechten mit hoffnungsfroher Zuversicht den letzten Dingen entgegengehen. Sie brauchen keine Angst zu haben bei den Geburtswehen jener neuen Welt, die ihnen verheißen ist.

Aber, wann gehören wir zu jenen Gerechten? Wann brauchen wir keine Angst zu haben? Dass wir zu ihnen gehören, darauf kommt es an. Nicht gehören wir zu ihnen, wenn wir selbstgerecht sind. Das Zeichen des Menschensohnes ist für viele sicherlich der größte aller Schrecken. Hoffnung können wir nur haben, wenn wir wachen und beten.

Nur dann können wir vor dem Menschensohn bestehen.

Nicht wachsam ist, wer sein Herz beschwert durch Ausschweifung, durch Völlerei - das meint zu viel essen - und durch Trinkgelage und durch die Sorgen des Lebens. So sagt es der Römerbrief (Röm 13, 13). Wachsamkeit bedeutet also: Ein zuchtvolles Leben zu führen, innere Ordnung zu schaffen und sich nicht der menschlichen Triebhaftigkeit auszuliefern, sich an Gott zu orientieren in seinem Leben. Dazu gehört die Übung des Verzichtes - wir sprechen hier von der Askese -, des Verzichtes auf Erlaubtes, damit man der Faszination des Unerlaubten widerstehen kann, damit man der verführerischen Kraft des Bösen nicht erliegt. Auf Erlaubtes verzichten, damit man verzichten kann, wenn es zur strengen Forderung Gottes wird, das ist von grundlegender Bedeutung für die Erziehung unserer Kinder, aber nicht weniger für die Selbsterziehung eines jeden Menschen. Wir führen ein zuchtvolles Leben als Ausdruck unserer Liebe zu Gott. Die Liebe zu Gott, sie hat keinen Bestand, und sie kann nicht wachsen ohne die Übung des Verzichtes.

Der Verzicht schenkt uns immer neu die Erfahrung der inneren Freiheit, jenes Glück, das aus der Selbstüberwindung hervorgeht. Die wahre Selbstverwirklichung ist die Selbstbeherrschung. Heute ist sie wichtiger denn je, da so viele Menschen, auch Christen, meinen, sie fänden das Glück in der augenblicklichen Erfüllung ihrer Wünsche und da für so viele das Genießen der entscheidende Inhalt ihres Lebens geworden ist.

Zur Wachsamkeit muss das Gebet hinzutreten. Damit ist die Ausrichtung des Lebens auf Gott gemeint. Das Gebet schenkt uns Besonnenheit und Mut im geistigen und religiösen Chaos unserer Zeit. Es ist kein Geheimnis, dass immer weniger gebetet wird, dass die Krise des Glaubens und die Krise der Moral, die aus der Krise des Glaubens folgt, in erster Linie eine Krise des Gebetes ist. Das Bemühen um das Gebet muss allem Bemühen um die Askese, allem Bemühen um den Verzicht, vorausgehen. Nichts wird uns letztlich gelingen ohne das Gebet. Ohne das Gebet geht alles „den Bach hinunter“.

Was das Gebet verhindert, das sind die zahllosen Zerstreuungen unseres Alltags, das ist vor allem das Fernsehen. Gerade das Letztere zerstört unser inneres Leben, sofern es uns viel kostbare Zeit raubt, vor allem aber auch sofern es uns das Wohlbehagen einer Welt ohne Gott vorgaukelt und uns ganz an diese immanente Welt bindet, uns so das

Gefühl vermittelt, als sei das schon alles. Da kommt die Religion im Allgemeinen nicht vor oder nur in negativer Darstellung.

Der Verzicht auf das Fernsehen oder wenigstens die maßvolle Benutzung dieses Mediums dient unserer Selbstzucht, es schafft in uns Raum für Gott und zugleich für das Miteinander, sofern man dann nicht mehr gemeinsam auf den Bildschirm schaut, sondern sich einander zuwendet, in der Familie, sich gegenseitig wieder anschaut, wieder miteinander spricht und wieder miteinander etwas tut. Dann gewinnt man auch Zeit, viel Zeit für das Gebet, für das Gebet allein und für das Gebet miteinander, für das Gebet in der Familie oder für das Gebet zusammen mit dem Ehepartner.

Die Angst prägt unsere Zeit. Das muss nicht so sein. Die Hoffnung kann an ihre Stelle treten. Unsere Zukunft ist in Gottes Hand, vorausgesetzt - das muss man schon hinzufügen, damit nicht eine oberflächliche Redensart daraus wird -, vorausgesetzt, dass wir wachen und beten. Gott wird unserem Raum und unserer Zeit ein Ende bereiten. Er wird die Welt verwandeln. Diese Verwandlung beginnt bereits im zentralen Kult der Kirche, in der Feier des Todes und der Auferstehung Christi, in der Feier der heiligen Messe. In ihr werden gleichsam die Endereignisse vorweggenommen. Vor allem ist es die Wiederkunft Christi, die hier vorweggenommen wird. Wenn wir die heilige Messe so oft mitfeiern, wie es möglich ist, im rechten Geist, und dabei ganz in ihre Geheimnistätigkeit eingehen, dann wissen wir, was die Mahnung Jesu bedeutet „wachtet und betet“, und dann werden wir uns jeden Tag bemühen, aus ihr heraus zu leben.

2. Adventssonntag

„Bereitet dem Herrn einen Weg, macht eben seine Pfade“

Wenn früher ein Herrscher sein Land durchziehen und seine Untertanen aufsuchen wollte, dann hat man ihm oft in einem wenig erschlossenen Gebiet Wege bahnen und Straßen bauen müssen. Noch heute gibt es Stämme und Völker, die im Urwald, im Dschungel, in der Wüste keine Straßen haben, nur schmale und unbefestigte Wege, die immer wieder zuwachsen oder verwildern oder sich sonst irgendwie der Umgebung anpassen. Darauf spielt das Evangelium an: Gott will in unser Leben kommen, aber nur

dann kommt er, wenn wir ihm einen Weg bereiten, das heißt: wenn wir uns auf ihn einstellen. Zwar ist Gott nicht darauf angewiesen, dass wir ihm einen Weg bereiten, er kann sich selber Straßen und Wege bauen, ja, er kann sich auch ohne sie auf uns zu bewegen, aber er kommt nicht zu uns, wenn wir ihn nicht erwarten und uns auf sein Kommen vorbereiten. Er hat uns als freie Wesen geschaffen, und er hält sich daran, für gewöhnlich.

Johannes der Täufer spricht im Evangelium des heutigen Sonntags von der Ankunft des Messias, in dem Gott einst in menschlicher Gestalt zu uns gekommen ist. Immer neu will er kommen, um uns Menschen das Heil zu bringen, verborgen, sichtbar nur für die Augen des Glaubens, bis er einst wiederkommt zur Vollendung der Schöpfung und der Erlösung im Angesicht aller Völker und aller Menschen. Für sein immer neues Kommen und für sein endgültiges Kommen sollen wir uns bereit machen, für das verborgene in der Zeit und für das endgültige am Ende der Zeit. Wie aber soll das geschehen?

Den Weg bereiten wir Christus, der, sichtbar nur für die Augen des Glaubens, immer neu in unsere Welt kommen will, wo immer wir uns dem Guten zuwenden und uns vom Bösen abwenden. Aber das Gute hat viele Formen, nicht anders als das Böse. Der Täufer richtet in seiner Predigt und in seiner Lebensführung den Blick vor allem auf eine Tugend, die heute immer mehr Seltenheitswert erlangt, weshalb das Kommen Christi immerfort vereitelt und das Antlitz der Kirche entstellt wird, auf eine Tugend, aus der viele andere Tugenden hervorgehen. Es handelt sich hier um die Tugend der Geradlinigkeit oder der Charakterstärke. Das Gegenteil von dieser Tugend ist die Halbheit, die Abgestandenheit und die Anpassung, eine Untugend, die weithin die Landschaft in der Kirche heute bestimmt, in unserer politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit schon lange. Die Kirche sollte sich hier jedoch besser darstellen. Allzu viele verfallen da der Versuchung, auf zwei oder gar auf noch mehr Schultern zu tragen. Sie sagen nicht „ja“ oder „nein“, sondern „ja“ und „nein“. Sie sind wie Wetterfahnen, die sich immer nach dem Wind drehen, oder wie tote Fische, die immer mit dem Strom schwimmen. Überall machen sie Kompromisse - sie nennen das Weltoffenheit, Aufgeschlossenheit und Klugheit -, und stets machen sie Abstriche. Sie sagen vielleicht, sie täten das, um alle zu gewinnen oder um „allen alles zu werden“ (vgl. 1 Kor 9, 22), in Wirklichkeit aber tun sie es, weil ihnen an der Wahrheit wenig liegt, vor allem aber, weil sie selber gut wegkommen wollen.

Um ihre eigene Kläglichkeit zu verbergen, die sie als solche im Tiefsen durchaus erkennen, um von ihr abzulenken, verdächtigen sie die Geradlinigkeit des Fanatismus, der sich jedoch in Wirklichkeit grundlegend unterscheidet von der Geradlinigkeit. Der Fanatiker ist nämlich in höchstem Maße unsachlich, er ist auf sein eigenes Ich bezogen, er ist ohne Liebe und letztlich blind für die Wirklichkeit, weshalb er im Grunde jenen nahe steht, die immer wieder ihre Grundsätze preisgeben, weil ihnen das ihr eigene Ich wichtiger ist als die Wahrheit. Wie so oft, liegen auch hier die Extreme näher beieinander, als der oberflächliche Blick das zu sehen vermag.

Wenn wir geradlinig sind, dann wissen wir, dass es keinen Kompromiss geben kann zwischen der Wahrheit und der Lüge, dass es kein Abwägen geben kann zwischen Gut und Böse, dass man niemals das Böse tun darf, um Gutes zu erreichen, dass man im äußersten Fall höchstens das Böse geschehen lassen kann. Wenn wir geradlinig sind, dann wissen wir: Kompromisse können wir rechtmäßiger Weise nur mit Menschen schließen, nicht mit ihren falschen Meinungen, wie ja auch die Toleranz sich recht verstanden nicht auf die Irrtümer richtet, sondern auf die sich irrenden Menschen.

Die Halbheit und die Unentschiedenheit laugen den Glauben immer mehr aus, weil sie das Kommen Christi verhindern, und sie sind die Chance der zerstörerischen Mächte in unserer Welt.

Christus bereiten wir den Weg, ihm bauen wir eine Straße, wenn wir nicht danach fragen: Was denken die Leute?, sondern stattdessen fragen: Was denkt Gott? „Ein Auge ist, das alles sieht“, so haben wir als Kinder gelernt. Christus bereiten wir den Weg, wenn wir keine Angst haben vor den Mächtigen, wenn wir uns nicht um irdische Ehren bemühen, schon gar nicht um den Preis der Seele. Heute können wir nicht laut und deutlich genug das Jesuswort wiederholen: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber seine Seele verliert“ (Mt 16, 26; Mk 8, 36; Lk 9, 25).

Wir leben fast alle in einer Wüste des Unglaubens und der moralischen Zersetzung, in der Wüste einer wachsenden äußeren und inneren Auszehrung der Kirche. In diese Wüste will Christus kommen, um sie in fruchtbares Land zu verwandeln, um ihr Quellen zu schenken, damit in ihr Oasen entstehen können. Dafür müssen wir ihm den Weg

bereiten, und wir haben Wesentliches getan, wenn wir bei uns beginnen, gegen Halbheit und Charakterlosigkeit zu kämpfen, uns zur Entschiedenheit zu bekehren, wenn wir keine Angst mehr haben vor dem Vorwurf, nicht zeitgemäß zu sein. Diesen Vorwurf mussten sich fast alle Heiligen gefallen lassen. Gerade das Nicht-Zeitgemäße ist das Zeitgemäße. Jede Zeit braucht das, was man ihr vorenthält, mehr als das, was man ihr im Überfluss gewährt.

Dem Herrn einen Weg bereiten, das beinhaltet vieles, aber wenn wir mit der Tugend der Geradlinigkeit oder des Bekennermutes beginnen, dann haben wir schon viel getan.

Immer will der Herr kommen, aber der Advent ist besonders dazu angetan, dass wir einen neuen Anfang machen, er ist eine besondere Zeit der Gnade. Zum neuen Anfang gehört die Beichte dazu. Das Problem ist hier freilich die mangelnde religiöse Qualität derer, die das Sakrament zu spenden haben, und ihr fehlendes Wollen. Darum muss hier unter Umständen der gute Wille für die Tat stehen, darum wird man sich heute zuweilen mit einem virtuellen Empfang des Sakramentes begnügen müssen - bis wieder einmal bessere Zeiten kommen. Wer meint, er könne das Bußsakrament durch die Bußandacht ersetzen, der betrügt sich selbst. Sich selbst kann er betrügen, aber Gott nicht, ihm werden die Augen einmal aufgehen. Dem Herrn einen Weg bereiten durch die Absage an alle Halbheit, das ist ein wesentlicher Adventsvorsatz für uns. Damit tun wir viel für die Kirche und für die Welt und für unser eigenes Seelenheil.

3. Adventssonntag

„Freut euch, wiederum sage ich euch: Freut euch“

In der (zweiten) Lesung lädt der heilige Paulus uns ein, immerfort in der Freude zu leben. Diese Einladung ergeht an uns im Philipperbrief, den Paulus aus dem Gefängnis in Rom an die Gemeinde von Philippi geschrieben hat. Das ist bemerkenswert. Der Grund der Freude, zu der Paulus die Gläubigen von Philippi und mit ihnen uns alle einlädt, ist die Tatsache, dass der Herr nahe ist. Dabei denkt der um Christi willen Gefangene zunächst an das endzeitliche Kommen, an die Wiederkunft Christi, von der er ganz durchdrungen ist, die für ihn schon bald in ganz spezifischer Weise beginnen konnte, denn

womöglich endete sein Prozess in Rom kurze Zeit später mit dem Martyrium. Dessen war Paulus sich bewusst, als er den Philipperbrief verfasste. Soeben war er 60 Jahre alt geworden, und gut 20 Jahre waren vergangen seit seiner Bekehrung. Nach allem, was wir wissen, entging er jedoch dieses Mal dem Tod, um als Opfer einer korrupten Justiz wenige Jahre später nach einem neuen Prozess vor den Toren „der Ewigen Stadt“ den Märtyrertod zu sterben.

Wenn Paulus hier von dem Kommen Christi spricht, denkt er, wie gesagt, an die Wiederkunft Christi und an seinen persönlichen Tod, denkt er aber auch an die immer neue Ankunft Christi in der Verborgenheit der Sakramente, vor allem im österlichen Sakrament der Eucharistie, und an die fortwährende Gegenwart Christi in seiner Kirche. Auch diese Nähe Christi ist für Paulus eine unsagbare Quelle der Freude.

Wir müssen uns fragen, wie weit die Aufforderung des heiligen Paulus unser Leben bestimmt, ob wir aus der Freude leben, welche uns die vielfache Nähe Christi bereiten will, sein Kommen in Macht und Herrlichkeit, das für uns in unserem Sterben beginnt, und sein Kommen in den Sakramenten und seine fortwährende Gegenwart in der Kirche. Denn - das dürfen nicht vergessen - irgendwie ist die Freude schließlich die Probe auf die Echtheit unseres Glaubens und auf seine Tiefe.

Wenn der Glaube uns nicht froh macht und gelassen gegenüber dem Ereignishaften, wenn er uns nicht abrücken lässt von den irdischen Sorgen, dann fehlen ihm die Wurzeln. Genau das aber ist unser Problem heute: Unser Glaube ist schwach geworden, und mehr und mehr versandet er.

Die Kirche unserer Tage hat viele Funktionäre. Sie verdienen ihren Lebensunterhalt mit der Kirche, haben aber keinen Glauben und bemühen sich nicht einmal darum. Das hängt damit zusammen, dass heute eine Theologie ohne Glauben dominiert. Darum sind Glaubensverkündigung und Seelsorge weithin zum Gemeindebetrieb erstarrt. Nicht der so genannte Priestermangel ist das Problem heute, sondern der Glaube der Hirten und der Herde.

Es ist eine oft schon angesprochene Tatsache, dass die Menschen unserer Tage allgemein nicht gerade von der Freude geprägt sind. Von den Freuden sind sie geprägt, ja,

nicht aber von der Freude. Die Freuden, das sind die Vergnügungen und die Zerstreuungen, wie sie uns unsere Welt bietet, zumal dort, wo sie mit dem Wohlstand gesegnet ist. Die Freuden sind ein billiges Surrogat der Freude. Mit ihm begnügen sich vielfach auch solche, die sich noch als Christen verstehen. Vielen von uns fehlt heute gar die Fähigkeit zur Freude, zur wahren Freude. Sie ist uns weithin abhanden gekommen, wie uns die Fähigkeit abhanden gekommen ist, zu trauern.

Das alles hat seinen Grund darin, dass wir Zweifler geworden sind, dass wir weithin den unbefangenen Glauben verloren haben, dass die Realitäten dieser Welt uns so faszinieren, dass wir darüber den Blick für die eigentliche Welt, die Welt des Glaubens verloren haben, die in Wirklichkeit jedoch viel realer ist als diese unsere sichtbare Welt, weil sie die Bedingung ihrer Möglichkeit ist.

Die natürliche Welt, wenn wir auf sie bauen, sie enttäuscht uns immer, sie verspricht viel, hält jedoch das Meiste nicht. Sie kann Freuden bringen, die man kaufen kann für Geld, nicht aber kann sie die wahre Freude bringen, die aus dem Glauben hervorgeht. Der aber ist nicht zu haben ohne den persönlichen Einsatz. Weil viele von uns auf die Freuden dieser Welt setzen und nicht auf die wahre Freude, darum sind sie innerlich einsam, isoliert und verschlossen, werden sie mehr und mehr in die Verzweiflung getrieben, erfahren sie ihr Leben mehr und mehr als sinnlos. Die Freude aus dem Glauben hängt mit der Güte zusammen, sie hat es mit Güte und Milde zu tun, so sagt es die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags. Nur der wirklich gute und selbstlose Mensch kann sich recht freuen, und nur der wirklich Frohe kann gut und selbstlos sein.

Diese Freude aber können nicht äußeres Ungemach, Not, Krankheit und Tod ersticken. Sie ist nicht durch die äußeren Lebensumstände bedingt. Sie ist innerlich, sie ist eine Angelegenheit des Herzens. Und sie ist vor allem eine Frucht der Dankbarkeit, unserer Dankbarkeit, die sich nährt aus der Erfahrung der Güte Gottes. Nicht wer viel besitzt, hat damit die größere Freude, aber auch nicht, wer wenig hat und viel haben möchte, sondern wer in dem Wenigen oder auch in dem Vielen, das er hat, den Geber aller guten Gaben erkennt.

Der größte Reichtum, den wir haben, ist, so sagt es Paulus in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags, die Nähe Christi. Aber sie müssen wir glauben. Wir sind für die

vollkommene Freude bestimmt. In ihr soll sich unser gegenwärtiges Leben in der Freude des Glaubens vollenden.

Die Freude des Glaubens, sie schenkt uns Gelöstheit, Tatkraft und Vertrauen, und sie trägt unser Leben und schenkt ihm Bedeutsamkeit. Das müssen wir in der Stille und im Gebet erfahren.

Im Evangelium des heutigen Sonntags fragen die Menschen, die die Predigt des Täufers gehört haben, diesen: Was müssen wir tun? Die Antwort, die er ihnen gibt, lautet, auf einen allgemeinen Nenner gebracht: Lasst Gott Gott sein und lasst den Nächsten den Nächsten sein. Das zentrale Gebot des Neuen Testaments ist das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe, so drückt es Jesus später aus. Es geht da um den Dienst vor Gott und um den Dienst am Nächsten. Das will sagen, dass unser Bemühen stets dahin gehen muss, dass wir in unserem Denken und Tun um Gott und um den Nächsten kreisen, dass wir lernen, das eigene Ich zu vergessen und aus der Dankbarkeit heraus zu leben. Tun wir das, dann wird uns die wahre Freude geschenkt, die unvergänglich ist.

Johannes verschweigt seinen Zuhörern nicht, was uns heute oft verschwiegen wird, nämlich dass es den Advent des Gerichtes und den Advent der Gnade gibt. Er nennt die zwei Möglichkeiten, gemäß denen wir hören und uns verschließen können.

Gott wird einst kommen zum Gericht, er hat die „Wurfschaufel“ in der Hand, er wird die „Spreu“ von dem Weizen trennen. Da kommt es darauf an, dass wir guter Weizen sind (vgl. Mt 3, 12; Lk 3, 17).

Das Gericht muss uns heilsame Furcht einflößen. Sie ist die Voraussetzung für die Freude der Jünger Jesu. Der Hintergrund der adventlichen Freude ist ein heiliger Ernst. Das wird heute oft nicht gesehen in der Oberflächlichkeit unseres Lebens. Unsere Entscheidungen haben unerhörte Konsequenzen, die Entscheidungen, die wir heute und morgen fällen, bestimmen unser ewiges Schicksal. Gewiss, immer ist das Heil Gnade, aber immer muss die Gnade angenommen werden, nicht nur mit Lippenbekenntnissen, sondern in der Wirklichkeit, das heißt durch das Leben.

4. Adventssonntag

„Was dir der Herr gesagt hat“

Wir stehen vor der Feier des Festes der Geburt Christi, den wir im Glauben als unseren Erlöser und als unseren Herrn und Gott bekennen. Die Adventszeit, die Zeit der Vorbereitung auf das Fest, geht in wenigen Tagen zu Ende. Wiederholt wurde uns in den zurückliegenden Tagen der Gedanke nahe gebracht oder haben wir uns ihn selber nahe gebracht, dass unsere Vorbereitung auf das Fest darin besteht, dass wir uns um eine neue Einstellung bemühen, um ein neues Denken, um eine neue Orientierung, woraus ein neues Verhalten und ein neues Tun folgen. An das erinnert uns heute die Gestalt Mariens, die uns im Evangelium vor Augen geführt wird. Wenn wir heute einen Blick auf ihr Leben werfen, so geht es darum, dass wir durch ihr Beispiel bestärkt werden in unserer adventlichen Umkehr, denn es gibt keinen Advent ohne sie.

Die Kirchenväter stellen immer wieder fest, dass einst das Unheil, das die Menschheit heimgesucht hat, von einer Frau ausging, dass aber auch von einer Frau das Heil für die Menschheit seinen Ausgang genommen hat. Sie betonen, dass die erste Eva im Aufstand gegen Gott der Schlange die Ehre gab, dass die zweite Eva (Maria) sich hingegen Gott unterwarf im Glauben und im Gehorsam und dass sie das gleichsam im Namen der ganzen Menschheit getan hat. Sie erklären, dass Maria die erlöste Menschheit repräsentiert, wie Eva die verlorene Menschheit, weil sie ihrer Berufung zur Mutter des Erlösers die Zustimmung gegeben, jene aber selbstherrlich ihre Selbstverwirklichung gesucht habe. Die erste Eva verkörpert deshalb für sie die Welt der Empörung gegen Gott, die zweite hingegen die Welt der demütigen Unterwerfung unter Gott. Sie betonen dabei, dass die Empörung gegen Gott zerstörerisch war und ist, während die demütige Unterwerfung unter Gott uns einst das Heil gebracht hat und es uns immerfort aufs Neue bringt, weil allein die Demut fruchtbar ist für unser Leben, nicht nur im Blick auf die jenseitige Welt.

Die erste Eva vertraut auf ihre eigene Einsicht, und sie will ihre eigenen Wünsche erfüllen. Die zweite Eva schenkt ihr Leben Gott und jener anderen Welt, ohne die unsere diesseitige Welt nicht existieren würde. Ihr Wahlspruch ist die Antwort, die sie einst

dem Engel Gabriel gegeben hatte: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn“. Darin dürfen wir den Schlüssel für den wahren Fortschritt erkennen, in unserem persönlichen Leben, aber auch im Blick auf die Geschehnisse unserer Zeit und unserer Welt, im Dienst des Menschen vor Gott, nicht in der Selbstgenügsamkeit und im Hochmut, sondern in der demütigen Unterwerfung des Menschen unter Gott. Verschließen wir uns Gott, so laufen wir ins Unglück, und mit uns tut es unsere Zeit und unsere Welt. Geben wir aber ihm die Ehre, nicht nur mit unseren Worten, sondern auch in unseren Taten, dann wird alles gut werden, in unserem persönlichen Leben wie auch in der Menschheit.

Heute hat sich die Menschheit in weiten Teilen von Gott und von der Ewigkeit abgewendet, vertraut sie auf ihren eigenen Genius, deshalb herrscht überall das Durcheinander, das Chaos, bei allem technischen Fortschritt, im Großen wie im Kleinen, in der Gesellschaft, in der Politik wie in den Beziehungen der Völker untereinander. Das gilt nicht minder für die Kirche und für die persönlichen Beziehungen der Menschen untereinander, soweit der prometheische Geist der Welt darin Platz greift. Das ist die Wirklichkeit. Wo Gott verachtet oder geleugnet wird, da gerät die Welt aus dem Lot.

In dieser Situation ist Maria, die Mutter Jesu, die Rettung unseres persönlichen Lebens und des Lebens der Menschheit, unsere Hinwendung zu ihr, die Verehrung ihrer Gestalt und die Nachahmung ihres Lebens. In dreifacher Hinsicht ist sie ein Vorbild für uns und für unsere Welt, in ihrem Gehorsam, in ihrem Glauben und in ihrer Hingabe an Gott, wie sie Gestalt findet im Lobpreis Gottes im Magnificat: „Hoch preiset meine Seele den Herrn“. Ihr Glaube ist die intellektuelle Konsequenz ihres Gehorsams, die religiöse Konsequenz ihres Glaubens ist ihre Hingabe an Gott, wie sie im Lobpreis Gottes ihren Ausdruck findet. Die dreifache Vorbildlichkeit Mariens ist enthalten in ihrem Bekenntnis „siehe, ich bin die Magd des Herrn“, in den Worten ihrer Verwandten Elisabeth „selig bist, du, weil du geglaubt hast“ und in ihrem Lied auf die Größe Gottes „Hoch preiset meine Seele den Herrn“ (Lk 1, 38. 45 f).

„Cantare amantis est“, schreibt der heilige Augustinus (+ 430), „wer liebt, der singt“, „der Liebende muss singen“ (Sermo 336, 1). Die Liebe aber ist immer mit der Hingabe verbunden. Aus dem Gehorsam und dem Glauben geht sie hervor, und sie findet ihren ersten Ausdruck im Lobpreis des Geliebten.

Wäre die Menschheit hungrig nach der Ehre Gottes, sie hätte weniger Probleme, und sie wäre glücklicher. Das gilt auch für das Leben des Einzelnen.

Das entscheidende Problem ist unser Glaube. Der ist schwach geworden. In vielen Fällen sind nur noch Reste übrig geblieben von ihm. Das wird besonders deutlich in diesen Tagen, da die Gefühle den Glauben überflügeln, wenn sie denn nicht auch schon verloren gegangen sind.

Weil der Glaube so brüchig geworden ist, deshalb gibt es so wenig Gebet und so wenig Gottesdienstbesuch und deswegen ist die Verkündigung vielfach so kümmerlich und so flach, im Gottesdienst wie auch im Religionsunterricht. Oftmals ist sie gar wirr und konfus.

Wer glaubt denn noch an das Geheimnis der Ursünde und an das Geheimnis der Erlösung, die eingeleitet worden ist in der Menschwerdung des ewigen Gottessohnes? Auf diesem Glauben wurde einst die abendländische Kultur aufgebaut, was viele in ihrer geschichtslosen Oberflächlichkeit vergessen haben. Wie steht es im Alltag der Christen mit dem Leben aus der Gotteskindschaft? Gott wurde ein Mensch, damit wir als Kinder Gottes leben könnten.

Maria wird selig gepriesen von Elisabeth. Dieser Seligpreisung hat sich die Kirche angeschlossen in den Jahrhunderten. Darin ist ihre Vorbildlichkeit für uns alle enthalten, darin preisen wir ihren Gehorsam und ihren Glauben und ihr liebende Hingabe.

Würden alle auf Maria schauen in ihrer Lebensführung, brauchten wir uns um die Zukunft nicht zu sorgen. Welch eine Revolution wäre das, wenn Maria das Ideal der Frau würde.

Wir sind nicht machtlos in den Bedrängnissen unserer Zeit. Alles Große entsteht aus kleinen Anfängen. Setzen wir an die Stelle der Selbstherrlichkeit und des luziferischen Hochmutes den Gehorsam, an die Stelle der Hoffnungslosigkeit, der Blasiertheit und der armseligen Selbstgenügsamkeit den Glauben und an die Stelle der Vergötzung der sichtbaren Welt und des eigenen Ich die Hingabe an Gott und den Lobpreis des Schöpfers und des Erlösers. Dann tragen wir Christus zu den Menschen, wie einst Maria ihn zu Elisabeth getragen hat, ihn, der mitten unter uns ist, der wirksam ist in dieser

Welt in seiner Kirche, in ihrer Verkündigung und in ihren Sakramenten, der einst wiederkommen wird in Herrlichkeit, um das Werk der Erlösung zu vollenden.

Hochfest der Geburt des Herrn (Weihnachten)

„Durch ihn wurden wir der göttlichen Natur teilhaftig“

Noch sind die Höhepunkte des Jahres die christlichen Feste, obwohl unsere Öffentlichkeit nicht mehr christlich ist und es auch nicht mehr sein will. Faktisch ist die Christlichkeit längst weithin nur noch ein äußerer Mantel, der die arbeitsfreien Tage umgibt. Die christliche Substanz, die übernatürlichen Wirklichkeiten, sind dabei in vieler Hinsicht verloren gegangen, und an ihre Stelle ist häufig billige Sentimentalität getreten. Heute trifft das in zunehmendem Maß gar auch für die kirchliche Öffentlichkeit zu. Auch im kirchlichen Raum sind unsere Feste vielfach so etwas wie taube Nüsse geworden, vielfach sind sie nur noch Schale ohne Kern. Das wird besonders deutlich bei jenem Fest, das wir am heutigen Tag feiern, weil es in den Jahrhunderten mehr als andere Feste gemüthhaft ausgestaltet worden ist, weil es der Kirche gelungen ist, dieses Fest wie kein anderes mit einer reichen Symbolik zu umgeben und so tief in den Seelen der Menschen zu verankern.

Viele Menschen sind heute weit weg von dem Verstehen des Weihnachtsgeheimnisses. Sie leben ihrem Vergnügen und ihrer täglichen Erlebniswelt, nicht selten sind sie dabei gar von Hass erfüllt gegen das Christentum und halten Karl Marx und viele andere Propheten des Diesseits, lebendige und tote, für bedeutender als den, dessen Geburt wir heute feiern.

Viele, die den Kern des Weihnachtsfestes verloren haben, kultivieren unechte Gefühle, wenn sie nicht gar bereits über diese Phase hinausgekommen sind.

Für den Glauben des Gläubigen bedeutet Weihnachten die Menschwerdung Gottes, der gekommen ist, um unsere Welt zu erlösen. Was ist damit gemeint?

Dass Gott in einer geschichtlichen Stunde auf die Erde gekommen ist und einen

menschlichen Leib angenommen hat aus Maria, der Jungfrau, dass der Stifter des Christentums der ewige Sohn des Vaters im Himmel ist, die zweite Person der göttlichen Dreieinigkeit, dass er durch das Wirken des Heiligen Geistes aus der Jungfrau Maria hervorgegangen ist und als Mensch keinen menschlichen Vater gehabt hat, das ist für den christlichen Glauben das Grundfaktum, die Grundgegebenheit, seit den Tagen der Apostel. Wir sprechen hier von dem Mysterium der Inkarnation, das zusammen mit dem Mysterium des dreieinigen Gottes von Anfang an das Fundament der christlichen Verkündigung gewesen ist. Die gegenwärtige Auflösung dieser Mysterien - sie begegnet uns auf weite Strecken hin, das müssen wir nüchtern feststellen - verbirgt sich nicht selten hinter dem Begriff der Neuinterpretation.

Der Mensch gewordene Gottessohn hat in seinem öffentlichen Wirken viele Menschen beeindruckt und viel Zustimmung gefunden, aber noch mehr Ablehnung und Feindseligkeit erfahren, bis er schließlich den Tod eines Verbrechers gestorben ist. Abgelehnt wurde er schon in seiner Geburt draußen vor der Stadt in einem Stall, und er wird abgelehnt in den Jahrhunderten bis in die Gegenwart hinein. Nicht nur direkt wird er abgelehnt, auch indirekt wird er abgelehnt, das geschieht dort, wo man seine Kirche missachtet, in der er fortlebt. Sie, die Kirche, ist heute mehr als je zuvor zu einem Stein des Anstoßes geworden ist, seltsamer Weise nicht nur bei den Außenstehenden. Da erleben wir heute, dass viele dabei sein wollen und es doch nicht sind und es auch gar nicht sein können.

Dass dieser Mensch, dessen Geburtsfest wir feiern, Gott gewesen ist, das glaubt der Gläubige, weil so viele Zeichen der Göttlichkeit in seinem Leben und seinem Wirken erkennbar sind. In vielfältiger Weise hat er sich darin als der Sohn Gottes ausgewiesen. Davon zeugen die Evangelien.

Für uns begründet die Tatsache, dass Gott ein Mensch geworden ist, die unübertreffliche Würde eines jeden Menschen. Unübertrefflich ist schon die Würde des Menschen deshalb, weil Gott ihn nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen hat. Überhöht wird sie dadurch, dass Gott selber die Menschennatur angenommen hat, nicht nur vorübergehend, sondern für immer, denn Christus bleibt in Ewigkeit der Gottmensch. Mit seiner verklärten Menschheit lenkt und leitet er die Geschicke der Menschen für immer. Indem die zweite göttliche Person sich für immer mit der menschlichen Natur verbun-

den hat, hat sie die menschliche Natur und mit ihr die ganze Schöpfung in unvorstellbarer Weise geadelt.

Aber bedeutsamer ist es für uns, dass Gott als Mensch in unsere Welt gekommen ist, um uns und die Welt zu erlösen. Erlösung bedeutet Befreiung und Errettung, Befreiung und Errettung angesichts der Not und des Elends, das unsere Welt und unser Leben in der Welt prägte und auch heute noch prägt, wo immer der Mensch sich der Erlösung widersetzt oder wo er sie nicht will, ausdrücklich oder einschlussweise. Tatsächlich können viele heute nicht einmal mehr mit dem Begriff der Erlösung etwas anfangen, deshalb, weil sie Augen verschließen vor der Verlorenheit der Welt und vor der Unheilsgeschichte der Menschheit.

Die Unheilsgeschichte der Menschheit begann mit der Ursünde, mit der Ursünde, die wir als Erbsünde zu bezeichnen pflegen. Davon berichtet das Alte Testament, aber auch durch das Neue Testament erfahren wir davon. Demgegenüber leugnen viele heute den Bruch in der Schöpfung und im Menschen, von dem die Menschheit im Grunde seit eh und je überzeugt war, und behaupten, der Mensch sei gut. Sie wollen die Not der Sünde und die Not der Gottesferne nicht wahr haben. Man braucht jedoch nicht einmal ein Christ zu sein, um zu erkennen, dass mit unserer Welt und mit dem Menschen etwas nicht in Ordnung ist, dass ein tiefer Riss durch diese Welt und durch die Menschheit hindurchgeht, dass die Welt und die Menschheit so von Gott nicht geschaffen worden sein können. Leid und Tod sind das Gesetz dieser Welt. Unendlich viel Unordnung begegnet uns in der Welt und scheinbar Widersinniges in Menge, Unglück, Not, Krankheit und Tod. Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte von Blut und Tränen, so können wir resümierend sagen.

Es geht ein Riss nicht nur durch die Welt, er geht auch durch die Seele eines jeden Menschen. Das Böse fällt uns stets leichter als das Gute, oft wollen wir das Gute und tun das Böse. Übermächtig ist es in uns, das Böse. Im 1. Buch des Alten Testaments heißt es: „Das Herz des Menschen ist zum Bösen geneigt von Jugend auf“ (Gen 8, 21). Und wie viel Friedlosigkeit und Grausamkeit gibt es im Leben eines jeden von uns. Das erkennen wir, wenn wir genauer hinschauen.

Die Antwort auf die Frage, warum das so ist, gibt uns die Heilige Schrift, wenn sie uns

von der anfänglichen Katastrophe der Ursünde berichtet, die fortwirkt in der Welt. Von ihr wissen fast alle Religionen zu berichten, von dieser anfänglichen Katastrophe und von der Sehnsucht nach der Erlösung, die sich daraus ergibt. Die Erlösungssehnsucht ist beinahe Gemeingut aller Religionen. Ja, sogar in manchen philosophischen Systemen spielt der Erlösungsgedanke eine Rolle.

Die Erlösung der Welt, sie hat begonnen mit der Menschwerdung Gottes, vollendet wurde sie durch den Tod des Erlösers, den dieser drei Jahrzehnte nach seiner Geburt in Bethlehem vor den Toren der Stadt Jerusalem gestorben ist. Und gebracht hat sie uns das Leben der Gnade, die innigste Gemeinschaft mit Gott, die uns in der Taufe vermittelt wurde und im Sakrament der Buße neu vermittelt wird, wenn wir sie verloren haben durch die schwere Sünde.

In der Erlösung durch Christus wird uns mehr geschenkt als nur die Befreiung von der Ursünde und von ihren wesentlichen Folgen, es wird uns in ihr die Teilnahme am Leben Gottes geschenkt. In ihr werden wir vergöttlicht, werden wir der göttlichen Natur teilhaftig, so sagt es der 2. Petrusbrief (2 Petr 1, 4). Söhne und Töchter Gottes werden wir in ihr, in ihr wird uns die Verheißung des ewigen Lebens geschenkt, die Verheißung der Aufnahme in die Gottesfamilie der Ewigkeit.

Trotz der Erlösung bleiben viele Übel als Folgen der Ursünde, es bleiben Unglück, Leid, Krankheit und Tod, aber wir können sie in der Perspektive der Erlösung mit anderen Augen sehen, in ihr werden sie für uns Stationen auf dem Weg des Heiles.

Die Erlösung, sie ist keine Magie, und sie wird uns nicht aufgedrängt, sie ist Gabe und Aufgabe. Wir müssen sie annehmen und sie uns zu Eigen machen. Wir müssen wissen um sie, an sie glauben und ihr entsprechend handeln.

Die Gabe ist uns gegeben, aber sie wird uns genommen, wenn wir sie nicht als Aufgabe verstehen. Ich fürchte, vielen ist sie schon genommen, vielen, die heute vielleicht in salbungsvollen Worten den weihnachtlichen Frieden beschwören und kommentieren. Ihnen zu helfen, dass sie das zurückgewinnen, was sie verloren haben, durch unser Beispiel, durch unser Wort und - vor allem - durch unser Gebet, das ist nicht zuletzt unsere königliche Aufgabe.

Fest des heiligen Stephanus (2. Weihnachtsfeiertag)

„Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine große Freude“

Das Martyrium des heiligen Stephanus überschattet die Freude der Heiligen Nacht. So könnte man meinen. In Wirklichkeit ist es jedoch ihre Konsequenz und erläutert es diese. Stephanus sieht den Himmel offen, in seinem Sterben wird er für das ewige Leben geboren. Sein Tod ist ein triumphales Sterben. Die Freude, die das Geheimnis der Heiligen Nacht uns schenkt, richtet sich in erster Linie auf die Ewigkeit, die uns in ihr verheißen ist, nicht nur, aber in erster Linie, und sie enthält wichtige Implikationen.

Im Lukas-Evangelium spricht der Engel zu den Hirten auf dem Felde: „Fürchtet euch nicht! Denn ich verkünde euch eine große Freude“ (Lk 2, 10). Die große Freude, die er verkündet, ist die Menschwerdung Gottes, der Geburtstag oder die Geburtsnacht Jesu Christi, des Gottmenschen. In ihm wird der große Gott ein kleiner Mensch, wird der Allmächtige ein hilfloses Kind, geht der Ewige ein in die Zeit, verbindet sich der Schöpfer aller Dinge aufs Innigste mit dem Geschöpf, macht Gott sich für immer eine menschliche Natur zu Eigen. Damit beginnt das große Werk der Erlösung der Menschheit. Der, der damals draußen vor den Toren Bethlehems geboren wurde, er starb drei Jahrzehnte später vor der Stadtmauer von Jerusalem, unweit von Bethlehem, wo man ihn ans Kreuz geschlagen hatte.

Das Ereignis der Menschwerdung Gottes ist seit dem 5. Jahrhundert der Beginn unserer Zeitrechnung. Mit Recht. Denn ein bedeutsameres Ereignis gibt es nicht in der Geschichte der Menschheit. Wie man zuvor die Jahre nach dem Geburtstag der großen irdischen Herrscher gezählt hatte, so zählte man sie nun nach dem Geburtstag des Herrn aller Herren, nach dem Geburtstag dessen, der der Anfang und das Ende ist, das Alpha und das Omega. Die Menschwerdung Gottes hat die Würde des Menschen, der schon seit seiner Erschaffung ein Ebenbild Gottes war, ins Ungemessene gesteigert. Das ist ein Grund zur Freude. Aber ein bedeutsamerer Grund noch ist die Tatsache, dass Gott in unsere Welt gekommen ist, um uns den Himmel aufzuschließen, um uns einen Weg zum ewigen Leben bei Gott zu zeigen und um die Kirche zu stiften, in der lebendig gegenwärtig bleiben wollte, solange es Menschen gibt auf dieser Erde. Von daher ist die

große Freude nicht nur das Thema der Heiligen Nacht und des Weihnachtsfestes, sondern des Christentums überhaupt. Die Welt, die das Licht der Heiligen Nacht geschaut hat, kann nie mehr wieder gänzlich der Dunkelheit verfallen.

Der englische Schriftsteller Chesterton, ein Konvertit, er starb im Jahre 1936, schreibt einmal: „Die Freude, die für die Heiden ein kleiner Schein war, ist das gewaltige Geheimnis der Christen“. Er will damit sagen, dass die große Freude der Heiligen Nacht niemals verklingen darf, dass sie stets die Grundmelodie im Leben des Christen sein muss. Diese Freude ist nicht eine laute, eine lärmende Freude, eine Freude, die sich an der Oberfläche bewegt, sondern eine Freude, die aus der Gemeinschaft mit Gott lebt. Sie hebt die Trauer nicht auf, sie vertreibt nicht alle Schmerzen, Aber sie läutert das Leid, gibt ihm den rechten Platz und erweist sich darum in den Wechselfällen des Lebens als die stärkere Macht. Sie weiß um den guten Ausgang aller Dinge. Das ist es. Sie weiß um den guten Ausgang aller Dinge. In diesem Sinne erklärt der heilige Paulus einmal an einer bedeutenden Stelle, denen, die Gott lieben würden, werde alles zum Guten gereichen (Röm 8, 28).

Das göttliche Kind von Bethlehem hat später im Angesicht seines Todes gesagt: „Ich werdet trauern, aber eure Trauer wird sich in Freude verwandeln“ (Joh 16, 20) und: „Euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen“ (Joh 16, 22).

Diese Freude, der Apostel Paulus nennt sie eine Frucht des Heiligen Geistes, begegnet uns als bestimmendes Element im Leben der Heiligen, im Leben aller Heiligen. Von ihr sprechen die Psalmen mit immer neuen Worten, wenn es in ihnen etwa heißt: „Voll Freude war ich, da man mir sagte, wir ziehen zum Haus des Herrn“ (Ps 122, 1) oder „ich will hintreten zum Altare Gottes, zu Gott, der mich von Jugend an erfreut“ (Ps 43, 4) oder „unsere Seele hofft auf den Herrn ... ja, an ihm freut sich unser Herz“ (Ps 33, 20).

Zu dieser Freude fordert der Apostel Paulus uns auf gerade in jenem Brief, den er aus seiner römischen Gefangenschaft heraus an die Gemeinde von Philippi geschrieben hat: „Freut euch allezeit im Herrn, noch einmal sage ich euch: Freut euch“ (Phil 4, 4).

Als den Hirten in der Heiligen Nacht die große Freude verkündet wurde, machten sie sich sogleich auf den Weg. Sie waren gute Menschen, sogleich schenken sie dem Gottesboten Glauben. Wären sie bei ihren Herden geblieben, dann wäre ihnen die große Freude nicht zuteil geworden.

Die Freude des Christen setzt den Glauben voraus, er muss den Boten Gottes Glauben schenken und aufbrechen und sich auf den Weg machen. Redlich muss er sich bemühen um den Willen Gottes. Er bedarf eines demütigen und kindlichen Herzens, eines Herzens, das bereit ist zu hören.

Es gilt, dass wir die Freude, die Gott uns schenken will, aufnehmen, dass wir uns disponieren für sie. Nicht in einem Augenblick emotionaler Begeisterung, sondern in einem mühevollen Leben in der Nachfolge dessen, der in der Stadt keine Herberge gefunden hatte. Im Martyrium erhält sie ihre Kulmination, die Nachfolge Christi, im geistigen Martyrium, unter Umständen auch im leiblichen, wie das bei dem heiligen Stephanus der Fall gewesen ist. Auch dafür müssen wir uns bereithalten.

Es ist eine große Gefahr für uns, dass wir uns in einer leeren Weihnachtsstimmung wiegen, die keine Konsequenzen hat, dass wir sentimental werden, das heißt: in falsche Gefühle eintauchen, die deshalb falsch sind, weil sie unverbindlich sind. Dann wird aus dem Weihnachtsgeheimnis ein Wintermärchen, ein Fest der Kinder, dann aber sind wir weit weg von jener großen Freude, die den Hirten verkündet wurde in der Heiligen Nacht. Sie muss unser Leben überstrahlen, und sie allein kann es gelingen machen. Die große Freude fordert uns.

Die Herrlichkeit Gottes, von der der Evangelist Johannes im Zusammenhang mit der Weihnachtsbotschaft im Prolog zu seinem Evangelium spricht, diese Herrlichkeit können wir nur dann sehen, wenn wir umkehren, wenn wir nicht mehr unsere Wege gehen, sondern uns unsere Wege von Gott und seiner Kirche zeigen lassen. Dann werden wir gewissenhaft und treu unsere Christenpflichten erfüllen, täglich unsere Gebete verrichten und den Sonntag heiligen, wir werden dann die Gebote Gottes erfüllen, die Sakramente empfangen und uns für die Wahrheit Gottes einsetzen im Widerstreit der Meinungen.

In der Stille der Heiligen Nacht von Bethlehem wurde uns große, unbeschreibliche Freude geschenkt, zunächst den Hirten, aber mit ihnen all denen, die das göttliche Kind aufnahmen und die es aufnehmen. Die Freude über die Menschwerdung Gottes kann nur dann unser Leben verklären, wenn wir seine Liebe als Verpflichtung verstehen, als Verpflichtung zur Umkehr, die täglich erfolgen muss.

Fest der Heiligen Familie

„Zieht denn an Barmherzigkeit, Güte, Demut, Bescheidenheit, Geduld“

Die Familie, aus der wir hervorgegangen sind, ist in vieler Hinsicht unser Schicksal. Viele Erinnerungen verbinden wir mit ihr, oft kreisen unsere Gedanken um sie, umso häufiger, je älter wir werden. Von den Eltern empfangen wir nicht nur das äußere Aussehen, auch die inneren Anlagen, das Denken und Empfinden, die guten und schlechten Eigenschaften, nicht alle, aber einen großen Teil von ihnen, nicht alle, denn manches überspringt die Generationen, manches aber eignen wir uns auch selber an.

Die Psychologie sagt uns, dass in den ersten Lebensjahren entscheidende Weichen gestellt werden für unser späteres Leben. Das gilt vor allem für unsere tiefsten Empfindungen und für unsere innersten Überzeugungen und Grundhaltungen, wozu in erster Linie unsere religiösen Überzeugungen und Haltungen gehören. In den Heiligenleben erfahren wir in den allermeisten Fällen, dass eine fromme Mutter oder ein gläubiger Vater schon früh den Grund für den religiösen Eifer und für den ethischen Heroismus der Großen im Reiche Gottes gelegt hat. Seltener nur findet ein Mensch den Weg zu Gott, um ihn in vorbildhafter Weise zu gehen, gegen eine ungläubige und religiös abgestandene Familie.

Was wir sind, sind wir weithin durch unsere Familien. Das gilt im Positiven wie im Negativen, im Guten wie im Bösen. Viele Menschen leben heute ohne Orientierung, das ist durchweg die Folge der Krise unserer Familien.

Wenn heute ein großer Teil der Ehen nicht gelingt - mehr als dreißig Prozent der geschlossenen Ehen zerbrechen schon nach wenigen Jahren - und wenn viele heute meh-

rere Ehen nacheinander eingehen oder wenn heute viele keine Ehe mehr eingehen und ohne Ehe und Familie zusammenwohnen, nicht selten liegt der Grund dafür in den Familien, aus denen sie hervorgegangen sind. Dabei ist freilich zu beachten, dass die negativen Einflüsse von außen heute übermächtig sind. Die antifamiliäre Propaganda und die faktische Zerstörung der Familie beginnen schon bei dem Sexualunterricht in der Schule und setzen sich fort in den Massenmedien. Dabei beherrscht die Schamlosigkeit mehr und mehr das öffentliche Leben. Zudem versucht die Ideologie des New Age die christliche Sexualmoral bewusst auf den Kopf zu stellen, in einer infamen Strategie, und viele stellen sich in den Dienst dieser Ideologie, aus welchen Gründen auch immer. Da fühlen sich nicht wenige Familien einfach ohnmächtig. Andererseits ist der Trend zur Anpassung groß, und tiefer nachzudenken, das erspart man sich gern. Dann stellt man etwa fest: Das ist heute nun mal so, und im Übrigen bedeutet anders nicht schlechter.

Die immer wieder beschworene Krise der Familie ist eine bedauerliche Wirklichkeit. Vor ihr dürfen wir die Augen nicht verschließen. Die Familie steht heute als Urzelle der menschlichen Gemeinschaft, jeder menschlichen Gemeinschaft, des Staates, der Gesellschaft wie auch der Kirche, zur Disposition und ist daher in großer Gefahr, wenn man hier nicht bereits von einem Zusammenbruch sprechen kann. Zusammenbruch der Familie, das bedeutet Zusammenbruch der Moral, das bedeutet aber auch - auf absehbare Zeit - Zusammenbruch des Staates, der Gesellschaft und auch der Kirche, die allzu sehr dem Zeitgeist hinterherläuft. Allein die wirtschaftlichen Folgen dieses Zusammenbruchs und die Folgen für das Sozialsystem sind unabsehbar, aber davon soll hier gar nicht die Rede sein.

Schon heute wird man diagnostizieren müssen, dass unsere Gesellschaft und auch die Kirche in dieser unserer Gesellschaft auf den Tod krank sind, so krank wie die Familie als solche krank ist. Äußere Symptome sind hier Ehescheidungen, der Ehebruch, Dreiecksbeziehungen und sexuelle Gemeinschaften auf Zeit bis hin zur völligen sexuellen Promiskuität, die man dann noch gern als Nachahmung der menschlichen Urhorde am Anfang der Evolution glorifiziert. Damit verbinden sich nicht selten die moderne anti-autoritäre Erziehung und die moderne Konfliktpädagogik, worin die Kinder mehr oder weniger bewusst gegen die Eltern aufgehetzt werden, ganz zu schweigen von der Tendenz zur Verstaatlichung der Erziehung der Kinder.

Man spricht heute viel von Ausbeutung. Hier geschieht sie in weitem Ausmaß und in großem Umfang. Wer aber nimmt Notiz davon?

Vielleicht fällt in dieser verfahrenen Situation die größere Verantwortung der weiblichen Jugend sowie den Frauen und Müttern zu, weil sie eher noch ein natürliches Empfinden haben. Heute kapitulieren sie jedoch in großer Zahl vor dem unaufhörlichen Trommelfeuer der Massenmedien und der öffentlichen Atmosphäre, worin ihnen suggeriert wird, dass das, was ihr tiefster Ruin ist, die größte Errungenschaft für sie sei, dass ihnen heute eine nie gekannte Freiheit zuerkannt werde.

Die Zerstörung der Familie mündet in der Anarchie. Der Anarchie aber folgt - das ist ein altes Gesetz - unvermeidlich die Tyrannei. Wo gibt es da noch Hoffnung? Das Tagesgebet des heutigen Festtags verweist uns auf das Vorbild der heiligen Familie von Nazareth und spricht hier einige wichtige Punkte an. Demgemäß können unsere kranken Familien gesunden, wenn sie sich um Frömmigkeit, Eintracht und Liebe bemühen und wenn sie sich vom Gebet bestimmen lassen.

Die Heilung der Familie beginnt bei der Pflege der Frömmigkeit in der Familie. Das bedeutet die Belebung des Gebetes, des gemeinsamen Gebetes. Eheleute sind gut beraten, wenn sie das gemeinsame Gebet von Anfang an pflegen, schon deshalb, weil das Gebet die Menschen mehr zusammenführt als alles andere und weil es eine außergewöhnlich läuternde Kraft hat in den alltäglichen Meinungsverschiedenheiten und Konflikten, die unser Miteinander nun einmal bestimmen.

Belebung der Frömmigkeit, das bedeutet auch das Gespräch über den Glauben in der Familie. Das ist besonders wichtig angesichts eines oft fragwürdigen Religionsunterrichtes. Dazu sollte auch das Gespräch über die Predigt am häuslichen Tisch gehören, die nicht selten ebenso korrekturbedürftig ist wie der Religionsunterricht, was freilich den gemeinsamen Besuch des Gottesdienstes, der heiligen Messe, zur Voraussetzung hat.

Belebung der Frömmigkeit in der Familie, das bedeutet endlich das Ja zum Opfer. Opfer und Verzicht sind beinahe Fremdwörter geworden im Zeitalter des Wohlstandes, aber nichtsdestoweniger sind sie notwendig. Die Kraft zum Opfer und zum Verzicht empfan-

gen wir in der rechten Mitfeier des Opfers der heiligen Messe.

Weitere Heilmittel der Familie sind gemäß dem Tagesgebet dieser heiligen Messe Eintracht und Liebe. Die Eintracht geht aus der Liebe hervor. Die Liebe der Kinder zu den Eltern, der Eltern zu den Kindern und der Geschwister zueinander aber geht aus der Gottesliebe hervor.

Liebe meint Bejahung. Die Liebe sagt: Es ist gut, dass du da bist. Liebe zu erfahren, selbstlose Liebe, das ist wichtiger für den Menschen als das tägliche Brot. Sie ist das entscheidende Fundament der Ehe und der Familie. Wer Liebe empfängt, kann sie auch schenken.

Die Antwort der Liebe schließt nicht zuletzt den Gehorsam in sich, den Gehorsam der Kinder. Wie viel Leid und Not hat eine antiautoritäre Erziehung in unsere Familien gebracht?

Wo immer diese Heilmittel angesichts der Übermacht der negativen Einflüsse von draußen her nicht fruchten oder wenn alles schief gegangen ist trotz all unserer Bemühungen, dann bleibt uns noch das Gebet, dann dürfen wir uns damit trösten, dass Gott in seiner Güte und Barmherzigkeit vieles korrigieren kann, vorausgesetzt, dass wir demütig auf ihn vertrauen und ihn vertrauensvoll bitten. Gott vermag auch auf krummen Zeilen gerade zu schreiben.

Die Familie hat eine unschätzbare Bedeutung für den Einzelnen und für die Gesellschaft, im Guten wie im Schlechten. Die Krise der Familie, um nicht zu sagen der Zusammenbruch der Familien, darf nicht heruntergespielt werden. Diese Krise darf aber auch nicht zur Resignation führen, als ob wir da nichts mehr machen könnten. Wir können Hoffnung haben, nur müssen wir reden und handeln. Die Heilmittel, die Gott selber uns anbietet, sind: Frömmigkeit, Eintracht und Liebe und das unermüdliche vertrauensvolle Gebet. Die heilige Familie von Nazareth ist das Vorbild für uns und unsere Familien und zugleich das Ziel. So sagt es das Schlussgebet dieser heiligen Messe.

Hochfest der Gottesmutter Maria (Neujahrstag)

„Christus ist uns geboren, kommt lasst uns ihn anbeten“

Soeben ist das Jahr 2009 zu Ende gegangen, ein Abschnitt unseres Lebens. Viele beginnen das neue Jahr mit großen Hoffnungen und Wünschen. Wir legen das alte Jahr in Gottes Hände, um aus seinen Händen das neue zu empfangen. Zwei Jahre begrenzen unser Leben, das Geburtsjahr und das Todesjahr. Das eine kennen wir, das andere noch nicht, uns ist es unbekannt, das andere Jahr, nicht aber Gott. Die gegenwärtige Stunde erinnert uns an unsere Zeitlichkeit und damit an unsere Vergänglichkeit, an ein Geheimnis, das wir zwar nicht verstehen, über das wir aber doch von Zeit zu Zeit ein wenig nachdenken sollten. Gott ist erhaben über die Zeit, bei ihm, dem Geber aller guten Gaben, so nennt ihn der Jakobusbrief (Jak 1, 17), gibt es keinen Wandel und keine Veränderung. Am Beginn des neuen Jahres danken wir Gott für das vergangene und bitten wir ihn für das kommende.

Das Danken ist schon ein Problem für den modernen Menschen und damit für uns alle. Das Wort „danken“ kommt uns zwar leicht von den Lippen, aber die Haltung der Dankbarkeit liegt uns weithin fern, ferner als je zuvor. Die Dankbarkeit gegenüber Gott per se, aber auch die Dankbarkeit gegenüber den Menschen. Dankbar können wir nur sein, wenn wir nachdenken, das Nachdenken aber vernachlässigen wir heute allzu sehr. Zudem hat die Dankbarkeit die Demut zur Voraussetzung. Denn der Dankbare sagt nicht „ich“, sondern „du“, der Dankbare weiß sich beschenkt - ohne Anspruch und ohne Leistung.

Die gegenwärtige Krise der Dankbarkeit hängt letztlich mit der Gotteskrise zusammen. Wer Gott gegenüber nicht dankbar ist, der kann es auch nicht gegenüber den Menschen sein: Die Dankbarkeit verbindet uns mit Gott, und die Verbundenheit mit Gott muss immer wieder im Danken ihren Ausdruck finden.

Schon deshalb, weil wir in allem Gottes Geschöpfe sind, muss der Dank an ihn das Erste und das Letzte sein. Mit ihm müssen wir am Morgen den Tag beginnen und ihn am Abend beschließen.

Wofür haben wir Gott zu danken? - Im Grunde für alles, für das Leben, für den Wohl-

stand, für die Arbeit, für die Gesundheit. Wenn wir nicht gesund waren, so haben wir dafür zu danken, dass nicht schlimmere Krankheiten über uns gekommen sind. Danken müssen wir Gott heute morgen für die Erfolge, die uns geschenkt worden sind im vergangenen Jahr, für das, was uns gelungen ist. Aber nicht nur für die Erfolge müssen wir danken, auch für die Misserfolge, für das Leid, das uns geschickt worden ist in diesem Jahr, für die Wünsche, die nicht erfüllt wurden, für die Enttäuschungen und für die Hoffnungen, die wir zu Grabe getragen haben. Denn Gott prüft uns im Leid, und er weiß auch das Schlechte und das Böse zum Guten zu wenden, wenn wir es in rechter Weise auf uns nehmen, in Geduld und in der Bereitschaft, auch das Kreuz der Leiden zu tragen, wenn Gott es so bestimmt. Im Römerbrief heißt es, dass denen, die Gott lieben, alles zum Guten gereichen wird (Röm 8, 28).

Am Anfang des neuen Jahres geht unser Blick auch in die Zukunft. Daher fragen wir uns vielleicht: Was wird uns das Jahr bringen? Werden wir den zahlreichen Aufgaben gerecht, die es uns stellt? Werden wir glücklich im neuen Jahr oder glücklicher als im vergangenen Jahr? Werden wir das Ende dieses Jahres überhaupt erleben? Unsere Zukunft ist ungewiss. Aber Gott kennt sie. Und er fügt sie zusammen. Wenn dem aber so ist, wenn Gott es ist, der unsere Zukunft zusammenfügt, wenn wir das erkennen und anerkennen, werden wir heute und immerfort unsere Zuflucht zum Gebet nehmen, zum Bittgebet.

Beten meint von der Wortbedeutung her in erster Linie bitten. Der Grundakt des Betens ist das Bitten. Das ist jenen zu sagen, die das Bittgebet verdächtigen und meinen, das Bittgebet sei eine unvollkommene Form des Betens. Im Bittgebet erkennt der Mensch Gottes Allmacht und Güte an. Das Bitten, das Beten in diesem Sinne, ist aber nicht weniger aus der Mode gekommen, es ist uns nicht weniger fremd geworden als das Danken. Es ist die gleiche Gotteskrise, die sich hier zeigt. Weil das innere Leben vieler verkümmert ist, deshalb wollen sie nicht mehr beten und können sie es nicht mehr.

Das Gebet empfiehlt sich angesichts der Sorgen, die uns in unserem persönlichen Leben bedrängen - das sind die Sorgen im Kleinen -, das Gebet empfiehlt sich aber auch im Blick auf die Zukunft unserer Welt und der Kirche. In der Welt sind es die Kriege und die Bürgerkriege, an den verschiedenen Punkten der Erde, die uns Sorgen bereiten müssen, Sorgen bereiten müssen uns aber auch der mögliche Missbrauchs der Atomkraft,

die Seuchen, die Hungersnöte, der Terrorismus, die Korruption und der Egoismus derer, die Macht haben in dieser Welt und sie nicht zum Wohl der Allgemeinheit einsetzen, die sie zu ihrem eigenen Nutzen verwenden. Die Zahl der Letzteren aber ist Legion in der Gegenwart.

Heute wenden die Menschen ihren Blick immer mehr ab vom Ewigen. Das ist verhängnisvoll. Die Zahl derer, die nur auf diese Welt setzen, wächst in nicht geringem Maß. Kirche und Christentum werden in der Öffentlichkeit geschmäht wie nie zuvor. Das aber hat die Eskalation der Anarchie zur Folge.

Sorgen machen müssen wir uns angesichts der Gefährdung der Einheit der Kirche, angesichts der allgemeinen Verunsicherung im Glauben, angesichts der Zerstörung des Glaubensgutes, angesichts des Auszugs aus der Kirche, angesichts der Missachtung der Sonntagsheiligung, angesichts des allgemeinen Verfalls der Moral, angesichts des Werteverlustes, angesichts des Verfalls der Familie, angesichts der unheimlichen Zahl der Ehescheidungen und der Abtreibungen, angesichts der mangelnden Erziehungskraft unserer Familien, angesichts der fragwürdigen Miterzieher in der Gestalt der Massenmedien und angesichts der religiösen Verödung gerade in den Familien. So können wir fortfahren.

Ohne Gott zerstört der Mensch sich selbst, seine Welt und sein Leben. Im Augenblick ist er schon dabei mit großer Begeisterung in grandioser Verblendung.

Wenn die Not gar zu groß ist, so ist das Gebet das letzte Mittel. Wenn wir heute, in dieser Situation, zu dem Mittel des Gebetes greifen, so dispensiert uns das jedoch nicht von dem persönlichen Tun. Wir müssen schon eingreifen, bildlich gesprochen müssen wir uns die Finger schmutzig machen und uns zur Wehr setzen. Vor allem muss das geschehen durch unser Beispiel, durch unsere Treue im Kleinen, durch unsere Gewissenhaftigkeit, wir müssen eingreifen nach Maßgabe unserer Kräfte. Gott erhört unsere Gebete nur dann, wenn wir alles getan haben, was wir tun können.

Wir bemühen uns so oft um die Gunst der Großen und Mächtigen in der Welt und bedenken nicht, wie leicht die Menschengunst vergeht und wie leicht die Menschenmacht zerrinnt. Da gebietet es uns schon die Klugheit, dass wir uns um die Gunst Gottes be-

mühen. Gott ist mächtiger als alle Widrigkeiten und als menschliche Feinde, die uns nachstellen, ob wir es wollen oder nicht.

Gott enthebt uns der äußeren Not und Gefahr, wenn wir ihn vertrauensvoll bitten, und wo er das nicht tut, da stärkt er uns innerlich, dass wir sie bestehen können. Da gibt er uns Kraft, Geduld und Sicherheit zum Standhalten, zum Überwinden, zur Bewährung und zum Sieg. An der Hand Gottes gehen wir gerade und sichere Wege.

Das Ziel der Zeiten ist die Ewigkeit. Es ist verhängnisvoll, dass wir das so oft vergessen. Denn wir leben nur einmal. Die Jahre, die uns gegeben werden, wir müssen sie nutzen. Die Zeit, die Gott uns schenkt, ist ein kostbares Kapital, das von Jahr zu Jahr abnimmt und deshalb immer kostbarer wird. Wenn wir noch am Anfang unseres Lebens stehen, sind wir hier vielleicht großzügiger - oder wenn wir meinen, wir hätten noch viele Jahrzehnte vor uns. Wir können uns täuschen. Das Ende kann schnell kommen, schneller als wir gedacht hatten. Wie im Flug vergeht die Zeit. Und jede Gelegenheit, die wir verpassen, ist für die Ewigkeit vertan.

Es kommt nicht darauf an, welche Rolle wir spielen „im großen Welttheater“, welche Rolle uns darin zugeteilt ist, sondern einzig und allein darauf kommt es an, wie wir sie spielen. Das gilt deshalb, weil es letztlich Gott ist, der uns unsere Rolle zuteilt, der uns auf unseren Platz stellt und gestellt hat. Nicht auf den Titel oder die Gehaltsstufe und nicht auf den Besitz kommt es an, der Wert eines Menschen liegt einzig und allein darin, wie er seine Aufgabe, die Gott ihm auferlegt hat, in dieser Welt erfüllt.

Es gibt nichts Größeres als den Willen Gottes zu erfüllen. Der Beifall der Menschen, die Anerkennung der Mitspieler „im großen Welttheater“, ist nur von momentaner Bedeutung. Erst wenn der Vorhang fällt, endgültig, dann wird das Urteil offenbar. Das aber fällt Gott. Spätestens dann wird uns bewusst, was wahre Größe ist.

Oft werden im Blick auf die Ewigkeit die Perspektiven vertauscht. Wie Gott unser Leben sieht, darauf kommt es an. Wer das nicht bedenkt, betreibt ein Spiel mit dem Feuer. Was uns Sicherheit gibt, das ist der Blick auf Gott, das ist unsere Entschlossenheit, seinen heiligen Willen zu erfüllen.

Wer die Hand Gottes nicht loslässt, braucht sich nicht zu fürchten, mögen die Ereignisse noch so turbulent und noch so undurchsichtig werden, mag die Zukunft noch so heillos und gefahrvoll sein. Uns rettet die Hingabe an den Willen Gottes. Diese aber rechtfertigt unser Vertrauen.

Danken und bitten und sich in Gott bergen, darauf kommt an in unserem Leben. Es kommt darauf an, dass wir mit Gott verbunden sind, ungeachtet der süßen Schalmeien derer, die das Evangelium von dieser Welt verkünden, dass wir in verantwortlicher Entscheidung leben gegen eine Welt der Gottvergessenheit, die diese ihre Gottvergessenheit zu rechtfertigen sucht weithin durch skrupellose Verführung und Verhetzung.

Es geht heute um die geistige Selbständigkeit des einzelnen Christen, der ausharrt in der Vereinzelung, der die Zeit auskauft für die Ewigkeit - entschlossen, treu und beharrlich. Es geht darum, dass wir Früchte sammeln für die Ewigkeit, denn die Zeit vergeht, schneller noch als wir denken und schneller noch als wir wünschen.

2. Sonntag nach Weihnachten

„Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“

Das Evangelium des heutigen zweiten Sonntags nach Weihnachten ist der Anfang des Johannes-Evangeliums. Wir sprechen von dem Johannes-Prolog. Prolog, das bringt zum Ausdruck, dass es sich hier um ein Vorwort, um einen Vorspruch zu dem dann folgenden Evangelium handelt. Nirgendwo im Neuen Testament wird das Geheimnis der Menschwerdung Gottes so exakt und so klar und so tief dargestellt wie an dieser Stelle. Die Darstellung gipfelt in den feierlichen Worten: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit“.

„Das Wort ist Fleisch geworden, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen“, heißt es da, richtiger müsste es heißen: Wir werden seine Herrlichkeit sehen, denn in Jesus von Nazareth haben die Menschen, die ihm begegnet sind, zwar seine Göttlichkeit und damit

die Herrlichkeit Gottes geschaut, aber verhüllt. Um es genauer zu sagen: manche, nicht alle. Nur verhüllt konnten sie die Herrlichkeit Gottes schauen, weil der Sohn Gottes in seiner Menschwerdung seine Gottesgestalt mit der Knechtsgestalt vertauscht hatte. Sie konnten sein göttliches Wesen nur mit den Augen des Glaubens schauen. Deshalb gingen viele achtlos an ihm vorüber, gehen auch heute noch viele achtlos an ihm vorüber, deshalb empfanden die Führenden des Volkes seinen Anspruch als Blasphemie, die mit dem Tod bestraft werden müsste. Sie handelten nach der Devise: Was nicht sein darf, das ist auch nicht, eine Devise, die bis heute für viele Menschen bestimmend ist.

In der Gegenwart wächst die Zahl derer, die das Bekenntnis unseres Evangeliums „das Wort ist Fleisch geworden“, nicht teilen, unübersehbar. Selbst unter denen, die sich Christen nennen, ist sie im Wachsen begriffen. Viele sehen heute in Jesus von Nazareth einen gewöhnlichen Menschen, einen Propheten, vielleicht den Größten der Propheten, aber einen Menschen, nicht jedoch Gott, nicht die zweite göttliche Person in der Gestalt eines Menschen. Sie denken, vielfach sprechen sie es auch aus: Gott kann doch nicht ein Mensch werden, das ist gegen die Vernunft. Zudem kann Gott keinen Sohn haben. Das ist Mythologie. Sie machen ihren Verstand zum Maßstab dessen, was ist, nach dem Motto: Was sie nicht verstehen, das gibt es nicht.

Eine solche Denkweise ist rationalistisch. Sie übersteigert die menschliche Vernunft. Ihr liegt eine Haltung zugrunde, die es eigentlich immer gegeben hat, die sich aber besonders in den letzten 250 Jahren ausgebreitet hat. Sie macht die menschliche Vernunft zum Maß aller Dinge, als ob der Mensch Gott wäre.

Sie geht hervor aus einem törichtem Hochmut, aus einem Hochmut, der deshalb töricht ist, weil er die Augen vor der prinzipiellen Begrenztheit des Menschen verschließt, der die Augen davor verschließt, dass wir unserer Bedingtheit und unserer Abhängigkeit, unserer Ohnmacht und unserer Hinfälligkeit auf Schritt und Tritt begegnen.

Die Leugnung dieser Wirklichkeit hat die Menschheit mehr als einmal bis an den Rand der Selbstzerstörung geführt. Zweimal haben wir ihre Institutionalisierung in unserer jüngsten Vergangenheit erlebt, in der Gestalt des braunen und in der Gestalt des roten Totalitarismus.

Das Geheimnis der Menschwerdung Gottes kann nur mit den Augen des Glaubens erkannt werden, freilich eines Glaubens, der nicht gegen die Vernunft ist, ja, der gerade durch die Vernunft vorbereitet wird und werden muss. Der christliche Glaube ist kein willkürlicher Glaube, und er darf es nicht sein.

Wir müssen wohl unterscheiden zwischen widervernünftig und übervernünftig. Widervernünftiges kann es nicht geben, nicht einmal für Gott, wohl aber kann es Übervernünftiges geben, für den Menschen, nicht für Gott, denn nicht die menschliche Vernunft ist das Maß aller Dinge, wohl aber die göttliche. Was wir nicht verstehen können, das können wir jedoch glauben. Der Glaube aber setzt das Hören voraus. Gerade dieses fällt uns heute schwer. Wir reden lieber als dass wir hören. Das Hören hat die Demut zur Voraussetzung, das Reden aber schmeichelt unserer Eitelkeit.

Wir können die Herrlichkeit Gottes in dem Menschen Jesus von Nazareth aufleuchten sehen, wenn wir ihn anschauen mit den Augen des Glaubens. Somit kann der Evangelist sagen: Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eben mit den Augen des Glaubens, also mittelbar, aber wir werden sie unmittelbar sehen, diese seine Herrlichkeit, von Angesicht zu Angesicht, und zwar dann, wenn wir die Prüfung dieses Lebens bestanden haben, wenn wir standhaft und treu gewesen sind im Glauben. Unter diesem Aspekt sprechen wir von dem Pilgerstand und von dem Stand der Vollendung. In Letzterem wird der Glaube übergehen in das Schauen.

Demnach haben wir seine Herrlichkeit gesehen und werden wir sie sehen. Wir werden sie dann sehen, wenn wir sie im Glauben gesehen und die Konsequenzen daraus gezogen haben.

Ein zweiter Gedanke sei hier noch angefügt. Der Johannes-Prolog, das Evangelium des heutigen Sonntags, sagt uns auch, worin die Herrlichkeit des Mensch gewordenen Gottes besteht, die verhüllte Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, die wir im Glauben sehen können, wenn er erklärt, dass sie in der Wahrheit und in der Gnade besteht.

Der in Bethlehem Geborene und der in Jerusalem am Kreuz Gestorbene hat uns Gottes Wahrheit und seine Gnade gebracht, er hat sich uns als die Wahrheit und das Leben offenbart. Viele, die seine Worte hörten, staunten darüber, so lesen wir oft in den Evan-

gelien, denn er lehrte nicht wie die Menschen lehren. Und in den Zeichen und Wundern und in seinem Leben und Sterben hat er uns Gottes Gnade vermittelt, hat er sich als der Mittler zwischen Gott und der Menschheit offenbart, als der Mittler und der Erlöser.

Die Wahrheit Gottes und seine Gnade, heute werden sie verkündigt und vermittelt durch die heilige Kirche, in der Jesus von Nazareth fortlebt und fortwirkt, wenn auch in unvollkommener, zuweilen gar in ärgerniserregender Gestalt. Aber die Kirche ist der fortlebende Christus. Nicht nur einmal identifiziert sich Christus mit der Kirche, die er gestiftet hat. Erinnerung sei hier nur an das Wort Jesu: „Wer euch hört, der hört mich, wer aber euch verachtet, der verachtet mich“ (Lk 10, 16).

Gottes Licht - sein Wort und seine Wahrheit - und Gottes Kraft - seine Gnade - wirken weiter in der Welt durch die Kirche. Sie erleuchten uns zur Erkenntnis der Wahrheit, und sie stärken uns zum Tun des Guten.

Die Kirche bezeugt uns die Wahrheit Gottes in ihrer Verkündigung und sie vermittelt uns das Wirken Gottes in den Sakramenten und in ihren Gebeten und steht von daher für die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, wie es das Evangelium sagt.

Ohne den Glauben bleibt die Herrlichkeit Gottes uns verborgen. Dieser aber ist unser Problem. Viele lehnen ihn ab, generell, weil sie sich durch Gott gestört und belästigt fühlen. Viele wollen sich nicht sagen lassen, wie sie leben sollen, sie wollen selber wissen, was sie zu tun und zu lassen haben, sie wollen aus eigener Kraft ihr Leben bewältigen, sie wollen autonom sein.

Darum, weil so viele nicht auf Gott hören und von daher seine Herrlichkeit nicht sehen können im Glauben, darum breiten sich Machtgier, Egoismus, Ehrgeiz und Habsucht aus, darum wird das zwischenmenschliche Verhältnis immer schwieriger, wird das Klima in unserer Welt immer unangenehmer. Darum kann sich uns manchmal der Eindruck aufdrängen, dass die Vernunft der Menschheit völlig abhanden gekommen sei. Kollektive Dummheit und Unmoral sind spürbare Folgen des Unglaubens in der Gegenwart. Das führt zum Missbrauch des Menschen auf allen Ebenen, in der Manipulation der Meinungsmacher, in der Verächtlichmachung von Liebe und Treue und von Ehe und Familie, in der Verherrlichung der Unbeherrschtheit und der Permissivität, in dem

gewissenlosen Experimentieren mit ungeborenen Menschen und mit ihrer skrupellosen Beseitigung und in vielem anderen. Atomare Zerstörungskraft in den Händen verantwortungsloser Menschen, das ist ein erschreckender Gedanke, ein Alptraum. Schon aus rein pragmatischen Gründen ist von daher eine Besinnung auf das ethische Handeln, eine moralische Aufrüstung heute notwendig. Erfolgt sie nicht, werden wir nicht einmal physisch überleben.

Das Bekenntnis zum Mensch gewordenen Gottessohn ist heute mehr denn je zu einer existentiellen Frage geworden, im Grunde zu einer Frage der Fortexistenz nicht nur des Einzelnen, sondern der Menschheit insgesamt. Das gläubige Bekenntnis zur Menschwerdung Gottes lässt uns die Herrlichkeit seiner Wahrheit und seiner Gnade schauen - mit den Augen des Glaubens. Wer die Herrlichkeit des menschengewordenen Gottes im Glauben geschaut hat in seinem irdischen Leben, wird sie einmal von Angesicht zu Angesicht schauen, vorausgesetzt, dass er die Prüfung dieser Erdenzeit bestanden hat.

Hochfest der Erscheinung des Herrn

„Alle kommen sie von Saba und bringen Gold, Weihrauch und Myrrhe“

Der Zug der Weisen nach Bethlehem ist eine Geschichte voll herrlicher Poesie. Sie will uns daran erinnern, dass Gott für alle ein Mensch geworden und dass das Heil universal ist. „Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen“, heißt es im 1. Timotheusbrief (1 Tim 2, 3 - 6). Deshalb muss die Kirche, müssen wir, die wir ihr angehören, missionarisch sein. Denn alle Menschen müssen die Botschaft von der Liebe Gottes erfahren und von der Erlösung der Menschheit und von der Kirche, dem fortlebenden Christus in der Welt, ob sie bei uns wohnen oder in fernen Ländern. Damit wächst uns eine große Verantwortung zu. Im Grunde handelt es sich dabei um jene Verantwortung, die uns überall und immerfort die Wahrheit auferlegt. Was wahr ist, das müssen alle wissen, die Wahrheit ist ihrem Wesen gemäß absolut.

Wir dürfen in der Geschichte vom Zug der Weisen indessen auch ein Gleichnis sehen

für unser Leben. In der Heiligen Schrift wird unser Leben oft als ein Weg, als eine beschwerliche Wanderung verstanden. Wir werden als Fremdlinge angesprochen, die noch fern der Heimat sind, als solche, die hier keine bleibende Stätte haben, die in Zelten, das heißt: in provisorischen Wohnungen, weilen. Unser Leben wird mit einem Pilgerweg verglichen, mit dem Exodus des auserwählten Volkes, dem Auszug aus dem Land der Knechtschaft in das Gelobte Land. Demgemäß hat das Zweite Vatikanische Konzil die Kirche mit Nachdruck als das Volk Gottes auf dem Weg bezeichnet. Dadurch wird die Vorläufigkeit unserer gegenwärtigen Existenz unterstrichen. Der Völkerapostel Paulus sagt einmal: „Wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen“ (2 Kor 5, 7). Dabei wissen wir nicht, wie weit der Weg noch ist. Das Ziel kann schon hinter der nächsten großen Biegung unseres Weges, der Straße unseres Lebens, liegen. Aber wir erreichen es nur, das Ziel, wenn wir ausdauernd und tapfer weitergehen, beharrlich und in Treue.

Der Weg ist nicht immer gleich beschwerlich. Wie beschwerlich er ist, das hängt ganz von unserer inneren Verfassung oder auch von den uns umgebenden Verhältnissen ab. Manchmal kommen wir uns vor, als könnten wir schweben, manchmal kostet uns jeder Schritt qualvolle Überwindung. Es gibt Phasen in unserem Leben, da freuen wir uns auf die Ewigkeit, es gibt aber auch Phasen, da wird die Ewigkeit uns zusammen mit unserer Vergänglichkeit zu einem Alptraum.

Die Weisen orientierten sich an dem Stern, der über ihnen leuchtete. Der Stern ist für sie das, was einst die Wolke für das Volk Israel war, die vor ihnen her zog, als sie aus dem Land der Knechtschaft in das Gelobte Land zogen, am Tag wie eine Wolkensäule, in der Nacht wie eine Feuersäule.

Auch uns leuchtet ein Stern auf dem Pilgerweg unseres Lebens. Dieser Stern ist zum einen das Wort Gottes, das uns die Kirche verkündet und auslegt, und zum anderen die Gnade Gottes, durch die wir geheiligt werden in den Sakramenten der Kirche, vor allem im zentralen Sakrament der Eucharistie.

Den Weisen entzog sich der Stern eine Weile. Zu ihrer Enttäuschung sahen sie ihn nicht mehr, als sie in Jerusalem angekommen waren. Und niemand wusste dort etwas von dem Ziel, zu dem hin sie unterwegs waren. Das war eine noch größere Enttäuschung für sie. Aber sie gaben nicht auf, sie zogen weiter, und schon bald, jenseits der Mauern der

Stadt, sahen sie den Stern aufs Neue.

So mag es uns auch schon des Öfteren ergangen sein: Der Himmel verdunkelte sich über uns, und wir wussten nicht mehr wohin und woher. Das lag vielleicht daran, dass uns das Wort Gottes so schwach und so schwammig oder so verworren und halbherzig verkündet wurde, dass es uns nicht mehr den Weg zeigen konnte. Oder: Wir fanden so wenig Glauben bei denen, die uns diesen von Amts wegen verkünden sollten, und die Sakramente wurden uns vorenthalten oder so funktionalistisch gespendet, so dass wir alle Orientierung verloren. Wir sahen den Stern nicht mehr. Das ist Erfahrung, die wir als gläubige Christen heute des Öfteren machen in unserem Alltag. Da bedarf es eines großen Vertrauens zu Gott, der uns nicht verlässt, wie er selber es uns gesagt hat, auch dann nicht, wenn alle uns verlassen und wenn uns alles verlässt.

Im 73. Psalm des Alten Testaments beklagt sich der Beter bei Gott mit den Worten: Da ist kein Prophet mehr in Israel (Ps 73, 9). So mögen auch wir uns zuweilen beklagen: Da ist kein Prophet mehr in unserem Israel, in der Gottesstadt des Neuen Bundes. Es drängt sich uns dann die Frage auf: Wer wird uns den Weg zeigen? Wo ist der Stern, der uns Orientierung schenkt? Dann gilt es, dass wir unverdrossen voranschreiten und weitergehen im Vertrauen auf den unbegreiflichen Gott und dass wir uns nicht von den Enttäuschungen überwältigen lassen. Gott ist getreu, er wird uns nicht in der Finsternis belassen. Er wird unsere augenblickliche Finsternis wieder hell machen, wenn wir nur Geduld haben und Vertrauen. Dann ergeht es uns wie den Weisen: Ihnen leuchtete der Stern aufs Neue, als sie sich wieder aufgemacht und die Stadt Jerusalem verlassen hatten. Die überaus große Freude, die sie schließlich empfanden, als sie ihr Ziel erreichten, wird der Lohn auch unserer Treue sein.

Die Heilige Schrift spricht von der Krone des Lebens, die wir empfangen werden, wenn wir treu sind und standhaft und wenn wir ausharren in der Dunkelheit (Jak 1, 12). Der Glaube wird in Schauen verwandelt. Die Verheißung wird unser Besitz, wenn wir nicht die Gegenwart mit dem zukünftigen Ziel verwechseln und wenn wir zuversichtlich voranschreiten.

Der Zug der Weisen erinnert uns daran, dass unser Leben nicht besser bestimmt werden kann denn als ein Pilgerweg und dass der unser Ziel ist, der einst in Menschengestalt in

der armen Krippe von Bethlehem gelegen hat. Er erinnert uns an unser Pilgerdasein und an das Ziel, dem wir dank der Liebe Gottes darin entgegengehen. Zugleich ermahnt uns der Zug der Weisen, dass wir unseren Mitmenschen wie ein Licht sein sollen oder wie ein Stern, der sie in das Gelobte Land der Ewigkeit Gottes führt. Damit schließt sich gleichsam der Bogen unserer Betrachtung zum Fest der Erscheinung des Herrn: Gott will, dass alle Menschen gerettet werden, sie müssen sich allerdings auch retten lassen. Zugleich aber sollen wir, soll ein jeder von uns, ein Instrument der Rettung sein in der Hand Gottes für all jene, die unseren Pilgerweg kreuzen, für jene, die uns nahe sind, äußerlich-räumlich oder auch geistig-innerlich, die in der Sprache Jesu unsere Nächsten sind.

Fest der Taufe des Herrn

„Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe“

Das Fest der Taufe Jesu, das wir heute, am Sonntag nach dem Fest der Erscheinung des Herrn, feiern, wird erst seit dem II. Vatikanischen Konzil als eigenes Fest begangen. Das Fest wurde eingeführt, weil man die Bedeutung der Taufe Jesu stärker hervorheben wollte. In den Evangelien ist sie nämlich ein bedeutsames Ereignis. Bei allen vier Evangelisten ist die Rede von ihr. Die drei ersten Evangelisten berichten ausführlicher von ihr, der vierte Evangelist erwähnt sie wenigstens, wenn auch nur kurz.

Der Vorgang, um den es hier geht, ist folgender: Jesus stellt sich in die Reihe der Sünder, er empfängt die Bußtaufe des Johannes, und eine Stimme vom Himmel bezeichnet ihn als den Sohn Gottes. Das bedeutet: Jesus erniedrigt sich, indem er sich taufen lässt, obwohl er ohne Sünde ist, Gott aber erhöht und verherrlicht ihn, indem er ihn als seinen Sohn bezeugt. Als solcher erweist er sich dann in seinem nachfolgenden öffentlichen Wirken durch seine Werke und durch seine Worte und durch sein ganzes Verhalten. Die Grundlage von all dem ist sein außergewöhnlich tiefes Verhältnis zu seinem Vater. Das bezeugen alle Evangelien. Ganz und gar hat er für seinen Vater im Himmel gelebt. Und er hat das Ja des Vaters zu ihm zu dem Seinen gemacht. Der Auftrag des Vaters, das Zeugnis für ihn und die Liebe zu ihm, genau darum ging es ihm in seinem irdischen Leben und vor allem in seinem Leiden und in seinem Sterben.

Von alters her hat man in der Kirche die Taufe Jesu als Vorspiel für das Sakrament der Taufe verstanden, wenngleich die sakramentale Taufe des Neuen Bundes etwas anderes ist als die Johannes-Taufe, die ihrerseits nur die Bußgesinnung und die Bußbereitschaft dessen, der sich taufen ließ, zum Ausdruck bringen wollte. Immerhin zeigt die Johannes-Taufe das an, was in der sakramentalen Taufe geschieht: Wir werden Kinder, das heißt Söhne und Töchter Gottes. Das ist das Entscheidende, nicht die Aufnahme in die Kirche, wie man es heute vielfach in einem zweiten oder dritten Aufguss des Christentums vernehmen kann.

Wenn wir das Sakrament der Taufe empfangen, werden wir das durch Adoption, was Christus natürlicher Weise ist. Diese Adoption ist aber nicht nur eine juridische - nur so ist Adoption möglich im natürlichen Leben -, die Adoption, um die es hier geht, sie ist mehr, sie ist seinshafter Natur, denn in ihr erhalten wir ein neues Leben, Gott beschenkt uns mit dem göttlichen Leben. Jesus spricht im Johannes-Evangelium von einer Wiedergeburt (Joh 3, 5). Durch sie werden wir in eine neue Familie, in die Familie Gottes, nicht nur hineingenommen, sondern hineingeboren.

Daran soll uns der Taufname - wir nennen den Vornamen für gewöhnlich den Taufnamen - daran soll uns der Taufname erinnern, der sinnvoller Weise der Name eines Heiligen ist, der uns dann auch ein Begleiter sein kann in unserem Leben, neben dem Schutzengel. Das setzt freilich voraus, dass wir den Namenspatron und den Schutzengel auch verehren.

In alter Zeit, als die Erwachsenentaufe noch die Regel war, wurde der alte Name, den man bisher getragen hatte, in der Taufe durch einen neuen ersetzt, wie das heute noch vielfach auch beim Eintritt in einen Orden geschieht, jedenfalls dort, wo man nicht jeglichen Sinn für das Symbolhafte verloren hat.

Die Taufe ist mehr als nur die Aufnahme in die Kirche, wie es heute oft, ja, beinahe schon in der Regel, dargestellt wird, weil man den Sinn für das Übernatürliche weithin verloren hat. Die Taufe ist mehr, sie bedeutet die Aufnahme des Menschen in die Familie Gottes, sie bedeutet seine Vergöttlichung im eigentlichen Sinne des Wortes. Es handelt sich hier um eine Adoption, die konstitutiv ist. Sie stellt die Ursprungsgerechtigkeit des Menschen wieder her. Sie vermittelt uns das übernatürliche Leben, das wir auch als

die heiligmachende Gnade bezeichnen. Als heiligmachende Gnade bezeichnen wir dieses Leben, weil es uns objektiv zu Heiligen und der göttlichen Natur teilhaft macht (2 Petr 1, 4).

Aber: Was heißt denn Ursprungsgerechtigkeit? werden da viele sagen, jene vielen, die zu wissen meinen, dass der Sündenfall und die Ursünde nicht eine historische Wirklichkeit sind, dass sie nicht mehr sind als ein Mythos.

Die Offenbarung Gottes und der Glaube der Kirche sind hier indessen eindeutig: Die Ursünde ist eine geschichtliche Wirklichkeit, ein wirkliches Geschehen am Anfang der Geschichte der Menschheit, und die Taufe vermittelt uns das übernatürliche Leben, das uns zu Heiligen macht, und so die Ursünde gewissermaßen ungeschehen macht.

Von daher wird auch die heute zuweilen diskutierte Frage, ob man die Kinder sogleich nach ihrer Geburt oder ob man sie erst als Erwachsene taufen soll, gegenstandslos. Weil die Taufe nicht nur Aufnahme in die Kirche bedeutet, weil sie uns vielmehr in erster Linie in die Familie Gottes hineinnimmt, deshalb muss sie möglichst bald vollzogen werden. „Wer glaubt und sich taufen lässt, der wird gerettet“, sagt die heilige Schrift lapidar (Mk 16, 16). Von der Taufe hängt das übernatürliche Heil des Menschen ab.

Durch den Sohn Gottes und durch die Erlösung sind wir wie Söhne und Töchter Gottes geworden. Was Christus von Ewigkeit her und was er gemäß seiner Natur ist, das sind wir in der Zeit durch die Gnade geworden. Er hatte die göttliche Natur schon immer, uns wurde sie geschenkt durch die Erlösung. Zwar ist sie ein unverdientes Geschenk, diese Gnade. Dennoch müssen wir sie auch irgendwie erwerben und uns zu Eigen machen und in unserem Leben vertiefen. Mehr und mehr müssen wir werden, was wir durch die Gnade der Taufe geworden sind. So können wir es in einem scheinbaren Paradoxon ausdrücken. Die Gabe Gottes ist auch hier zugleich eine Aufgabe für uns: Sind wir Söhne und Töchter Gottes, dann müssen wir uns als solche auch bewähren.

Wie das zu geschehen hat, das zeigt uns der Mensch gewordene Sohn Gottes in seinem irdischen Leben. Wie für ihn das Ja des Vaters die Grundlage seines Selbstbewusstseins war und ihm Sicherheit gegeben hat gegenüber allen Anfechtungen und Anfeindungen seiner Person und seines Tuns, so muss dieses Ja Gottes auch uns Selbstbewusstsein

und Sicherheit schenken, so muss dieses Ja Gottes auch unsere Kraft sein.

Wie Jesus sein Sohnesbewusstsein gelebt hat, so dürfen und müssen wir das Unsere leben, das heißt: Der Vater im Himmel muss die Mitte unseres Lebens sein. Wir werden so oft daran erinnert, wenn wir das Gebet des Herrn, das Vaterunser, beten.

Wenn Gott die Mitte unseres Lebens ist, dann werden wir für Gottes Rechte eintreten, werden wir uns auf die Ewigkeit hin orientieren und das Böse demaskieren, sofern es in uns und um uns wirksam ist. Dann gehört unser Leben Gott, wir werden dann unseren eigenen Weg gehen und uns nicht bestimmen lassen durch das Diktat der Masse.

Die mangelnde Eigenständigkeit des Lebens, das Leben aus der Tiefe des Gewissens heraus in dem Bewusstsein der Rechenschaft, die wir darüber ablegen müssen, das ist heute das Problem der Gläubigen in der Kirche und ihrer Hirten. Wir vergessen es allzu oft, dass der Adel des göttlichen Lebens uns verpflichtet im Alltag.

Das Geheimnis der Taufe steht in einem tiefen Bezug zum Weihnachtsgeheimnis. Dieser Bezug lässt sich auf die kurze Formel bringen: Gott wurde ein Menschensohn, damit wir Gottes Söhne und Töchter würden. Das weihnachtliche Licht wurde in unserer Taufe in uns entzündet. An uns liegt es, dass dieses Licht nicht erlischt und dass es immer heller und immer strahlender wird. Es gilt, dass wir uns bemühen um das Gebet und um Treue in der Erfüllung der Gebote Gottes, um die demütige Nachfolge Christi, damit Gott für uns nicht umsonst in diese Welt gekommen ist. Die billige Gnade, die heute vielfach auch Gegenstand der Verkündigung ist, einer nicht legitimen Verkündigung freilich, sie ist eine Irreführung. In der letzten Zeit werden falsche Propheten auftreten, heißt es im 2. Petrusbrief (2 Petr 3, 3 f). Die Gnade der Erlösung ist zwar ein unverdientes Geschenk, dennoch müssen wir sie auch irgendwie erwerben und uns zu Eigen machen, müssen wir sie bewahren und vertiefen in unserem Leben.

2. Sonntag im Jahreskreis

„Tut alles, was er euch sagt“

Das Evangelium des heutigen Sonntags veranschaulicht eindrucksvoll die Mittlerstellung der Mutter Jesu in der Heils- und Erlösungsgeschichte und in der Kirche Christi. Das Wunder von Kana in Galiläa, das erste Wunder Jesu, durch Maria wird es vermittelt. Das ist bedeutsam, gleichsam programmatisch für das Gottesvolk des Neuen Bundes, für die Kirche Christi. Jesus beginnt soeben sein öffentliches Wirken, da steht Maria, seine Mutter, neben ihm. Aber nicht nur am Anfang ist sie zugegen, auch am Ende, wenn sie unter dem Kreuz steht. Hier, bei dem ersten Wunder, das Jesus wirkt, wendet sie sich zum einen an ihren Sohn, zum anderen an die Diener. Ihn, den Sohn, bittet sie, aber jene, die Diener, ermahnt sie. Das ist kein Zufall. Damit ist ihre bleibende mittlere Stellung angesprochen, ihr Wirken in der Geschichte des Heils wie auch in der Kirche. Immerfort trägt Maria ihrem Sohn unsere Not vor, und immerfort ermahnt sie uns, auf ihn zu hören. Sie betet für uns, und Christus erhört ihr Gebet, wenn wir auf sie hören, das heißt: wenn wir tun, was er uns sagt.

„Durch Maria zu Jesus“, das galt in allen Jahrhunderten im Glauben der Kirche. Stets ging es in der Marienverehrung darum, dass wir durch Maria zu Christus geführt werden. Wir wissen im Glauben, dass viele Gnaden durch ihre Hände gehen, übernatürliche, aber auch natürliche. Zunächst sind es die geistlichen Güter, die sie uns vermittelt: die Verbindung mit ihrem Sohn und mit Gott und damit das Heil, die Frucht der Erlösung, die drei göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, die der entscheidende Weg zum Heil sind, und endlich die Freude am Gebet, wodurch unser Denken und Handeln immer mehr geläutert wird. Dann aber sind es nicht selten auch materielle Gaben, die uns durch Maria zugewendet werden. Gerade von den Letzteren zeugen zahlreiche Wallfahrtsorte, aber nicht weniger zeugen sie von den übernatürlichen Gaben, die sie uns erflieht. Maria hat geholfen, so heißt es immer wieder auf den Gedenktafeln an den Wallfahrtsorten. Auch von uns werden viele in mannigfachen Nöten Maria angerufen und das Bewusstsein gehabt haben, dass sie geholfen hat. Wichtiger als die sichtbaren Gaben sind dabei stets die unsichtbaren, jene Gaben, die das Heil unserer Seele betreffen und die den Tod überdauern. Wer wollte es bestreiten? In allen Jahrhunderten, von Anfang an, hat die Kirche in Maria ein bedeutsames Werkzeug des Heiles gesehen.

Die Frage des ewigen Heiles, heute bewegt sie uns weniger als alle anderen Fragen. Das ist ein sprechendes Zeichen für die innere Hohlheit unseres Christentums. Vor 500 Jahr-

en war die Frage nach dem ewigen Heil der eigentliche Anstoß der Reformation: Wie finde ich einen gnädigen Gott? Wegen dieser Frage gäbe es heute keine Reformation mehr. Das ist sicher. Was unser ewiges Heil angeht, sind wir unheimlich, um nicht zu sagen verwegen, optimistisch geworden. Das hat seinen Grund zum einen darin, dass unser Verantwortungsbewusstsein vor Gott degeneriert ist, zum anderen darin, dass wir Gott verniedlicht haben, dass wir das Gespür für seine Größe und Erhabenheit verloren haben. So gehen viele heute davon aus, dass wenigstens all jene das ewige Heil finden, die noch halbwegs ihre Christenpflichten erfüllen, wahrscheinlich aber auch alle anderen, ganz gleich, wie sie leben und gelebt haben. Aus dem Munde gefeierter Theologen kann man heute vernehmen, dass die Hölle wahrscheinlich leer ist, wenn es sie überhaupt gibt. Viele wissen bereits, dass es die Hölle nicht gibt, wie sie sagen, nachdem sie meinen, erkannt zu haben, dass es auch den Teufel nicht gibt und dass der Engelsturz nur ein frommes Märchen ist.

Solche Auffassungen und Haltungen, die in keiner Weise mit den klaren Aussagen des Neuen Testaments zu vereinbaren sind und eindeutig dem Glauben der Kirche widersprechen, stehen im Kontext der allgemeinen Demontage des Glaubens, wovor wir nicht die Augen verschließen dürfen. In der Heiligen Schrift heißt es, dass wir wachen und beten und dass wir mit unseren Talenten arbeiten müssen, dass der, der sein Talent vergraben hatte, keine Chance mehr erhielt und dass der Weg zum Leben steil ist. In den Evangelien lesen wir, dass das Unkraut auf dem Acker der Welt in den Feuerofen geworfen wird und dass der, der nicht mit einem hochzeitlichen Gewand bekleidet war, endgültig ausgesperrt wurde, dass von Zweien, die auf dem Felde sind, der eine aufgenommen und der andere zurückgelassen wird und dass von zwei Frauen, die an der gleichen Mühle mahlen, die eine zur Vollendung gelangt, die andere nicht. Und den törichten Jungfrauen wird die Tür nicht mehr geöffnet, ihnen sagt vielmehr der Herr des Hauses: Ich kenne euch nicht! Bei dem Evangelisten Lukas lesen wir: „Müht euch, durch die enge Pforte hindurchzukommen. Ich sage euch: Viele werden hineinzukommen versuchen und es nicht vermögen“ (Lk 13, 24).

Wüssten wir wieder um die Gefährdung unseres Heils, wir würden uns eifriger darum bemühen, dass wir es gewinnen, und wir würden dabei vor allem vertrauensvoll zu Maria aufschauen. Zwar beten wir von Kindesbeinen an im Ave Maria „bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes“ - so lehrt es uns die Kirche -, aber wir tun

das oft allzu sehr gedankenlos. Eine gute Sterbestunde, darum müssen wir uns ein ganzes Leben lang bemühen, sie ist bedeutsamer für uns als alles andere, denn das ewige Heil fällt uns nicht in den Schoß.

Es ist klug, die Sorge um das ewige Heil ganz bewusst in die Hände Mariens zu legen. Wir werden dann das Ave Maria weniger gedankenlos beten. In früheren Jahrhunderten haben die Päpste oft daran erinnert, dass ein Diener Mariens nicht verloren geht, dass der, der auf sie vertraut, nicht enttäuscht wird.

Das ist der eine Gedanke, den das heutige Evangelium uns nahe legt: Maria tritt für uns ein bei ihrem göttlichen Sohn im Hinblick auf das Gelingen unseres Lebens, und wir tun gut daran, unser Vertrauen auf sie zu setzen. Der zweite ist der, dass wir entsprechend der Mahnung Mariens in wacher Bereitschaft auf ihren Sohn hören. Dieser unser Gehorsam ist die Voraussetzung dafür, dass der Sohn das Gebet seiner Mutter erhört.

Die Stimme Jesu und Gottes begegnet uns im Glauben der Kirche, wie er sich in den Jahrhunderten bis in die Gegenwart hinein kontinuierlich entfaltet hat. Mit ihm verbinden sich heute in der Verkündigung nicht selten Zeitirrtümer, die man liebevoll aufbereitet hat. Wir müssen sie als solche erkennen und entlarven. Der Glaube der Kirche wird heute zuweilen entstellt und verdunkelt. Die Heilige Schrift spricht von den falschen Propheten, der Heilige Vater spricht von der Diktatur des Relativismus, der nicht halt macht vor den Toren der Kirche. Es gilt, dass wir nicht auf uns selber hören oder auf das, was der Zeitgeist hervorbringt. Tut alles, was er, Christus, euch sagt, das ist der entscheidende Imperativ für uns alle. Wenn wir uns ihn zu Eigen machen, dann erhört der Sohn das Gebet der Mutter.

Das Evangelium des heutigen Sonntags erinnert uns daran, dass Maria zwischen Christus und der erlösten Menschheit steht und dass sie uns immer neu zu Christus führt, dass die Mutter Jesu für uns ein bedeutendes Werkzeug des Heiles ist. Wenn wir uns klar machen, dass unser Heil gefährdet ist, dass es uns nicht in den Schoß fällt, dann werden wir sie dankbar um ihren mittlerischen Dienst bitten. Sie tritt für uns ein bei ihrem göttlichen Sohn, wenn wir ihr Vertrauen schenken, und sie ermahnt uns immerfort, dass wir auf ihn hören, dass wir gewissenhaft tun, was er uns sagt.

3. Sonntag im Jahreskreis

„Heute hat sich das Wort der Schrift erfüllt“

Im Evangelium des heutigen Sonntags zitiert Jesus den alttestamentlichen Propheten Jesaja. In ihm sah man zu seiner Zeit allgemein einen Vorläufer des Messias, und in mancherlei Weise hat er von diesem als dem Kommenden gesprochen. Jesaja lebte im 8. vorchristlichen Jahrhundert als einer der bedeutendsten Propheten des Alten Testaments. Seine Berufung erfolgte im Jahre 738 vor Christus, und er wirkte ungefähr 30 Jahre im Südreich. Damals wurde das kleine Juda durch die Großmacht Assyrien bedroht. In dieser Situation verkündete Jesaja Gott als den Heiligen Israels - diese Gottes-Bezeichnung kommt im Alten Testament fast nur bei ihm vor -, und er erklärte die existentielle Bedrohung des Volkes als eine Strafe Gottes. Damit drückte er eine Wahrheit aus, die man heute nicht mehr wahrhaben will. Denn die landläufige Verkündigung erlaubt es Gott heute nicht mehr, dass er das Gute belohnt und das Böse bestraft. Sie hat vielmehr einen neuen Gott konstruiert, wenn sie ihn nicht gar schon gänzlich abgeschafft hat, einen Gott, der eher einem nachsichtigen Greis im Lehnstuhl gleicht als dem wirklichen Gott.

Jesaja sprach von dem Gott Israels, der das Volk bestraft, wenn es sündigt, mehr noch sprach er von dem kommenden Messias. Von ihm sagte er, dass er den Armen die frohe Botschaft bringen werde, den Gefangenen die Freiheit, den Blinden das Augenlicht und den Gebeugten und den Gequälten die Befreiung, und dass er die Gnade Gottes ausrufen werde für jene, die bereit seien zu hören. Nicht anders hat er selber es gemacht in seinem prophetischen Wirken.

Wer sind nun die Armen, die Gefangenen, die Blinden und die Gebeugten, für die die Botschaft Jesu bestimmt ist, für die einst die Botschaft des Propheten Jesaja bestimmt war und für die heute die Botschaft der Kirche bestimmt ist? Mit anderen Worten: Wer sind die, die zu retten der Erlöser gekommen war?

Die Adressaten des Messias, seines Vorläufers Jesaja wie auch seiner Boten in unseren Tagen sind die in ihrem Inneren Armen, Gefangenen, Blinden und Gebeugten. Von da-

her sind die, für die das Evangelium bestimmt ist, jene, die demütig sind, die ihre Hoffnung auf Gott setzen, die ihr Herz nicht an die irdischen Güter hängen, ob sie sie haben oder nicht. Gott macht uns reich durch die Verheißung des ewigen Lebens, wenn wir uns nicht mit dieser Welt begnügen. Wer stolz ist, wer verliebt ist in diese Welt, der kann mit dem Evangelium nichts anfangen, der ist taub für die Botschaft Jesu wie für die Botschaft des Jesaja wie auch der Kirche. Dabei ist es gleichgültig, ob er mit äußeren Gütern gesegnet ist oder nicht, wenn er nur nicht an ihnen hängt. Wer habgierig ist, dessen Herz hängt an der Welt. Er versteht weder die Botschaft Jesu noch die des Propheten noch die der Kirche. Darauf nimmt Jesus Bezug, wenn er in der Bergpredigt die Armen im Geiste selig preist und ihnen das Himmelreich verheißt (Mt 5, 3).

Die Güter dieser Welt und die Gier nach ihnen sind oft der Grund dafür, dass wir auf uns selber vertrauen und rein diesseitig leben. Der Wohlstand veranlasst viele, dem Christentum oder der Kirche den Rücken zu kehren, wenn sie es nicht schon getan haben. Und viele Prediger veranlasst er, Funktionäre zu werden und sich ein Christentum zurechtzubasteln, ein von Christentum, von dem sie meinen, dass es gut ankommt. Diese Prediger, sie sind das eigentliche Problem, das dem Priestermangel heute, dem Mangel an Priestern und Ordensleuten, zugrunde liegt.

Die zweite Gruppe, an die sich die Botschaft Jesu richtet, sind die in ihrem Inneren Gefangenen, jene, die sich selber im Kerker ihrer Leidenschaften eingeschlossen haben, die Sklaven ihrer Triebe geworden sind. Deren Zahl ist heute nicht gering. Sie müssen indessen um ihre Unfreiheit wissen und dürfen sie nicht als Freiheit erklären, erst dann werden sie frei durch die Botschaft Jesu sowie durch die Botschaft des Propheten und der Kirche. Erst dann können sie frei werden, wenn sie ihren inneren Zustand erkennen, wenn sie ihre Versklavung nicht für die höchste Form der Freiheit halten, wie es oft der Fall ist. Viele meinen heute, frei sei der, der tun und lassen kann, was ihm einfällt, was er will, in Wirklichkeit aber ist es so, dass nur der frei ist, der tun kann, was er soll, der tun kann, was Gott von ihm verlangt und was ihm zu Heile dient. Frei macht uns nicht die Freiheit zum Bösen, sondern die Freiheit zum Guten. Die wahre Freiheit schenkt uns das Evangelium, aber es schenkt sie nur dem, der demütig seine Gefangenschaft erkennt und bereit ist, für die verlorene Freiheit zu kämpfen, der bereit ist, sich selbst zu überwinden, sich abzutöten und seinen Willen zu üben. Das wird ihm umso mehr gelingen, als er getragen ist von dem Vertrauen auf Gott, der Größeres zu schenken vermag

als die ungeordnete Begierde, die Trägheit des Herzens und die Unbeherrschtheit der Sinne.

An dritter Stelle richtet sich die Botschaft Jesu an die Blinden. Es gibt heute viel Blindheit, innere oder geistige Blindheit, Blindheit und Verbohrtheit, letztlich bedingt durch den Stolz und durch die Sünde überhaupt. Viele sind heute verblendet und unbelehrbar in ihrer Verblendung. Sie wissen es besser. Alles wissen sie besser. Vielleicht sind auch wir zuweilen geblendet von dieser Verblendung. Bitten wir Gott, dass er uns davor bewahrt.

Sehr oft ist es so, dass die Verblendeten ihre Blindheit nicht erkennen, dass sie die Dunkelheit für das Licht und das Licht für die Dunkelheit halten, dass sie alle anderen für blind und sich allein für sehend halten. Wenn es so ist, dann ist ihre Blindheit nicht schuldhaft. Aber oftmals ist sie es dann doch letzten Endes, sofern man sich gegen die Wahrheit sperrt, gegen das Licht, sofern man die Lüge, den Irrtum und die Finsternis schließlich mehr liebt als das Licht und die Wahrheit. Von dieser Kategorie von Menschen ist schon im Prolog des Johannes-Evangeliums die Rede, der uns in den weihnachtlichen Tagen wiederholt als Evangelium diente.

In nicht wenigen Fällen ist die Finsternis des Geistes in diesem Sinne der Sold der Sünde, die Folge eines Lebens ohne Gott, vor allem die Folge der Sünde der Unzucht, der Unkeuschheit, worin man sich dem ungeordneten Geschlechtstrieb überlässt.

Wir bedürfen der Erkenntnis der eigenen Blindheit, damit wir durch den Glauben wieder sehen lernen. Diese Erkenntnis setzt jedoch wiederum tiefe Demut voraus, das Fundament aller Tugenden.

Die Botschaft Jesu ist für die Armen bestimmt, für die Gefangenen, für die Blinden und endlich für die Gebeugten, für die Gequälten. Mit den Gebeugten und Gequälten sind die gemeint, die an der Unvollkommenheit ihres Lebens und der Welt überhaupt leiden, die innerlich leiden und dabei wissen, was die eigentliche Quelle aller Leiden ist, nämlich die Sünde oder das Böse, dessen Quelle letztlich der Böse ist. Auch diese Erkenntnis, die Einsicht in die eigene Unfertigkeit und in die Unfertigkeit der Welt setzt noch einmal die Demut voraus.

Mannigfaltig sind die Leiden, die uns die Sünden auferlegen, die eigenen Sünden und die Sünden derer, die mit uns ihr Leben teilen. Geben wir diese Zusammenhänge zu und vertrauen wir auf Gott, so wird die frohe Botschaft uns Gelassenheit schenken und Trost und Mut.

Das einigende Prinzip der vier Gruppen von Menschen, denen die Verkündigung Jesu, ja, schon die Verkündigung des Propheten Jesaja und heute die Verkündigung der Kirche, ein Evangelium sein will, eine Quelle der Freude, und denen sie zum Heil werden soll, oder - sagen wir es einmal so - das, was die Armen, die Gefangenen, die Blinden und die Gebeugten unseres Evangeliums eint, das ist die Demut. Diese zeigt sich im Misstrauen gegenüber den irdischen, den vergänglichen Gütern, gegenüber der Scheinfreiheit der Sünde, gegenüber der menschlichen Erkenntnis, sofern sie sich an die Stelle der Wahrheit Gottes setzt, gegenüber der Unfertigkeit der Welt wie auch des persönlichen Lebens und gegenüber der Macht des Bösen ganz allgemein. Die Botschaft Jesu, des Propheten und der Kirche macht die Armen reich, die Gefangenen frei und die Blinden sehend, und sie richtet die Gebeugten, die Leidenden, auf. Sie wird auch uns zur frohen Botschaft, wenn wir zu den Armen gehören, zu den Gefangenen, zu den Blinden und zu den Gebeugten, wenn wir unsere Hoffnung nicht auf die irdischen Güter setzen, wenn wir Freiheit nicht mit Willkür verwechseln, wenn wir uns nicht blenden lassen durch die Weisheit der Gottlosen und wenn wir in den Leiden der Zeit, die stets mit der Sünde zusammenhängen, auf Gott setzen, auf seine Macht und auf seine Güte.

4. Sonntag im Jahreskreis

„Fürchte dich nicht, ich bin bei dir“

Im Evangelium des heutigen Sonntags ist davon die Rede, dass Jesus bei seinem Auftreten in Nazareth zunächst Bewunderung und Anerkennung erfährt, dann aber Ablehnung Zorn, Hass und Feindseligkeit. Seine Zuhörer, es werden viele gewesen sein, sie waren ja mit ihm aufgewachsen, sind enttäuscht, weil er nicht das sagt und tut, was sie erwartet und erhofft haben. Damit erleidet er das Schicksal aller Propheten des Alten Testaments, aller echten Propheten. Dafür ist Jeremias, um dessen Berufung es in der

(ersten) Lesung des heutigen Sonntags geht, ein eindrucksvolles Beispiel. Aber auch nach Jesus ist es den Propheten, die ihre Sendung ernst nahmen, nicht anders ergangen als ihm. Solange die Menschen noch in der Hoffnung leben, den Propheten für sich gewinnen zu können, jubeln sie ihm zu, aber wenn das nicht gelingt, dann entlädt sich über ihn der ganze Hass und der ganze Zorn ihrer enttäuschten Hoffnung. Der Prophet, der seiner Sendung treu bleibt und Gottes Wort verkündet, kann den Menschen nicht entgegenkommen. Darum gerät er immer wieder in feindselige Verwicklungen. Der Grund dafür ist der, dass viele Menschen, vor allem jene, die die öffentliche Meinung bestimmen, sich nicht dem Wahren und Guten verpflichtet fühlen und möglichst bequem durchs Leben kommen wollen. Und - wehe denen, die sie daran hindern.

Die Botschaft, die Jesus verkündet, ist eine gute Botschaft, eine Freudenbotschaft, das ist das deutsche Wort für das griechische Wort Evangelium, aber sie ist es nur für die, die guten Willens sind.

Gewiss, immer ist die Gunst der Menschen trügerisch und sehr oft nur von kurzer Dauer, das gilt jedoch besonders für den Propheten, für den, der Gottes Rechte und Gottes Weisungen in dieser Welt zu vertreten hat, der sich damit in einen uralten Kampf begibt. Denn das Prophetenschicksal ist zu allen Zeiten die Feindschaft der Welt und die Verfolgung durch sie.

Nun könnten wir denken: Gut, das ist nun einmal so. Gottes Berufung und die Treue zu ihr müssen eben teuer bezahlt werden. Gott Dank bin ich nicht davon betroffen. Allein, das ist ein Irrtum. Wir alle sind zu Gottes Propheten erwählt, durch das allgemeine Priestertum, zu dem wir im Sakrament der Taufe und im Sakrament der Firmung geweiht wurden. Unser Christsein ist eine prophetische Berufung, wenngleich in einem abgeschwächten Sinn gegenüber denen, die zum Weihepriestertum berufen sind, das in einer ganz besonderen Weise auf das Schicksal Jesu hinordnet, wenngleich auch da die Verantwortung jeweils verschieden ist, je nach der Stellung dessen, der Christus im Weihepriestertum repräsentiert.

Dennoch gilt: Jeder Christ nimmt teil an der prophetischen Berufung Christi und damit an seinem Prophetenschicksal. Denn Christsein ist immer irgendwie prophetische Existenz. Das gilt nicht nur für das besondere Priestertum, für das Weihepriestertum.

Allzu viele Propheten stellen sich heute indessen de facto in den Dienst einer Gott entfremdeten Welt und verraten Christus und seine Kirche oder betätigen sich vor Gott als Lügenpropheten, unter ihnen nicht wenige, die formell noch in der Kirche ihren Ort haben. Das ist eine Crux, vor der, was wir nur mit Bedauern feststellen können, viele die Augen verschließen.

Christsein ist prophetische Existenz, der Christ ist stets auch ein Prophet, das müssen wir uns immer wieder sagen und sagen lassen, weil unser Christentum oft so wenig Schwung hat und so sehr in der Veräußerlichung erstarrt, weil unser Glaube oft so oberflächlich ist und das Gebet und der Gottesdienst für uns oft nicht mehr sind als eine Pflichtübung nach dem Motto: Je kürzer das Gebet und der Gottesdienst sind, um so besser. Und oft ist auch unser Einsatz für die Kirche, wenn man da überhaupt noch von Einsatz sprechen kann, halbherzig und seelenlos nach der Weise der Funktionäre. Der Prophet brennt für Gott, und um Gottes willen setzt er die Freundschaft der Welt aufs Spiel.

Unsere prophetische Aufgabe besteht darin, inmitten der Unheilsgeschichte der Menschen mitzuwirken an der Heilsgeschichte Gottes, Gottes Willen und Gottes Weisung vor den Menschen zu vertreten, gegen die Erwartung vieler, die den Ton angeben. Das aber führt in Konflikte, in Feindseligkeit und Verfolgung, das führt uns zur Teilnahme an der Schmach des Kreuzes. Da kann es der Prophet schon mit der Angst zu tun bekommen. Wer würde nicht zittern, wenn Feinde sich gegen ihn formieren? Aus solcher Angst aber ergibt sich die Versuchung, das Wort Gottes zu entkräften, zu verwässern, ihm den Stachel zu ziehen, der Erwartung der Menschen zu schmeicheln, sich in falscher Weise anzupassen oder gar sich die Worte von den Gegnern Gottes in den Mund legen zu lassen und sie als Gottes Worte auszugeben. Tatsächlich erliegen nicht wenige dieser Versuchung. Das gilt eigentlich immer, zu allen Zeiten, heute jedoch mehr denn je. Darin aber liegt die Schwäche der Kirche, darin, dass sie sich der Welt anpasst und die Botschaft Gottes zurechtschneidert. Und dieses Faktum begründet auch die Uneinigkeit der Kirche und die Verdunklung ihrer Verkündigung, sehr oft in wesentlichen Fragen heute, wodurch sie den Spott der Welt auf sich zieht, dieses Mal dann freilich berechtigter Weise.

In der (ersten) Lesung des heutigen Sonntags heißt es: „Zittere nicht, sonst werde ich dich zittern machen vor ihrem Angesicht“. Diese Mahnung, die gleichzeitig eine Drohung ist, gilt auch für uns.

Wenn es um die Wahrheit geht, kann es keine Kompromisse geben. Vertreten wir das, handeln wir uns damit allerdings nicht wenige Feinde ein. Wer für die Wahrheit eintritt, wird immer Freunde haben, vielleicht viele, aber in der Regel noch mehr Feinde.

Feindschaft und Verfolgung um der Wahrheit willen zu ertragen, das ist leichter, wenn wir an das Wort Jesu aus der Bergpredigt denken: „Selig, die Verfolgung erleiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich“ (Mt 5, 10).

Die (erste) Lesung des heutigen Sonntags sagt das Gleiche, aber in einer etwas anderen Form, wenn sie den Propheten Jeremia, der nicht zuletzt dadurch den Zorn der Massen erregt hat, dass er angesichts der über das Volk hereinbrechenden babylonischen Gefangenschaft immer wieder auf den Zusammenhang von Schuld und Strafe hingewiesen hat, wenn sie ihn ermahnt, auf Gott zu vertrauen, weil Gott den, den er sendet, auch für die Sendung ausstattet. Eine bessere Hilfe ist wohl nicht denkbar als das Versprechen Gottes, dass er mit uns ist. An dieses Versprechen sollten wir uns immer wieder erinnern, vor allem in kritischen Situationen.

Wenn wir uns im Bewusstsein unserer eigenen Schwäche von der Kraft des Evangeliums umwandeln lassen, dann werden wir wie eine befestigte Stadt, wie eine eiserne Säule, wie eine eiserne Mauer sein, dann lassen wir uns nicht umwerfen. Wie wir durchkommen, das sollen wir Gott überlassen, aber auf jeden Fall sollen wir ihm unsere Hände und unseren Mund leihen.

Die Feindschaft der Welt ist das Schicksal des Propheten. Ist er ein Freund der Welt, erweist er sich damit als Lügenprophet, Hofpropheten heißen diese im Alten Testament. Gottes Boten werden in der Welt in der Regel nicht angenommen, vor allem nicht von denen, die den Ton angeben. Wir alle sind berufen, prophetisch Gottes Rechte vor den Menschen zu vertreten. Ohne Angst sollen wir die Versuchung überwinden, den Menschen nach dem Mund zu reden, im Vertrauen auf den, der uns gesandt hat, der uns nicht verlässt, wenn wir ihn nicht verlassen. Nicht der Applaus der Massen ist das Sie-

gel der Sendung des Propheten, im Gegenteil, der Applaus der Massen muss uns skeptisch machen im Hinblick auf den Propheten. Die entscheidende Frage darf für uns nicht lauten: Wie komme ich an? Oder noch armseliger: Wie komme ich am besten durch? Überspitzt könnte man sagen: Der Prophet kommt gerade dadurch an, dass er nicht ankommt und er kommt gerade dadurch durch, dass er nicht durchkommt. Das klingt paradox, ist es aber nur scheinbar. Christus hat die Welt am Kreuz sterbend erlöst. Das vergessen wir allzu oft.

5. Sonntag im Jahreskreis

„Herr, geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch“

Wichtiger als der reiche Fischfang ist im Evangelium des heutigen Sonntags die Berufung des Simon und seiner Gefährten. Sie folgen ihrer Berufung unter dem Eindruck des Wunders, das Jesus gewirkt hat. Es heißt da: „Furcht hatte sie ergriffen“, und Petrus fiel vor ihm nieder und sprach: „Herr, geh weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch“. Petrus und seine Gefährten folgen Jesus, weil sie spüren, wer er ist, weil sie seine Größe erkannt haben. Nicht anders kann es bei uns sein. Nur dann werden wir auf Christus hören und ihm folgen, wenn wir wenigstens ahnungsweise seine Größe erfassen. Das aber setzt voraus, dass wir unsere eigene Armseligkeit erkennen, dass wir uns nicht aufs hohe Pferd setzen.

Tatsächlich spielen die Weisungen Jesu im Leben vieler auch Getaufte heute keine Rolle mehr, weil so viele selbstgerecht sind und weil die Gestalt Jesu in unserer Welt verblasst ist, weil man sich von anderen Gestalten beeindrucken lässt, wenn man sich überhaupt noch beeindrucken lässt. Alles zurücklassen für ihn und ihm folgen, da muss man schon ahnen, wer er ist, da muss man schon beeindruckt sein von seiner Persönlichkeit und von der Kirche, in der er fortlebt. Demgegenüber tut man heute alles, um Misstrauen zu säen gegenüber dem Zeugnis der Heiligen Schrift und um das wahre Wesen der Kirche zu verfälschen. Das aber geschieht vielfach in einer unheiligen gemeinsamen Aktion nicht weniger Kirchenfunktionäre mit jenen, die der Kirche verständnislos oder feindselig gegenüberstehen.

Ganz allgemein gilt, dass die überwältigende Größe des Stifters des Christentums, seine göttliche Hoheit, seine Distanz und sein richtender Ernst wenig bestimmend sind in unserem Bewusstsein. Oft wird der Stifter des Christentums herabgestuft zu einem einfachen Menschen, bleiben nur noch seine Güte und seine Menschenfreundlichkeit übrig. Überhaupt fehlt vielen heute das Empfinden für das Heilige, das Empfinden für wahre Größe und für das Geheimnishaft, für das Göttliche. Da waren Petrus und seine Gefährten noch aus anderem Holz.

Wir denken vielfach zu hoch über uns selber, übersehen unser Versagen und wissen unsere Sünde und unsere Unwürdigkeit nicht selten geschickt zu verbergen, vor uns selbst und vor den anderen, wenn wir nicht gar alle Sünde psychologisieren. Das ist ganz anders bei den alttestamentlichen Propheten, ganz anders aber auch bei den ersten Jüngern Jesu. Bei den alttestamentlichen Propheten können wir lesen, dass Gott wie ein verzehrendes Feuer ist, dass der, der ihn sieht, sterben muss. Der Prophet Jesaja ruft in seiner Berufungsvision aus, davon spricht die (erste) Lesung: „Weh mir, ich bin verloren ... ich bin ein Mann mit unreinen Lippen, ich wohne in einem Volk mit unreinen Lippen ... meine Augen haben den König, den Herrn der Heerscharen gesehen“ (Jes 6, 5).

Unsere Beziehung zu Gott ist nur dann von Dauer, nur dann schenken wir Gott Gehör und nur dann hat unsere Liebe zu Gott ein festes Fundament, wenn sie gegründet ist in der heiligen Scheu, in jener Haltung, die wir gemeinhin die Ehrfurcht nennen. Die Ehrfurcht lebt aus der Erkenntnis der Größe Gottes und der Kleinheit des Menschen, aus der staunenden Anerkennung des unendlichen Abstandes zwischen Gott und dem Menschen.

Gott ist ein erschütterndes Geheimnis, aber dieses Geheimnis dürfen wir lieben, weil Gott uns an sich zieht, weil er den Abstand überbrückt, vor allem, weil er uns in Christus begegnet. Genau das spürten Petrus und seine Gefährten, darum folgten sie ihm augenblicklich.

Die Ehrfurcht, in der wir die Größe Gottes ahnen, sie bewahrt uns vor plumper Vertraulichkeit. Und sie macht die Liebe dauerhaft durch alle Krisen hindurch. Ohne die Ehrfurcht ist die Liebe über kurz oder lang zum Scheitern verurteilt. Das gilt im Grunde für alle Formen der Liebe, insbesondere auch für die bräutliche und die eheliche Liebe. Auch da muss etwas von der Ehrfurcht vor der Persönlichkeit des anderen mitschwin-

gen, auch da bedarf die Liebe der Scheu, ohne die es keine Verehrung gibt.

Die Ehrfurchtslosigkeit gegenüber dem Heiligen hat heute viele Gestalten. Sie gründet letztlich in dem mangelnden Sündenbewusstsein, das alarmierend ist bei den Christen. Darum auch die Vernachlässigung des Sakramentes der Buße. Sie zeigt sich vor allem in der Gedankenlosigkeit und in der Gleichgültigkeit, mit der wir dem eucharistischen Christus begegnen. Schon der äußere Umgang mit dem Sakrament lässt oftmals zu wünschen übrig. Die äußere Haltung und die äußere Form sind durchaus nicht gleichgültig. Um der Ehrfurcht willen sollten wir nicht immer auch zur heiligen Kommunion gehen, wenn wir an einer heiligen Messe teilnehmen. Die Übung der geistlichen Kommunion, wie man das früher nannte, ist ein Gebot der Stunde. Das ist hier nicht anders als im natürlichen Leben: Man muss den Hunger kennen, ja, man muss ihn sich unter Umständen auferlegen, wenn es die Verhältnisse nicht tun, damit man die Nahrung zu schätzen weiß.

Ohne Ehrfurcht ist die Liebe über kurz oder lang dem Tod geweiht. Und der Glaube dazu.

Es gilt, dass wir uns in ehrfürchtiger Liebe Christus zuwenden und seiner heiligen Kirche. Dann werden wir den Weisungen der Kirche und ihres Stifters wieder folgen und alles andere dafür in Frage stellen, nicht fanatisch, sondern mit Vernunft und mit Verstand, so wie Petrus und seine Gefährten es getan haben.

Die Krise unseres Glaubens und unseres Lebens aus dem Glauben ist vor allem bedingt durch unsere Abstumpfung. Allzu oft wissen wir nicht mehr, wer der ist, der uns ruft und der uns seine Aufmerksamkeit schenkt. Das hängt nicht zuletzt auch damit zusammen, dass wir die Offenbarung Gottes im Grunde nicht mehr ernst nehmen, dass das Gerede an die Stelle der Glaubensverkündigung getreten ist, das Gerede, in dem man nichts anderes tut, als das man sich selber darstellt. Weithin herrschen der Subjektivismus und mit ihm der Personenkult in der Kirche der Gegenwart. Dem tiefer Schauenden offenbaren sie das substantielle Vakuum und die innere Leere. Petrus erkennt nach dem Wunder des reichen Fischfangs angesichts der Größe und Erhabenheit dieses Jesus von Nazareth seine eigene Kleinheit, Hilflosigkeit und Armseligkeit. Und mit ihm tun es die Zebedäus-Söhne. Das Bekenntnis des Petrus und seiner Gefährten ist beispielhaft für uns. Unsere Beziehung zu Gott und zu Christus ist nur dann von Dauer, wenn sie von

der Ehrfurcht getragen ist. Ohne sie ist die Liebe über kurz oder lang zum Scheitern verurteilt. Das Sündenbewusstsein und die Bitte um Vergebung, sie sind der eigentliche Nährboden unserer Ehrfurcht vor Gott.

6. Sonntag im Jahreskreis

„Selig seid ihr, die ihr jetzt Hunger habt“

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht in einer sehr einprägsamen Form von dem, was eigentlich zählt - in den Augen Gottes, was eigentlich auch in unseren Augen zählen sollte. Das ist freilich nur dann möglich, wenn wir auf das Ewige setzen, nicht auf das Vorläufige, das Vorübergehende, das Vergängliche.

Mit seinen vier Seligpreisungen und mit seinen vier Wehrufen stellt Christus in diesem Evangelium die Erwartungen seiner Hörer gleichsam auf den Kopf. Den vier Seligpreisungen entsprechen die vier Wehrufe, die Seligpreisungen erlangen damit gewissermaßen eine Bestätigung. Das ist eine kunstvolle Komposition.

Gepriesen werden in unserem Evangelium die Armen, die Hungernden, die Trauernden und die Verfolgten. Getadelt und gewarnt und zurückgewiesen werden die Reichen, die Satten, die Fröhlichen und die von den Menschen Geehrten.

Die Armen und die Trauernden werden selig gepriesen, weil sie Hunger haben, körperlichen oder geistigen, weil sie innerlich nicht erfüllt sind, weil in ihnen die Sehnsucht nach Größerem lebendig ist. Die Reichen und die Fröhlichen werden demgemäß verurteilt, weil sie satt und selbstzufrieden und auf diese vergängliche Welt fixiert sind. Am wenigsten gibt es diese Kategorie noch bei den von den Menschen Verfolgten.

Armut und Trauer sind nicht in sich wertvoll, ihr Wert besteht vielmehr darin, dass sie den Hunger in uns lebendig erhalten und dass sie uns eher vor der Sатtheit bewahren und vor der Selbstzufriedenheit, die den Übermut hervorbringen und die Aufgeschlossenheit für die jenseitige Welt in uns ertönen, wie wir das heute allenthalben erleben. Das gilt nicht weniger für das Verfolgtwerden durch die Menschen, auch das stellt in

sich keinen Wert dar, aber es bewahrt uns eher vor dem Aufgehen im Vordergründigen. Oder sagen wir es so: Die Ehre bei den Menschen, wo immer wir sie begierig suchen, fixiert uns leichter auf diese unsere vergängliche Welt als auf alles andere.

Armut und Trauer und auch die Ablehnung durch die Menschen bewahren uns eher vor der inneren und äußeren Satttheit, vor der selbstzufriedenen Stumpfheit, vor dem Aufgehen im Irdischen und vor dem Vergessen der jenseitigen Welt. Das muss nicht so sein, denn es gibt auch satte Arme und hungernde Reiche, satte oder auch hoffnungslos Trauernde und Fröhliche und von den Menschen Geehrte, die die Vorläufigkeit dieser Welt durchaus im Auge behalten und ihr Leben konsequent auf die Ewigkeit hin ausrichten. Darauf aber kommt es an.

Mit den Hungernden sind all jene gemeint, die unerfüllt sind in dieser Welt, die auf der Suche nach dem größeren Leben sind, die im Tiefsten unruhig sind, die über sich selbst hinauswachsen, die um das größere Leben wissen, zu dem der Mensch fähig ist und zu dem Gott uns tatsächlich berufen hat, die sich nicht mit ihrem augenblicklichen Zustand begnügen, die die Ewigkeitssehnsucht in ihrem Herzen nicht erstickt haben. Jeder Mangel, auch der leibliche Hunger, auch die Armut und die Entbehrung, die Trauer und die Ablehnung durch die Menschen in dieser Welt, die sich bis zur Verfolgung steigern kann, jeder Mangel kann ein Nährboden sein für die Ewigkeitssehnsucht und für die Hinwendung zu Gott.

Letztlich geht es hier um den Hunger der Seele, den wir in uns wach halten müssen, um das Verlangen nach letzter Geborgenheit, um das Streben nach dem Bleibenden in aller Vergänglichkeit, um die Sehnsucht nach der Wahrheit und nach der Gerechtigkeit, wie sie letzten Endes nur Gott verbürgt und verbürgen kann.

Allein, schon die äußere Armut kann ein fruchtbarer Nährboden sein für das Ewigkeitsstreben. Das hat Jesus in den Tagen seiner Wirksamkeit in Galiläa und in Judäa erfahren. Die äußere Armut disponiert den Menschen in besonderer Weise für die Welt Gottes, wenn sie angenommen wird. Unter jenen, die Jesus Gehör schenkten in den Tagen seines öffentlichen Wirkens war die größere Zahl nicht mit den Gütern dieser Welt gesegnet, wenngleich nicht alle Armen ihn aufnahmen und alle Reichen ihn zurückwiesen.

Die äußere Armut disponiert den Menschen in besonderer Weise für die Welt Gottes. Daher gehört das Herz Jesu vornehmlich den Armen, wenngleich er für alle da war, im Grunde, um allen den Geist der Armut zu vermitteln.

So muss es auch immer in der Kirche sein. Sie muss sich zuerst denen verpflichtet fühlen, die nicht mit äußeren Gütern gesegnet sind, was jedoch gerade heute eher ein frommer Wunsch ist als die Wirklichkeit.

Die Armut steht im Evangelium von den Seligpreisungen für den äußeren Mangel, der freilich nicht in sich schon tugendhaft ist, der uns aber eher vor der satten Selbstgenügsamkeit bewahrt. Und darauf kommt es an. Wir müssen die Gefahren der Selbstzufriedenheit, der behaglichen Weltverhaftetheit und der trägen Gleichgültigkeit erkennen und die daraus hervorgehende Fixierung auf diese unsere sinnhafte Welt.

Jeder Mangel hat in sich die Möglichkeit, uns zum Nachdenken zu bringen und in uns das Streben nach mehr, das Streben nach dem Größeren, nach Gott und seinem Wort zu verlebendigen, uns an unsere letzte Abhängigkeit, an unser grundlegendes Angewiesensein auf Gott zu erinnern. Darum disponieren uns nicht nur die äußere Armut und der Hunger für Gott und für die Ewigkeit, disponiert uns auch die rechte Trauer für Gott und für die Ewigkeit sowie die fehlende Anerkennung durch die Menschen.

Gerade auch das Fixiertsein auf das Lob der Menschen zerstört in uns nachhaltig auch die Sehnsucht nach dem ewigen Gott, die Sehnsucht nach der Anerkennung durch ihn. Die rechten Propheten werden verfolgt, die Scheinpropheten werden gelobt. Es ist in der Gegenwart nicht untypisch, dass die guten Priester, die gewissenhaft sind und ihre Pflicht tun, unbeliebt sind und gar gemobbt werden, wie man das heute nennt. Tatsächlich ist die heute sich ausbreitende Sorge um die Ehre bei den Menschen die größte Gefahr für das Wort Gottes, für seine glaubwürdige Verkündigung und für sein Wirksamwerden in unserer Zeit. In der Kirche unserer Tage tritt weithin der Personenkult an die Stelle der Sachlichkeit und der Ehrlichkeit. In ihm macht man Gott seinen Platz streitig, verdrängt man ihn immer mehr aus der Mitte. Viele beklagenswerte Missstände in der Kirche erklären sich von daher. De facto kennen viele nur die eine Sorge, wie sie ankommen bei den Menschen. Das ist ihnen wichtiger, als dass und als wie sie bei Christus ankommen und vor ihm bestehen können.

Unter dem Aspekt unserer Sehnsucht nach Gott und unserer Ausrichtung auf ihn und auf die Ewigkeit müssen wir Gott danken auch und gerade für die Entbehungen, die er uns auferlegt durch unsere Konstitution, durch unsere äußeren Verhältnisse und durch die Ungerechtigkeit der Menschen. Es geht hier um die Erfahrung des Mangels, die heilsam ist für uns. Sie ist auch der eigentliche Grund dafür, dass wir als gläubige und eifrige Christen freiwilligen Verzicht üben und Opfer bringen. Das wieder einzuüben, den freiwilligen Verzicht und das Opfer, das ist der tiefere Sinn der Fastenzeit, der österlichen Bußzeit, die in wenigen Tagen beginnt. Wir versagen uns Irdisches, materielle oder auch geistige Güter, und rufen in uns das Gefühl und das Bewusstsein des Mangels hervor, damit wir die Vergänglichkeit unserer Welt nicht vergessen und damit in uns der Hunger nach Gott und nach der Ewigkeit immer wieder geweckt und gefördert wird. Durch den Verzicht lernen wir das zu schätzen, was uns der Alltag schenkt und was wir allzu selbstverständlich entgegennehmen. Durch ihn schaffen wir ein Vakuum, einen Leerraum, damit Gott dort einziehen kann. Wer sich mit einem fragwürdigen Diesseitsparadies zufrieden gibt, der findet Gott weder in diesem Leben noch in der jenseitigen Welt.

Christus preist jene selig im Evangelium des heutigen Sonntags, die sich einen lebendigen Hunger nach Gott und nach der Ewigkeit bewahren, und jene, denen die Anerkennung Gottes wichtiger ist als die Anerkennung der Menschen. Seine Warnung, sein Tadel und seine Ablehnung treffen jene, die satt sind und die von den Menschen geehrt werden und die diese Ehre mehr suchen als alles andere. Darin sind wir alle angesprochen, darin werden wir alle aufgefordert, unser Gewissen zu erforschen.

1. Fastensonntag

„Wenn ihr fastet, macht kein finsternes Gesicht“

Vor wenigen Tagen hat die Fastenzeit begonnen, die österliche Bußzeit. Sie soll eine Zeit der Besinnung sein, eine Zeit der Vertiefung des Christseins für alle. Eine Zeit, in der wir tiefer eindringen in das Geheimnis Christi, in das Geheimnis seiner Kirche und in das Geheimnis unserer Erlösung, und in der wir das Leben aus dem Glauben intensiv einüben. Der Weg solcher Vertiefung und Einübung ist der Blick auf das Leiden Christi

und das Bemühen, das ernsthafte Bemühen, um Bußwerke, um Akte der Selbstüberwindung.

Die Beschäftigung mit dem leidenden Christus muss uns beflügeln zum Verzicht, zum Verzicht aus Liebe. Die Liebe lebt vom Opfer. Der Blick auf das Kreuz Christi muss uns aufwecken, dass wir uns nicht treiben lassen von unseren Wünschen, dass wir das Steuer unseres Lebens wieder fest in die Hand nehmen.

Es geht hier darum, dass wir den Gebrauch unserer Freiheit, die so arg gefährdet ist, wieder einmal mit besonderer Aufmerksamkeit für einige Wochen einüben. Das ist schon für unser Menschsein notwendig, erst recht für unser Christsein. Wir verlieren nämlich das wahre Menschsein, wenn wir uns treiben lassen von unseren Wünschen und wenn wir immer nur das sagen und tun, was die anderen auch sagen und tun. Erst recht verraten wir unsere christliche Berufung, wenn wir nicht eigenständig, beherrscht und verantwortungsbewusst leben.

Im Mittelpunkt der vierzigägigen Fastenzeit stehen daher für uns die Werke der Buße, steht der Verzicht, das Opfer.

Bemühen wir uns darum, dann wachsen wir tiefer in den Glauben hinein, der uns in der heiligen Taufe geschenkt wurde und dem wir oft in Anpassung an die säkulare Welt so distanziert gegenüberstehen, und vertiefen das Fundament unserer christlichen Berufung.

Das Opfer oder der Verzicht kann körperlicher oder geistiger Art sein, je nachdem, ob wir dem Geist oder dem Körper etwas entziehen. Auf beide Arten von Entsagung spielt das Evangelium heute an, das Evangelium von der dreifachen Versuchung Jesu.

Das Wirken Jesu war bestimmt von der Auseinandersetzung mit dem Teufel, mit den bösen Geistern, mit den Dämonen. Hinter dem Bösen in der Welt erkannte Jesus den Bösen.

Viele wollen heute klüger sein als der Meister und meinen, Dämonen, die gebe es nicht, und der Teufel, das sei ein Bild, eine Metapher. Jesus wusste um das Geheimnis der

Bosheit, das nicht allein von der Bosheit der Menschen her zu erklären ist. Deswegen hat er viele Teufel ausgetrieben. Deswegen hat er immer wieder über den Teufel gesprochen, den Lügner von Anbeginn, und über die Dämonen. Hinter allem Bösen stehen persönliche Mächte. Das ist der Glaube des Neuen Testaments. Das ist der Glaube der Kirche.

Das Böse ist mächtig in der Welt, und die Auseinandersetzung mit ihm ist dramatisch, in unserem eigenen Herzen, zuweilen, und in der Welt immerfort, heute in der Politik, in der Gesellschaft und auch in der Kirche. Darum können wir nicht gut sein ohne das Gebet und ohne die Hilfe des Heiligen Geistes. Darum verdrängt das Chaos die Ordnung in Kirche und Welt, wo der Glaube zusammenbricht und mit ihm die Moral, wie wir das in den letzten Wochen wieder schmerzhaft erfahren haben.

Jesus wird versucht, wie wir alle immer wieder versucht werden. Was hier als äußerer Vorgang geschildert wird, ist ein inneres Geschehen. Das ist klar.

Der Versucher tritt an Jesus heran, als er sich in die Einsamkeit begeben hat. Als er sich 40 Tage hindurch besondere Opfer auferlegt hat. So ist es oft: Die Versuchung überfällt uns, wenn wir allein sind.

Die erste Versuchung, die über Jesus kommt, geht aus vom Hunger, einer elementaren Not. Jesus überwindet ihn mit dem Hinweis darauf, dass der Mensch nicht allein vom Brot lebt. Das will sagen: Die Nöte der Seele sind bedeutsamer als die Nöte des Leibes. Und die Nöte des Leibes müssen wir zuweilen ertragen um höherer Güter willen. Hier ist das Fasten angesprochen, der Verzicht auf Speise und Trank.

Die erste Versuchung Jesu ist leiblicher, die zweite aber ist geistiger Art. Sie besteht in dem Streben nach der Macht. Auch diese Versuchung überwindet Jesus. Er überwindet sie mit dem Hinweis auf Gott, dem alle Macht der Welt zukommt. Hier sind die geistigen Opfer angesprochen, die wir uns auferlegen. Das ungeordnete Streben nach Macht und Ehre, der Stolz, der Hochmut, worin wir die Wurzel einer jeden Sünde erkennen. Der Mensch sucht die eigene Ehre, nicht die Ehre Gottes. Wie viele Menschen tragen, heute mehr denn je, den Kopf sehr hoch. Sie können alles, sie wissen alles, sie können über alles urteilen. Sie setzen sich selber an die Stelle Gottes und beten damit im Grun-

de den Teufel an.

Die dritte Versuchung Jesu ist noch einmal geistiger Art. Sie besteht in dem Bestreben des Menschen, Gott zwingen zu wollen, dass er Wunder wirkt. Der Mensch will über Gott verfügen, ihn in den Dienst der eigenen Interessen stellen, er will selber Gott sein. Sofern Jesus ein Mensch war, war auch diese Versuchung ihm nicht fremd.

Die Versuchungen Jesu sind gleichsam klassische Versuchungen. Sie bestimmen auch unser Leben, und zwar immer wieder aufs Neue. Durch Verzicht, durch Entsagung und durch Opfer, durch den Verzicht auf Erlaubtes, rüsten wir uns für die Versuchungen. Das gilt allgemein. Es geht dabei um unsere Freiheit, um die Herrschaft des Geistes über die Ansprüche, die unser Leib und unsere Seele uns stellen. Der Verzicht ist nicht schwer, wenn wir ihn üben aus Liebe zu Gott, aus Liebe zu Christus und aus Liebe zu seiner Kirche. Und die Liebe erhält ein tieferes Fundament durch den Verzicht. Die Liebe lebt aus dem Opfer, und das Opfer lebt aus der Liebe.

Die Opfer, die wir bringen können, sind vielfältig, wir können den Leib in Zucht nehmen und den Geist. Geistige Opfer bringen wir, wenn wir auf das Fernsehen verzichten, wenn wir unsere Zunge zügeln, wenn wir unsympathischen Menschen mit besonderer Liebe begegnen, wenn wir für die Wahrheit leiden und die Schmerzen in Geduld ertragen, unter Umständen auch da, wo wir sie lindern könnten.

Die österliche Bußzeit steht im Zeichen des Verzichtes. Jeder Verzicht hat nur dann Wert, wenn er aus Liebe geschieht. Üben wir ihn im rechten Geist, so dient er der Vertiefung unseres inneren Lebens, steigert er unser Menschsein und verbindet er uns inniger mit Gott, schenkt er uns die größere Freiheit und die wahre Freude. Die wahre Freude geht aus dem Opfer hervor, aus dem Opfer, das seine Kraft aus der Liebe empfängt und der Liebe ein tieferes Fundament verleiht.

2. Fastensonntag

„Während er betete, wurde sein Antlitz verklärt“

Am vergangenen Sonntag hörten wir das Evangelium von der Versuchung Jesu, heute wurde das Evangelium von seiner Verklärung verlesen. Wenn Jesus versuchbar war, wie wir alle versuchbar sind, vor allem, sofern wir unter dem Gesetz der Erbsünde stehen, so ist das ein Zeugnis dafür, dass er ein richtiger Mensch war, dass er ein Mensch war, wie wir alle Menschen sind. Seine Verklärung bezeugt uns jedoch heute, dass er mehr war als ein Mensch. In ihm sind einst der Himmel und die Erde eine geheimnisvolle Verbindung miteinander eingegangen. Darum gibt es kein Heil für uns Menschen und keine Rettung, es sei denn im Namen dieses Menschen, der Gott war, und im Namen der Kirche, die er gestiftet hat, damit sie sein Werk durch die Geschichte trage, sein Werk, das heißt: sein Wort und seine Gnade.

Die Verklärung Jesu, von der das Evangelium heute berichtet, mag sich in der Nacht zgetragen haben. Vielleicht in einer der Gebetsnächte, wie sie Jesus des Öfteren in der Einsamkeit der Berge, fernab von den Menschen, verbrachte. Von solchen Nächten ist wiederholt die Rede in den Evangelien. Dieses Mal hatte er drei Jünger mitgenommen. Als er betete, wurde er in ein rätselhaftes Licht getaucht und seine Kleider begannen zu leuchten, während die drei Jünger schliefen. Das seltsame Geschehen weckte sie jedoch auf, und sie sahen ihren Meister im Glanz göttlicher Herrlichkeit. Es erschienen ihnen die alttestamentlichen Propheten Mose und Elia. Mose war als der Befreier Israels in die Geschichte des Volkes eingegangen. Er hatte das Volk einst durch die Wüste geführt, ihm das Gesetz Gottes am Sinai gegeben, und durch ihn hatte Gott einen Bund mit seinem Volk geschlossen, 1300 Jahre vor Christus. Elia wirkte 400 Jahre später in Israel. Schon von seinen Zeitgenossen wurde er als der zweite Mose angesehen. Er eiferte für Gott, für den wahren Gott, in einer Zeit, da Israel dem Baals-Kult huldigte. Mose und Elia wurden in der Geschichte des alttestamentlichen Gottesvolkes stets als die Größten betrachtet.

In dem, was die drei von Jesus bevorzugten Jünger in dieser feierlichen Stunde erleben, erkennen sie: Dieser Jesus ist größer als die Großen des Alten Bundes, er ist zugleich der neue Mose und der neue Elia, der neue Befreier des Volkes und der neue Eiferer für Gott. Ja, in ihm vollendet sich die Sendung der Großen des Alten Bundes.

Die Jünger sind begeistert, und sie wollen das Geschehen festhalten, deshalb die Idee, drei Hütten zu bauen. Sie wissen noch nicht, dass das, was sie erleben, nur eine Episode

ist, die sie ausrüsten und stärken soll für das nun bald beginnende beschwerliche Missionarsleben. Wenige Monate später sollen sie zusammen mit den anderen Jüngern vor aller Welt und für die ganze Geschichte der Menschheit Zeugen Christi sein, Zeugen seines Leidens und seiner Auferstehung. Sie sollen für sein Wort und für seine Gnade eintreten, schließlich gar mit dem Einsatz ihres Lebens. Darum vernehmen sie auch noch am Ende dieser geheimnisvollen Begegnung die Stimme vom Himmel „ihn sollt ihr hören“.

Es ist nicht schwer zu sagen, was die Verklärung Jesu für uns bedeutet, warum sie aufgezeichnet wurde. In den Tälern unseres irdischen Pilgerweges soll sie auch uns Trost und Stärkung sein, wie sie den ersten Jüngern Jesu Trost und Stärkung gewesen ist in ihrem beschwerlichen Missionarsleben. Auf der Wüstenwanderung des Lebens soll sie die Hoffnung in uns lebendig erhalten. Sie soll uns aufrichten, wenn wir den Leidensweg mit Jesus gehen oder auch gehen müssen, und sie soll uns an die Auferstehung erinnern, nicht zuletzt auch in dieser Fastenzeit, wenn wir sie im rechten Geist mit der Kirche durchleben, das heißt: im Geist der Entsagung und des Opfers.

Die Verklärung Jesu lehrt uns, dass der Weg zum Licht durch die Dunkelheit führt, durch die Dunkelheit der Gemeinschaft mit dem leidenden Christus, durch die Entsagung, durch den Verzicht und durch das Opfer. Nur auf dem Pfad der Nacht erreicht man die Morgenröte. So sagt es ein altes Sprichwort.

Wie Christus im Gehorsam gegenüber dem himmlischen Vater lebte, so gibt es für uns nur Gemeinschaft mit ihm in der treuen Erfüllung des Willens Gottes. Diese Gemeinschaft ist aber die Voraussetzung für unsere Teilnahme an seiner ewigen Verklärung.

Dabei kommt es für uns auf das Hören an, auf das wirksame Hören. Wenn wir auf ihn hören, dann hören wir auf Gott. Christus aber spricht zu uns durch die Kirche der Jahrhunderte, in der er fortlebt und fortwirkt, durch die Kirche des heiligen Petrus. Das will sagen, dass Gott von uns Werktagsfrömmigkeit fordert, die Begeisterung einer Taborstunde reicht nicht hin.

Dabei müssen wir auf der Hut sein, dass wir uns nicht selber suchen in unseren Gebeten und dass wir nicht nur beten, sondern auch entsprechend leben. Auf das Leben kommt

es an. Wenn Menschen, die beten und in die Kirche gehen, versagen, ist das ein besonderes Ärgernis. Das Gebet wird zur Lüge, wenn das Leben ihm nicht entspricht.

Wenn wir auf Gott hören, dann hört Gott auch auf uns. Gott verlässt uns hingegen, wenn wir nur reden und unsere eigenen Wege gehen.

Immer wieder wird uns heute eingeredet und - wer hörte das nicht gern? -, Gottes Liebe sei größer als unsere Bosheit und Gottes Barmherzigkeit würde uns auch in unserer Sünde bezwingen. Wäre es so, dann wäre jedes Bemühen, den Willen Gottes zu erfüllen, Dummheit, dann würde aber dem Evangelium und der Botschaft der Kirche der Boden, das Fundament, entzogen.

Eine hohle und lückenhafte Verkündigung über Jahrzehnte hin hat dazu geführt, dass viele den Begriff der Sünde aus den Augen verloren haben, eine Wirklichkeit, die doch konstitutiv ist für die Botschaft der Kirche.

Das Hören auf Christus und seine Kirche, der Gehorsam - Gehorsam meint intensives Hören - ist die Voraussetzung für das ewige Leben.

Nur dann dürfen wir hoffen auf das, was die Verklärung Jesu anzeigt, wenn wir uns in schlichter Treue und in Gewissenhaftigkeit dem Gesetz Gott unterwerfen. Wenn wir uns nicht der Welt anpassen und uns nicht dem „Evangelium“ von der Gesetzlosigkeit verschreiben, wie das offenbar auch bei nicht wenigen Hirten der Kirche geschieht und geschehen ist, wovon die Skandale zeugen, die durch die Medien gehen in diesen Wochen.

Gott fordert von uns die christliche Bewährung im Alltag, in der Theorie und in der Praxis. Er erwartet von uns, dass wir die Wahrheit bezeugen und leben, die Wahrheit der Vernunft, wie sie uns die Offenbarung bestätigt. Vielleicht ernten wir heute deshalb so viele faule Früchte, weil man es Jahrzehnte hindurch versäumt hat, zu sagen, dass Gott das Gute belohnt und das Böse bestraft, und weil die Botschaft der Kirche in diesen Jahrzehnten weithin horizontalistisch verkürzt und gemäß den eigenen Wünschen und dem Zeitgeist zurechtgestutzt wurde.

Die Bewährung im Alltag, sie zeigt sich in der treuen Pflichterfüllung aus Liebe zu

Gott, im Eintreten für Gottes Rechte, in Worten und durch die Tat, im fröhlichen Ertragen der Widrigkeiten des Alltags, in einem geordneten Gebetsleben und in Stoßbeten, in denen wir im Alltag die Gemeinschaft mit Gott nicht abreißen lassen. Und schließlich zeigt sich die Bewährung im Alltag im Opfer, im freiwilligen Verzicht, speziell in dieser österlichen Bußzeit.

Tabor-Stunden schenkt Gott auch uns, aber sie sind Vorübergang. Sie sollen uns ein Trost sein und uns bestärken in der Treue zu Gott und zu seiner heiligen Kirche. Die Passion Christi erfährt ihre Krönung in seiner österlichen Verklärung. Gott hat uns berufen zur Ewigkeit, zur ewigen Gemeinschaft mit ihm. Diese Gemeinschaft fällt uns nicht in den Schoß. Gewiss, sie ist Gnade, aber immer wirkt Gott zusammen mit uns.

3. Fastensonntag

„Wenn ihr nicht umkehrt, werdet ihr alle umkommen“

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist weniger bekannt. Liturgische Verwendung findet es erst seit dem Inkrafttreten der neuen Leseordnung, der Leseordnung im Drei-Jahres-Zyklus. In ihm korrigiert Jesus eine bestimmte Meinung der Pharisäer und warnt er vor falscher Heilssicherheit. Was bedeutet das im Einzelnen?

Da ist die Rede von einem Massaker, das Pilatus im Tempelvorhof hatte anrichten lassen. Es handelte sich hier um die Anhänger einer Widerstandsbewegung gegen die römische Besatzungsmacht - immer wieder gab in damaliger Zeit Aufstände gegen die Römer -, denen Pilatus, der römische Statthalter, offenbar mit dem Massaker zugekommen war: Während sie opferten, hatte er sie allesamt umbringen lassen durch seine Soldaten. Dieses grausame Geschehen nimmt Jesus zum Anlass, das schematische Vergeltungsdogma der Pharisäer zu berichtigen.

Die Pharisäer meinten nämlich, dass jedes Unglück, das einen Menschen treffe, als Strafe für seine Sünden verstanden werden müsse. Das schließt Jesus als Möglichkeit nicht aus, das gibt es, dass auf die Sünde direkt die Strafe folgt, das gibt es, das stellt Jesus nicht in Abrede, aber man kann, so stellt er fest, nicht von jedem Unglück auf die Sünde

dessen schließen, den das Unglück trifft. Unglücksfälle können ein Ausdruck der Strafe für eine Sünde sein, für ein Vergehen, oder auch für ein sündhaftes Leben, sie müssen es aber nicht sein. Diese seine Lehre unterstreicht Jesus in diesem Zusammenhang, wenn er noch an ein tragisches Unglück erinnert, das sich kurze Zeit zuvor zuge-tragen hatte, als am Teich von Siloach ein Turm eingestürzt war und achtzehn Men-schen unter sich begraben hatte.

Also: Das Unglück kann eine Strafe sein, muss es aber nicht sein. Daher ist es verfehlt, wenn jemand, dem es gut geht oder der eine Katastrophe überlebt hat, sich für besser hält als die anderen, die dabei umgekommen sind. Schicksalsschläge und Katastrophen sollen, so stellt Jesus fest, uns alle vielmehr zur Besinnung aufrufen. Damit will er sa-gen: Die Juden, seine unmittelbaren Zuhörer, sollen sich bekehren und Gott zuwenden, und mit ihnen sollen wir alle uns bekehren und Gott zuwenden, konsequent, damit ihnen und uns nicht Schlimmeres widerfährt.

Damit sind wir auch schon bei dem zweiten Gedanken, den das Evangelium des heuti-gen Sonntags uns nahe legt, bei der Warnung vor der Heilssicherheit. Sie ist der eigent-liche Inhalt des zweiten Teils unseres Evangeliums und auch der (zweiten) Lesung.

Auf unsere Situation übertragen bedeutet das: Es genügt nicht, wenn wir die Sakramen-te empfangen, wenn wir getauft sind und kommunizieren. Damit ist uns nicht das ewige Heil garantiert. Wir müssen uns schon anstrengen, um es zu erlangen. Nicht alle, die mit ausgezogen waren aus Ägypten, erreichten das gelobte Land. Und der Feigenbaum, der keine Früchte hervorbrachte, wurde umgehauen. In diesem Sinne müssen wir auch die Mahnung Jesu in unserem Evangelium verstehen: Wenn ihr euch nicht bekehrt, wird euch Schlimmeres treffen.

Trügerische Heilssicherheit breitet sich heute mehr und mehr aus in der Kirche. Die Frage „wie finde ich einen gnädigen Richter“, die einst den Reformator Martin Luther umgetrieben und den Anstoß zur Reformation gegeben hat, ist auf dem Müllhaufen der Geschichte gelandet, wenn ich es einmal so ausdrücken darf. Die trügerische Heilssi-cherheit, sie ist ein signifikantes Kennzeichen eines degenerierten Christentums. Sie zeigt sich auf vielfache Weise: In der immer neuen Verfälschung des Glaubens, in der Verkündigung wie auch im persönlichen Vollzug des Glaubens, in der Verachtung der

Kirche, in der Vernachlässigung der Gebote Gottes, speziell in der Umkehr der Sexualmoral und der Ehemoral und in der Gleichgültigkeit gegenüber der Sonntagsmesse und in der Verachtung der Beichte - man könnte hier noch an viele andere Punkte erinnern. Wenn man davor nicht die Augen verschließt, beschleicht einen immer wieder die Angst vor dem schrecklichen Erwachen, das es da einmal geben wird. Die Heilige Schrift sagt unmissverständlich: „Es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann“ (Joh 9, 4).

Wie anspruchsvoll sind wir oft gegenüber anderen, wie lasch und nachgiebig aber gegenüber uns selbst und gegenüber unseren eigenen Wünschen? Allzu oft ist es doch so, dass wir alles von den anderen verlangen, nichts jedoch von uns selber.

Hierher gehört auch die Art und Weise, wie wir die Wochen der Fastenzeit verbringen, die doch eine besondere Gnadenzeit sein sollen für uns. Viele denken nicht mehr daran, dass sie Entsagung und Verzicht üben und sich Opfer aufzuerlegen sollen, wenn sie sich nicht gar lustig machen darüber. Und überhaupt: Wer denkt noch an das Gericht nach dem Tod? Wer nimmt noch die Hölle ernst? Jesus tut es. Und die Kirche tut es, offiziell. Das aber ist maßgebend für uns.

Was das Evangelium des heutigen Sonntags uns lehrt, ist, dass jede Katastrophe, jedes Unglück, von dem wir hören, uns aufrütteln muss - im Blick auf unsere Sündhaftigkeit und im Blick auf unser ewiges Heil. Nicht jedes Unheil, das uns trifft, kann als Strafe Gottes verstanden werden. Auch dürfen wir nicht von dem Missgeschick, das einen Menschen trifft, auf seine Sünde schließen. Dennoch steht fest, dass Gott das Böse bestraft und das Gute belohnt. Das ist eine elementare Glaubenswahrheit. Bereits die Vernunft kann indessen zu solcher Erkenntnis vordringen, denn schon der griechische Philosoph Platon (+ 347 v. Chr.), ein Heide, wusste um diese Wirklichkeit.

In einem zweiten Gedanken warnt uns das Evangelium davor, dass wir uns allzu sicher fühlen im Blick auf unsere Ewigkeit, ermahnt es uns, dass wir die Zeit, die Gott uns schenkt, für ihn nutzen, für ihn und für unser Heil, dass wir es uns nicht allzu leicht machen, dass wir möglichst viele gute Früchte bringen in unserem Leben und dass wir uns als fruchtbar erweisen in allem Guten. Es gilt, dass Gott und die Ewigkeit die Mitte unseres Lebens bilden. Mühen wir uns darum, dann können wir zuversichtlich sein im

Hinblick auf unser ewiges Heil. Das Stundengebet der Kirche beginnt an einem jeden Tag mit dem 94. Psalm. In ihm heißt es: „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet nicht eure Herzen“ (94, 7). Jene Israeliten, die einst in der Wüste ihre Herzen verhärtet hatten, die nicht auf Gott gehört und ihm nicht gehorcht hatten, haben das gelobte Land nicht erreicht.

4. Fastensonntag

„Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor dir“

Das Gleichnis des heutigen Evangeliums erzählt uns die Geschichte von einem Vater und seinen zwei Söhnen. Da bittet der eine von ihnen, der jüngere Sohn, um sein Erbe. Diese Bitte ist im Umkreis des Judentums zurzeit Jesu nicht ungewöhnlich. Nach dem Rechtsbrauch erhielt zwar der Erstgeborene den Besitz des Vaters, aber auch die nachgeborenen Söhne hatten Anspruch auf einen Teil des Besitzes. Bei der Bitte des jüngeren Sohnes handelte es sich also zunächst nicht um eine freche Forderung. Und auch sein Aufbruch, sein Verlassen des Vaterhauses, ist nicht ungewöhnlich. Denn viele Juden lebten zurzeit Jesu in der Fremde, außerhalb Palästinas. Ungefähr vier Millionen waren es insgesamt, während nur rund fünfhunderttausend in Palästina lebten. Der jüngere Sohn war somit nicht aufsässig gegen den Vater. Davon ist auch mitnichten die Rede im Gleichnis. Aber: In der Fremde kam er in Sünde, vergeudete er sein Vermögen und verfiel er der Genusssucht und der Verschwendung, und als er nichts mehr hatte, verdingte er sich bei einem Heiden und hütete dessen Schweine. Gerade das aber war etwas Unmögliches für einen frommen Juden, zum einen, dass er sich bei einem Heiden verdingte, und zum anderen, dass er die Schweine hütete, denn die Heiden hielten nicht den Sabbat und die jüdischen Speisegesetze, und Schweinefleisch war für die Juden ein Gräuel. Das heißt: Der verlorene Sohn war vom Glauben Israels abgefallen, das Ende seines Weges war der Glaubensabfall. Zunächst hat er ein sittenloses, ein unsittliches Leben geführt, und am Ende hat er den Glauben über Bord geworfen. Das ist eigentlich konsequent. Der verlorene Sohn geht jedoch in sich - nach einer gewissen Zeit -, und er kehrt um. Er erkennt sein Elend und tritt den Rückweg an, den Rückweg in das Vaterhaus. Und wider alle Erwartung geht ihm der Vater entgegen. Das ist bemerkenswert, denn das ist ganz gegen seine Würde - darauf achtete der Orientale sonst sehr, auf seine

Würde. Ja, der Vater hat bereits über einen größeren Zeitraum hin Ausschau gehalten nach seinem Sohn. Er hat auf ihn gewartet. Und als er nun kommt, macht er ihm keine Vorwürfe, vielmehr umarmt er ihn und nimmt ihn wieder auf in das Vaterhaus. Und nicht nur das, es wird ein Fest gefeiert. So ist Gott, und so sollen auch wir uns zu sein bemühen. Gott ist barmherzig, wie der Vater im Gleichnis barmherzig ist.

Das ist hier das eigentliche Thema, die Barmherzigkeit Gottes, genauer, die Spannung zwischen der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes. Gott lehnt zwar die Sünde ab, sie widerspricht seiner Heiligkeit, und seine Gerechtigkeit muss Gericht halten über die Sünde, aber seine Güte lässt die Gerechtigkeit immer wieder hinter sich, die Barmherzigkeit Gottes triumphiert immer wieder über seine Gerechtigkeit. Gott nimmt den verlorenen Sohn nicht nur wieder auf, sondern er geht im nach.

Immer wieder ereignet sich das Wunder des göttlichen Erbarmens, wo der Mensch Gott sein Herz öffnet, wo er bereut und umkehrt. Vor allem hat dieses Wunder seinen Ort im Sakrament der Buße.

Der Daheimgebliebene, der ältere Sohn, ist gegen die Barmherzigkeit des Vaters. Er begehrt auf gegen sie: Gerecht soll er sein, der Vater, aber nicht barmherzig. So denkt er, weil er meint, seine Lebensführung, sein Verhältnis zu seinem Vater sei in Ordnung. Er weiß nicht, dass auch er die barmherzige Liebe des Vaters nötig hat, dass alle sie nötig haben.

Der ältere Sohn will dem Vater vorschreiben, wie er zu sein hat. Das ist das Eine. Das Zweite ist, dass er sich von seinem Bruder distanziert, wenn er ihn anklagt mit den Worten: „Dieser dein Sohn ... der sein Hab und Gut ... verprasst hat“. Er erhebt sich also über den Vater, er ist selbstgerecht und bedenkt nicht, dass sein Daheimsein schon ein unverdientes Geschenk war, dass auch er der Güte des Vaters oft nicht entsprochen hat und dass auch sein Verhalten zum Vater oftmals nicht angemessen war. Somit erweist auch er sich als ein verlorener Sohn.

Beide Söhne sind demnach verlorene Söhne in diesem Gleichnis, beide gehen den falschen Weg. Der eine ist genussüchtig, er missachtet Gottes Gebote und wird ungläubig, der andere ist stolz und überheblich, er macht Gott Vorschriften, und er ist neidisch.

Damit verschließt auch er sich Gott gegenüber, nicht anders als sein jüngerer Bruder.

Was in dem Gleichnis erzählt wird, von dem Vater und seinen beiden Söhnen, das wiederholt sich immer wieder in tausend Variationen. Dabei stehen die beiden Söhne für viele, irgendwie für uns alle, steht der barmherzige Vater aber für Gott, den wir unseren Vater nennen dürfen.

Der eine Sohn geht fort, der andere bleibt daheim, aber beide verfehlen sich. Der eine missachtet Gottes Gebote und verliert den Glauben, aber er kehrt um, der andere ist stolz und erhebt sich über Gott und versündigt sich damit nicht weniger gegen den Glauben als sein jüngerer Bruder. Im Unterschied zu diesem aber bekehrt er sich nicht, möglicherweise, jedenfalls ist davon nicht die Rede in dem Gleichnis.

Für uns erhebt sich hier die Frage, ob wir uns eher in dem jüngeren Sohn wiedererkennen als in dem älteren, ob wir den jüngeren Sohn besser verstehen als den älteren.

In jedem Fall setzt die Versöhnung mit Gott die Bekehrung voraus, die Heimkehr, und - um im Gleichnis zu sprechen - beide Söhne bedürfen ihrer. Dabei kann die Barmherzigkeit Gottes nicht die Umkehr des Menschen ersetzen. Es gibt keine Barmherzigkeit ohne Bekehrung. Reue und Umkehr sind in jedem Fall die Voraussetzung für Vergebung und Versöhnung. Das müssen wir schon festhalten. Die Schwere unserer Schuld hängt indessen stets von unserer Erkenntnis ab und von der Gnade, die uns zuteil wird.

Unsere Sünde und Gottes Barmherzigkeit, das sind nicht nur die entscheidenden Themen dieses Gleichnisses, sie sind die entscheidenden Themen der Heiligen Schrift überhaupt. Man kann jedoch nicht sagen, dass sie heute im Zentrum der Verkündigung der Kirche stehen. Es müsste mehr davon mehr gesprochen werden.

Wir beginnen jede heilige Messe mit einem Akt der Reue, so ist es jedenfalls vorgesehen in der Liturgie. Häufiger geschieht das heute nicht mehr, oder es geschieht rein formelhaft. Es ist bezeichnend, dass viele das Bußsakrament heute links liegen lassen. Die Kirche kann ihrer Sendung jedoch nur treu bleiben, wenn sie immer neu zum Empfang dieses Sakramentes aufruft. Gibt es auch, vorausgesetzt, dass wir nicht schwer gesündigt haben, viele Wege der Versöhnung für uns, so ist der sakramentale Weg der Ver-

söhnung immer noch der wirksamste.

Gott ist barmherzig, er übt Nachsicht mit unseren Sünden. Aber die Barmherzigkeit Gottes setzt unsere Sinnesänderung und unsere Umkehr voraus. In der Reue, in der Umkehr und in der Buße, darin kristallisiert sich gleichsam das Wesentliche unseres Lebens als Christen. Recht verstanden ist unser Leben als Christen wesentlich ein Weg der Buße. Reue, Umkehr und Buße bezeichnen eine lebenslange Aufgabe, die wir jeden Tag neu in Angriff nehmen müssen. Besonders intensiv muss das geschehen in diesen Wochen der Vorbereitung auf das große Fest der Erlösung. Darum üben wir Verzicht und Entsagung, und darum bemühen wir uns vor allem um die Stille. Täglich sollten wir sie suchen, die Stille, für eine gewisse Zeit. Beide Söhne bedürfen der Umkehr im Gleichnis. Immer ist die Umkehr die Voraussetzung dafür, dass uns die Barmherzigkeit des Vaters geschenkt wird.

5. Fastensonntag (Passionssonntag)

„Die von mir Abgefallenen werden in den Sand geschrieben“

Zwei Teile hat die Perikope, die uns in dieser heiligen Feier als Evangelium verkündet wird, den ersten Teil könnte man überschreiben „Jesus und die Pharisäer“, den zweiten „Jesus und die Ehebrecherin“. Der erste Teil ist der wichtigere, was am heutigen Sonntag von vielen Predigern möglicherweise nicht erkannt wird.

Die Pharisäer wollen Jesus unmöglich machen unter dem Vorwand der Gesetzestreue. Bei dem Gesetz, mit dem sie ihn ins Unrecht setzen wollen, handelt es sich um ein Gesetz aus der Zeit der Wüstenwanderung. Sie stellen ihm also eine Fangfrage. Gleichgültig, wie die Antwort ausfällt, immer können sie ihn anklagen, entweder können sie ihn der Grausamkeit bezichtigen oder der Untreue gegenüber dem Gesetz. In beiden Fällen kann er nicht der Messias sein. So ihre Argumentation.

Jesus weicht jedoch aus. Er schreibt in den Sand. Seine Zeichensprache aber schockiert

die Pharisäer. Er lässt sich indessen nicht beirren durch deren geschäftige Unehrllichkeit und zeigt wieder einmal seine Überlegenheit, seine Souveränität. Gelassen schreibt er weiter. Er schreibt in den Sand, um die Pharisäer, die ihn offenbar sogleich verstehen, an ein Wort des Propheten Jeremia zu erinnern (Jer 17,13), an das Wort: „Wer dich verlässt, wird beschämt, in den Sand wird geschrieben, wer von dir weicht, denn sie verließen den Quell des sprudelnden Wassers“. Das Wort sollte einmal in verhängnisvoller Weise Wirklichkeit werden, nämlich in dem Ereignis, das am Ende der heute beginnenden Passionszeit liturgisch gefeiert wird, in dem Kreuzestod Jesu.

Die Pharisäer und mit ihnen viele Juden ruhten sich aus auf ihrer Auserwählung und vergaßen, dass daraus die Verpflichtung zu demütigem und dankbarem Dienst resultiert, ganz wie die pharisäischen Schriftgelehrten des neuen Gottesvolkes es tun, denen es nicht weniger an der Demut fehlt und die deshalb in ähnlicher Weise ihre Berufung verraten, viele von ihnen. Wir sind das neue Israel, die Erben der Verheißung, und wir sind daher zu jener tiefen Demut und zu jener hohen Wachsamkeit verpflichtet, wozu die zuerst Berufenen verpflichtet waren. Mit anderen Worten: Als das neue Israel sind wir verpflichtet, die Last der Gnade zu tragen.

Der weniger wichtige Teil des Evangeliums ist, wie gesagt, der zweite, die Begegnung Jesu mit der Ehebrecherin. Bedeutsam ist hier: Jesus bagatellisiert nicht den Ehebruch oder die Sünde. Er sagt nicht: Halb so schlimm, du hast es ja nicht so gemeint, das Erbgut und die Gewohnheit und die anderen Leute und überhaupt die Verhältnisse. So mag der Tenor einer sich anbietenden Glaubensverkündigung der Gegenwart sein, in der an die Stelle der Wahrheit die Nützlichkeit und an die Stelle der Objektivität die Subjektivität getreten ist. So erwartet es unsere Zeit und so antworten heute viele, die den Anspruch erheben, Jesu Antwort zu interpretieren und zu aktualisieren. So erwartet es eine morbide Zeit, die unklar ist im Denken und Handeln und jeder Entscheidung aus dem Wege geht. Die Ehebrecherin steht zu ihrer Sünde, darum bleibt sie. Sie stellt sich Jesus. Darum findet sie Vergebung. Die Vergebung aber setzt stets die Heimkehr zu Gott voraus, immer. Und in der Umkehr muss die Zukunft es erweisen, dass wir die Vergangenheit überwunden haben. Darum gehört zur Reue stets der gute Vorsatz. Gott vergibt uns nicht willkürlich. Deshalb sagt Jesus: Geh hin, und sündige nicht mehr.

Jesus unterscheidet zwischen der Sünde und dem Sünder. So tut es auch Gott. Er liebt

den Sünder, aber hasst die Sünde, anders als wir es zu tun geneigt sind. Bei uns ist es eher so, dass wir die Sünde lieben und den Sünder hassen. Auf jeden Fall wird es deutlich in unserer Perikope, wenn wir sie als Ganze ins Auge fassen, so fragmentarisch sie sich auch im Grunde darstellt, dass die Ehebrecherin es sich nicht leicht macht, wie wir es uns in der Sünde leicht machen möchten und es oft auch tun.

Dass wir es uns leicht machen möchten in der Sünde und wie leicht es wir uns darin machen möchten, wird deutlich, wenn wir das Sakrament der Buße lautlos aus unserem Leben verabschieden. Diese bedauerliche Feststellung trifft freilich eher die Priester als die Gläubigen, denn viele möchten beichten, finden aber nur schwerlich die Möglichkeit oder die Gelegenheit dazu.

Was uns der zweite Teil unserer Perikope lehrt, ist, dass wir uns der Verurteilung stellen müssen, um Verzeihung zu finden. Darum lautet das letzte Wort Jesu: Geh hin und sündige nicht mehr.

Das Kreuz Christi, wir feiern es liturgisch in den kommenden zwei Wochen der Vorbereitung auf die liturgische Feier der Auferstehung des gekreuzigten Erlösers, das Kreuz Christi schenkt uns nicht die innere Bekehrung, es erspart uns dabei nicht das eigene Kreuz. Wo immer Gott uns etwas schenkt, da beansprucht er uns ganz, da erwartet er, dass wir uns ganz ihm zuwenden, das aber ist schwer. Die Pharisäer wollen sich dieser Beanspruchung entziehen - darin erweisen sie sich im Grunde als simpel gestrickt, bei aller Intellektualität, ebenso simpel wie die christlichen Pharisäer von heute -, die Pharisäer wollen sich dieser Beanspruchung entziehen, und ebenso wollen wir es, wenn wir ein verbilligtes und entkräftigtes Christentum vertreten.

Auch wir können in den Sand geschrieben werden, wenn wir die Verpflichtung unserer Berufung übersehen, wenn wir uns ihr entziehen und auf unseren Lorbeeren ausruhen. Und Vergebung wird uns nur geschenkt, wenn wir zu unserer Sünde stehen, wenn wir sie nicht leugnen oder abwiegeln oder uns ihren Konsequenzen zu entziehen versuchen. Christi Kreuz ist für uns nur dann erlösend, wenn wir auch hier Gottes Gabe als Aufgabe verstehen.

6. Fastensonntag (Palmsonntag)

„Das Leiden Christi wurde zum Heil für die Welt“

„ ... das Leiden deines Sohnes wurde zum Heil für die Welt ... Im Kreuz enthüllt sich dein Gericht. Im Kreuz erstrahlt die Macht des Retters, der sich für uns dahingab“. So beten wir in der Präfation vom Leiden Christi. „Im Kreuz enthüllt sich das Gericht“, das will sagen, dass der menschengewordene Sohn Gottes in seinem Tod am Kreuz das Gericht Gottes stellvertretend auf sich genommen hat. Das Kreuz Christi offenbart den gerechten Zorn Gottes und sein strafendes Gericht im Blick auf unser Versagen, gleichzeitig aber offenbart es auch seine Liebe. Durch den Tod Christi am Kreuz sind wir erlöst worden. Das ist nicht „primitive Mythologie“, wie der evangelische Theologe Rudolf Bultmann (+ 1976) und viele heute meinen, sondern die Wirklichkeit des Glaubens der Kirche. In diesem Glauben stimmen alle wirklich gläubigen Christen überein. Christus ist für uns alle gestorben, für einen jeden von uns, um uns mit Gott zu versöhnen, damit wir die ewige Gemeinschaft mit ihm finden können, die uns am Morgen der Schöpfung, vor der Ursünde, zgedacht war. Das musste nicht so sein, aber Gott wollte es so. Und so war es höchst angemessen.

Das Kreuz ist der Wille Gottes. Durch seinen Gehorsam gegenüber dem Vater sühnt der Sohn unseren Ungehorsam. Jede Sünde ist ihrem Wesen nach Ungehorsam, Ungehorsam gegen Gott und gegen seine Schöpfungs- und Lebensordnung. Das gilt vor allem für die Ursünde unserer Stammeltern. Sünden gegenüber Menschen können wir selber wiedergutmachen. Sünde und Unrecht gegen Gott aber, das kann nur Gott selber gebührend sühnen. Dabei müssen wir wissen, dass jede Sünde gegenüber einem Menschen auch eine Sünde ist gegenüber Gott.

Bei dem Apostel Paulus lesen wir: „Gott gefiel es, durch Christus das All mit sich zu versöhnen, alles auf Erden und alles im Himmel, indem er durch sein Blut am Kreuz Frieden stiftete“ (Kol 1, 20). Dabei spricht der Apostel von der Torheit des Kreuzes, in der sich Gottes Kraft und Weisheit offenbarte (1 Kor 1, 18 ff).

Die Kreuzesstrafe ist die teuflischste Erfindung der antiken Justiz. Sie offenbart die gan-

ze Bosheit der unerlösten Menschheit. Das gilt in ganz besonderer Weise für die Kreuzigung Christi. Sie offenbart uns allerdings nicht nur den Aufstand der Hölle, sondern auch die Liebe des Gekreuzigten.

Zwei wirkliche Übeltäter wurden zusammen mit Christus gekreuzigt, wie wir es soeben in der Leidensgeschichte vernommen haben, der eine bereut sein Vergehen und bekennt sich zu dem Erlöser, er wird gerettet, der andere verschließt sich, er verzweifelt und geht verloren. Das ist paradigmatisch. Durch den Tod Jesu wollte Gott alle Menschen retten. Aber sie müssen sich retten lassen, die Menschen. Gott hat uns als freie Wesen geschaffen. Dabei lässt er uns jedoch nicht allein mit unserer Freiheit und mit unserer durch die Ursünde geschwächten Natur, er schenkt uns viele Gnaden, damit wir das Heil auch wirklich erlangen. Dennoch wendet sich der eine ab von dem Gekreuzigten, der andere aber wendet sich ihm zu. Hier begegnet uns das unergründliche Geheimnis des Bösen, das fort dauert in der Geschichte der Menschheit.

Der Schlüssel für das Leiden und Sterben Jesu ist seine Liebe, die Liebe zu allen Menschen, die Liebe zu einem jeden von uns. Wahre Liebe gibt es nicht ohne Gehorsam und ohne Leiden. Denn Liebe meint Hingabe, nicht egoistische Erfüllung der eigenen Wünsche, darum gibt es sie nicht ohne das Opfer. Das gilt für die Gottesliebe wie für die Nächstenliebe. Das gilt für alle Formen der Liebe, nicht zuletzt auch für die eheliche Liebe, wenn sie das wirklich ist, was sie zu sein beansprucht.

Von daher ist das Leid nicht nur eine Schule der Liebe, sondern auch eine Schule des Lebens. In diesem Sinne erklärt Franz von Assisi (+ 1226): „Soviel hast du erkannt, wie du erlitten hast“. Den gleichen Gedanken drückt der Dichter Adalbert Stifter (+ 1868) so aus: „Der Schmerz ist ein dunkler heiliger Engel, durch ihn sind Menschen größer geworden als durch alle Freuden der Welt“. Und der französische Romancier Léon Bloy (+ 1917) schreibt: „Das Leid geht vorüber, das Gelittenhaben nicht“. Das will sagen: Wo das Leiden in Liebe angenommen und durchgetragen wurde, das bleibt die Liebe, da findet sie tiefere Wurzeln. Solche Gedanken trösten uns im Leid, wenn wir sie uns vor Augen halten, und sie schenken uns Zuversicht.

Es ist das Geheimnis der Liebe, das uns rettet, der Liebe Gottes, wie sie vor allem im Kreuz Christi sichtbar und erkennbar wird. Immer verlangt die Liebe indessen die Ant-

wort der Liebe. Wir geben sie Gott, wenn wir so gesinnt sind wie Christus (Phil 2, 5). Daran erinnert uns die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags. Gesinnt sein wie Christus, das bedeutet: Ihn nachahmen in seinem Gehorsam und in seiner Leidensbereitschaft. Es gilt, dass wir uns ein Leben lang um solche Nachahmung ernsthaft bemühen, mit gutem Willen und mit großer Geduld. Das geschieht, wenn wir uns immer mehr von unserem eigenwilligen Ich lösen, uns von jeder bewussten Sünde abkehren und uns täglich üben in der Erfüllung der Gebote Gottes.

Gottes Weisungen erkennen wir im Innern der Stimme unseres Gewissens, wenn wir unser Gewissen nicht als Gefühl des eigenen Selbst, als unsere eigene Laune und Stimmung, als unser subjektives Empfinden, als unsere persönliche Meinung verstehen, wie es allzu oft geschieht, sondern wirklich als das Echo der Stimme Gottes.

In der Gesinnung Christi geht es um die Leidenschaft für die Wahrheit, um den Sinn für Recht und Gerechtigkeit, um die Überwindung der Selbstsucht und vor allem um die Treue zum Gewissen.

Wenn wir uns in diesen Tagen mehr als sonst das Leiden des Gekreuzigten vor Augen führen und führen lassen, so hat das den Sinn, dass wir aufgerüttelt, dass wir aus unserer Gleichgültigkeit herausgeholt werden und dass wir mit größerem Eifer unser Heil wirken.

Ostern

„Suchet, was droben ist“

Das Ostergeheimnis ist der Höhepunkt der göttlichen Offenbarung. In ihm erfährt das Erbarmen Gottes mit der Menschheit seine höchste Aufgipfelung. Fünfzig Tage hindurch wird dieses Geheimnis von alters her in dankbarer Freude liturgisch gefeiert. In ihm hat die Kirche ihren Ursprung. Die Verkündigung und die Übermittlung der Osterbotschaft ist ihr eigentlicher Auftrag und der eigentliche Grund ihrer Existenz. Ist es doch die entscheidende Aufgabe der Kirche, die Erlösung zu verkünden und zu vermitteln. Die Erlösung aber besteht in ihrem Kern im Tod und in der Auferstehung des Er-

lösers. Was ist nun mit dem Geheimnis der Auferstehung Jesu gemeint? Und was meint das unvergängliche Leben, das sie verheißt?

Der Tod schwebt wie ein drohendes Verhängnis über unserem Leben. Unerbittlich nähert er sich uns. Wir möchten das Leben festhalten und dem Tod entfliehen, aber es gelingt uns nicht. In jedem Fall wird er uns einholen, der Tod. Das wissen wir, auch wenn wir dieses Wissen verdrängen. Das Gesetz des Todes beherrscht unsere Welt, alles Leben ist von der Endlichkeit bestimmt, nicht nur das Leben der Menschen, auch das Leben der Tiere und der Pflanzen. Angesichts dieser Tatsache ist es ein gewisser Trost, wenn wir erleben, wie immer wieder neues Leben entsteht. Ja, wenn wir den Blick auf das neue Erwachen der Natur richten, wenn wir sehen, wie begeisternd die Lebenskraft der Natur im Frühling ist, können wir eine Weile vergessen, dass unsere Welt eine Welt des Todes ist. Es gibt eben nicht nur das Sterben, es gibt auch das Geborenwerden, das Neuentstehen. Tatsächlich schenkt das Wiedererwachen der Natur uns neue Hoffnung und neue Zuversicht, wenn wir uns dem nicht verschließen.

Aber dieser Trost kann nicht von Dauer sein, denn auch das Neue, das in der Natur entsteht, ist vom Tod gezeichnet, nicht anders als unser eigenes Leben. In allem, was in der Natur entsteht, liegt im Entstehen schon der Keim des Vergehens. Das erfahren wir immer wieder einmal existentiell und bedrängend, wenn wir nicht grundsätzlich die Augen davor verschließen. Darum kann das stete Neuwerden in der Natur uns in unserem Streben nach der Unvergänglichkeit immer nur vordergründig trösten.

Wir lieben das Leben, wir hängen an ihm, das ist ein Wesenselement unseres Daseins, ob wir jung sind oder alt. Wer hängt nicht an seinem Leben? Das eigene Leben zu hassen, das ist wider die Natur. Dabei erfahren wir jedoch immer wieder, dass dieses uns Leben uns letzten Endes doch nicht befriedigen kann, eben weil es ganz im Zeichen der Vergänglichkeit steht. Mit der Vergänglichkeit hängt es zusammen, dass wir alles in diesem Leben als unvollkommen erfahren, es sei denn, wir setzen uns trotzig darüber hinweg.

Wahrheit, Gerechtigkeit, Schönheit, Glück, Güte, alles finden wir nur in endlicher Weise in dieser Welt. Aber unsere Natur strebt nach dem Unendlichen, weil etwas Unendliches in uns zugegen ist, die unsterbliche Geistseele. Das wissen alle, ob sie es wahrha-

ben wollen oder nicht.

Das rein diesseitige Leben führt uns in die Langeweile und schließlich in die Verzweiflung. Die materialistischen Ideologien können die Menschen nicht befriedigen: Das erkennen wir an der Langeweile, an der Verzweiflung, ja, an dem Lebensüberdruß vieler Menschen, junger, aber auch alter Menschen.

Viele unserer Zeitgenossen sind geprägt von tiefer Traurigkeit oder von Enttäuschung und Gleichgültigkeit, sie sind frustriert, das heißt: von der Vergeblichkeit gezeichnet. Wir Menschen suchen im Tiefsten nach mehr, das diesseitige Leben kann uns nicht erfüllen, wir dürsten nach dem unvergänglichen Leben.

Das aber ist der eigentliche Inhalt des Ostergeheimnisses, das unvergängliche Leben, das jeder von uns im Tiefsten ersehnt, nicht nur für die Seele, sondern auch für das leibliche Leben.

Auf eine kurze Formel gebracht, sagt uns das österliche Geheimnis, das wir heute Morgen dankbar begehen: Das Leben ist stärker als der Tod, weil Gottes Liebe mächtiger ist als alles Leid, das uns beschwert, weil Gottes Liebe mächtiger ist vor allem auch als unser unerfülltes Todesleben. Es sagt uns, dass unser vergängliches Leben verwandelt wird, vorausgesetzt freilich - das wird heute gern unterschlagen in einer oberflächlichen und gefälligen Verkündigung -, vorausgesetzt freilich, dass es von Gott her seine Norm und seine Bestimmung erhält. Nur dann wird unser vergängliches Leben verwandelt, wenn es von Gott her seine Norm und seine Bestimmung erhält.

Vielen Osterpredigern geht heute ein universaler Optimismus allzu leicht von den Lippen, ein universaler Optimismus, woran sie selber nicht glauben. So verfälschen sie die Botschaft und üben Verrat an ihrer Berufung. Christi Auferstehung ist für uns nur dann Verheißung, wenn wir uns ihm, dem Auferstandenen, zuwenden und auf ihn hören.

Wenn jemand sein Leben gegen Gott oder ohne Gott lebt, so bedeutet das für ihn den ewigen Tod, mag er noch so angesehen gewesen sein in dieser Welt und mag er noch so viele Werke geschaffen haben, die den Tod, die seinen Tod überdauern. Zwar wird auch er den irdischen Tod überrunden, denn auch seine Seele kann nicht sterben, auch seine

Seele wird wieder mit dem Leib umkleidet, aber zur ewigen Gottesferne. Die Heilige Schrift nennt diesen Vorgang die Auferstehung zum ewigen Tod.

Die österliche Botschaft ist eine Botschaft der Freude für uns nur dann, wenn wir in Demut leben oder besser: wenn wir aus Gott leben. Mit anderen Worten: Das verheißene ewige Leben verpflichtet uns zu Werken des Lebens, nicht des Todes. Die Werke des Lebens sind eine eherne Bedingung dafür, dass wir einst mit Christus auferstehen zum ewigen Leben bei Gott.

Werke des Lebens aber schaffen wir, wenn wir für die Wahrheit kämpfen in einer Welt der Lüge, wenn wir gegen den Irrtum und gegen die Sünde kämpfen. Das ist ein edler Kampf. Durch ihn bewahren wir uns selbst und die anderen vor den todbringenden Pfaden, auf denen viele einhergehen.

Es gilt, dass wir das ewige Leben gewinnen und bewahren, indem wir suchen, was droben ist, indem wir nicht mehr für uns leben, sondern für Christus, für seine Kirche und für die Menschen.

Unser Leben wird dann zu einer ewigen Symphonie - so hat es der große Papst Pius XII. (+ 1959), der ganz aus dem Geist der Musik heraus gelebt hat, nicht anders als Papst Benedikt XVI., einmal ausgedrückt -, unser Leben wird dann zu einer ewigen Symphonie, die der Tod nicht abbrechen vermag.

Verstehen wir unser Leben so, können wir alle Angst und alle Furcht im Zeichen des Ostergeheimnisses überwinden. Von solcher Überwindung aller Angst und Furcht ist immer wieder die Rede im letzten Buch der Heiligen Schrift, das wir als die Geheime Offenbarung zu bezeichnen pflegen, weil es ganz auf die letzten Dinge hin ausgerichtet ist.

Das Ostergeheimnis ist der Höhepunkt der Offenbarung Gottes. Es verkündet uns die Botschaft vom ewigen Leben, die Botschaft von der allgemeinen Auferstehung und der Verwandlung unseres vergänglichen Lebens jenseits der Schwelle des Todes. Diese Verwandlung ist für uns aber Verheißung und zugleich Verpflichtung. Ein Leben gegen Gott und ohne ihn, ein Leben in der Finsternis von Sünde und Irrtum, bleibt ein Leben auf den Tod hin, auch nach der Auferstehung des Gekreuzigten. Daher die Mahnung der

(ersten) Lesung dieser heiligen Messe: „Wenn ihr mit Christus auferstanden seid, dann suchet, was droben ist“ (Kol 3, 1).

Ostermontag

„Suchet, was droben ist“

Die Endgültigkeit des Todes ist für viele so selbstverständlich wie das Einmaleins. Daher erscheint es ihnen unsinnig, von einer Auferstehung der Toten zu reden. Sie rezitieren sie vielleicht, wenn sie das Glaubensbekenntnis im Gottesdienst mitsprechen, aber die Sache ist ihnen fremd und unglaubwürdig. Auferstehung mag es in der Natur geben, wenn der Frühling wieder ins Land zieht, so werden sie sagen, aber die Geschichte eines Menschen schließt endgültig ab mit dem Tod. De facto wird jeder von uns, wenn er nachdenkt, ein wenig von diesem Unglauben in seinem Herzen entdecken.

Die Auferstehung Jesu ist das Thema, der Inhalt des Osterfestes, des höchsten Festes der Christenheit, die Auferstehung des gekreuzigten Jesus von Nazareth und die zukünftige Auferstehung aller Menschen zum Leben - oder zum Tod. So müssen wir schon sagen angesichts der undifferenzierten Verkündigung unserer Tage.

Jesus ist der Erstling der Entschlafenen. So drückt es der Apostel Paulus aus (1 Kor 15, 20). Auf dem Fundament dieser Gewissheit wurde die Kirche errichtet. Die Geschichte des Jesus von Nazareth wäre zu Ende gewesen mit seinem Tod, sie wäre eine Episode geblieben, der große Irrtum und die ebenso große Enttäuschung einer kleinen Gruppe von Juden, die ihm Glauben geschenkt und in ihm den Messias erkannt hatten, wenn nicht, ja, wenn nicht am ersten Wochentag nach dem Todesfreitag des Gekreuzigten und dem darauf folgenden Sabbat dieser sich als lebend geoffenbart hätte, nicht einem Einzelnen, sondern einer Reihe von Männern und Frauen. Am Ende waren es gar über 500, die ihn als den Auferstandenen gesehen hatten, wie wir soeben in der (zweiten) Lesung vernommen haben. Das war der Anfang jener Bewegung, die wir die Kirche Christi nennen. Als solche aber gibt es nur eine Kirche, wenngleich sich viele Gemeinschaften von ihr getrennt haben im Laufe ihrer langen Geschichte. Was die Jünger geahnt hatten, nämlich dass dieser Jesus kein gewöhnlicher Mensch war, das war ihnen nun zur Ge-

wissheit geworden, nach dieser neuen Erfahrung. Und die Enttäuschung, die sein schmachvoller Tod ihnen bereitet hatte, hatte sich nun als Täuschung erwiesen für sie.

„Musste nicht Christus all das leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen“, fragt der Auferstandene die Jünger auf dem Weg nach Emmaus.

So wollte er die Menschen erlösen, um ihnen zu zeigen, dass die Erhöhung die Erniedrigung voraussetzt, die Freude das Leid und das Leben den Tod. Im Lichte der Auferstehung Jesu erkennen wir, dass durch den Tod des Auferstandenen der Tod grundsätzlich überwunden wurde.

Darum singen wir in einem alten Osterlied: „Verklärt ist alles Leid der Welt, die Gräber sind vom Glanz erhellt“. Genau das ist die österliche Wirklichkeit, die wir glauben, das heißt: die wir für gewiss halten, weil wir am Wort der Offenbarung festhalten: „Verklärt ist alles Leid der Welt, die Gräber sind vom Glanz erhellt“.

Falsch wäre es nun, in undifferenzierter Osterfreude zu schwelgen. Wir dürfen nicht im Blick auf die Auferstehung Jesu sagen: Am Ende wird alles gut ausgehen. Das wäre billiger Schwindel. Denn nicht in jedem Fall wird alles gut ausgehen, sondern nur dann, wenn wir auf Christus und seine Kirche setzen. Die, die Jesus gekreuzigt hatten, sie kamen nicht zur Osterfreude. Und von den beiden Übeltätern, die mit ihm gekreuzigt worden waren, gelangte nur einer zum Osterfest der Ewigkeit.

So wird es auch am Ende der Geschichte sein: Gott wird die große Scheidung durchführen. Der doppelte Ausgang der Geschichte, der Geschichte des Einzelnen und auch der Geschichte der Menschheit in ihrer Gesamtheit, ist eine elementare Wahrheit des Christentums, in all seinen Denominationen. Erst heute wird diese Wirklichkeit nicht mehr ernst genommen, jedenfalls in vielen Denominationen, auch von manchen katholischen Christen nicht mehr.

Der Apostel Paulus sagt: „Denen, die Gott lieben, wird alles zum Guten gereichen“ (Röm 8, 28). Das ist exklusiv zu verstehen. Das heißt: Diese Feststellung gilt nicht für die, die nur die Welt lieben oder die Gott hassen oder die nur so tun, als ob sie Gott liebten. Es gibt die Auferstehung zum Leben und die Auferstehung zum Tod, zum ewigen

Tod, wie die Schrift sagt.

Daher ist die Welt, die sich der Osterbotschaft verschließt, mit Recht eine unglückselige Welot, und sie bleibt es. Man sieht es ihr vielleicht nicht an, weil viele eine Maske tragen in dieser Welt, oftmals so geschickt, dass sie es schon selber nicht mehr merken. Sie betrügen sich und die Welt mit einer schönen Fassade, bewusst oder unbewusst. Dahinter verbirgt sich jedoch eine Wüste, ein Trümmerhaufen, eine Schutthalde, Fäulnis. Jesus spricht von übertünchten Gräbern (Mt 23, 27).

Eine Zeitlang gelingt der Betrug, dann bricht die Fassade zusammen. Judas kaufte sich einen Strick (Mt 27, 5). Davor sollen wir die Menschen bewahren. Wir sollen sie vor der Verzweiflung bewahren durch unseren Osterglauben, durch unser Zeugnis, durch unser konsequentes Leben aus dem Osterglauben.

Wenn wir konsequent aus dem Osterglauben leben, dann suchen wir, wie es im Kolosserbrief heißt, was droben ist (Kol 3, 1). Dann richten wir unseren Sinn unverwandt auf Gott und auf die Ewigkeit, die uns verheißen ist.

Unsere Inkonsequenz und unser schwacher Glaube sind der Grund für die mangelnde missionarische Kraft der Kirche in der Gegenwart. Eine große Rolle spielt hier allerdings auch die falsche Einschätzung der Situation und eine falsche Weichenstellung. Das ist ein intellektuelles Problem.

Wir haben zu wenig Heimweh nach Gott, allzu sehr versinken wir in unserem Alltag, allzu oft sind wir geradezu krank wegen der Sorgen um die irdischen Güter. Uns quälen berufliche Probleme, finanzielle Probleme, Probleme der Gesundheit oder Probleme der Anerkennung und der Einsamkeit. Da ermahnt uns der Apostel Paulus: „Suchet, was droben ist“, das heißt: Macht ernst mit der Hoffnung auf die Auferstehung zum ewigen Leben.

Das ist nicht Weltflucht. Eine solche wäre unverantwortlich, der Christ darf die Welt nicht dem Teufel überlassen. Aus dem Osterglauben entstand die Kirche, die sich in wenigen Jahrzehnten unter schwierigsten Verhältnissen ausgebreitet hat. Hätten die ersten Jünger Jesu Weltflucht betrieben, dann gäbe es die Kirche nicht.

Wenn wir in der Konsequenz des Osterglaubens wirklich suchen, was droben ist, dann werden wir die Welt verwandeln, wie einst die ersten Osterzeugen die Welt verwandelt haben.

Auf jeden Fall würde unsere Ewigkeitshoffnung zur Vermessenheit, wenn sie tatenlos bliebe. Es ist unsere Aufgabe, Christus, den Auferstandenen, überall in die Mitte zu stellen, in den Familien, in den Fabriken, in den Werkstätten, in den Labors, in den Redaktionsstuben, auf dem Feld, auf den Straßen der Städte und auf den einsamen Bergpfaden.

Eindringlich müssen wir es den Menschen zeigen, dass sie in einer Welt ohne den Gott der Offenbarung, der Mensch geworden ist und uns erlöst hat, auf dem Holzweg sind, dass sie in ihr die Augen verschließen vor ihrer inneren Verzweiflung.

Der Auferstandene zeigt uns allen den Weg zum Glück, zur unvergänglichen Freude. Aber wir müssen diesen Weg gehen und müssen ihn so gehen, dass uns möglichst viele darin folgen. Eine wirkliche Überzeugung kann man nicht für sich behalten, vor allem dann nicht, wenn sie mit so vielen Konsequenzen verbunden ist.

2. Sonntag der Osterzeit (Weißer Sonntag)

„Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“*

Man fragt heute oftmals: Wer ist ein Christ? Oder: Was muss der Mensch glauben und tun, um Christ zu sein? Oder: Wie stellt sich das Christ Sein von den Anfängen des Christentums her dar? Auf diese Fragen kann man verschiedene Antworten geben. Richtig sind sie nur dann, wenn sie die Osterbotschaft einbeziehen: Nur der ist ein Christ, der an den auferstandenen Christus glaubt, denn die Auferstehung Jesu ist der Kern und das eigentliche Fundament der urchristlichen Verkündigung. Darin eingeschlossen ist der Glaube, dass Christus der Sohn Gottes ist, denn gerade in seiner glorreichen Auferstehung hat er sich als solcher erwiesen. Eingeschlossen ist darin der Glaube, dass er in seiner Kirche fortlebt und fortwirkt, denn die Kirche ist der mystische Leib Christi. Zu diesem Glauben aber muss das Zeugnis hinzukommen, denn wo immer

der Auferstandene seinen Jüngern begegnet, da erteilt er ihnen den Auftrag, seine Auferstehung vor der Welt zu bezeugen. Der Osterglaube und das Osterzeugnis gehören so eng zusammen wie die zwei Seiten einer Münze. Verstehen wir so das Christsein vom Osterglauben her, reduziert sich die Zahl der Christen erheblich, denn viele Christen haben nur ein sehr vages Verständnis von ihrer christlichen Berufung und von der Glaubensexistenz mit all ihren Implikationen.

Nur einige Überlegungen zum Osterglauben und zum Osterzeugnis: Der heilige Augustinus sagt in einer Osterpredigt vor eineinhalbtausend Jahren: „Lasst uns an Christus, den Gekreuzigten, glauben, aber an ihn, der von den Toten auferstand“. Durch seine Auferstehung hat Christus die Erlösung vollendet und den Tod für die Erlösten überwunden. Das ist authentisch.

Nun ist der Tod das Problem Numero eins für uns Menschen. Dabei ist diese Frage nicht in allen Lebensphasen, nicht zu jeder Zeit, gleich vordringlich in unserem Bewusstsein. Für junge Menschen ist sie oft sehr fern liegend und uninteressant, bis sie dann einmal plötzlich unmittelbar erlebt und erfahren wird im Tod eines Freundes oder eines Angehörigen oder eines Verwandten. In der nüchternen Statistik heißt das dann: Bei denen, die im dritten und vierten Lebensjahrzehnt stehen, ist die Zahl der Kirchenbesucher am niedrigsten. Schon mehr beschäftigt uns der Tod um die Mittagszeit des Lebens, auf der Höhe des Lebens, um die Wende zwischen dem Morgen und dem Abend. Unbewusst oder auch bewusst wird der Tod dann in der Regel mehr und mehr zu einem bedeutenden Gegenstand unserer Hoffnungen oder unserer Ängste. Sehr oft löst der Tod Hoffnungen und Ängste zugleich aus. Noch mehr beschäftigen wir uns mit dem Tod am Abend unseres Lebens, in der Regel.

Gewiss ist die Art des Verhaltens angesichts des Todes und der Vergänglichkeit bei den Menschen verschieden: Der eine geht auf sie zu, der andere blickt an ihnen vorbei, ein Dritter verdrängt sie. Wohlstand und Unterhaltung helfen dabei mit, dass man am Tod und an der Vergänglichkeit vorbei sieht oder dass man diese existentiellen Gegebenheiten verdrängt. Aber das geht nur eine Zeitlang, nur eine Zeitlang kann man die Augen vor dieser unerbittlichen Wirklichkeit verschließen. Wir alle existieren auf den Tod hin, das gilt für einen jeden von uns. Entgegen dieser allgemeinen Erfahrung sagt und demonstriert uns nun die Osterbotschaft: Am Ende gewinnt das Leben. Oder, um es mit

den Worten der Osterpräfatation zu sagen: „Durch seinen Tod hat er unseren Tod vernichtet und durch seine Auferstehung uns das Leben neu geschaffen“.

In der Osterbotschaft erfahren wir, dass Christus in die letzte menschliche Not hinabgestiegen ist, dorthin, wohin kein Mensch uns begleiten kann, in den Tod, und dass er den Tod dadurch verwandelt und aus dem absoluten Ende den Anfang des neuen Lebens gemacht hat, den Anfang jenes Lebens, das keinen Tod mehr kennt.

Von ihm, dem Auferstandenen, heißt es in der Geheimen Offenbarung: „Ich bin der Erste und der Letzte (das heißt: der Anfang und das Ende). Ich habe die Schlüssel des Todes und der Unterwelt“ (Apk 1, 17 - 19). Das will sagen: Er, der Auferstandene, führt uns durch die Zeit. Und wenn wir uns von ihm führen lassen, erwächst auch für uns dereinst aus dem Tod das Leben, können wir gleichsam schon in diesem Leben den Tod verachten.

Der Auferstandene zeigt uns die verklärten Wundmale, wie er sie einst dem Apostel Thomas gezeigt hat, und er sagt uns die nämlichen Worte, die er einst dem Zweifler gesagt hat: „Sei nicht ungläubig, sondern gläubig (Joh 20, 27).

Mit seinem Tod und mit seiner Auferstehung hat Christus nicht nur unseren Tod überwunden, sondern auch das Leid, alles Leid, das uns bedrängt. Ungeheuer vielfältig ist es in unserer Welt bis zur Stunde, das Leid der Armen, der Hungernden, der Enttäuschten, der Einsamen, der Kranken, der Kinder, das Leid der Flüchtlinge und der Verfolgten, aber auch das Leid, das wir persönlich tragen. In seinem Sterben hat Christus alles Leid der Menschheit auf sich genommen und verklärt. Im Hebräerbrief lesen wir: „Unter Tränen und Wehklagen hat er in seinem Erdenleben zu Gott gefleht“ (Hebr 5, 7). Gott selbst hat in ihm die Tiefe des Leidens der Menschheit ausgekostet. „Um unseres Heiles willen wurde er verwundet und zerschlagen“, heißt es bei dem Propheten Jesaja (53, 5).

In Jesu Auferstehung ist alles Leid überwunden für jene, die mit ihm auferstanden sind im Glauben und die im eucharistischen Sakrament und darüber hinaus in den anderen sechs Sakramenten der Kirche mit ihm verbunden sind. Im Osterglauben können wir alles Leid durchstehen, egal in welcher Form es uns trifft.

Im Römerbrief erinnert uns der heilige Paulus daran, dass die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden wird (8, 18). Im Evangelium des heutigen Sonntags heißt es: „Selig sind die, die nicht sehen und doch glauben“.

Mit der Überwindung des Todes und der Leiden dieser Welt ist im Tod und in der Auferstehung Jesu vor allem auch die Herrschaft des Bösen gebrochen. Zwar erfahren wir es jeden Tag aufs Neue, dass das Böse und der Böse das Szepter führen in unserer Welt, zwar müssen wir täglich die Niederlage des Guten und der Guten mit ansehen, müssen wir immer wieder die Erfahrung machen, dass die Guten die Dummen sind und dass der Recht hat, der die Macht hat. Aber die Auferstehung Jesu zeigt uns, wenn wir gläubig aus ihr leben, dass Gott sich durchgesetzt hat und dass er sich durchsetzen wird und dass er für immer auf der Seite dessen steht, der seinen heiligen Willen erfüllt und der sich als Jünger des Auferstandenen erweist.

Der Auferstandene lebt in seiner Kirche. Er hat den Tod, das Leid und alle Bosheit dieser unserer Welt getragen und verwandelt und somit überwunden. In der Kirche begegnet er uns, auch in der zerschlagenen und gequälten Kirche unserer Tage. Denn auch sie ist der fortlebende Christus. In ihr leidet und triumphiert er zu gleicher Zeit. Haben wir einen festen Standort in der Kirche, dann gilt für uns das Wort des Kolosserbriefes: „Euer Leben ist mit Christus in Gott verborgen. Wenn aber Christus erscheint, werdet auch ihr in Herrlichkeit mit ihm erscheinen“ (Kol 3, 3 f), wir erfahren dann existentiell die weltüberwindende Kraft des christlichen Glaubens. Ihn aber sollen wir verkünden, verkünden helfen. Unter diesem Aspekt gilt das Jesus-Wort des Evangeliums für einen jeden von uns: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“.

3. Sonntag der Osterzeit

„Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“

Die Lektion, die Jesus dem Petrus im Evangelium des heutigen Sonntags erteilt, gilt uns allen. Eindringlich erklärt er ihm, dass es auf die Liebe ankommt, auf die Liebe zu Christus. Erst in dieser Liebe und durch sie finden wir das wahre Leben für Zeit und Ewig-

keit. In diese Liebe ist die Liebe zum Vatergott und zum Heiligen Geist eingeschlossen sowie die Liebe zu den Menschen und zur ganzen Schöpfung. Wenn wir Christus nicht in diesem umfassenden Sinn lieben, wenigstens einschlussweise, dann hat er sein Kreuz für uns umsonst getragen und dann ist seine Auferstehung für uns vergeblich gewesen.

Dass die Liebe das Wesen des Christentums ist, das hat der Sohn des ewigen Vaters in seinem Erdenleben immer wieder deutlich gemacht. Dabei ist der erste Bezugspunkt der Liebe er selber. Aber wenn wir ihn lieben, dann lieben wir den Vater und auch den Heiligen Geist, und wenn wir ihn wirklich lieben, dann werden wir ihn auch in seinen Brüdern und in seinen Schwestern lieben. Alle Menschen aber sind seine Brüder und seine Schwestern.

Die Liebe zu Christus, was ist darunter zu verstehen? Und wie muss sie sich darstellen in unserem Leben? Also zunächst: Was ist mit dieser Liebe gemeint? Nicht leere Worte und nicht eine schwärmerische Begeisterung. Unter einer frommen Maske verbirgt sich oftmals viel Weltlichkeit und Selbstgerechtigkeit, Selbstdarstellung und Selbstüberschätzung. Und schöne Gefühle sind allzu oft trügerisch. Zuweilen wollen sie es gar auch sein. Was die Liebe, um die es hier geht, bedeutet, das veranschaulicht die (erste) Lesung, wenn es darin heißt: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Man muss also bereit sein, um dieser Liebe willen Verfolgung auf sich zu nehmen und Leid zu tragen.

Christus lieben, das bedeutet, seinen Willen zu erfüllen, ihm zu gehorchen, mehr als den Menschen, und Schmach zu erleiden für ihn. Das kann man nur, wenn die Liebe wirklich das ist, was sie ihrem Wesen nach ist, wenn man nicht bei sich selber bleibt, wenn man sich selber vergisst und wenn man bereit ist, sein Leben zu verlieren, um es zu gewinnen.

Wir tun uns schwer in der Liebe, weil wir allzu oft auf uns selber geradezu fixiert sind, weil wir allzu oft um unser eigenes Leben kreisen, bei uns selber verbleiben und uns selber in den Mittelpunkt stellen, ja, weil wir allzu oft in uns selber geradezu verliebt sind.

Das macht es uns nicht nur schwer, Christus zu lieben, das macht uns auch die Liebe

schwer im Alltag unseres Lebens, die Liebe zum Ehepartner, zu den Kindern, zu den Eltern und überhaupt zu den Menschen, mit denen wir zusammen sind. Wenn wir von uns selber absehen wollen, müssen wir uns immer wieder von uns distanzieren, müssen wir selbstkritisch sein und uns in der Selbstlosigkeit üben. Es geht hier letztlich um das Bemühen um die Objektivität in unserem Denken und in unserem Handeln, um die Überwindung der Versuchung zur Subjektivität.

Wer Menschen nicht lieben kann, der kann auch Gott nicht lieben. Und wer Gott nicht lieben kann, der kann auch Menschen nicht lieben. Hier besteht so etwas wie eine gegenseitige Abhängigkeit, eine Interdependenz.

Die Liebe zu Christus verlangt nicht nur von uns, dass wir seinen Willen erfüllen und gegebenenfalls für ihn leiden, sie verlangt auch von uns, dass wir um seinetwillen alle Menschen lieben, auch die Unsympathischen, das heißt, dass wir uns nicht über sie erheben, dass wir Geduld mit ihnen haben und dass wir auch ihnen gut sind.

Endlich verlangt die Christusliebe von uns, dass wir die Kirche lieben, trotz ihrer Schwächen, trotz ihrer Menschlichkeiten, denn sie ist der geheimnisvolle Leib Christi, sie ist der fortlebende Christus. Das ist eine Wirklichkeit, die heute vielen ausgesprochen anachronistisch erscheint. Allein, viele sind heute dabei, das Evangelium umzuschreiben.

Wie aber sollen wir Christus lieben? Das war die zweite Frage, die wir uns gestellt haben. Nicht in kumpelhafter Vertrautheit, nicht hochmütig oder herablassend und vor allem nicht über ihn verfügend. Beispielhaft und maßgebend ist für uns die Liebe der Jünger Jesu zu ihrem Meister. Ihre Gestalt tritt besonders hervor, wenn wir auf die Begegnung der Jünger mit dem Auferstandenen schauen. Sie suchen ihn und freuen sich über seine Gegenwart, aber nicht in plumper Selbstsicherheit. Sie wissen, dass sie nicht mit ihm auf einer Stufe stehen, dass Abgründe zwischen ihnen und ihm bestehen. Sie sind mit ihm vertraut, aber sie verehren ihn auch mit großer Ehrfurcht. In liebender Scheu und in scheuer Liebe begegnen sie ihm, in ihrer Liebe begegnen sie ihm zugleich als dem Nahen und als dem Fernen. So muss es auch bei uns sein.

Die Liebe zu Christus, sie ist das entscheidende Thema des heutigen Evangeliums. Ih-

rem Inhalt nach bedeutet sie konkret - das zeigt uns die (erste) Lesung -, dass wir Gott mehr gehorchen als den Menschen, dass der Wille Christi das oberste Gebot unseres Handelns ist und dass wir bereit sind, für ihn Verfolgung, Hass und Demütigungen zu auf uns zu nehmen. Ihrem Inhalt nach bedeutet sie aber auch, dass wir alle Menschen lieben, vor allem jene, mit denen wir am meisten verbunden sind, die uns am nächsten stehen, und dass wir die Kirche lieben, weil sie der mystische Leib Christi ist, der fortlebende Christus. Ihrer Form nach bedeutet sie zugleich Nähe und Ferne.

In unserer gebrochenen Welt gehören zur Liebe zu Christus und zu seiner Kirche sowie zur Liebe zu den Menschen immer auch geistige Auseinandersetzungen, aus denen zuweilen gar physische Leiden hervorgehen. Zwar leugnen heute viele die Erbsünde, aber ihre Wirkungen erfahren wir alle Tage, wenn wir nicht die Augen davor verschließen. Mit besonderer Macht treten sie hervor in einer Welt, die die Erlösung zurückweist, die nichts wissen will von der Erlösungsbedürftigkeit unserer Welt.

Christus sagt es seinen Jüngern voraus: „Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen“ (Joh 15, 20). Wie wollen wir vor ihm bestehen, wenn wir uns solcher Verfolgung entziehen, indem wir den Anspruch der Wahrheit verbergen, indem wir uns still verhalten? Die Bereitschaft, für den Geliebten zu leiden, das ist die Feuerprobe der Liebe. Erst im Leiden reift die Liebe zur Vollkommenheit heran.

4. Sonntag der Osterzeit

„Der gute Hirt gibt sein Leben hin“

Gott will die Menschen durch Menschen retten, in der Regel, das heißt: gemäß seiner Heils- und Erlösungsordnung. Diesen Dienst vollzieht der Priester, und zwar mit seiner ganzen Existenz oder total, vorausgesetzt, dass er seine Berufung authentisch lebt. Das Modell seines Lebens und seines Wirkens ist Christus, der gute Hirt, der sein Leben hingegeben hat für seine Schafe.

Wenn wir heute den Weltgebetstag für Priester- und Ordensberufe begehen, so liegt es nahe, dass wir eine Weile über das Priesteramt der Kirche nachdenken. Wir nehmen es

dabei in seiner idealen Gestalt in den Blick.

Der Priester ist nicht Gemeindevorsteher, nicht Kirchenfunktionär, erst recht nicht eine Art von Sozialarbeiter im Dienst der Kirche, wenngleich er uns heute nicht selten so begegnet, sondern er vergegenwärtigt das Geheimnis Christi und macht es in der Welt anschaulich bis zum Jüngsten Tag. Priester wird man zunächst und in erster Linie für die kultische Feier des Opfers Christi, für die Feier der heiligen Messe. So hat die Kirche das Priestertum in 2000 Jahren verstanden. Und die Feier der heiligen Messe ist von daher der tägliche Höhepunkt im Leben des Priesters. So sollte es sein. Diese Sicht des Priestertums ist heute indessen weithin verloren gegangen, im Leben vieler Priester, und auch viele Gläubige haben sich davon verabschiedet. Dafür spricht die Tatsache, dass eine wachsende Zahl von Priestern nicht mehr täglich die heilige Messe feiert, ganz zu schweigen davon, dass die heilige Messe de facto nicht mehr die religiöse Mitte im Leben vieler Priester ist.

Es ist die Sendung Christi, die in der Person des Priesters ihre Fortsetzung erfährt in der Geschichte. In der Priesterweihe wird der Priester mit Christus verähnlicht und wird er ermächtigt und befähigt, in der Nachfolge der Apostel das Werk Christi in dieser Welt fortzusetzen. Diese Ermächtigung und Befähigung ist für ihn allerdings zugleich Gabe und Aufgabe.

Diese seine Gabe nimmt Gott nicht zurück. Sie überdauert nicht nur die Zeit, auch die Ewigkeit. Sie kann dem Priester auch dann nicht abhanden kommen, wenn er das ewige Heil verfehlt. Die Gabe aber wird ihm zur Aufgabe, sofern er ihr immer mehr entsprechen muss, damit sie ihm nicht zum Gericht wird.

Die Gabe und die Aufgabe des Priesters treten nach außen hin in erster Linie in Erscheinung, wenn er die heilige Messe feiert und wenn er sich bemüht, das Opfer Christi nicht nur zu feiern, sondern auch aus ihm heraus zu leben. Alle Tätigkeit des Priesters ist darauf hingeeordnet, und sie erfährt von daher ihre Wertung, muss sie von daher erfahren, ob der Priester nun die Sakramente spendet, ob er das Wort Gottes verkündigt oder ob er sich in seiner Hirtensorge um die Menschen in ihren alltäglichen Nöten bemüht. Dabei gilt: Wichtiger als das, was er tut, ist das, was er ist, denn in all seinem Tun vertritt

er Christus selber in spezifischer Weise. Das tritt, wenn wir einmal von der Feier der heiligen Messe absehen, am deutlichsten hervor, wenn er das Bußsakrament spendet. In beiden Fällen handelt er auch vernehmbar in der Ich-Form.

Es ist die große Verantwortung des Priesters, dass er das wird, was er ist. Er muss seine hohe Berufung durch sein Leben sichtbar machen. Davon hängt das ewige Heil für ihn ab. „Bedenkt, was ihr tut, und werdet, was ihr seid“, heißt es in der Liturgie der Priesterweihe.

Heute ist es üblich, die Sonderstellung des Priesters zu verwischen, das Priestertum einzuebnen. Dabei heult man im Grunde mit den Wölfen der medialen Öffentlichkeit oder verfällt einer Ökumene, die nicht ehrlich ist.

In diesem Zusammenhang fasst man heute oft mit dem Begriff Seelsorger Priester und Seelsorgehelfer und Seelsorgehelferinnen zusammen. Das ist sachlich falsch und kontraproduktiv im Hinblick auf den Priesternachwuchs. Darüber gibt man sich leider in unserer in vielem gedankenlosen Zeit kaum Rechenschaft. Hinzukommt, dass der Begriff Seelsorger ohnehin missverständlich ist. Als ob es dem Priester nur um die Seele gehen würde. Das Evangelium richtet sich an den ganzen Menschen, der aus Leib und Seele besteht. Und die Erlösung betrifft nicht nur die Seele, sondern auch den Leib.

Es ist gut, wenn die Laien den Priestern helfen in der Pastoral - die Pastoral meint die Ausübung des Hirtenamtes -, aber dabei müssen die Priester und die Laien ihren jeweiligen Status voll und ganz akzeptieren. Nicht zuletzt darum gebietet das Gesetzbuch der Kirche den Priestern, sich im Alltag nicht wie die Laien zu kleiden, worüber sich heute nicht wenige im Ungehorsam hinwegsetzen. An diesem Punkt begann schon vor Jahrzehnten in unserem Land das „Evangelium“ der Gesetzlosigkeit, das inzwischen bedrängende Formen angenommen hat und die kirchliche Administration weithin lahm gelegt hat.

Das hohe Amt darf für den Priester nicht ein Anlass sein, sich über andere zu erheben. Denn es verpflichtet seinen Träger zum Dienst, zum Dienst vor Gott und an den Menschen. Keine Tugend ist dem priesterlichen Amt mehr angemessen als die Tugend der Demut. Das priesterliche Amt verpflichtet seinen Träger, Christus zu repräsentieren, es

verpflichtet ihn nicht nur, an ihn zu erinnern, sondern auch, ihn sichtbar zu machen. Die religiöse Dimension des Priesteramtes hervorzuheben, das ist das Gebot der Stunde. Weil das so wenig geschieht, nicht zuletzt darum haben wir den Rückgang der Zahl der Priester. Von Mangel kann man hier eigentlich nicht reden, denn im Grunde gibt es Priester genug, allzu wenige gibt es jedoch nach dem Herzen des Pfarrers von Ars.

Wirksam werben für das Priestertum kann man im Grunde nicht am Schreibtisch und mit Aktionen. Entscheidend ist hier das Zeugnis der Priester und, damit verbunden, der lebendige Glaube der Gläubigen. Das Gleiche gilt für die Ordensberufe.

Die Schönheit und Größe des Priesteramtes müssen gelebt werden. Geschieht das, dann werden sich immer junge Menschen davon angesprochen fühlen, und gerade auch die Besten unter ihnen. Denn junge Menschen lassen sich für das Große begeistern, das ist heute nicht anders als früher, vor allem, wenn sie ihre Natürlichkeit bewahrt haben. Reißt man allerdings das Große nieder oder verdunkelt man es, dann darf man sich nicht wundern, wenn es keine Begeisterung mehr gibt.

Gerade junge Menschen suchen nicht selten mehr als das Gewöhnliche, mehr als das Durchschnittliche, oftmals sind sie von einer großen Sehnsucht erfüllt. Wo aber kann eine solche besser ihre Erfüllung finden als im Priester- und Ordensberuf?

Daher können wir alle die Priester- und Ordensberufungen nicht besser fördern als dadurch, dass wir uns darum bemühen, das Große wieder schätzen und lieben zu lernen. Zudem, wenn der Glaube im Volk Gottes wächst und wenn das Volk Gottes sich wehrt gegen die Mächte der Zerstörung in unserer Welt, dann wächst unversehens auch die Zahl der guten Priester und Ordensleute.

Der Weltgebetstag für geistliche Berufe mahnt uns zu einer gläubigen Sicht des Priesteramtes und zugleich auch zu einer Vertiefung unseres religiösen Lebens.

Unser persönliches liebendes Verhältnis zu Gott, unsere gläubige Verbundenheit mit Christus und seiner Kirche wirkt auf junge Menschen überzeugender als viele Worte es tun. Das gilt vor allem für die Priester und Ordensleute selber.

Vielfach hat man heute den Eindruck einer sterbenden Kirche. Wird diese sterbende Kirche zu neuem Leben geweckt, so wächst auch in vielen wieder die Erkenntnis: Es lohnt sich, Christus und seiner Kirche sein Leben ungeteilt zu schenken.

Heute ergeht an uns alle die Aufforderung, dass wir uns zusammen mit den Priestern, die um ihre hohe Berufung wissen, gegen alle Ungerechtigkeit und Verlogenheit, gegen alles Schmutzige und Hässliche, gegen die Sünde und gegen die Nacht um uns und in uns stellen. Dazu gibt uns der Auferstandene die Kraft, wenn wir ihn bitten, wie die Emmaus-Jünger ihn einst gebeten haben: „Herr, bleibe bei uns“.

5. Sonntag der Osterzeit

„Ein neues Gebot gebe ich euch“

In der (ersten) Lesung des heutigen Sonntags begleiten wir den Apostel Paulus ein Stück weit auf seiner ersten Missionsreise, die er in den Jahren zwischen 45 und 48 nach Christus unternommen hat. Zusammen mit Barnabas und Johannes Markus war er von Antiochien in Syrien aufgebrochen und hatte sich über Cyprien nach Kleinasien begeben. Unterwegs hatte er eine Reihe von Gemeinden gegründet, um auf der Rückreise noch einmal einige wichtige Zentren zu besuchen. Zu Hause angekommen, erzählten die Drei voll Freude von den Taten Gottes, sprachen sie davon, wie Gott ihr Wirken spürbar gesegnet hatte.

Zwei Gedanken wollen wir aus diesem Bericht herausgreifen. Der eine betrifft die Weise der Verkündigung des Evangeliums von Jesus, dem Christus, er verweist auf die Liebe als den Kern des christlichen Handelns, und der andere stellt die Treue in den Prüfungen des Lebens als ein wesentliches Moment des Christseins heraus, die Beharrlichkeit im Glauben und in der Liebe.

Stets traten die Missionare am Anfang der Ausbreitung des Christentums zu mehreren auf, nie verkündete einer allein das Evangelium. Das erfahren wir nicht nur an dieser Stelle. Auch Paulus versah sein missionarisches Amt nicht allein. So wie er machten es auch die anderen Apostel. Schon in den Tagen des irdischen Jesus waren sie zu zweit

ausgesandt worden, als sie an der Sendung Jesu teilnehmen durften.

Die Botschaft Jesu kann stets nur in der Gemeinschaft verkündet werden, und sie muss immer in die Gemeinschaft hineinführen. Auf diese Tatsache nimmt das Evangelium des heutigen Sonntags Bezug. Jünger Jesu kann man immer nur in der Gemeinschaft sein, denn der entscheidender Auftrag des Jüngers Jesu ist es, die Liebe Gottes zu bezeugen und zu leben.

Da wird manch einer denken: In diesem Punkt hat sich die Kirche und haben wir uns in der Kirche heute keine Vorwürfe zu machen. In der Tat könnte man so denken, wenn man sich vor Augen hält, wie viel in der Kirche unserer Tage über Liebe und Gemeinschaft gesprochen wird. Man redet viel von einer brüderlichen oder geschwisterlichen Kirche, von der Kirche als Gemeinschaft, als *Communio*, sehr viel, den ganzen Tag, sehen wir jedoch genauer hin, erkennen wir, dass hier eine große Kluft besteht zwischen Reden und Tun.

Die Menschen werden heute immer mehr auf sich selbst zurückgeworfen, auch in der Kirche. Zeitkritiker sprechen von der Anonymität und von der Isolation des modernen Menschen. An die Stelle des Zusammenstehens tritt immer mehr der Kampf aller gegen alle. Da zeigt sich: Wer Gott verliert, wird einsam. Der Umgang der Menschen miteinander ist hart, oft geradezu gehässig. Der unchristliche Grundsatz „Jeder ist sich selbst der Nächste“, nach ihm leben viele, die Christen sind davon nicht ausgenommen. Zuweilen hat man gar den Eindruck, sie seien hier Vorreiter.

Selbstlose Güte und Barmherzigkeit werden sehr klein geschrieben, auch in der Kirche. Wo aber das entscheidende Kennzeichen der Jünger Christi, die Liebe, nur noch schwach ist wie ein flackerndes Licht, da verlieren Kirche und Christentum immer mehr an Überzeugungskraft. Das ist unsere Situation. Mit dem Glauben haben wir die Liebe verloren und mit der Liebe den Glauben.

Von Paulus und Barnabas wird uns berichtet, dass sie die Gläubigen, die Neugläubigen, ermahnen, dass sie ihnen Mut machen, im Glauben auszuharren, in allen Leiden und Misserfolgen, denn, so sagen sie, „durch viele Prüfungen müssen wir in das Reich Gottes eingehen“.

Der Weg zur christlichen Vollendung ist nicht leicht. Wer sich ihn leicht macht, der verfehlt ihn. Der Weg zum Himmel ist mühsam und beschwerlich. Er besteht darin, dass wir selber uns bemühen um den Willen Gottes und dass wir ihn den anderen nahe bringen. Das ist notwendigerweise leidvoll in unserer erbsündigen Welt. Allein, Gott hat uns nicht vom Leid erlöst, wohl aber hat er uns im Leid erlöst. Und fortwährend erlöst er uns im Leid, wenn wir uns ihm anvertrauen. Wir brauchen Mut, Ausdauer und Treue und müssen uns immer wieder ermahnen und ermahnen lassen, einen neuen Anfang zu machen.

Im Dienst unserer Treue und Beharrlichkeit steht das Gebet, das tägliche Gebet, steht die regelmäßige Beichte, steht die wöchentliche Mitfeier des Herrentages, steht vor allem auch ein geordnetes Leben in der Nachfolge Christi.

Es ist nicht gleichgültig, ob man diese Treue, diese Beharrlichkeit, diese Ausdauer hat. Wäre das der Fall, hätte die Apostelgeschichte die Notwendigkeit solcher Beständigkeit nicht so klar hervorgehoben. Und es ist nicht nur die Apostelgeschichte die diese hervorhebt. Davon hängt unsere ganze Ewigkeit ab, von unserer Treue und Beharrlichkeit und von unserer Ausdauer im Guten. Unter diesem Aspekt betreiben heute viele ein Spiel mit dem Feuer.

Die Zeit ist kurz, aber die Ewigkeit ist lang. Schneller als wir meinen, ist die Zeit der Prüfungen vorüber. Und dann kommt es nicht auf den materiellen Reichtum an, den wir erworben haben, sondern auf die Treue im Glauben und in der Liebe. Sie begleitet uns in die Ewigkeit. Alles andere wird uns genommen.

Das Evangelium des heutigen Sonntags berichtet uns von dem Abschied Jesu von seinen Jüngern am Tag vor seinem Tod. Dieser Abschied war nur ein vorläufiger. Unser Abschied von der Welt wird einst ein endgültiger sein. Es ist gut, dass wir ihn stets vor Augen haben, jeden Tag, dann werden wir uns umso mehr bemühen, an jenem Tag etwas zu haben, das uns nicht genommen wird. Was uns dann bleibt, das ist die Liebe, die wir heute und morgen üben um Gottes und um Christi willen, in der wir zueinander stehen, das ist die Treue in der Liebe und im Glauben, die Treue, in der wir ausharren in all den Prüfungen dieser Zeit.

6. Sonntag der Osterzeit

„Der Heilige Geist wird euch an alles erinnern“

Die (zweite) Lesung der heutigen Sonntagsmesse beschreibt die Vollendung der Welt und damit auch die Vollendung unseres Lebens unter dem Bild einer unbeschreiblich schönen Stadt, die hier als das neue Jerusalem bezeichnet wird. Im Evangelium dieses Sonntags spricht Jesus von dem Zwischenzustand zwischen seiner Himmelfahrt und ebendieser Vollendung, die durch seine Wiederkunft eingeleitet wird. So werden unsere Zukunft und unsere Gegenwart in Beziehung zueinander gesetzt. Es wird der Zeit der Bewährung die Zeit der Erfüllung, der Zeit der Aussaat die Zeit der Ernte gegenübergestellt, und wir werden daran erinnert, dass wir eine herrliche und schöne Zukunft haben. Diese bedarf jedoch der Vorbereitung durch uns, denn sie fällt uns nicht in den Schoß.

Wir leben in dem Zwischenzustand zwischen der Himmelfahrt Christi und seiner Wiederkunft, die die verheißene Vollendung unserer Welt und unserer Geschichte bringen wird, heute und morgen. Da geht es darum, dass wir das Wort Jesu bewahren, dass wir als lebendige Tempel Gottes leben und uns führen lassen durch den Heiligen Geist. So sagt es das Evangelium.

Dreifach ist demnach die Erwartung Gottes an uns in dieser Zeit, die uns als Zeit der Bewährung, als Zeit der Aussaat gegeben ist: Wir sollen Jesu Wort bewahren, Gott in uns tragen als lebendige Tempel Gottes und als Werkzeuge des Heiligen Geistes leben. Davon soll heute die Rede sein, von dieser dreifachen Erwartung Gottes an uns.

Das Wort Jesu bewahren, das heißt: es sich zu Eigen machen, nach ihm leben. Verkündet wird es uns im Neuen Testament und in der Predigt der Kirche. In der Predigt der Kirche, das heißt nicht unbedingt in der Predigt dieses oder jenes Pfarrers, sondern in der Predigt der Kirche der Jahrhunderte, wie sie vor allem im Lehramt des Papstes sichtbar und erkennbar wird. Der Papst ist der erste und entscheidende Garant der Wahrheit in der Kirche Christi.

Es ist ein bedauerliches Stigma der Kirche der Gegenwart, ein tragischer Mangel und ein verhängnisvoller Makel, dass die Kirche heute nicht mehr wie aus einem Munde spricht, dass in ihr die objektive Lehre allzu oft durch subjektive Liebhabereien oder Vorlieben oder durch ungeprüfte Meinungen verunstaltet und weithin gar horizontalisiert wird. Man hat von einer Gefälligkeitsverkündigung gesprochen, die sich als zweiter Aufguss des Evangeliums darstellt, als Verdünnung der Offenbarung Gottes, wenn nicht gar schlichtweg als ihre Verfälschung. Sie ist der Grund für die augenblickliche Misere, in die die Kirche geraten ist, die Gefälligkeitsverkündigung, Reflex einer Gefälligkeitstheologie. Sie ist umfassender als die Missbrauchsfälle es sind, an denen sich eine gottferne Welt weidet. Die Verdünnung des Glaubens, der Relativismus und der Subjektivismus in der Verkündigung haben uns in eine tiefe Krise geführt. Da ist das Salz des Gotteswortes schal geworden.

Christus erwartet von uns, dass wir sein Wort bewahren in der Zeit der Bewährung. Bei der rechten Verkündigung aber, schon da beginnt heute das Problem. Mit der rechten Verkündigung jedoch ist noch nicht das erreicht, was gemeint ist mit dem Bewahren des Wortes in der Zeit der Bewährung. Die Wahrheit kennen, und sie tun, das sind verschiedene Dinge. Aber wenn man sie nicht einmal kennt, wie will man sie dann tun?

Das Wort und die Maßstäbe der Menschen sind ungemein verführerisch. Wir müssen uns nüchtern prüfen, wo unsere geistige Heimat ist, ob wir das süße Gift des Materialismus, der Diesseitigkeit, einer Philosophie des Lebensgenusses in uns aufnehmen und so reden, wie es alle tun und wie die Massenmedien es uns vorschreiben, oder ob wir auf das Wort Gottes hören, auf Gottes Offenbarung, ob wir eigenständig leben aus dem Vertrauen auf das Wort Gottes oder ob wir uns den wechselnden Moden der Zeit verschreiben.

Es gibt heute viele Testfälle, an denen wir uns prüfen und unseren Standort erkennen können. Da ist etwa die Frage der Menschenwürde, wie sie vor allem in unserem Denken über das menschliche Leben, über Ehe und Familie, in unserer Stellung zum Kind und in unserer Stellung zum alten Menschen zum Ausdruck kommt. Viele laufen da dem Zeitgeist hinterher, zuweilen gar auch solche, die verantwortliche Positionen in der Kirche bekleiden.

Es gilt, dass wir in der Zeit der Bewährung die Wahrheit lehren, dass wir sie bezeugen und dass wir sie tun. Das gilt für uns alle, vor allem aber für jene, die ein Amt innehaben in der Kirche, es aber - Gott sei es geklagt - nicht selten in den Dienst ihrer eigenen Interessen stellen.

Das Tun der Wahrheit, das ist nicht zuletzt eine Frage der Selbstdisziplin. In ihr geht es um den Stellenwert, den wir dem eigenen Ich einräumen. Die Selbstüberwindung - die Heilige Schrift spricht von der Selbstverleugnung -, sie ist ein heikles Kapitel für viele von uns, die Achillesferse, so könnte man sagen.

Stets beginnt das Tun der Wahrheit mit dem Bemühen um die Tugend der Wahrhaftigkeit, mit dem gewissenhaften Bemühen um die Bejahung der Wirklichkeit, um die Bejahung dessen, was ist. Die Lüge ist der Kern einer jeden Sünde und die letzte Ursache all unserer Verfehlungen. Zugleich begleitet sie sie, denn aus ihr gehen hervor die Anmaßung, die Unbeherrschtheit, die Rücksichtslosigkeit, die Brutalität und die Gottlosigkeit.

Wenn wir das Wort Jesu bewahren, seine Wahrheit verkünden, bezeugen und leben und uns so von den Worten der Menschen distanzieren, also kritisch durch die Zeit gehen, dann leben wir als Tempel Gottes, das heißt: in der Gnade, in der Kraft der übernatürlichen Ausstattung, die uns zu Gotteskindern macht, in der Kraft der heiligmachenden Gnade. Diese wurde uns in der heiligen Taufe geschenkt und, wenn wir sie verloren haben durch eine schwere Sünde, wird sie uns aufs Neue geschenkt im Bußsakrament, gleichsam in einer zweiten Taufe.

Es geht hier darum, dass wir das göttliche Leben, die heiligmachende Gnade, bewahren, in liebender Verbundenheit mit Christus und durch ihn in liebender Verbundenheit mit dem dreifaltigen Gott.

Was uns Christus in der Erlösung erworben hat, das ist das göttliche Leben, die Erhebung unseres Menschseins, wodurch unsere übernatürliche Gemeinschaft mit Gott ermöglicht wird, die Gnade der Gotteskindschaft. Um sie zu bewahren und zu vertiefen, bedürfen wir des Heiligen Geistes und seiner Führung. Jesus nennt ihn den Tröster oder einfach den Beistand.

Der Heilige Geist wirkt nicht im Lärm, er klopft nur leise an bei uns. Um sein Werben zu vernehmen, müssen wir schon unsere ganze Aufmerksamkeit auf ihn richten. Das geschieht vor allem im Gebet und in dem Bemühen um ein gottesfürchtiges Leben. Nur dann, wenn wir wissen um den Heiligen Geist und wenn wir uns seinem Wirken öffnen, können wir seine Werkzeuge sein. Das aber ist der Weg des Heiles für uns, freilich sofern uns die Erkenntnis gegeben ist.

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht von der Zeit zwischen der Himmelfahrt Jesu und seiner Wiederkunft. Das ist unsere Gegenwart. Sie entscheidet über unseren Endzustand, ob wir in das himmlische Jerusalem gelangen, oder, so können wir es auch sagen, wir entscheiden in ihr über unsere absolute Zukunft. Der Weg zur Vollendung führt über die Bejahung der Worte Jesu und ihre Verwirklichung, durch die liebende Verbundenheit mit dem dreifaltigen Gott in der heiligmachenden Gnade, die wir bewahren und vertiefen sollen. Dabei hilft uns der Tröstergeist, wenn wir uns von ihm führen lassen, wenn wir uns in Demut bemühen, gute Werkzeuge in seiner Hand zu sein.

Christi Himmelfahrt

„Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt“

Nachdem Jesus die Jünger auf dem Ölberg, dort, wo einst sein bitteres Leiden begonnen hatte, verlassen hat, kehren sie mit großer Freude nach Jerusalem zurück. Das ist überraschend, denn dem Abschied sind eigentlich Traurigkeit und Tränen zugeordnet, es sei denn, man hat sich bereits innerlich von dem sich Verabschiedenden distanziert, man ist froh, dass man von einem lästigen Menschen befreit ist. Dieser Fall liegt hier nicht vor, und trotzdem bestimmt große Freude den Abschied. Schauen wir tiefer in das Geschehen hinein, erkennen wir, dass es die österliche Freude ist, welche die Jünger an diesem Tag, bei diesem Abschied, prägt, die Freude über die Auferstehung ihres Herrn.

Die Jünger wissen, in den zurückliegenden vierzig Tagen ist ihnen das immer mehr zur Gewissheit geworden: Der Auferstandene ist ihnen trotz seiner Verklärtheit näher als der sichtbare, als der irdische Jesus, weil er nicht mehr an unseren Raum und an unsere

Zeit gebunden ist. Als der Auferstandene wird er sie auf all ihren Wegen begleiten. Nie mehr werden sie fern sein von ihm. Ausdrücklich hatte er ihnen erklärt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt“. Zudem hatte er gesagt, er werde ihnen vorgehen, um ihnen eine Wohnung zu bereiten in seiner ewigen Heimat und sie würden Anteil erhalten an seiner Auferstehungsherrlichkeit und er werde dereinst wiederkommen als Richter der Lebenden und der Toten.

Darum ist dieser Abschied von der Freude geprägt, nicht von der Trauer. Die Freude kommt hier aus dem Glauben und aus der Hoffnung, aus dem Glauben an den gegenwärtigen Herrn als den Auferstandenen und aus der Hoffnung auf das Osterfest der Ewigkeit.

Fortan sollten die Jünger Zeugen des Auferstandenen sein. Ihr Leben gehörte nun gänzlich der kommenden Welt, und sie erfuhren es geradezu im Alltag ihres Lebens, wie nur eine kurze Strecke ihres Weges sie von der Ewigkeit trennte von jener Ewigkeit, der von nun an ihr ganzes Sinnen und Trachten galt.

Weil sie wussten, dass der Auferstandene heimgekehrt war zum Vater, darum gab es nur noch eines für sie, das Leben in der Gemeinschaft mit ihm im Glauben und in der Hoffnung und das Zeugnis für ihn durch ihr Wort und ihr Leben. Weil ihr Glaube lebendig und weil ihre Hoffnung stark war, deswegen bewegte die Freude ihre Herzen und deswegen beflügelte sie ihre Schritte, deswegen konnten sie den Himmel auf die Erde holen und eine altersschwache Welt zu neuem Leben führen, konnten sie einen Prozess der Verwandlung auslösen, der bis heute noch nicht zu Ende gekommen ist, denn auch unsere Welt lebt, wenn sie denn überhaupt noch wirklich lebt, im Tiefsten aus der Osterfreude der Jünger des Anfangs, aus ihrem Glauben und ihrer Hoffnung und dank ihres Zeugnisses.

Mit ihnen dürfen auch wir am heutigen Tag die Heimkehr Christi in dankbarer Freude begehen. Auch uns will der Auferstandene nahe sein in unserem Leben, und auch uns will er im Himmel eine Wohnung bereiten. Das müssen wir uns immer wieder sagen, weil wir es allzu leicht vergessen im Getriebe unserer säkularen Welt.

Der österliche Glaube und die österliche Hoffnung und das Zeugnis für den Auferstan-

denen, die das Leben der zwölf Apostel und der anderen Jünger Jesu prägten, die sich den Zwölf anschlossen in jenen österlichen Tagen, im Frühling der Kirche Christi, sie müssen auch unser Leben prägen, unser Denken, unser Reden und unser Handeln.

Das bedeutet für uns, dass wir den Auferstandenen im Gebet suchen, dass wir die Sünde meiden in jedweder Gestalt und dass wir den Auferstandenen so durch unser Wort und durch unser Leben bezeugen, seine Gegenwart in dieser Welt und sein baldiges Kommen in Herrlichkeit.

Unter diesem Aspekt ist das Fest der Himmelfahrt Christi ein Fest der Verbundenheit mit dem auferstandenen Christus, ermahnt es uns, dass wir uns tiefer mit ihm verbinden und uns mit ihm im Kampf gegen das Böse, das sich uns in immer neuen Gesichtern zeigt, verbünden.

Diesen Gedanken unterstreicht das Tagesgebet des heutigen Festtags, wenn wir in ihm Gott bitten, dass er uns die Gnade schenkt, dass wir geistigerweise mit ihm in den Himmel auffahren, dass von nun an unsere Herzen im Himmel weilen, wo der Auferstandene sein Zelt aufgeschlagen hat und wo unsere wahre Heimat ist.

Die Erdschwere belastet nicht nur die christliche Existenz vieler von uns, sie belastet auch die Kirche als solche. Sie verdunkelt unser persönliches Zeugnis für den auferstandenen Christus wie auch das Zeugnis der Kirche für ihn. Sie zeigt sich vor allem in unserer Inkonsequenz, in unserer Halbheit, in unserem Paktieren mit den Mächtigen dieser Welt und in unserer Treulosigkeit.

Der österliche Glaube und die österliche Hoffnung und das lebendige Zeugnis für den auferstandenen Christus, darauf kommt es an in unserem Leben. Im österlichen Glauben und in der österlichen Hoffnung finden alle Fragen unseres Lebens und alle Fragen der Welt, vor allem die gesellschaftlichen und die politischen Fragen, die unsere Welt immer mehr an den Rand des Abgrunds bringen, ihre Antwort.

Der Glaube und die Hoffnung, sie sind ein Geschenk der Gnade, aber sie werden uns nur dann zuteil, wenn wir uns öffnen für sie, wenn wir uns diesem Geschenk nicht versperren und wenn wir bereitwillig mitwirken mit ihm.

Alles Gute in unserer Welt ist das Werk Gottes, aber Gott wirkt das Gute nicht allein in unserer Welt, er tut es zusammen mit uns, vor allem aber tut er es durch uns. Er benutzt uns als lebendige Werkzeuge. Das verpflichtet uns, zugleich aber tröstet es uns.

7. Sonntag der Osterzeit

„Vater lass sie eins sein“

Das Hohepriesterliche Gebet Jesu, ein feierliches Gebet, das Jesus in Anwesenheit seiner Jünger spricht - es dient uns am heutigen Sonntag als Evangelium -, ist so etwas wie ein Testament, ein Vermächtnis. Darin bekundet Jesus im Augenblick seines Abschieds von unserer irdischen Welt gleichsam seinen letzten Willen. Der entscheidende Gedanke dieses Gebetes ist die Einheit, die Bitte um die Einheit derer, die an Christus glauben. Wir denken dabei im Allgemeinen an die äußere Uneinigkeit der Christen, an die fehlende Einheit im Glauben, an die vielen Gruppierungen und Gemeinschaften innerhalb der Christenheit, die sich im Laufe der Jahrhunderte von der Mutterkirche getrennt haben, schon von Anfang an. Mehr als 300 von ihnen sind zusammengeschlossen im Weltrat der Kirchen in Genf. Ihre wirkliche Zahl beläuft sich auf weit mehr als 3000.

Das ist eine schwere Last und ein großes Ärgernis für die Welt. Das sagt uns der Stifter des Christentums, das sagt uns aber auch die natürliche Vernunft. Die äußere Uneinigkeit der Christen ist eine Last und ein Ärgernis. Das ist nicht zu bestreiten. Aber schwerer noch wiegt die innere Uneinigkeit, die Uneinigkeit in der eigenen Kirche, in der eigenen christlichen Gruppierung, wie sie in diesen Tagen auf dem Kirchentag in München - seltsamerweise - geradezu triumphalistisch demonstriert wurde. Das ist die innere Einheit. Sie ist heute schwächer bei uns als je zuvor, nicht zuletzt bedingt durch den Abfall vieler vom Glauben.

Die äußere Einheit sollen wir wieder herstellen, aber auch die innere. Das eine geht nicht ohne das andere. Wir selber müssen uns erst einmal wieder einig werden, wenn wir uns mit den getrennten Gemeinschaften wieder vereinigen wollen. Und, auch das muss in diesem Zusammenhang deutlich gesagt werden: Es gibt keine Einheit ohne den

Papst, so sehr das allzu viele meinen. An Rom vorbei gibt es keine legitime Ökumene. Die Alternative ist eine Ökumene auf dem kleinsten Nenner des Unglaubens, aber die hat bereits ihr Ziel erreicht. Darauf braucht man keine Zeit und keine Kraft mehr zu verschwenden.

Dank der Autoritätskrise unserer Tage gibt es heute starke zentrifugale Kräfte in der Kirche. In allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens ist sie gegenwärtig erkennbar. Auch in der Kirche wirkt sie sich aus, zum Teil verheerend, nicht anders als in den Familien und in der Gesellschaft und im staatlichen Leben. Diener der inneren Einheit zu sein, das ist die entscheidende Aufgabe der Bischöfe und vor allem des Papstes und vornehmlich auch der Priester, der Bischöfe und der Priester in der Einheit mit dem Papst.

Wie viel Misstrauen wird heute in der Kirche gesät, vor allem gegen Rom, den Hort der Einheit? Durch die Priester und zuweilen auch durch die Bischöfe? Und wie viel Uneinigkeit haben wir heute auf allen Ebenen in der Kirche?

Die innere Einheit der Kirche meint die Unterordnung aller unter die gleiche Lehre, unter die gleichen Sakramente und unter die das gleiche Amt. Das ist ein Traum geworden, ein schöner Traum!

Früher wurde die innere Einheit der Kirche nicht selten bewundert von den Außenstehenden und manch einem wurde sie der entscheidende Anlass zur Konversion. Heute ist dieser Glanz weithin von ihr gewichen.

Der Subjektivismus, einst charakteristisch für die aus der Reformation hervorgegangenen christlichen Gemeinschaften, ist heute auch tief in die Kirche Roms eingedrungen. Teilidentifikation nennt man das gern - euphemistisch. Faktisch ist das Verrat an der ganzen Wahrheit des Katholischen.

Viele bemühen sich in der Kirche, die auseinanderstrebenden Kräfte wieder zusammenzuführen, Bischöfe, Priester und Laien, oft beinahe verzweifelt. Darüber müssen wir uns freuen und dafür müssen wir dankbar sein, das bringt ihnen Segen. Aber diese Bemühungen dürfen nicht auf Kosten der katholischen Identität gehen, auf Kosten der Wahr-

heit. Gerade das macht diese Aufgabe so schwierig.

Die Kirche darf nicht zu einem Sammelsurium verschiedener gegensätzlicher Meinungen werden, sie darf nicht zu einem Sammelsurium von Auffassungen und Haltungen werden, die sich nicht mehr miteinander vereinbaren lassen. Erst recht darf sie nicht eine andere werden. Das eine wie das andere ist heute eine akute Gefahr.

Eine Kirche, die sich in die Abhängigkeit der sich stets wandelnden Mode und des Geschmacks der Welt begibt, wird ihren Anspruch nicht mehr geltend machen können, Gottes Offenbarung zu vertreten. Zusammenhalten ist wichtig, aber nicht um jeden Preis.

Das ist die innere Einheit. Sie muss gesucht werden. Aber auch die äußere, auch sie muss gesucht werden. Das Gebet Jesu ist, wie eigentlich jedes Gebet, zugleich eine Mahnung für uns. Im Hinblick auf die Überwindung der Spaltungen innerhalb der Christenheit, müssen wir uns zunächst um klare Begriffe und um eine nüchterne Analyse bemühen. Daran fehlt es jedoch weithin in der offiziellen Ökumene, daran krankt heute das Bemühen um die Einheit. Das muss gesehen werden.

Im Zusammenhang mit der Ökumene begegnet uns oft die Terminologie „unsere Kirche“. Dazu ist zu sagen: Es gibt nicht unsere und eure Kirche, meine und deine Kirche, es gibt nur die eine Kirche, die Kirche Christi. Christus hat keine Mehrzahl von Kirchen gegründet. Etwas anderes ist es, wenn wir sagen: Die Kirche Christi, unsere Mutter.

Die Grenze der Übereinkunft in Fragen des Glaubens ist die Wahrheit. Im Hinblick auf die Wahrheit gibt es keine Kompromisse, kann es keine Kompromisse geben. Die Toleranz ist von grundlegender Bedeutung für den Jünger Christi, weil sie eine Anwendung der Nächstenliebe ist. Darum kann es sie aber nur gegenüber Menschen geben, nicht gegenüber Wirklichkeiten oder gegenüber vermeintlichen Wirklichkeiten. Darum geht es aber bei den Wahrheiten des Glaubens, um Wirklichkeiten. Toleranz müssen wir den Menschen entgegenbringen, nicht aber den Irrtümern, die sie vertreten. Schon der Kirchenvater Augustinus (+ 430) ermahnt uns, den Irrtum zu hassen, den Irrenden jedoch zu lieben.

Toleranz meint, dass wir die Menschen lieben, auch wenn sie anders denken als wir, nicht aber, dass wir gleichgültig sind gegenüber der Wahrheit. Nur wer selber Überzeugungen hat, kann den anderen ihre Überzeugungen zugestehen, auch wenn sie objektiv falsch sind. Toleranz aus Gleichgültigkeit oder Unentschiedenheit ist ein Zerrbild ihrer selbst.

Wenn man nur noch wenig glaubt, dann ist es leicht, sich im Glauben zu einigen. Aber eine Ökumene des Unglaubens, in der man weder den eigenen Glauben noch den Glauben der anderen mehr ernst nimmt, zerstört das Christentum hüben und drüben. Hier gilt das Wort des Apostels: Wir sind nicht Herren unseres Glaubens, sondern Diener der Wahrheit (vgl. 1 Kor 3, 5). Das vergessen wir allzu oft.

Diese Situation muss für uns ein Anlass sein, Gewissenserforschung darüber anzustellen, ob wir uns gegenüber der Einheit verfehlt haben, gegenüber der inneren oder gegenüber der äußeren, etwa in selbstgefälliger Überheblichkeit oder in Gleichgültigkeit gegenüber der Wahrheit. Wir müssen uns fragen: Tun wir alles, was der Einheit dient? Oder richten wir in unserer Subjektivität aus Hochmut Zäune auf, wo keine sind, weil wir uns selber suchen oder weil die Sache uns wenig interessiert? Und sind wir bereit, uns der Wahrheit zu unterwerfen und unter die gottgebene Autorität zu stellen, in freiem Gehorsam? Vor allem müssen wir uns fragen, ob wir für die berufenen Hüter der Einheit gebetet haben, ob wir um Oberhirten gebetet haben, die mutig dem Zeitgeist widerstehen, die gerecht, klug und einsatzbereit sind und deren Leben ganz und gar in Gott verankert ist.

Wer sich für die Ökumene einsetzen möchte, müsste zuerst die innere Einheit der Kirche oder die innere Einheit seiner eigenen christlichen Gemeinschaft zu seinem Anliegen machen. Das gebietet schon die Logik, um wie viel mehr der Respekt vor der Offenbarung Gottes.

Uns ist es aufgegeben, in Treue das Wort Gottes zu bewahren und immer tiefer darin einzudringen, gleichzeitig aber mit großem Verständnis den anders Denkenden zu begegnen.

Das Hohepriesterliche Gebet Christi stellt die grundlegende missionarische Wirkung

heraus, die aus der Einheit hervorgeht. Der Einsatz für sie, für die innere und äußere Einheit der Kirche ist Verpflichtung und Aufgabe für alle. Die innere Einheit ist ein Appell an unsere demütige Bereitschaft, auf das Wort der Kirche zu hören und für die Diener der Einheit zu beten, die äußere Einheit verpflichtet uns zur Treue gegenüber der Wahrheit und zu religiösem Eifer bei gleichzeitiger wohlwollender und selbstloser Liebe über die Grenzen der eigenen Konfession hinweg.

Pfingsten

„Komm Schöpfer Geist, kehre bei uns ein“

Der Heilige Geist ist die Gabe des auferstandenen Christus an seine Jünger. Mit ihm, mit seiner Sendung, beginnt die Zeit der Kirche, die das Wirken Jesu in den Jahrhunderten fortsetzt. Der Heilige Geist, er ist das Wesen und die eigentliche Kraft der Kirche Christi und damit auch der Gläubigen. Wie die Seele im Menschen das ist, was ihn zum Menschen macht, so macht der Heilige Geist die Kirche Christi zu dem, was sie ist und was sie sein soll. Und nur im Heiligen Geist und durch ihn kann das Evangelium in der Kirche gelebt und durch sie verkündet werden.

Allein, die Abwesenheit des Geistes ist das Merkmal unserer Zeit, auch in der Kirche. Vielleicht sagen wir besser, die scheinbare Abwesenheit des Heiligen Geistes, seine Wirkungslosigkeit oder die Zurückweisung, die er durch die Menschen unserer Tage erfährt. Vielfach ist der Zeitgeist an die Stelle des Heiligen Geistes getreten, jener Zeitgeist, der der Subjektivität des je Einzelnen ergeben ist und der die Wahrheit bei der Mehrheit sucht, bei den jeweiligen Moden der Zeit. Dabei spricht man heute viel vom Heiligen Geist und beruft sich gern auf ihn, allzu viel, ist in Wirklichkeit jedoch unendlich weit entfernt von ihm. Beklagenswert ist es, dass sich zuweilen auch Amtsträger der Kirche daran beteiligen. Letzten Endes ist diese Situation bedingt durch das intellektuelle und ethische Chaos, das sich durch unsere Zeit hindurchzieht, in dem die Vernunft und die Moral zugleich auf den Kopf gestellt werden.

Heute geschieht es nicht selten, dass man den Heiligen Geist gegen die Kirche und gegen das Petrusamt in der Kirche ausspielt. Da wird dann freilich der unheilige Geist der

Zeit besonders deutlich erkennbar. Unverkennbar verlässt man da indessen den Boden der Offenbarung Gottes, wie sie uns im Alten und im Neuen Testament geschenkt worden ist, vertauscht man da die Weisheit Gottes mit der Weisheit der Menschen. Nicht zuletzt ist es heute gerade die Vernunft, die uns an das Petrusamt bindet, heute mehr als je zuvor. Das erkennen heute nicht wenige Protestanten, die wirklich gläubig sind.

Bezeichnend für unseren Abschied vom Heiligen Geist ist die Tatsache, dass das Sakrament des Heiligen Geistes, die Firmung, heute weniger noch als eine Randexistenz führt, dass das Sakrament seinen formenden Einfluss verloren hat und nicht mehr geschätzt wird. Ähnlich wie das bei jenem anderen Sakrament des Heiligen Geistes der Fall ist, bei dem Sakrament der Priesterweihe, dessen Wertschätzung täglich geringer wird, selbst bei denen, die es empfangen haben. In gewisser Weise kann man gar sagen: Gerade bei denen, die das Sakrament empfangen haben. Wenn sie es nicht gar noch bewusst desavouieren.

In der Apostelgeschichte wird uns berichtet, wie Paulus in eine Gemeinde kommt, in der man ihm entgegenhält: „Wir wissen gar nicht, dass es einen Heiligen Geist gibt“ (Apg 19, 2). Demgegenüber heißt es von Stephanus, dem ersten Märtyrer der jungen Christengemeinde von Jerusalem, in der Apostelgeschichte: „Er war ein Mann voll des Heiligen Geistes“ (Apg 6, 5). Im Heiligen Geist gab dieser sein irdisches Leben hin für die Wahrheit Gottes.

„Wir wissen gar nicht, dass es einen Heiligen Geist gibt“, das gilt auch für viele Gläubige und Amtsträger in der Gegenwart. Wir müssen dieses „wissen“ recht verstehen, es ist hier nicht im Sinne der Theorie gemeint, als Wissen des Verstandes. Es gibt ein tieferes Wissen, das Wissen des Herzens.

Daraus ergeben sich für uns zwei Fragen: Wer ist der Heilige Geist? Und: Wie können wir seiner Hilfe teilhaftig werden?

Das griechische und auch das lateinische Wort für Geist bedeutet soviel wie Atem, oder Hauch. Der Heilige Geist ist demnach der Atem, der Hauch Gottes. Eine Steigerung von Atem und Hauch ist der Wind, eine weitere Steigerung der Sturmwind, der gemäß dem Bericht der Apostelgeschichte zur ersten Herabkunft des Heiligen Geistes gehört.

Der Atem ist von je her das Zeichen oder das Symbol des Lebens. Wo nicht mehr geatmet wird, da ist der Tod eingetreten. Der Heilige Geist ist von daher das Lebensprinzip in Gott. Andererseits hat der Begriff „Leben“ für uns auch zeichenhaften Charakter, wenn er etwa für Kraft, Freude und Glück steht.

In Gott ist das Lebensprinzip, ist die Freude, das Glück und die Kraft, nicht eine unpersonliche Wirklichkeit, sondern Person, Person, wie wir Menschen Personen sind, aber in einem unendlich höheren Sinn. Daher wird uns, wenn uns der Heilige Geist geschenkt wird, Gottes Lebensprinzip zuteil, werden uns dann seine Kraft, sein Glück und seine Freude mitgeteilt.

Das aber ist das eigentliche Wesen der Erlösung, der tiefste Inhalt der frohen Botschaft des Evangeliums: In der Erlösung wird Gottes Kraft, werden sein Leben, sein Glück und seine Freude unsere Kraft. Durch sie, die Erlösung, sind wir in das göttliche Leben hineingezogen worden, sollen wir in das göttliche Leben hineingezogen werden. Da wird das übernatürliche Sein immer wieder für uns zum Imperativ des Werdens.

In der Heiligen Schrift wird der Heilige Geist der Tröster genannt, der uns das Leid und die Verlassenheit des Lebens erleichtert, der Beistand oder Anwalt beim Vater, der für uns eintritt, der Vater der Armen, der uns reich macht an himmlischen Gütern, der Finger Gottes, der uns den Weg durch die Wirrnisse der Zeit zeigt, der Arzt, der die Wunden unseres Leibes und unserer Seele heilt, oder die Liebe, die allen Hass und alle Entfremdung überwindet. Ohne den Heiligen Geist breiten sich Glaubenslosigkeit, Blindheit, Kälte, Trostlosigkeit, Friedlosigkeit, Lüge, Hass, Unreinheit und Egozentrik aus. Das erfahren wir schmerzlich in unserer heutigen Welt, wenn wir nicht die Augen davor verschließen.

Kurz: Wo der Geist Gottes nicht wirkt, da breitet sich das Chaos aus, und wo immer sich das Chaos ausbreitet, da ist der subjektive Geist des Menschen an die Stelle des Heiligen Geistes getreten, der subjektive Geist des Menschen, der sich im Tiefsten als Ungeist erweist, sofern er im Grunde alles auf den Kopf stellt und von daher ein gleichsam atomares Zerstörungspotential in sich birgt. Der menschliche Geist richtet sich zugrunde, wo er den Heiligen Geist verdrängt und ihn durch seinen eigenen Geist ersetzt. Der Mensch, der seine Freiheit und Autonomie gegen Gott verteidigt, verliert

sie in verhängnisvoller Weise. Das gilt heute mehr denn je.

Diese Wirklichkeit begegnet uns vordergründig in der Tatsache, dass der Selbstbezug der Menschen, ihre Konzentration auf das jeweils eigene Glück, auf die eigenen Wünsche und Bedürfnisse immer groteskere Formen annimmt. Für andere da zu sein, wird immer mehr als Dummheit bezeichnet, erst recht natürlich ein Leben für Gott.

Da stellt sich nun die Frage: Wie können wir des Heiligen Geistes teilhaftig werden? Hier geht es um den Glauben, der zum einen ein Geschenk des Heiligen Geistes ist, zum anderen aber aus unserem demütigen Bemühen um die Wahrheit hervorgeht. Wir müssen uns um des Glaubens willen dem Geist Gottes öffnen, weil Gott nicht auf unser Mittun verzichten will.

Offen sein nach oben hin, das setzt einfach die Bekehrung voraus, die in der Treue gegenüber Gott ihren Ausdruck findet, in der gewissenhaften Erfüllung der Gebote Gottes und in dem tatkräftigen Einsatz für Gott durch Wort und Tat.

Die erste Äußerung unseres demütigen Glaubens und unserer Offenheit für Gott ist das Gebet. All unser Bemühen nützt nichts, wenn es nicht vom Gebet begleitet wird. Um den Heiligen Geist müssen wir täglich beten, am Beginn des Tagewerkes, und immer wieder im Stoßgebet bei den Forderungen, die der Beruf und die menschlichen Verhältnisse je neu an uns richten. Das Gebet macht uns demütig, und es lehrt uns, den Heiligen Geist vom Zeitgeist zu unterscheiden. Jeder lebendige Katholik, der aus dem Glauben lebt, sollte das „Veni creator“, den Hymnus „Komm Schöpfer Geist, kehre bei uns ein“, auswendig kennen und täglich beten.

In der Prophetie des Neuen Testaments heißt es: Reißende Wölfe werden die Herde Christi verwüsten, Wölfe im Schafspelz (Apg 20, 29; Mt 7, 15). Heute geschieht das von draußen und von drinnen. Wie sollten wir das erkennen und wie sollten wir da widerstehen können, wenn nicht in der Kraft des täglichen Gebetes „Komm Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen“?

Pfingstmontag

„Die Hand Gottes ist nicht kürzer geworden“

Man hat gesagt, der Heilige Geist sei der große Unbekannte, er sei ein Wort, das man ausspreche, nicht eine Person, die man anspreche, er sei nicht ein Jemand, mit dem man spreche und lebe. Das trifft sicher zu für das Leben vieler Christen. So sollte es jedoch nicht sein. Der Heilige Geist will ein Jemand sein für uns, ein Jemand, mit dem wir sprechen und leben. So war es bei Jesus und in der Urgemeinde von Jerusalem. Jesus lebte in seinem öffentlichen Wirken ganz aus dem Heiligen Geist und immerfort war er im Gespräch mit ihm. Dieses Faktum hat der Apostel Petrus im Auge, wenn er nach der Taufe des heidnischen Kornelius in der Apostelgeschichte erklärt: „Gott hatte ihn mit dem Heiligen Geist gesalbt und mit Kraft. Deshalb zog er Wohltaten spendend durch das Land und heilte alle, die von bösen Geistern geplagt wurden“ (Apg 10, 38).

In der Unterweisung seiner Jünger hatte Jesus sehr oft vom Heiligen Geist gesprochen und vor allem hatte er ihnen angekündigt, dass er auf sie alle herabkommen werde. Mit vielen Worten hatte er ihnen das geheimnisvolle Wirken dieses Geistes erläutert und nahe gebracht, wenn er ihn als Helfer, Beistand, Tröster und Wegführer bezeichnet hatte, als Licht, Kraft und Feuer. Für die frommen Juden war das nicht neu. Wenn sie aus ihrer Überlieferung lebten, wussten sie, dass die messianische Zeit in besonderer Weise die Zeit des Heiligen Geistes sein werde. Bei dem Propheten Joel konnten sie es nachlesen, dass Gott, wenn die Zeit des Messias gekommen sein werde, seinen Geist ausgießen werde über alle (Joel 3, 1 - 5). Am fünfzigsten Tag nach seiner Auferstehung hat der Auferstandene diese Verheißung erfüllt.

Im Heiligen Geist erkannten die Jünger und die ersten Christen dann die Zusammenhänge all der vielen Dinge, die Jesus getan, und der vielen Worte, die er gesprochen hatte, und in ihm fanden sie die Kraft, tapfer dafür einzutreten. Der Geist Gottes sollte ihre Kraft sein in ihren Misserfolgen und in ihren Prüfungen. Vor allem war er ihnen im Hinblick auf ihre Aussendung geschenkt, im Hinblick auf die Verkündigung des Evangeliums bei allen Völkern.

An der Tatsache, dass am Anfang des Weges der Kirche zu den Völkern die Herabkunft des Heiligen Geistes steht, erkennen wir, dass die Kirche ein Geschöpf des Heiligen

Geistes ist, dass sie nicht das Werk einer Handvoll ungebildeter Männer aus Galiläa ist - dann hätte sie kaum Bestand gehabt über zwei Jahrtausende hin -, dass sie also nicht das Werk von Menschen, sondern das Werk Gottes ist.

Der Geist Gottes hat, wie es seinem Wesen entspricht, eine geordnete Kirche geschaffen und einen lebendigen Organismus. Dem Heiligen Geist entspricht die Ordnung, seinem Widersacher, dem unheiligen Geist, das Chaos.

Im Geist Gottes erkannten und verkündeten die Jünger Jesu den Glauben an die Erlösung, den Glauben an die Auferstehung und die Wiederkunft Christi, in Sicherheit, Kühnheit und Standhaftigkeit. Die Apostelgeschichte ist ein einziges Zeugnis vom Wirken des Gottesgeistes. Es gibt in ihr kaum eine Seite, auf der er nicht erwähnt wird. Der Heilige Geist leitet und beseelt die junge Kirche, und er begeistert die ersten Christen für ihre Berufung, Zeugen Gott zu sein..

In dem griechischen Wort für Begeisterung „enthousiasmós“ lebt noch eine Ahnung von dem, was mit dem Begriff der Begeisterung im Tiefsten gemeint ist. Wir haben das Wort auch als Fremdwort: Enthusiasmus. Darin steckt das Wort „Gott“. Wörtlich übersetzt ist der Enthusiasmus das Erfülltsein von Gott. Unser Wort „Begeisterung“ meint ursprünglich das Gleiche, nämlich erfüllt sein vom Geist, eben vom Geist Gottes.

Die Herabkunft des Heiligen Geistes ist nicht nur eine Erinnerung an ein goldenes Zeitalter der Kirche, das in der Geschichte versunken ist. „Die Hand Gottes wirkt weiter“ - non est abbreviata manus Domini“, heißt es bei dem Propheten Jesaja (Jes 59, 1), und im Buch der Weisheit heißt es: „Der Geist des Herrn erfüllt das All“ (Weish 1, 7). Das gilt nicht nur für die Vergangenheit, das gilt auch für die Gegenwart. Gott hat heute nicht weniger Macht als früher. Er wirkt in der Kirche, auch heute, damit sie das Zeichen Gottes in unserer Welt sein kann, damit sie allen Menschen Gottes Liebe und Güte verkünden kann. Auch heute gibt es hohe Ideale in der Kirche, wenn auch neben viel Gemeinheit, gibt es in ihr bewundernswerten Heroismus, wenn auch neben viel Feigheit, gibt es in ihr kraftvolle Sehnsucht, wenn auch neben großer Enttäuschung, gibt es in ihr beinahe unerwartete Glaubensfreudigkeit, wenn auch neben viel Glaubenslosigkeit, und gibt es in ihr große Bereitschaft zum Martyrium für die Wahrheit Gottes, wenn auch neben viel Lüge und Heuchelei.

Wenn uns die Kirche heute oftmals entgeistert oder geistlos erscheint, langweilig und grau, wenn sie uns manchmal gar eher von der Macht vieler unheiliger Geister beherrscht erscheint als von dem Geist Gottes, dem Heiligen Geist, so liegt das auch an uns, so sind wir alle nicht unschuldig daran. Denn immer wirkt Gott in dieser Welt sein Heil durch die Menschen, also auch durch uns. Stets ist es daher unsere Aufgabe, unsere hohe Berufung, Werkzeuge des Gottesgeistes zu sein und zu werden und in allem Gott die Ehre zu geben.

Was das Wirken des Heiligen Geistes durch uns vereitelt, das ist unsere Begierde, unsere Bequemlichkeit, unser Hochmut. Wenn das Streben nach Höherem heute vielfach als Krankheit bezeichnet wird, erkennen wir darin die Verwirrung unserer Zeit, die von der Tendenz beseelt ist, das Kranke als gesund und das Falsche als wahr zu bezeichnen.

Es gilt, dass wir fügsam und empfänglich werden für das Wirken des Heiligen Geistes, dass wir uns leiten lassen von ihm und dass wir Umgang pflegen mit ihm in einem lebendigen Gebetsleben. Als Gebet zum Heiligen Geist eignet sich besonders der altehrwürdige Hymnus „Komm Schöpfer Geist, kehre bei uns ein“, „Veni creator Spiritus“. Er stammt aus dem 9. Jahrhundert und hat den frommen und geistvollen Mönch Rhabanus Maurus zum Urheber. Täglich sollten wir ihn beten, diesen Hymnus, vielleicht mit ihm gar unser Morgengebet beginnen.

Werkzeuge des Heiligen Geistes können wir endlich nur dann sein, wenn wir das Kreuz lieben. Denn Pfingsten ist die Frucht des Kreuzes. Das Kreuz und der Tod des Erlösers gehen dem Pfingstgeheimnis voraus.

Liebe zum Kreuz bedeutet Selbstverleugnung, Loslösung von allem Egoismus und von aller menschlichen Sicherheit, sie bedeutet Ganzhingabe an den Erlöser. Möglich ist sie nur im Heiligen Geist vor dem Hintergrund eines lebendigen Glaubens an die Verheißungen Christi.

Unsere Fügsamkeit für das Wirken des Heiligen Geistes, unser Gebet zum Heiligen Geist und unsere Kreuzesliebe im Heiligen Geist sind die Bedingungen für ein neues Pfingsten, zunächst in unserem persönlichen Leben, dann aber auch in der Kirche und in

der Welt. Die Kirche und die Welt müssen neu werden im Heiligen Geist, das aber beginnt bei einem jeden von uns. Dabei müssen wir wissen, dass alles Große aus kleinen Anfängen erwächst. Das gilt besonders für die Geschichte des Heiles.

Die Kirche wurde grundgelegt durch den Heiligen Geist, den Geist Gottes. Was einmal war, das muss weiterwirken, immer muss die Kirche aus dem Geist ihres Fundamentes heraus und in diesem Geist leben, bis zum Jüngsten Tag. Der ewige Gott hat heute nicht weniger Macht als früher. Dass sie sichtbar wird in der Welt, diese seine Macht, daran dürfen und müssen wir mitwirken. Gott respektiert unsere Freiheit, er selber hat sie uns gegeben. Es gilt von daher, dass wir uns bemühen, immer mehr Werkzeuge des Heiligen Geistes zu werden. Unsere Fügsamkeit für das Wirken des Heiligen Geistes, unser Gebet zum Heiligen Geist und unsere Kreuzesliebe im Heiligen Geist sind die Bedingungen für ein neues Pfingsten in unserem persönlichen Leben und im Leben der Kirche und von daher in unserer Welt.

Dreifaltigkeitssonntag

„Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“

Dreimal dürfen wir Gott anrufen, weil er in drei Personen existiert. Wir verehren den einen Gott, treten aber im Gebet in Verbindung mit dem Vater oder mit dem Sohn oder mit dem Heiligen Geist. Der dreifaltige Gott ist nicht eine Projektion unserer Hoffnungen und Sehnsüchte, nicht eine Konstruktion des menschlichen Geistes, er selber hat sich uns als der Dreieinige geoffenbart. Das Geheimnis des dreifaltigen Gottes, das erste und tiefste Glaubensgeheimnis der Kirche, ist der Gegenstand des heutigen Festes. Im Blick darauf fragen wir: Was bedeutet dieses Geheimnis in sich? Und was bedeutet es für uns?

Ursprünglich, seit dem Urfall der Menschen, herrschte überall, bei allen Völkern, der Polytheismus, der Vielgötterglaube. Anders war das jedoch schon bald bei den umherziehenden Nomaden im Zweistromland, in Mesopotamien, in jenem Land, aus dem Abraham, der Stammvater des auserwählten Volkes, hervorging. Dort, im Zweistrom-

land, kannte und verehrte man schon früh in den verschiedenen Sippen und Stämmen den Gott der Väter. Dieser offenbarte sich dann in geschichtlicher Stunde dem Patriarchen Abraham und dem Volk Israel als der eine Gott des Himmels und der Erde. Das geschah in immer neuen Begegnungen. Davon zeugt das Alte Testament in seiner Ganzheit. Dabei deutet es mehr und mehr an, dass das Geheimnis dieses Gottes sich nicht in seiner Einzigkeit erschöpft, dass es viel größer noch ist, unendlich größer. Wir erfahren davon in wachsendem Maß im Alten Testament und später auch noch im Neuen Testament.

Schon im 1. Buch der 45 Bücher des Alten Testaments lesen wir, dass am Anfang der Geist Gottes über den Wassern schwebte (Gen 1, 3), der Geist Gottes, nicht einfach Gott. Wiederholt ist dann von diesem Gottesgeist die Rede, wenn er in den verschiedenen Büchern als die schöpferische Kraft Gottes beschrieben wird, wenn von ihm gesagt wird, dass er das Leben hervorbringt und es erhält und dass er in der Geschichte der Menschen machtvoll waltet und wirkt und wenn schließlich von ihm gesagt wird, dass er die Propheten leitet und lenkt und dass er die Herzen der Menschen verwandelt.

„Ruach“ wird dieser Gottesgeist im Hebräischen genannt, im Griechischen „pneuma“, im Lateinischen „spiritus“. Damit wird der Heilige Geist als der Atem oder als der Hauch Gottes bezeichnet. Wenn da von dem „Atem“, dem „Hauch“, Gottes die Rede ist, muss das bildhaft verstanden werden, denn Gott hat ja keinen Leib. Das wusste man von Anfang an in der Welt des Alten Testaments. Von Anfang an wusste man, dass Gott ganz anders ist als der Mensch, dass er ganz anders ist als alles, was unser menschliches Leben bestimmt. Indessen deutet sich in dem, was das Alte Testament „ruach“, „pneuma“ und „spiritus“ nennt, schon wie aus der Ferne an, dass der Geist Gottes als Person zu denken ist, als Person, die nicht identisch ist mit Gott und doch nicht dessen Einzigkeit in Frage stellt.

Das Alte Testament verweist uns in Spuren jedoch nicht nur auf den Heiligen Geist, die dritte göttliche Person, es gibt im Alten Testament auch bereits Hinweise auf den Sohn Gottes, die zweite göttliche Person, wenn dort der Messias an vielen Stellen als die ungeschaffene Weisheit Gottes verstanden wird, die von Ewigkeit her ist und die auch, ähnlich wie der Geist Gottes, irgendwie personal zu denken ist und neben Gott steht, ohne dass dadurch in irgendeiner Weise die Wirklichkeit des einen Gottes in Frage gestellt wird.

Die Andeutungen des Alten Testamentes verdichten sich im Neuen Testament. In ihm erscheinen sie in einem helleren Licht, wenn Jesus etwa wiederholt vom Heiligen Geist wie von einer Person spricht oder wenn er sein eigenes Gottsein andeutet und sich neben Gott stellt und Gott in ganz spezifischer Weise als seinen Vater bezeichnet und wenn er schließlich den Jüngern den Auftrag erteilt, die Menschen nicht im Namen des einen Gottes, sondern im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes zu taufen, damit sie das ewige Heil finden.

Nach und nach entfaltet sich das Geheimnis des dreieinigen Gottes in der Offenbarung des Alten und des Neuen Testamentes, wie vieles darin sich allmählich entfaltet. Deutlicher geschieht das im Neuen Testament als im Alten. Immer eindeutiger erfahren wir so im Neuen Testament, dass der Erlöser Gott ist wie der Vater und dass auch der Heilige Geist Gott ist, dass es aber dennoch nicht drei Götter gibt, sondern nur den einen Gott, der sich am Anfang dem Abraham als der Gott der Väter offenbart hat.

Große Gelehrte und Konzilien haben über dieses Geheimnis nachgedacht, sie haben darüber nachgedacht und dabei immer neue Gleichnisse und Bilder für das Unbegreifliche gefunden. Eines dieser Bilder hat Geschichte gemacht, es ist das Auge, das von einem gleichseitigen Dreieck umschlossen ist. Das Auge ist in besonderer Weise ein Bild des Geistes. Mehr als in allen anderen Organen des Menschen begegnet uns in ihm, im Auge des Menschen, das innerste Geheimnis unseres Menschseins, das, was wir die Geistseele nennen.

Denken wir tiefer nach über das Geheimnis des dreifaltigen Gottes, öffnen sich uns unvorstellbare geistige Räume. Dann erkennen wir in den Tiefen der göttlichen Wirklichkeit ein Leben von ungeahnter Weite, von Unermesslichkeit und Kraft. Dann kommt es uns zum Bewusstsein, dass Gott nicht eine abstrakte Größe ist und nicht ein einsames Wesen, dass vielmehr Gemeinschaft ist in ihm, dass er aber dennoch der eine Gott ist, dass in ihm das Erkennen und Lieben personale Gestalt annehmen, dass er aber dennoch ein einziges Wesen ist.

Ist uns auch die göttliche Wirklichkeit in ihrer Tiefe verschlossen, so können wir doch einiges von ihr begreifen. Nicht alles ist hier unzugänglich für unser Erkennen, wie man

heute gern behauptet. Deshalb dürfen, ja, müssen wir von der göttlichen Wirklichkeit sprechen. Das ist möglich auf dem Hintergrund der Analogie des Seins, im Vergleich der Schöpfung mit dem Schöpfer.

Wenn wir das Geheimnis Gottes in seiner Tiefe nicht begreifen, dürfen wir uns darüber nicht wundern, denn wir wissen ja nicht einmal, was und wer der Mensch ist, wie wollen wir dann wissen, was und wer Gott ist?

Heute erkennen wir mehr denn je die Abgründe schon der natürlichen Wirklichkeiten, die uns umgeben. Darüber belehren uns vor allem auch die wachsenden Erkenntnisse in der Mikrophysik und der Mikrobiologie. Je mehr wir da jedoch erkennen, umso mehr erkennen wir die Begrenztheit unseres Erkennens. Schon in diesem natürlichen Bereich tun sich Abgründe auf für uns, von denen wir mit Gewissheit sagen können, dass wir sie nie werden ausloten können. Wir kennen die Wirkungen der geschaffenen Wirklichkeiten im Bereich der Natur und können umgehen mit ihnen und mit ihren Ursachen, aber ihr Wesen und das Wesen ihrer Ursachen und das Wie ihrer Wirkungen, das alles bleibt uns verborgen. Wenn uns aber schon die natürlichen Geheimnisse so unerreichbar sind, um wie viel mehr muss es dann der sein, der das alles gemacht hat.

Aber wichtiger als das Verstehen des dreifaltigen Gottes ist das demütige Bekenntnis zu ihm, das Vertrauen zu ihm, der schweigende Dienst vor ihm, das Leben in der Gemeinschaft mit ihm und die Hoffnung auf die größere Offenbarung seines Wesens, die er uns verheißen hat. Wichtiger als das Geheimnis des dreifaltigen Gottes in sich ist die Bedeutung dieses Geheimnisses für uns, wieweil wir die Frage nach dem Geheimnis in sich nicht übergehen oder gar herunterspielen dürfen, denn wozu hätte Gott uns sonst den Verstand gegeben.

Die Bedeutung des Geheimnisses des dreifaltigen Gottes für uns aber, sie besteht vor allem darin, dass wir den dreifaltigen Gott als den unbegreiflichen Gott anbeten, dass wir uns von seinem Geheimnis umfassen lassen und dass wir ein Leben führen in der Gemeinschaft mit ihm, dem dreifaltigen Gott, dessen lebendige Tempel wir sein sollen. Das ist das tiefste Geheimnis unserer christlichen Existenz: Wenn wir in der Gnade sind, wenn wir ohne schwere Schuld sind, dann lebt in uns der dreifaltige Gott. Dann brauchen wir nicht einmal mehr den Tod zu fürchten.

Wir werden dann die Welt mit den Augen Gottes betrachten und in unserem Urteilen und in unserem Handeln von dem geheimnishaften Gott her unsere Maßstäbe beziehen. Dann tun wir das, was viele in unserer Welt nicht mehr tun, die damit freilich nicht nur ihr zeitliches, sondern auch ihr ewiges Leben aufs Spiel setzen. Wenn wir so die Welt mit den Augen Gottes betrachten, werden wir uns immer wieder die Frage stellen: Was bringt mir dieses oder jenes für die Ewigkeit? Oder: Welche Folgen hat dieses oder jenes Tun für meine Ewigkeit?

Damit wir das Leben in der Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott nicht vergessen, deshalb ist es zuhächst angebracht, dass wir immerfort unser Tagewerk im Namen des dreifaltigen Gottes beginnen und es auch in seinem Namen beschließen, aber nicht nur das Tagewerk, darüber hinaus alle wichtigen Unternehmungen und endlich auch unser Leben als solches. Wenn wir sodann dieses Bekenntnis noch mit dem Kreuzzeichen verbinden, beziehen wir auch jenes Geheimnis mit ein, durch das wir einst in die Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott hineingeführt wurden, das Geheimnis unserer Erlösung. - Der dreifaltige Gott trägt uns, wenn wir uns ihm anvertrauen und mit ihm verbunden sind. Kann es größere Sicherheit geben in unserem so ungesicherten Leben?

Fronleichnam

„Ave verum corpus, natum ex Maria virgine“

Der heutige Festtag hat eine längere Geschichte, vor nahezu 800 Jahren wurde er eingeführt in der Kirche. Angeregt wurde er durch eine flämische Nonne, Juliane von Lüttich, eine mystisch begnadete Ordensfrau, die beispielhaft gewesen ist in ihrer Frömmigkeit. Eigentlich ergibt sich das Fest indessen folgerichtig aus der zentralen Stellung des eucharistischen Sakramentes in der Kirche, denn die Feier der Eucharistie ist die Mitte des Glaubens und des Gottesdienstes der Kirche. Daher ist es verständlich, dass die Anregung der Augustiner-Chorfrau von Lüttich damals freudig aufgegriffen wurde, zunächst durch den Bischof von Lüttich und bald auch durch den Bischof von Rom.

In der Feier der Eucharistie begehen wir ein Gedächtnis, die dankbare Erinnerung an

das Opfer, das Christus, unser Erlöser, am Kreuz für uns dargebracht hat, und zugleich die Gegenwärtigsetzung dieses Opfers, seine sakramentale „repraesentatio“. Das ist mehr als die Feier des Abendmahls, wie sie uns in immer neuen Varianten in den reformatorischen Gemeinschaften begegnet. Die kultische Feier des Kreuzestodes des Erlösers und seiner Auferstehung, die Mitte unseres Glaubens und unseres Betens, ist zugleich eine „Memoria“, so sagt man es in der Sprache der Kirche, und ein wahres Opfer.

Fronleichnam heißt dieser Festtag. Das ist ein Wort, das der Erklärung bedarf, denn der Terminus „Fron“ ist selten geworden in unserer Sprache, und der Terminus „Leichnam“, ihn verwenden wir heute anders, als er hier verwendet wird. Der Fron ist der Herr, ihm dienen die Knechte. Das Wort „Fron“ hat seine Heimat im Mittelhochdeutschen, der deutschen Sprache des Mittelalters.

Nachdem der Auferstandene in den Himmel aufgefahren war, nannte man ihn in der Urgemeinde mit besonderer Vorliebe den Herrn. Man benutzte dabei das griechische Wort für Herr, Kyrios. „Jesus Christus ist der Herr“, das war ein Bekenntnis, ein Glaubensbekenntnis, eine Kurzform des christlichen Glaubens in der Urgemeinde (vgl. Phil 2, 11). Noch heute sprechen wir von unserem Herrn Jesus Christus. Dabei müssen wir wissen, dass man Jahrhunderte lang in Israel Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, als den Herrn bezeichnet und ihn als solchen angeredet hatte. Im Hebräischen nannte man ihn dann „Adonai“, im Griechischen „Kyrios“.

So lag es nahe, dass man nun den, der sich als der wesensgleiche Sohn des Vaters geoffenbart hatte in seinen Erdentagen, der Gott war, wie der Vater Gott war und auch der Heilige Geist, dass man ihn nun auch den Herrn nannte, dass man ihm also den gleichen Namen gab, den man dem Gott des Alten Testaments gegeben hatte. Er war der Kyrios, der höchste Fron, der Herrscher über den Himmel und über die Erde. Und im eucharistischen Sakrament war er gegenwärtig als der Fronleichnam.

Als Leichnam bezeichnete man ursprünglich nicht nur einen toten Leib. Ursprünglich war die Bedeutung des Wortes „Leichnam“ neutral, bezeichnete man mit diesem Wort den toten Leib wie auch den lebendigen. Den Fronleichnam verstand man somit als den lebendigen Leib des Kyrios, des auferstandenen Herrn, des verklärten Christus, der uns in sakramentaler Weise immer neu geschenkt wird in der eucharistischen Feier, der in

dieser Feier immer wieder die Erlösung gegenwärtig setzt in der Kirche und darin die Gnaden der Erlösung der Welt vermittelt.

Es ist also der lebendige Leib des Herrn, wie er uns gegeben ist in den Gestalten von Brot und Wein, den wir heute verehren. Aber nicht nur heute sollen wir ihn verehren, sondern immerfort, immerfort sollen wir ihn verehren und anbeten.

Juliane von Lüttich hat das Fronleichnamfest angeregt und Thomas von Aquin hat die liturgischen Texte geschaffen für dieses Fest. Schon wenige Jahrzehnte nach der Einführung des Festes entstand der Brauch, den Fronleichnam, den Herrenleib, in feierlicher Prozession in der Monstranz, in einem goldenen Zeigegefäß, durch die Städte und durch die Fluren und Felder zu tragen, um ihn zu ehren, um ihn zu verehren und in Dankbarkeit anzubeten. Das war in der geschlossenen Welt des gläubigen Mittelalters problemlos, bis weit in die Neuzeit hinein, heute ist es problematisch geworden in einer völlig säkularisierten, in einer ganz und gar verweltlichten Welt. Es ist nämlich verhängnisvoll für das Heilige, wenn es nicht mehr die profane Welt zu heiligen imstande ist, dann profaniert die verweltlichte Welt das Heilige. Auch hier gilt, hier ganz besonders, dass wir das Heilige in zerbrechlichen Gefäßen tragen, wie es im 2. Korintherbrief (2 Kor 4,7) heißt. Umso notwendiger ist es, dass wir, wenn wir heute an der Prozession teilnehmen, das mit großer Ehrfurcht tun und so gewissermaßen einen Wall ziehen um das Allerheiligste. Es geht hier um das höchste Gut. Faktisch sind wir auf dem besten Weg, das höchste Gut als solches zu verlieren. Allgemein gilt, dass die Profanierung des Heiligen heute weit fortgeschritten ist.

Die höchste Ehrfurcht gegenüber dem Allerheiligsten ist ein Gebot der Stunde, die Ehrfurcht gegenüber dem höchsten Gut, nicht nur am heutigen Festtag und bei der feierlichen Prozession des heutigen Tages, sondern immerfort. Sie ist das entscheidende Gebot für all unsere eucharistischen Feiern und auch für die Prozession des heutigen Tages. Lieber sollten wir sie gar nicht begehen, die Feier der Eucharistie oder die eucharistische Prozession, und lieber sollten wir nicht daran teilnehmen, als uns dabei durch Ehrfurchtslosigkeit zu versündigen und uns an der Profanierung des Allerheiligsten zu beteiligen.

Heute müssen wir nüchtern bekennen, dass die Feier der heiligen Messe in vielen Fällen

nicht mehr in ehrfürchtigem Glauben begangen wird, dass unsere Eucharistiefiern nicht selten - Gott sei es geklagt - ein lebendiges Zeugnis für den Verlust unseres eucharistischen Glaubens sind.

Die Ehrfurchtslosigkeit zerstört den Glauben, und sie findet ihre Nahrung immer wieder in dem schwindenden oder schon geschwundenen Glauben.

Erfurcht ist liebende Scheu und scheue Liebe, sie ist die Weise, wie wir Menschen einem Geheimnis begegnen, einer Wirklichkeit, die wir nicht verstehen, die wir aber glauben und die von großer Bedeutung ist für unser Leben. Sie ist die Weise, wie wir Gott und dem Heiligen begegnen.

Vor einigen Jahren trug man den Fronleichnam, den Herrenleib, in eine Versammlung hinein, in der die meisten absolut nichts damit anzufangen wussten, man trug ihn an Würstchenbuden und Straßencafés vorbei zu einer Kundgebung, bei der die Mehrzahl derer, die da zugegen waren, nicht verstanden, was das Ganze sollte. Der Prozession voraus liefen damals noch einige Repräsentanten des evangelischen Glaubens. Einer von ihnen trug einen leeren Kelch, wohl zur Erinnerung an den Ursprung des eucharistischen Geheimnisses, das man in der Reformation preisgegeben hatte.

Die Ehrfurcht, das ist das Thema des heutigen Tages. Sie sollte immer neu das existentielle Thema unseres Lebens werden, vor allem, wo immer wir die heilige Eucharistie mitfeiern und den Tod und die Auferstehung des Herrn präsent machen durch das Priestertum der Kirche oder das eucharistische Geheimnis festlich begehen.

In diesem Sinne versteht sich auch das eucharistische Fasten, die eucharistische Nüchternheit, die früher geboten war von Mitternacht an, heute aber auf eine Stunde reduziert ist. Es gilt hier indessen: Wir müssen nicht alles tun, was wir dürfen. Wer es kann, sollte das eucharistische Fasten ausdehnen über die eine Stunde hinaus.

Die Ehrfurcht findet auch darin ihren Ausdruck, dass wir die Eucharistie als ein Sakrament der Lebenden feiern, das heißt, dass der Gnadenstand als Disposition eine notwendige Voraussetzung ist für den Empfang des Sakramentes.

Darüber hinaus sollte das Sakrament immer in einem weiteren Zusammenhang stehen mit dem Bußsakrament. Wer nicht mehr beichtet, sollte auch auf das eucharistische Sakrament verzichten, selbst wenn er meint, er sei im Stande der Gnade.

Ein weiteres Zeichen der Ehrfurcht ist das Gebet zum eucharistischen Herrn, zum heiligen Fronleichnam, und in Verbindung damit die Kniebeuge und die tiefe Verneigung.

Von erhöhter Aktualität ist in unserer Zeit, in der der Glaube an das Geheimnis des heiligen Fronleichnams so schwach geworden ist, die Anbetung vor dem ausgesetzten Allerheiligsten, der häufige Besuch des eucharistischen Herrn im Tabernakel und das ehrfürchtige Schweigen im Gotteshaus der Kirche.

Dem eucharistischen Geheimnis können wir nur angemessen begegnen in der Haltung der Ehrfurcht. Diese aber gilt es zu üben in einem bewussten und lebendigen Glauben an das Geheimnis des heiligen Fronleichnams und in der demütigen und dankbaren Verehrung dieses Geheimnisses. Nur wenn das geschieht, kann das Sakrament fruchtbar werden in unserem Leben.

10. Sonntag im Jahreskreis

„Das Evangelium, das ich euch verkünde, ist nicht von Menschen erfunden worden“

In der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags steht ein wichtiger Satz, den man leicht überhört, der in der Gegenwart jedoch von besonderer Bedeutung ist. Er lautet: „Das Evangelium, das ich verkünde, ist nicht von Menschen erfunden“.

Der christliche Glaube, wie ihn die Kirche verkündet, beruht auf der Offenbarung Gottes, die bereits im Alten Testament an die Menschheit ergangen ist und dann in Jesus Christus ihre Krönung und Vollendung gefunden hat. Während Gott zuvor sein Wort durch Propheten vermittelt hatte, hat er das zuletzt durch seinen Sohn getan. Was im Alten und im Neuen Testament aufgeschrieben ist, das haben sich nicht Menschen ausgedacht, das ist vielmehr Gottes Botschaft an die Welt, eine Botschaft, die Gott allerdings durch Menschen hat ergehen lassen. Auch die Kirche, die diese Botschaft heute verkündet und zugleich die notwendigen Gnaden austeilte, damit wir, die Menschen, die Bot-

schaft glauben und leben können, sie ist aus der Offenbarung hervorgegangen, sie ist nicht Menschenwerk, sondern Gottes Stiftung in dieser Welt. Das gilt trotz aller Unvollkommenheiten und trotz aller Menschlichkeiten, die das äußere Antlitz der Kirche entstellen. Wir sprechen von der heiligen Kirche, weil die Kirche das Werk Gottes ist, auch die sichtbare Kirche, und weil in ihr die Ewigkeit Gottes unsere Zeitlichkeit berührt. Das muss in unserer säkularisierten Welt mit besonderem Nachdruck gesagt werden. Weil der Glaube nicht von Menschen erdacht und weil die Kirche nicht von Menschen gestiftet und erbaut worden ist, darum reichen zum einen menschliche Worte nicht aus, um diese geheimnisvollen Wirklichkeiten zu beschreiben, darum reicht zum anderen menschliche Kraft nicht aus, um sie zu zerstören. Der Glaube und die Kirche bleiben bis zum Jüngsten Tag. Zerstören können wir den Glauben und die Kirche, ja, aber nur partiell.

Menschliche Gedankenlosigkeit, Gleichgültigkeit und Bosheit können zwar nicht das Ende des Glaubens und der Kirche herbeiführen, aber sie können die Zahl der Gläubigen dezimieren, sie können das Vertrauen vieler zerstören, und in ganzen Ländern können sie gar der Kirche den Untergang bereiten. Die nordafrikanischen Länder und viele Länder im Vorderen Orient, im christlichen Altertum einst blühende christliche Länder, sind erschütternde Zeugnisse dafür. Aber wir brauchen gar nicht so weit zurückgehen in die Geschichte. Allein, Gott bewahrt sein Wort in dieser Welt, und er führt seine Kirche sicher durch die Zeit. Er ist mächtiger als die zerstörerischen Kräfte dieser Welt.

Wir können die Offenbarung Gottes und die Kirche Christi verachten und somit unser Leben und unsere Zukunft zerstören - und wir sind sehr dabei im Augenblick -, nicht aber können wir das Wort Gottes zunichte machen und seine Kirche, die er für alle Zeiten bestimmt hat.

Der Einzelne kann sich von Gott abwenden oder ihn ignorieren. Er kann das Wort Gottes zurückweisen und auch die Kirche - er läuft damit jedoch ins Unglück, und man kann nur hoffen und beten, dass er zur Einsicht kommt und umkehrt -, aber Gott selbst und sein Werk werden davon nicht betroffen. Gott ist nicht abhängig von uns, aber wir sind es von ihm, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht.

Das Christentum, die Offenbarung des Alten und des Neuen Testaments, und die Kir-

che, sie führen uns zu Gott, dem Ursprung und dem Ziel aller Dinge, und sie geben uns Halt im Leben und im Sterben. So muss es jedenfalls sein, wenn es mit rechten Dingen zugeht.

Dass die Offenbarung des Alten und des Neuen Testaments göttlichen Ursprungs ist und dass Christus die Kirche gestiftet hat, das wurde früher nur von den Außenstehenden geleugnet. Innerhalb der Kirche, von denen, die drinnen waren, wurde das als eine selbstverständliche, als eine elementare Gegebenheit anerkannt. Das ist heute anders. Viele gehören heute zur Kirche und betrachten den Glauben als eine Weltanschauung unter vielen und als menschliche Fiktion und die Kirche als einen Verein wie die Gewerkschaft und wie die Parteien. Das heißt: Sie horizontalisieren die Kirche und ihre Botschaft und relativieren sie. Glaube und Kirche sind für sie nicht vorgegeben, sondern von Menschen gemacht und veränderbar und wandelbar. Darum kann sich ihrer Meinung nach auch der Einzelne aus dem Glauben der Kirche das auswählen, was ihm gefällt.

Viele sind heute weit davon entfernt, von der Annahme der ganzen und unverkürzten Botschaft und von dem Leben in und mit der Kirche das ewige Heil abhängig zu wissen, sie sind weit davon entfernt zu erkennen, dass der Himmel, das Ziel unseres Lebensweges und das Gelingen unseres Lebens über den Tod hinaus uns nur dann zuteil werden, wenn wir aus dem Glauben und in der Verbundenheit mit der Kirche leben..

Von unserer Stellung zur Offenbarung und zur Kirche hängt unsere ganze Ewigkeit ab. In der Zurückweisung der Verkündigung der Kirche oder in der Auswahl dessen, was uns davon zusagt oder gefällt, liegt eine Zurückweisung Gottes selber. Diese aber ist schicksalhaft für uns, denn Gott achtet unsere Entscheidungen, und er zwingt niemanden zum Heil.

Weil Glaube und Kirche nicht Menschenwerk sind, deshalb können auch die Bischöfe und Priester nicht Herren des Glaubens sein, darum müssen sie Diener der Wahrheit und der Gnade sein. Ein solches Verständnis ihres Amtes ist für sie eine Frage des ewigen Heiles. Sie dürfen ihr Amt nicht wie ein Geschäft verstehen, das sie auf eigene Rechnung und im eigenen Namen betreiben. Sie sind Verwalter, die einmal Rechenschaft ablegen müssen, deren Treue einmal gewogen wird.

Und wir alle sind aufgerufen, uns unter die Macht des Wortes Gottes zu beugen, wie es uns die Kirche verkündet, die Kirche in der Kontinuität ihrer Geschichte. Nur so finden wir den Weg zu Leben.

Die Demütigen wird Gott erhöhen, die Stolzen aber wird er zurückweisen. Suchen wir unsere Ehre, so werden wir sie verlieren, suchen wir Gottes Ehre, so werden wir von Gott in ganz unerwarteter Weise geehrt, denn „kein Auge hat geschaut“, schreibt der Apostel Paulus, „und kein Ohr hat es gehört, was Gott jenen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor 2, 9).

Der Glaube und die Kirche sind nicht eine Erfindung von Menschen. Gott selber hat sich uns geoffenbart in den Büchern des Alten und des Neuen Testaments, und er hat die Kirche gestiftet, damit sie seine Offenbarung unverfälscht verkünde und die Gnaden der Erlösung unermüdlich austeile und vermittele. Daher ist das Christentum nicht einfach nur eine Weltanschauung und die Kirche nicht irgendein Verein, wie es viele solcher Vereine gibt in der menschlichen Gesellschaft. Durch unser Verhalten zum Christentum und zur Kirche fällen wir heute und morgen selber die Entscheidung über unsere weltjenseitige Zukunft, über unser ewiges Schicksal. Nur wenn wir im Glauben an die Botschaft der Kirche und in der inneren Verbundenheit mit der Kirche leben, können wir von Gott am Ende als treu erfunden werden. Und nur dann können wir zu Gott kommen, wenn wir seine Hand dort ergreifen, wo er sie uns reicht, wenn wir dort auf ihn hören und seinen heiligen Willen erfüllen.

11. Sonntag im Jahreskreis

„Wer ist dieser, dass er gar die Sünden vergibt“

Am vergangenen Freitag haben wir das Herz-Jesu-Fest gefeiert. Die Lesungen des heutigen Sonntags nehmen den Grundgedanken dieses Festes wieder auf, wenn sie von der Barmherzigkeit und von der Liebe Jesu sprechen. Die Barmherzigkeit und Liebe Jesu kann der Mensch nur erfahren, wenn er um seine Sünde weiß, wenn er sie bereut und wenn er umkehrt zu Gott. Die Gestalt der Liebe und Barmherzigkeit Jesu ist in erster

Linie die der Vergebung. Aus ihr, aus der Vergebung aber erwächst für uns immer neu die Freude, jene Freude, die ein Vorgeschmack der Freude der Ewigkeit ist.

Aus der Begegnung Jesu mit der Sünderin, von der das Evangelium des heutigen Sonntags berichtet, leitet man heute vielfach ab, Jesus habe die Sünde nicht besonders tragisch genommen, übersieht dabei jedoch, dass alles, was die Sünderin sagt und tut, ein einziger Ausdruck ihrer Reuegesinnung und ihrer Umkehr ist.

Wir haben heute nichts so sehr vergessen wie jene Wahrheit, dass wir Sünder sind. Wurde früher manchmal zu viel von der Sünde geredet, heute geschieht das zu wenig. Die Erkenntnis, dass die erste Bestimmung unserer Existenz vor Gott die ist, dass wir Sünder sind, ist uns heute schon deshalb oftmals verstellt, weil in unserer Gegenwart der Stolz weithin das Leben der Menschen bestimmt. Allzu vielen ist die Sünde daher als konkrete Wirklichkeit nicht mehr bewusst. Und doch wird heute mehr denn je gesündigt.

Im Mittelalter zählte man sieben Hauptsünden: Als solche bezeichnete man den Hochmut, den Neid, den Zorn, die Unkeuschheit, die Unmäßigkeit, die Trägheit und den Geiz. Man verstand diese Sünden als Wurzelsünden oder als Quellsünden, weil man meinte, dass alle anderen Sünden letztlich aus ihnen hervorgingen.

Diese Hauptsünden sind in besonderer Weise ein Spiegel unserer Zeit, aber auch unseres persönlichen Lebens.

Unser Hochmut zeigt sich darin, dass wir den Kopf so hoch tragen, dass wir selbst Gott übersehen. Der Stolz wird vielfach gar zum Prinzip der Erziehung, jener Erziehung, die man Emanzipation oder Selbstverwirklichung nennt. Er ist die Quelle aller anderen Sünden. Darum steht er an erster Stelle bei den sieben Hauptsünden. Mit dem Hochmut fing das Unheil der Menschheit an, denn er ist der Kern der Ursünde.

Der Neid entzündet sich an den Gaben und am Glück der Mitmenschen. Nicht wenige Lieblosigkeiten gehen aus ihm hervor. Er ist ungeheuer zerstörerisch, der Neid. Vor allem etabliert er sich dort, wo der christliche Glaube nicht mehr wirksam ist.

Der Zorn ist beinahe schon unsere normale Situation geworden, derweil doch die Güte unser Leben bestimmen soll. Der Apostel Paulus ermahnt uns: „Lasst die Sonne nicht untergehen über eurem Zorn“ (Eph 4, 26). In erster Linie ist es der Zorn, der die Menschen auseinanderbringt und sie isoliert.

Die Unkeuschheit ist heute weithin zu einer Weltanschauung geworden und mehr noch als das, sie ist zum Inbegriff unserer Abkehr von Gott geworden. Man hat nicht ganz falsch von einer Diktatur der Unzucht gesprochen in unseren Tagen. In der Tat hat sie etwas Totalitäres an sich. Sie wirkt wie ein Zwang, dem auch der gläubige Christ nur schwerlich widerstehen kann. In der Sünde der Unkeuschheit zeigt sich die Dämonie des Bösen in besonders signifikanter Weise. Viele lassen sie hinein in ihre guten Stuben via Fernsehgerät und passen sich schnell einer moralisch aufgeweichten Welt an. Hier liegen sehr oft die Wurzeln unserer Glaubensschwäche und unseres Unglaubens. Der Geist wird verdunkelt durch das Laster der Unkeuschheit, und seine erste Wirkung ist eine allgemeine Desorientierung. Die Missionare des Fürsten dieser Welt haben schon lange erkannt, dass kein Mittel wirksamer ist für die Zerstörung des Glaubens als die Unkeuschheit.

Die Unmäßigkeit, der überflüssige Luxus, die Konsumhaltung, die Abhängigkeit von Genussmitteln bis hin zu den Drogen, auch das ist charakteristisch für unsere Zeit. Allein, wer sieht darin schon eine Sünde? Tatsächlich ist diese Sünde zugleich gegen Gott und gegen die Menschen gerichtet. Opfer, Verzicht und Entsagung sind Fremdwörter geworden für uns. Wir müssen diese Fremdwörter wieder verstehen lernen durch Erziehung, durch Selbsterziehung und durch Fremderziehung. Dass wir verantwortlich umgehen mit den Dingen, das gebietet nicht nur die Not in der Welt.

Trägheit meint jene Bequemlichkeit, in der wir uns allen Aufgaben, die nicht unumgänglich sind, entziehen, vor allem dem unbequemen und oft folgenreichen Einsatz für das Gute.

Der Geiz meint das ungeordnete Hängen an den irdischen Gütern. Alle Dinge gehören Gott, er ist der eigentliche Eigentümer. Ihm sind wir Rechenschaft darüber schuldig, wie wir mit dem, was wir haben, umgehen. Der Geiz ist die besondere Versuchung für den alternden Menschen. Wer sich allzu sehr an die Erde klammert, verliert am Ende

beides, die Erde und den Himmel.

Wenn wir unsere Sünden bekennen und umkehren, wenn wir uns innerlich abwenden von ihnen, so schenkt uns Christus seine Liebe und darin die Vergebung. Das geschieht vor allem im Bußsakrament, wenngleich wir die Umkehr täglich vollziehen müssen. Immer gilt, dass wir zu Christus nur dann einen Zugang finden, wenn wir im Bekenntnis unserer Sünden ihn um Vergebung bitten.

Mit Recht sagt man, der heutige Mensch hungere nach Liebe, nach dauernder und ungeteilter Liebe. Menschen werden uns immer enttäuschen, zumindest ist ihre Liebe stets begrenzt und bruchstückhaft. Christus ist für unsere Sünden gestorben. Ein sprechendes Zeichen seiner Liebe ist das geöffnete Herz des Gekreuzigten. Wer nicht weiß, was die Sünde ist, der weiß auch nicht, was die Erlösung ist. In der Abkehr von der Sünde erfahren wir es.

Der, der aus der Gottesferne heimkehrt zu Gott und demütig seine Schuld bekennt, erlangt Gottes Liebe. In ihr wird ihm die Vergebung geschenkt. Es gibt keine tiefere und reinere Freude für uns als jene, die aus der Vergebung unserer Sünden durch Gott und aus unserer Versöhnung mit Gott hervorgeht. Wir sind unüberwindlich, wenn wir aus dem Geheimnis der Umkehr zu Gott und aus dem Glauben an die immer neue Vergebung durch Gott im Geheimnis des Kreuzes Christi heraus leben.

12. Sonntag im Jahreskreis

„Der Menschensohn muss vieles erleiden“

Jesus spricht im Evangelium des heutigen Sonntags von seinem Leiden und fordert seine Jünger auf, ihm auf dem Kreuzweg seines Lebens zu folgen. Sie sollen allem entsagen, das Kreuz ihres Alltags auf sich nehmen und es ihm nachtragen. Er verlangt nicht wenig von ihnen, wenn er ihnen dazu noch erklärt, dass sie ihr Leben, wenn sie es retten wollen, verlieren werden, dass sie es aber retten werden, wenn sie bereit sind, es für ihn und seine Kirche und für die Menschen zu verlieren. In der Hingabe sollen sie das Heil finden, nicht in der Selbstverwirklichung. Die Selbstverwirklichung ist das Ideal jener

neuen und zugleich alten Gnosis, die sich als das „Neue Zeitalter“ versteht. Auch im Hinblick auf das Ideal der Hingabe steht die authentische Botschaft Christi quer zum modernen Zeitgeist. Davon wissen allerdings unsere seelenlosen „Pastoralstrategen“ leider allzu wenig.

Das irdische Leben des menschengewordenen Gottessohnes stand ganz im Zeichen des Leidens, nicht nur an seinem Ende, sondern auch an seinem Anfang, ja, in seinem ganzen Verlauf. Das Leiden des menschengewordenen Gottessohnes bestand in vielen Entbehrungen, schon am Anfang seines irdischen Lebens. Das setzte sich fort in seinem späteren Leben. Da bestand sein Leiden wesentlich in seiner Heimatlosigkeit - er hatte keinen Ort, wohin er sein Haupt legen konnte - und in dem Hass, den ihm seine Gegner entgegenbrachten. Große körperliche Schmerzen hatte er sodann vor allem am Ende seines Lebens. Quälender aber als alles andere war für ihn der Hass, den ihm seine Gegner entgegenbrachten in den wenigen Jahren seines öffentlichen Wirkens. Dabei steigerte sich dieser zusehends. Immer größer wurde die Ablehnung, die er mit seiner Botschaft erfuhr, die er eine frohe nannte, die seine Gegner jedoch als Gotteslästerung und als Anmaßung verstanden. So sagten sie es jedenfalls.

Faktisch verstecken die Menschen ihre Bosheiten seit eh und je, und seit eh und je bezeichnen sie ihre Untugenden als Tugenden. Dabei gibt es keine einzige Bosheit, die sich nicht mit der Lüge verbindet, wenn sie nicht gar letztlich in ihr ihren Ursprung hat.

Das entscheidende Kreuz, das der menschengewordene Gottessohn zu tragen hatte, bestand in der breiten Erfolglosigkeit seines Wirkens und in den harten Herzen der Menschen, deren Begeisterung nur einen kurzen Augenblick währte, in ihrer Gleichgültigkeit, in ihrer Trägheit, in ihrer Wankelmütigkeit und in ihrer Unbeständigkeit. Das Johannes-Evangelium drückt das später so aus: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“ (Joh 1, 11).

Geistig-seelische Qualen waren es vor allem, die der menschengewordene Gottessohn durchlitten hat. Die aber wiegen schwerer als körperliche Qualen.

Wenn er von seinen Jüngern verlangt, ihm auf dem Kreuzweg seines Lebens zu folgen und ihr Leben für ihn einzusetzen, so ist darin die Forderung eingeschlossen, dass sie

ihr Herz nicht an vergängliche Dinge hängen, an Geld und Gut, an die Genüsse des Lebens und an Ehre und Macht bei den Menschen und dass sie nicht dem Vorläufigen verfallen, so, als ob es ewig sei.

Wir tragen Christus unser Kreuz nach, wenn wir dem Leid, das uns auferlegt wird, nicht zu entfliehen versuchen, wenn wir es im Gedanken an seinen Leidensweg und in der Gemeinschaft mit ihm tapfer ertragen.

Das Wort von der Rettung und vom Verlust des Lebens, mit dem das Evangelium des heutigen Sonntags zu Ende geht, erinnert uns daran, dass wir das Glück nicht finden, indem wir danach greifen, sondern indem wir es schenken. Wer sein Leben zu verlieren bereit ist, das heißt: Wer den tief in uns verwurzelten Egoismus und die oft krankhafte Sorge um das eigene Ich überwindet oder zu überwinden sich bemüht, wer in diesem Sinne sein Leben zu verlieren bereit ist, der erhält es in einem tieferen Sinn zurück. Das wahre Leben ist ein Geschenk, das aus der Hingabe hervorgeht, aus dem Verzicht, aus der Entsagung, aus der Selbstverleugnung.

Bei der Hingabe geht es zunächst um die Hingabe an Christus. Sie aber findet ihre Gestalt in der Hingabe zum einen an die Mitmenschen, zum anderen an die Kirche, in der Christus fortlebt. Die Leidensbereitschaft und die Hingabe, sie müssen die entscheidenden Haltungen unseres Christenlebens werden, die Leidensbereitschaft in der Nachfolge Christi und die Hingabe an Christus und seine Kirche sowie die Hingabe an die Menschen.

Die moderne Verkündigung würde da vielleicht sagen: Das ist zu negativ, da wird die frohe Botschaft des Evangeliums verdunkelt, es ist unzumutbar, so zu leben. Die Worte Jesu, wie sie uns im heutigen Evangelium begegnen, die sich im Übrigen mit vielen anderen Jesus-Worten decken, sind demgegenüber jedoch ehern.

Weh uns, wenn wir menschliche Erwartungen und Überlegungen an die Stelle des Gotteswortes setzen. Was Gott uns zumutet, das ist zumutbar für uns. Zudem: Gott schenkt uns das Wollen und das Vollbringen. Wir alle tragen Verantwortung dafür, dass Gottes „Zumutungen“ der Welt mitgeteilt werden, dass die Welt sie erfährt. Vor allem aber müssen wir uns darum bemühen, dass sie für uns immer mehr das Gesetz des Handelns werden.

Allein, schon der nüchterne Verstand muss es uns sagen, dass es töricht ist, den vergänglichen Gütern nachzujagen und an sie sein Herz zu hängen, weil sie uns stets mit Sorgen und Ängsten erfüllen und uns doch bald wieder genommen werden und weil sie allzu leicht eine unersättliche Begierde in uns entfesseln. Und auch das sagt uns schon der nüchterne Verstand, dass es töricht ist, dem Leid zu entfliehen, das uns doch einholt, und fanatisch das Glück zu suchen, statt es den anderen zu bringen.

Das Leid, das wir in der Gemeinschaft mit Christus tragen - wir können das nur bewusst, wenn wir uns um die Tugend aller Tugenden bemühen, um die Demut -, das Leid, das wir in der Gemeinschaft mit Christus tragen, es läutert uns, es macht uns frei von den Mächten dieser Welt, und es bestärkt uns im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe, in der Liebe zu Gott und in der Liebe zum Nächsten, nicht zuletzt auch in der Liebe zu unseren Widersachern.

13. Sonntag im Jahreskreis

„Ihr seid zur Freiheit berufen“

Wo immer der Apostel Paulus hinkam auf seinen Missionsreisen, schon nach kurzer Zeit wurde er verfolgt. Er verkündete das Evangelium, und schon bald zettelten die Juden einen Aufstand gegen ihn an oder schwärzten ihn an bei den Behörden, oder es entstanden gar Streitigkeiten innerhalb der jungen, soeben entstandenen Gemeinde. Was seine jüdischen Glaubensgenossen ihm vor allem nicht verzeihen konnten, war, dass er ein gesetzesfreies Evangelium verkündete, dass er so das Christentum vom Judentum trennte und das Christentum als einen Weg für alle verkündete. Darauf aber kam er stets sogleich zu sprechen, weil ja nicht wenige Heiden und Gottesfürchtige auf die Botschaft von der Erlösung warteten.

Das Alte Testament war durch das Neue überholt. Das war eine zentrale Aussage der Verkündigung des Paulus, das war das eine, und das Christentum hatte nicht mehr die Hinwendung zum Judentum zur Voraussetzung, das war das andere.

Paulus verkündete, das alttestamentliche Gesetz habe im Neuen Testament seine Erfüllung gefunden, und im Christentum gehe es wesentlich um die Nachfolge Christi im Glauben und in der Liebe, wozu alle berufen seien. Mit anderen Worten: Paulus verkündete die Freiheit des Christen als die entscheidende Gabe des Gekreuzigten und Auferstandenen.

Was aber bedeutet diese Gabe im Einzelnen? Bedeutet sie, dass es keine Gebote mehr gibt? Tatsächlich ist sie oft in diesem Sinne missdeutet worden, bis in die Gegenwart hinein. Allein, die Freiheit des Christen stellt sich anders dar für Paulus. Sie besteht für ihn darin, dass der Jünger Christi durch die Taufe neu geschaffen worden ist in Christus, in seinem Tod und in seiner Auferstehung, dass er in die Familie Gottes aufgenommen worden ist durch die Taufe, dass er so ein Sohn oder eine Tochter Gottes geworden ist, ein Heiliger im seinshafte Sinne. Da ist es nun die Aufgabe des Jüngers Christi, das zu werden, was er geworden ist, das übernatürliche Sein zur Grundlage seines übernatürlichen Handelns zu machen.

Heilige sind wir geworden durch die Taufe, und Heilige sollen wir werden durch unser Leben. Das ist gemeint mit der Freiheit des Christen als die Gabe des gekreuzigten und auferstandenen Christus.

Immer wieder stellt der Apostel Paulus - ein Großteil der Schriften des Neuen Testaments geht auf ihn zurück - das Leben im Geist dem Leben im Fleisch gegenüber. Dabei steht das Fleisch für die Natur des gefallen Menschen, der Geist für das übernatürliche Leben der Gnade, für das Geschenk der Erlösung. Das übernatürliche Leben - der Katechismus spricht auch von dem Leben des dreifaltigen Gottes im Begnadeten - ist der eigentliche Inhalt der Freiheit, die uns als Gabe der Erlösung geschenkt wurde. Sie meint, dass wir das tun, was wir tun sollen, wozu wir aufgerufen sind durch das Geschenk des neuen Lebens, und dass wir es können in der Kraft der Gnade, wenn wir nur recht wollen.

Anders definiert der moderne Mensch die Freiheit, anders definiert sie die moderne Welt. Sie verstehen die Freiheit als „tun und lassen Können“, was man will, eben als Willkür-Freiheit. Wahre Freiheit ist jedoch nicht: Tun dürfen, was man will, sondern: Tun können, was man soll. Sie meint also, dass man dem Gesetz des Geistes folgt.

Die Freiheit der Willkür ist Lüge und Täuschung, denn sie verkauft uns in die Sklaverei der Triebe. In ihr missbrauchen wir das Geschenk der Freiheit, das Gott uns gegeben hat.

Wo immer sich unsere Welt gegenüber dem Christentum und gegenüber der Religion emanzipiert hat, da beherrscht sie die Freiheit der Willkür. Sie verbirgt sich allerdings hinter der Lüge, deren Allgewalt immer deutlicher hervortritt in unserer Welt. Die Willkürfreiheit fröhnt der gefallenen Natur. Sie zeigt sich im Egoismus, im Zorn, in der Feigheit und in der Unbeherrschtheit, vor allem aber in der Unwahrhaftigkeit.

Der Widersacher Gottes zeigt sich in erster Linie als der Unwahrhaftige. Immer tritt er mit einer Tarnkappe auf, mal ist sie fromm, mal ist sie liberal. Der Widersacher Gottes ist ein Meister der Maske. Und mit ihm sind es jene, die sich mit ihm verbrüderern, bewusst oder unbewusst. Auch sie sind Meister der Maske und Virtuosen der Lüge.

Der Willkürfreiheit widerstehen wir, indem wir uns bewusst auf die Seite Gottes stellen. Das geschieht nachhaltig in der Übung der Askese. Askese meint den freiwilligen Verzicht auf Erlaubtes aus Liebe zu Gott und zu Christus und zum Heiligen Geist. Sie wird zu einer Lebensfrage gerade in unserer permissiven Welt, die weithin von der Gesetzlosigkeit bestimmt ist. Zeitkritiker und Psychologen sprechen von dem Gesetz der Anomie. Askese bedeutet Übung, Einübung, Einübung des Lebens aus der Gnade und die Bewahrung und Vertiefung des übernatürlichen Lebens der Gnade.

Der Apostel Paulus bekennt, dass das Gesetz des alten Menschen in seinen Gliedern brennt und dem Gesetz des Geistes widerstreitet, dass es ihn fesselt und versklavt (Röm 7, 23). Was aber für ihn gilt, das gilt erst recht für uns.

In dem Maße, in dem wir auf Gott hören und auf die Kirche und in dem wir durchdrungen sind von unserem Sein in Christus, verliert das Gute die Last und wird es uns zur selbstverständlichen Lebensform.

Zur Freiheit des Evangeliums, die uns in der Taufe geschenkt wurde, gelangen wir durch unser menschliches Bemühen um Gottes Gebote und vor allem durch unsere Askese, durch ein Leben in Zucht und Selbstüberwindung. Daran kann die aktuelle Gnade

Gottes anknüpfen, darauf kann sie aufbauen. Immer hat die Gnade die Natur zur Voraussetzung, und nie wirkt sie allein, immer wirkt sie zusammen mit uns. Stets aber geht der Gnade das Gebet voraus, das Gebet um die Hilfe Gottes und das Gebet um ein gutes Gelingen unseres Bemühens. In solchem Beten legen wir gleichsam das Fundament unserer christlichen Berufung.

Im Evangelium des heutigen Sonntags richtet Jesus den Blick auf die Stadt Jerusalem, auf jene Stadt, in der seine Sendung ihre Erfüllung finden soll. Er weiß, was ihn dort erwartet, weicht dem aber nicht aus. In Freiheit nimmt er den Tod auf sich. Die Stadt Jerusalem ist ein Abbild des himmlischen Jerusalem, in dem einst die Geschichte der Menschheit, die Geschichte aller Menschen ihre Vollendung finden wird. Die Stadt des Untergangs des Erlösers wird so zu einem Bild der Neuschöpfung, der vollendeten Erlösung in der kommenden Herrlichkeit. Nicht nur Christus fand den gewaltsamen Tod in Jerusalem, viele Propheten fanden ihn dort mit ihm.

Nachfolge Christi bedeutet auf ihn schauen. Das heißt: Nicht umherschauen und nicht zurückschauen. Das Weizenkorn muss in die Erde fallen und sterben, damit es fruchtbar werden kann. Der Apostel Petrus ermahnt uns zur Wachsamkeit, damit wir nicht verschlungen werden von dem Bösen (1 Petr 5, 9).

14. Sonntag im Jahreskreis

„Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige“

Im Evangelium des heutigen Sonntags ist die Rede von der Aussendung von zweiundsiebzig Jüngern durch Jesus. Sie sollen wie er die Botschaft vom Reich Gottes verkünden und die Zeichen wirken, die er gewirkt hat, und sie sollen seinem Wirken gewissermaßen den Weg bereiten. Es wird dabei berichtet, dass sie diesen Auftrag gewissenhaft erfüllt haben und dass ihnen in der Erfüllung dieses Auftrags große Freude geschenkt wurde.

Die Aussendung der Zweiundsiebzig ist paradigmatisch für die Kirche in ihrer Geschichte. Dabei müssen wir eine doppelte Aussendung unterscheiden, jene, die wir auch

als die apostolische Sendung bezeichnen können, sie betrifft die Amtsträger der Kirche, die Priester und Bischöfe, und jene Aussendung, die aus der Taufe und der Firmung resultiert, sie betrifft alle Christen, die ihre Berufung ernst nehmen. Damit ist gesagt, dass wir alle zum Apostolat berufen sind, zum Apostolat im weiteren Sinne, wir alle, die wir getauft und gefirmt sind, jeder, nach Maßgabe seiner Kräfte und gemäß der Gnade, die Gott ihm schenkt. Darum gelten auch die Voraussagen und die Ermahnungen, die Jesus den zweiundsiebzig Jüngern gibt, für uns alle, nicht nur für die, die gewissermaßen professionell, in apostolischer Vollmacht, zu den Menschen gesandt werden.

Die Boten Jesu werden nicht mit offenen Armen und offenen Herzen aufgenommen, jedenfalls nicht im Allgemeinen. Man wird ihre Heilsbotschaft mit Hass beantworten, und es wird ihnen keine reiche Ernte verheißen, die Ernte wird vielmehr spärlich sein. Anspruchslos sollen sie zu den Menschen kommen und nicht auf die Reichtümer dieser Welt setzen. Arm werden sie ausgesandt, und sie sollen abhängig sein von denen, zu denen sie gehen. In der Erfüllung ihrer Aufgabe sollen sie zielstrebig sein und sich durch nichts aufhalten oder ablenken lassen. Das ist wohl gemeint mit dem Verbot des durch die Sitte vorgeschriebenen Grußes auf dem Weg. Sie sollen den Menschen den Frieden bringen, den Frieden Gottes, der gleichsam die Kehrseite ihrer Botschaft ist. Das will sagen: Sie sollen denen, zu denen sie kommen, nicht nur das Heil versprechen, sie sollen es ihnen auch bringen - das Heil, das ist der Friede Gottes.

Bescheiden sollen sie sein und sich nicht aufs hohe Pferd setzen, wengleich sie die Gaben unbedenklich annehmen dürfen, die man ihnen schenkt, die sie als den Lohn für ihre Mühen betrachten dürfen. Nicht anbietern sollen sie sich, selbstbewusst sollen sie auftreten bei aller Bescheidenheit und sich vor Augen halten, dass sie im Dienst Gottes stehen. Wenn ihnen Sympathie entgegengebracht wird, sollen sie sie dankbar annehmen, jenen aber, die sich ihren Worten und ihrem Beispiel gegenüber verschließen, sollen sie das Gericht ankündigen. Das können sie, wenn sie wissen, dass Gott ihnen, seinen Boten, beisteht.

Ehrlich muss das Zeugnis sein, und es muss mehr durch das Beispiel bestimmt sein als durch viele Worte. Nicht nur im Stillen sollen die Jünger als Zeugen Christi, auftreten, auch öffentlich. Ihre Botschaft hat einen öffentlichen Anspruch.

Die Aussendung, von der hier die Rede ist, hat exemplarische Gestalt gefunden im Wirken des heiligen Paulus. Der heilige Paulus ist das Urbild des Zeugen Christi. Das unterstreicht die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags. Sie verbindet damit den Gedanken, dass das Zeugnis für Christus und seine Kirche aus der Kraft des Kreuzes lebt. Und es ist, so können wir in diesem Zusammenhang noch hinzufügen, aufs Engste mit dem Gebet verbunden.

Wie wollen wir Christus bezeugen, wenn wir nicht im Gebet mit ihm verbunden sind? Und der Glaube muss stark und tief sein. Das aber hängt wiederum mit dem Gebet zusammen. Der Glaube verblasst, wo man für das Gebet keine Zeit mehr hat. Das aber ist die Misere heute, bei den Priestern wie auch bei den Laienchristen. Niemand kann geben, was er nicht hat. Das gilt erst recht für den Glauben, um den es in der Botschaft der Zeugen Jesu geht, für den Glauben an die Erlösung und an das ewige Leben. Gerade ihn kann man nicht nur mit Worten vermitteln. Ihn muss man auch und vor allem vorleben. Das ehrliche Zeugnis für Christus und seine Kirche macht uns froh. Das Evangelium berichtet von der Heimkehr der Zweiundsiebzig in großer Freude. Es gibt keine reinere und tiefere Freude für uns als jene, die uns als Frucht unseres Einsatzes für Christus und seine Kirche geschenkt wird. Paulus nennt die Apostel „Diener der Freude“ (2 Kor 1, 23). Das gilt nicht nur für sie und ihre Nachfolger, das gilt auch für die übrigen Zeugen Christi. Christus spricht von dem hundertfältigen Lohn seiner Zeugen (Mt 19, 29; Mk 10, 30). Es gibt kein glücklicheres Leben als jenes, das sich ganz in den Dienst Christi und seiner Kirche stellt, das gilt vor allem für jene, die in der apostolischen Sukzession stehen, für die Amtsträger der Kirche, wenn sie ihrer Berufung in letzter Konsequenz leben, aber durchaus nicht nur für sie. Würde das deutlicher erkennbar im Leben der Priester, dann brauchte man nicht mehr für den Priesterberuf zu werben. Dann hätte man Priester „mehr als genug“. Vor allem würde sich das auf deren religiöse und ethische Qualität auswirken.

15. Sonntag im Jahreskreis

„Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen“

Was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen? Es ist überraschend, dass gerade

ein Gesetzeslehrer, ein Angehöriger der religiösen Partei der Pharisäer, mit einer solchen Frage an Jesus herantritt. Er ist der Fachmann, er hat Theologie studiert - so würden wir heute sagen -, während Jesus sich seine Weisheit in seinen Augen selber angeeignet hat. Aber der Gesetzeslehrer spürt offenkundig, dass hier ein Prophet vor ihm steht, ein Gottesmann. In diesem Empfinden wird er bestärkt durch die Weise, wie Jesus reagiert und durch das, was er ihm antwortet. Er lässt ihn, den Gesetzeslehrer, selber die Antwort geben, wie er sie gelernt hat, dann aber vervollständigt er sie durch ein eindrucksvolles Gleichnis. Hoheitsvoll ist er, und er offenbart sich hier aufs Neue als einer, der mehr ist als ein Mensch.

Die Frage, mit der sich der Gesetzeslehrer an Jesus wendet, geht davon aus, dass wir in diesem Leben unsere Ewigkeit vorbereiten, dass wir am Ende zu Gott kommen oder zur ewigen Gottesferne verdammt werden, dass unser endgültiges Schicksal nicht zuletzt von uns selber abhängt, von unserem Tun und Lassen.

Schon das ist für viele unserer Zeitgenossen keine eherne Wahrheit mehr. Die einen denken heute: Der Tod bringt die Seligkeit für alle, die anderen aber, sie sind in der Mehrzahl, denken: Der Tod ist das endgültige Ende für alle. Da gibt es dann gar nichts mehr. Das Merkwürdige ist, dass zuweilen auch die Prediger so denken, evangelische schon länger, heute aber auch katholische, offen oder versteckt.

Im Übrigen ist es doch so, dass die, die heute sagen: Der Tod bringt die Seligkeit für alle, morgen sagen werden: Der Tod ist das endgültige Ende für alle.

Aber zurück zu dem Gesetzeslehrer und seiner Frage. Er, der Gesetzeslehrer, beantwortet sie selber, und Jesus erläutert diese seine Antwort. Ihren wesentlichen Inhalt kann man vielleicht so formulieren: Wer nicht Gott und den Nächsten liebt, der kann nicht zu Gott kommen. Und für den Himmel muss man sich schon etwas gefallen lassen.

Die erste Bedingung für das Leben bei Gott in der kommenden Ewigkeit ist die Liebe zu Gott. Wir müssen Gott lieben, weil er uns zuerst geliebt hat, weil wir nur so die Liebe Gottes anerkennen können, weil die Liebe die Liebe herausfordert. Unsere Gottesliebe muss in Worten ihren Ausdruck finden, in Worten des Gebetes, im Dankgebet, im Bittgebet und im Lobgebet. Sie muss ihren Ausdruck darin finden, dass wir Gott suchen

in unserem Denken und nicht dumpf und oberflächlich in den Tag hineinleben, dass wir die Dimension des Heiligen bewusst in unser Leben hineinnehmen, dass wir uns stets die Gegenwart Gottes vor Augen halten, in unserem Tätigsein und in unserem Leiden.

Auch das gehört dazu, dass wir Spott und Verfolgung um Gottes und um der Wahrheit willen auf uns nehmen. Kardinal Poupard, bis 2007 Präsident des Päpstlichen Rates für die Kultur, sprach vor Jahren von einem „aggressiven Säkularismus“, der die gläubigen Christen in der Öffentlichkeit bedrängt. Das gilt heute mehr denn je. Ihm müssen wir uns stellen, aus Liebe zu Gott. Da erhält die Liebe zu Gott die Gestalt des Leidens, aber auch die Gestalt der Auseinandersetzung, des Widerstandes.

Die Liebe zu Gott, endlich muss sie auch darin zum Ausdruck kommen, dass wir den Willen Gottes erfüllen, wie er sich uns in unserem Gewissen und in der Verkündigung der Kirche darbietet, und die Hilfe Gottes dafür in Anspruch nehmen, wie sie uns in den Sakramenten der Kirche dargeboten wird, vor allem im Sakrament der Buße und im Sakrament der Eucharistie.

Gott lieben können wir nicht, wenn wir nicht seinen Willen erfüllen. Der Wille Gottes, das ist aber vor allem unsere Nächstenliebe, nicht nur, aber doch in erster Linie. Sie ist das zweite Gebot oder der zweite Teil des Hauptgebotes.

Man darf die Nächstenliebe nicht an die erste Stelle setzen, als ob sie ihren Platz noch vor der Gottesliebe hätte. Wir hätten keinen Grund, die unbekannt Menschen oder gar die unangenehmen Menschen zu lieben, wenn das nicht um Gottes willen geschehen müsste. Andererseits wird unsere Liebe zu Gott hohl, wird sie ein leeres Bekenntnis, wenn wir uns nur ihm zuwenden.

Die Hinwendung zu Gott im Gebet und in der Gottesverehrung ist zwar das Entscheidende in unserem Leben, aber die Nächstenliebe ist die Feuerprobe der Gottesliebe, zusammen mit der Erfüllung der übrigen Gebote Gottes in der Nachfolge Christi.

Wir betrügen uns selbst, wenn unsere Liebe zu Gott nicht Gestalt annimmt in der Nächstenliebe, und wir geben damit der Welt ein Ärgernis, wie es oft geschehen ist und auch heute noch immer wieder geschieht, das Ärgernis der Halbheit und der Unehrlichkeit.

Verhängnisvoll ist dieses Ärgernis vor allem dann, wenn es von den professionellen Dienern der Kirche gegeben wird und von denen, die besondere Aufgaben in der Kirche zu erfüllen haben, hauptamtlich oder im Ehrenamt.

Im Gleichnis des Evangeliums ist die Rede von einem Priester und von einem Leviten, die dem unter die Räuber Gefallenen keine Barmherzigkeit erweisen und die von einem Samariter in den Schatten gestellt werden.

Von der Nächstenliebe ist heute sehr viel die Rede in der Kirche, so viel, dass das oft gar auf Kosten der Glaubenssubstanz geht, gleichzeitig aber wird sie im Allgemeinen eigentlich nur wenig verwirklicht. Auch da passt man sich dem Zeitgeist an, wie das heute auf weite Strecken hin geschieht, wenn die Kirchenpolitik an die Stelle der Glaubensverkündigung tritt, wenn den Verantwortlichen in der Kirche das gute Verhältnis zum säkularen Staat und die Erhaltung der Privilegien wichtiger ist als das Zeugnis für die Wahrheit Gottes.

Alle Gravamina in der Kirche der Gegenwart sind im Grunde genommen die Folge eines falschen „aggiornamento“, das nicht aus dem Glauben hervorgeht, sondern aus einem im Letzten verantwortungslosen Opportunismus.

Heute ist für die Kirche im Grunde kein Imperativ wichtiger und bedeutsamer, für die Amtsträger wie auch für die Gläubigen, als der Imperativ „werdet der Welt nicht gleichförmig“. So sagt es der heilige Paulus im Römerbrief (Röm 12, 2).

Über die Anpassung an die Welt wird man sich nicht wundern, wenn man erkennt, dass das Glaubensfundament allgemein brüchig geworden ist und dass die Nächstenliebe somit ihre tiefere Begründung verloren hat.

Immer ist es noch so gewesen, dass die Reduktion des Christentums auf seine ethischen Implikationen nicht zu einer Hebung des ethischen Niveaus des Christentums geführt hat, dass sie vielmehr die Vorstufe seiner Auflösung gewesen ist.

Die Gottesliebe hat den Vorrang vor der Nächstenliebe. Die Grundlage des Doppelgebotes der Gottes- und Nächstenliebe ist die Tugend der Gottesverehrung. Sie ist zugleich die erste Antwort auf die Selbstoffenbarung Gottes, wie sie uns in der Verkün-

digung der Kirche begegnet. Sie ist jedoch die Grundlage dafür, dass wir den Willen Gottes erfüllen können und somit die zweite Antwort auf die Selbstoffenbarung Gottes geben können. Der Wille Gottes aber besteht in unserer Liebe zu Gott und in unserer Liebe zum Nächsten. Beides aber muss konkret werden. Von diesem Konkretwerden aber hängt unser ewiges Schicksal ab.

16. Sonntag im Jahreskreis

„Gott hat mir das Geheimnis anvertraut, das nun offenbar werden soll“

Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags spricht von dem Geheimnis Christi und der Erlösung und von der uns dadurch gegebenen Hoffnung auf die Herrlichkeit des Himmels. Wenige Jahrzehnte zuvor ist es Wirklichkeit geworden, der Apostel Paulus darf es verkünden in dieser geschichtlichen Stunde. Das Geheimnis Christi und der Erlösung ist der eigentliche Inhalt der Briefe des Apostels. Vierzehn solcher Briefe sind uns überliefert. In ihnen geht es im Grunde um nicht anderes als um ebendieses Geheimnis. Es ist für alle Völker bestimmt, das Geheimnis Christi und der Erlösung. Das zu betonen, wird der Apostel nicht müde. Deshalb nennen wir ihn den Völkerapostel.

Galt Gottes Liebe im Alten Testament nur dem Volk Israel, dem von Gott auserwählten Volk, so dachte man jedenfalls, galt sie nun allen Völkern. Christus hatte die universale Liebe Gottes verkündet. Damit war gleichsam eine neue Zeit angebrochen, damit war das neue Gottesvolk geboren, das sich als Weltkirche konstituieren sollte.

Die Botschaft lautete nun: Gott will das Heil aller über das Grab hinaus. Freilich bedingt, denn die Menschen müssen das Heil Gottes auch annehmen, und zwar mit allem, was darin eingeschlossen ist. Aufgedrängt wird es ihnen nicht. Das wäre widersinnig. Gott hat die Menschen als freie Wesen geschaffen. Wollen können die Menschen das Heil aber nur, wenn sie darum wissen, jedenfalls in der normalen Ordnung.

Heute, beinahe 2000 Jahre nach dem Wirken des heiligen Paulus, ist erst ein Drittel der Menschheit getauft. Und in diesem Drittel haben viele die Botschaft von Christus und von der Erlösung wieder vergessen oder über Bord geworfen. In unserer westlichen

Welt ist das bei weitem die Mehrheit. Aber sie sind nicht glücklich dabei. Die Zahl der Suchenden wächst, bei denen, die draußen sind, aber auch bei denen, die drinnen sind, die nominell noch drinnen sind.

Da sind wir alle angesprochen, Zeugen des Glaubens an das Geheimnis Christi und der Erlösung und Zeugen der Liebe Gottes zu sein. In erster Linie sicherlich durch unsere Lebensführung, durch unser Beispiel, aber nicht nur.

Die Weltmission, sie scheint weithin zusammengebrochen zu sein, und mit der Verkündigung des Glaubens bei uns, in der westlichen Welt, die traditionell christlich ist, sieht es nicht viel besser aus. Da wächst die Skepsis und herrscht weithin ein platter Hedonismus. Die Skepsis und der Hedonismus aber verdrängen oder unterminieren das Christentum, sofern es überhaupt noch vorhanden ist.

Eine Neu-Evangelisierung ist heute ein Gebot der Stunde, um der Botschaft und um der Menschen willen. Soweit sie begonnen hat, ist sie indessen nicht sehr überzeugend. Dennoch muss sie mit großer Zuversicht erfolgen. Denn unsere Welt ist chaotisch. Es geht drunter und drüber in ihr. Das gilt weithin auch für die Kirche und noch mehr für das Christentum allgemein. Das hindert viele jedoch nicht daran, optimistisch in die Zukunft zu sehen und utopische oder unrealistische Antworten auf die immer neuen Fragen zu schmieden, die sich uns stellen. Das gilt für die säkulare Welt, aber auch für die weithin säkularisierte Kirche. Man hat jedoch zuweilen den Eindruck, dass die Zahl derer wächst, die nüchterner in die Zukunft schauen, denen ein Licht aufgeht. Oder ist das nur ein frommer Wunsch?

Unsere Spaßgesellschaft überschlägt sich in ihren immer neuen Ansprüchen. Die neue Moral enthüllt sich immer mehr als totaler moralischer Zusammenbruch. Der Egoismus und die Egozentrik eskalieren. Und die wachsende Verantwortungslosigkeit der Einzelnen und der Lobbies beherrschen immer mehr die Öffentlichkeit.

Wie soll etwa eine Demokratie funktionieren ohne Moral? Und wie soll eine Moral funktionieren ohne religiöse Bindung? Die Probleme wachsen uns über den Kopf. Am Horizont zeichnet sich bereits ein neuer Totalitarismus ab. Einstweilen wird die Intoleranz als eine höhere Form der Toleranz verkauft. Einsichtige haben Angst vor der Zu-

kunft und sorgen sich um sie. Ihre Zahl wächst. Diese Angst wird gegenstandslos, wenn wir bereit sind, Abschied zu nehmen von der Spaßgesellschaft, wenn wir uns auf die überkommene Moral, eine essentielle Moral, besinnen und wenn wir uns wieder prägen lassen von dem Geheimnis Christi und der Erlösung und von der uns dadurch gegebenen Hoffnung auf die Herrlichkeit des Himmels, von jener Botschaft, die einst der Apostel Paulus einer sich selbst verlierenden Welt verkündet hat.

Die Botschaft von der Sünde, von der Erlösung und vom ewigen Leben in der Auferstehungsexistenz, sie ist der Kern der Botschaft der Kirche und eines authentischen Christentums. Wo immer sie auf einen lebendigen Glauben stieß, da gab sie den Menschen ein Fundament, auf dem sie leben und sterben konnten, da ordnete die Kirche die säkulare Gesellschaft, und da konnte sie ihr Perspektiven geben für eine lebenswerte Zukunft.

In dieser Botschaft aber geht es um Vertikale, die die Kirche weithin verloren hat. Nicht selten ist an ihre Stelle das soziale Wirken getreten, das dann jedoch oftmals auch nur noch in markigen Sprüchen besteht.

Die Kirche hat in erster Linie die Offenbarung Gottes zu hüten und zu verkünden und den Menschen das ewige Heil zu vermitteln. Das darf nicht in Vergessenheit geraten. Im Christentum und in der Kirche geht es entscheidend um das Geheimnis Christi und unserer Erlösung. Auf die Verkündigung dieses Geheimnisses wartet die Welt, auch wenn sie sich dessen nicht bewusst ist. Sie ist nicht nur Sache der Priester, alle Getauften und Gefirmten sind zu ihr berufen. Sie muss in Worten geschehen, die Verkündigung dieses Geheimnisses, aber auch in Taten, vor allem in Taten der Liebe, die sich vor allem dann als echt erweisen, wenn sie aus dem Opfer hervorgehen.

Wir stehen gegenwärtig an einer Wende von weltgeschichtlicher Bedeutung. Der Ansturm des Bösen ist mächtiger als je zuvor. Die Verwirrung wächst und mit ihr wachsen die Ratlosigkeit und die Hilflosigkeit der Menschen. In vielem erinnert unsere Zeit uns an den Anfang der Kirche, an die Zeit, in der der Apostel Paulus wirkte und zwanzig Jahre seines Lebens gänzlich in den Dienst des Geheimnisses Christi und unserer Erlösung gestellt und mit seinem Martyrium besiegelt hat. Es geht heute um alles. Und wir alle sind gefragt: Mitarbeiter des Völkerapostels Paulus sollen wir sein und an ihm un-

ser Maß nehmen.

Die Gestalt unseres Zeugnisses ist die treue Erfüllung des Willens Gottes, verbunden mit dem demütigen Gebet an allen Tagen, die Gott uns schenkt, und mit der bewussten Nachfolge Christi im Geist der Selbstverleugnung und des Vertrauens.

17. Sonntag im Jahreskreis

„Vater unser im Himmel“

Das Evangelium des heutigen Sonntags beschäftigt sich mit dem Bittgebet. Wir erfahren in ihm, um was wir Gott bitten und in welcher Haltung wir unsere Bitten vor Gott hintragen sollen.

Im ersten Teil unseres Evangeliums lehrt Jesus seine Jünger das Vaterunser, das hier in einer Kurzfassung wiedergegeben wird. Die längere Fassung, die uns vertraut ist, findet sich im Matthäus-Evangelium. Bei näherer Betrachtung erkennen wir: Das Vaterunser ist nicht nur ein Gebet, es ist auch eine Schule des Gebetes, denn es zeigt uns die Grundinhalte unserer Gebete auf und ihre rechte Ordnung.

Zunächst ist es, wenn wir auf das Vaterunser blicken, bemerkenswert, dass uns in ihm gelehrt wird, Gott unseren Vater zu nennen. „Abba“ hat Jesus in seiner aramäischen Muttersprache seinen Vater im Himmel genannt, wohl immer hat er ihn so genannt. Und ihn so zu nennen, hat er auch seine Jünger gelehrt, wenngleich der Vater im Himmel für ihn in anderer Weise der „Abba“ ist als für seine Jünger, weshalb er immer zu ihnen von meinem und von eurem Vater gesprochen hat.

„Abba“ ist eine familiäre Anrede. So haben in Palästina zurzeit Jesu die Kinder ihren Vater vertraulich angedet. Demnach sollen wir vor Gott hintreten wie Kinder vor einen guten Vater hintreten, in kindlichem Vertrauen, aber auch in kindlicher Hochschätzung, auch in kindlicher Hochschätzung, das wird oftmals vergessen in der Verkündigung und auch in der Praxis unserer Gebete.

Dann erfahren wir im Vaterunser, dass wir Gott zunächst die auf ihn bezüglichen Anliegen vortragen sollen, dass sein Name durch die Menschen geheiligt werde und dass sein Reich komme. Das will sagen: Gott möge bewirken, dass alle Menschen ihm gehorchen und ihn anbeten. Damit sind wir schon bei der dritten Vaterunser-Bitte, welche die ersten zwei Bitten gewissermaßen zusammenfasst. Wenn Gottes Wille in dieser Weise geschehen soll, dann müssen wir bei uns selber beginnen. Wenn wir aber so beten, dann können wir nicht unseren eigenen Willen suchen und unseren eigenen Willen im Blick haben, unseren vordergründigen Vorteil, unser oberflächliches Wohlergehen, den Erfolg im Geschäft und unser Ansehen bei den Menschen. Dann muss uns der Wille Gottes wichtiger sein als all das. Wenn wir so beten, bringt uns das Gebet letzten Endes auch den inneren und den äußeren Frieden und eine bessere Welt, auch wenn wir diese Anliegen nicht eigens artikulieren.

An der Spitze unserer Gebete muss stets die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes stehen. Das aber setzt voraus, dass alle Menschen auf Gott hören. Wir können nicht um das Kommen des Reiches Gottes beten und gleichzeitig das Reich des Menschen bauen wollen, das unser Elend letzten Endes doch nur vertieft und ausweitet.

Die erste Hälfte des Vaterunsers lehrt uns, dass Gott immer im Mittelpunkt unseres Betens und all unseres Strebens stehen muss, nicht wir selber oder sonst etwas. Schon an diesem Punkt müssten wir alle sehr nachdenklich werden.

Wenn wir aber zuerst das Reich Gottes suchen und seine Gerechtigkeit, dann dürfen wir auch unsere persönlichen Anliegen vor Gott hintragen. Und Gott wird sie erhören. Daran erinnert uns die zweite Hälfte des Vaterunsers.

In der Bitte um das tägliche Brot ist die leibliche Not angesprochen. In der Bitte um die Vergebung der Sünden und um die Bewahrung vor der Versuchung ist die Not der Seele angesprochen. Die Not der Seele ist in der Regel drückender als die Not des Leibes. Dabei werden ihre eigentlichen Wurzeln indessen oft nicht einmal erkannt. Wäre das der Fall, dann hätte das Bußsakrament einen höheren Stellenwert bei uns.

Freilich können wir nicht erwarten, dass Gott uns vor der Versuchung bewahrt, wenn wir selber verantwortungslos andere in sie hineinführen oder uns gar so etwas wie einen

Sport daraus machen. Auch kann die Bitte um die Vergebung nicht ernsthaft sein, wenn wir gewissenlos leben und nicht alles tun, um die Sünde zu meiden und in der Sünde Vergebung zu finden.

Im zweiten Teil unseres Evangeliums erfahren wir, wie es um die Erhörung unserer Gebete steht und in welcher Haltung wir beten sollen.

Jeder von uns hat wohl schon einmal das Bewusstsein gehabt, dass Gott sein Gebet erhört hat, aber häufiger mag die Erfahrung gewesen sein, dass unsere Gebete nicht erhört wurden, dass wir sie ins Leere hineingesprochen haben. Wie ist das aber zu vereinbaren mit der Versicherung Jesu, dass Gott alle unsere Gebete erhört?

Wir dürfen nicht vergessen, dass wir uns im Gebet in eine andere Welt begeben, in eine Welt, in der andere Gesetze gelten. Und wer sich mit Gott einlässt, muss dessen Maßstäbe übernehmen. Gott überhört kein Gebet, aber er hört es und er erhört es in dem Umfang und in der Weise, wie es für uns am besten ist, am besten im Hinblick auf unser ewiges Heil. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Gott unsere Gebete anders erhört, als wir es uns vorgestellt haben. Gott ist eben nicht wie ein Automat, und noch weniger ist er ein Sklave des Menschen. Gott erhört unsere Bitten so, wie ein guter Vater die Bitten seiner Kinder erhört, aus einer tieferen Einsicht heraus, von einer höheren Warte her.

Eines aber schenkt uns Gott immer als Frucht unserer Gebete, den Heiligen Geist. In diesem Geist können wir uns immer neu dem Gebet zuwenden, finden wir die Kraft, das Unsere zu tun, damit Gott uns erhören kann, und dankbar alle Gaben aus der Hand Gottes entgegenzunehmen, auch wenn wir uns zunächst andere erträumt hatten.

Wenn Gott im Mittelpunkt unserer Gebete steht, wenn Gott und seine Anliegen ihr erster Inhalt sind, dann werden wir stets auch in der rechten Haltung beten. Wir werden uns dann zu Gott hinaufbeten und nicht mehr versuchen, Gott auf unsere Ebene herabzubeten. Wir werden uns nicht beirren lassen in unserem Beten, wenn Gott uns nicht so erhört, wie wir es uns gedacht hatten. Auch wenn es legitim ist, dass wir all unsere persönlichen Anliegen vor Gott hintragen, müssen wir im Gebet doch von uns selber loskommen. In erster Linie geht es im Gebet darum, dass wir Gott in seiner Güte und

Hilfsbereitschaft, aber auch in seiner majestätischen Größe anerkennen und uns so in seine Hände fallen lassen, vertrauend und demütig, dass wir vor Gott hintreten wie gut geratene Kinder vor einen guten Vater hintreten.

18. Sonntag im Jahreskreis

„So geschieht es dem, der für sich selbst reich sein will, statt dass er reich ist vor Gott“

Das Evangelium des heutigen Sonntags erinnert uns daran, dass es in erster Linie darauf ankommt, dass wir reich sind vor Gott. Wie es oft geschieht, veranschaulicht Jesus diese Wahrheit in unserem Evangelium durch ein Gleichnis oder durch eine Beispielerzählung. Er schildert einen reichen Mann, der alles hat, was sein Herz begehrt, der essen und trinken kann, was und soviel es ihm gefällt, und der meint, dass ihm nichts passieren kann, weil er viele Güter hat, der sich jedoch nicht um Gott und die Ewigkeit kümmert. Darum wird er getadelt. Das ist der entscheidende Gedanke des Gleichnisses. Verwerflich ist nicht die Freude des reichen Mannes an dem Besitz, auch das Streben nach ihm ist es nicht. Er hat sich eine Existenz aufgebaut und mehr als das. Das ist zunächst in Ordnung. Wir brauchen eine materielle Grundlage für unser Leben, wir brauchen die irdischen Güter, und wir dürfen sie gebrauchen, wir dürfen uns jedoch nicht durch sie den Blick für die Ewigkeit verdunkeln lassen, für die wir bestimmt sind. Das aber geschieht allzu oft, heute mehr denn je.

Es gilt, dass wir uns nicht abhängig machen von den irdischen Gütern, dass wir uns nicht versklaven lassen durch sie. In der Tat ist ihnen diese Tendenz immanent. Manche meinen, das ungeordnete Streben nach Besitz sei größer noch als das ungeordnete Streben nach Macht und Genuss. So wird es sein, denke ich, zumindest in bestimmten Phasen unseres Lebens.

Das Gleichnis unseres Evangeliums erinnert uns daran, dass die irdischen Güter uns allzu schnell aus der Hand gerissen werden können und dass sie uns eines Tages auf jeden Fall genommen werden, dass wir daher auf ihnen nicht unser Leben aufbauen können, dass wir ein tragfähigeres Fundament brauchen für unser Leben, ein Fundament, das die

Zeiten überdauert. Das Evangelium des heutigen Sonntags weist uns darauf hin, dass es in unserem Leben vor allem darauf ankommt, dass wir reich werden vor Gott.

Die irdischen Güter können für uns ein Hindernis sein auf dem Weg zu Gott, sie können uns aber auch dienen auf diesem Weg. Auf die rechte Ordnung kommt es hier an. Sie sind nicht in sich schlecht, die irdischen Güter. Aber sie sind vergänglich. Und allzu leicht verdunkeln sie uns den Blick für das Bleibende.

Wie strengen wir uns oftmals an, um den materiellen Besitz zu erweitern, um noch mehr genießen zu können, um Ehre und Ansehen bei den Menschen zu gewinnen, wie wenig aber bemühen wir uns dabei um die Ewigkeit, um den Reichtum vor Gott. Wird Gott nicht vielen von uns einst sagen: Du Tor? Dieser Tadel aber würde über unsere ganze Ewigkeit entscheiden.

Es ist töricht, sein ganzes Sinnen und Trachten auf das Irdische zu setzen. Wer das tut, geht gleichsam mit verbundenen Augen durch die Welt. Die irdischen Güter sind vergänglich. Und was nützen sie uns, wenn wir plötzlich abberufen werden? In der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags heißt es: „Suchet, was droben ist“. Darauf kommt es an. Wir werden reich vor Gott, wenn wir unsere Hoffnung auf Gott setzen, wenn wir Gott fürchten, wenn wir ihn lieben und ehren, wenn wir unser Leben in den Dienst Christi und seiner Kirche stellen, wenn wir Zeugnis ablegen für Christus und seine Kirche und sie nicht dem Gespött der Welt preisgeben und wenn wir uns bemühen, Menschen zum Glauben führen, vor allem durch unser Beispiel, aber auch durch unser Wort.

Es gilt, dass wir das Licht Christi aufstrahlen lassen in dieser Welt, die ohne Christus zugrunde geht, wie es sich schon heute in mannigfacher Weise beobachten lässt. Als neue Menschen müssen wir leben. Das bedeutet, dass wir das Irdische in uns ertöten: Unzucht, Unreinheit, Leidenschaft, böse Begierde, Habsucht, Zorn, Bosheit, lästerliches Reden und Betrug, dass wir in uns ertöten, was die Hypothek der Ursünde ist, das, worauf sich unsere Erlösung bezieht, sofern sie nicht als Gabe, sondern als Aufgabe zu verstehen ist. So sagt es die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags. Es gilt, dass wir den bösen Begierden und Leidenschaften widerstehen, die unser Leben verdunkeln und dass wir den guten Kampf wider die Mächte der Finsternis kämpfen, wie es im Epheserbrief heißt (Eph 6, 12).

Gottes Maßstäbe sind andere als die Maßstäbe dieser Welt. Das müssen wir uns immer vor Augen halten. Diese Tatsache ist nicht nur ein Ansporn für uns, das Gute zu tun, den Willen Gottes zu erkennen und zu erfüllen, sie ist zugleich ein Trost auch für die Elenden, Kranken und Unglücklichen, die am Leben verzweifeln, für die, die auf der Schattenseite des Lebens angesiedelt sind.

Dass wir reich sind vor Gott, darauf kommt es an, weil unser Leben begrenzt und diese unsere Welt vergänglich ist und weil wir uns in unserem irdischen Leben bewähren müssen.

Wenn wir uns um das ewige Leben bemühen, das uns nicht in den Schoß fällt, dann ist unser Leben mit Christus in Gott verborgen, wie es in der (zweiten) Lesung heißt.

Das Christentum ist nicht Politik und soziales Bemühen, so stellt es sich oft dar in unserer Welt, das Christentum ist nicht Politik und soziales Bemühen, sondern Vorbereitung auf die Ewigkeit. Das Reich Gottes, das zentrale Thema der Verkündigung Jesu, ist nicht von dieser Welt. Es gilt, dass wir Gott die Ehre geben und seinen Willen erfüllen, wie er ihn uns kundtut durch seine Kirche, die nicht unsere Kirche ist, sondern die Kirche Gottes.

Darauf kommt es an in unserem Leben, dass wir unsere irdische Existenz auf Gott setzen, dass wir reich werden vor Gott, indem wir ihn fürchten, lieben und ehren. Im praktischen Leben ist das nicht immer leicht zu befolgen. Denn allzu groß sind seine Ablenkungen, vor allem, wenn es uns gut geht im Hinblick auf die Befriedigung unserer irdischen Bedürfnisse. Zudem übt das Sichtbare stets eine größere Faszination auf uns aus als das Unsichtbare. Deshalb bedürfen wir immer wieder der Besinnung, des Hörens auf das Wort Gottes, des Gebetes und der Sakramente. Hier ist vor allem auf das Sonntagsgebot hinzuweisen, auf die Mitfeier der heiligen Messe am Beginn einer jeden neuen Woche.

Es gilt, dass wir suchen, was droben ist, dass wir alles in den Dienst Gottes stellen und dem Reich Gottes den ersten Platz einräumen in unserem Leben. Nur wer die Ewigkeit sucht und die Anschauung Gottes in der Ewigkeit, wird sie finden. Das gilt jedenfalls in

der Regel. Denn normalerweise muss der Mensch - so will es Gott - mitwirken an seinem Heil. Was Gott uns schenkt, darum müssen wir uns bemühen. Gottes Geschenke sind nicht nur Gabe, immer sind sie auch Aufgabe für uns.

Als Gläubige müssen wir in uns den Hunger nach Gott und nach der Ewigkeit lebendig erhalten. Und den Trägern des apostolischen Amtes obliegt es in erster Linie, die kommende Welt verkünden, ob man das hören will oder nicht.

19. Sonntag im Jahreskreis

„Er zog sich zurück auf einen Berg, um zu beten, er, ganz allein“

Das Evangelium des heutigen Sonntags konfrontiert uns mit einem eindrucksvollen Bild: Jesus betet in der Einsamkeit am Ende eines erfolgreichen, aber auch anstrengenden Tages - nach der wunderbaren Brotvermehrung. Er spricht an diesem Abend mit dem Vater, fern von seinen Jüngern, wie es auch sonst immer wieder geschehen ist in den Tagen seines öffentlichen Wirkens.

Es ist auffällig, dass, wie uns die Evangelien berichten, Jesus oft in der Einsamkeit gebetet, dass er sich immer wieder zum Gebet zurückgezogen hat, dass er aber niemals zusammen mit seinen Jüngern gebetet hat. Er hat sie gelehrt zu beten, aber er hat nicht gemeinsam mit ihnen gebetet. Überhaupt hat er sich gemäß dem Zeugnis der Evangelien niemals mit ihnen zusammengeschlossen. Das Personalpronomen „wir“ kennt er nicht, er spricht nicht von „wir“, sondern immer von „ihr“ und von „euch“. Stets spricht er von „meinem“ und „eurem“ Vater, von „meinem“ und „eurem“ Gott. Darin erkennen wir jene eigenartige Fremdheit Jesu gegenüber seinen Jüngern, jene Distanziertheit, die uns auf seine metaphysische Gottessohnschaft verweist.

Die Fremdheit, die charakteristisch ist für das Verhältnis Jesu zu seinen Jüngern, verbietet es uns eigentlich, diese als seine Freunde zu bezeichnen, wie das heute immer wieder geschieht in der Predigt oder auch in der Katechese. Gewiss, Jesus selbst hat sie einmal als seine Freunde bezeichnet, im Johannes-Evangelium, im 15. Kapitel (Joh 15,14 f). Damit wollte er sich jedoch nicht mit ihnen zusammenschließen, heute würde man sa-

gen: damit wollte er ihnen nicht „auf Augenhöhe begegnen“, vielmehr wollte er damit sagen, dass er ihnen die Geheimnisse Gottes wie nahe stehenden Freunden offenbaren wollte und dass sie ihrerseits wie Freunde sein Leben nachahmen sollten. Aber Freunde konnten sie eigentlich nicht sein für ihn, die Jünger, denn sie standen nicht auf einer Stufe mit ihm. Er war der Sohn Gottes, sie aber waren Menschen. Er war der Meister, sie aber waren die Jünger. Das gilt auch für uns, wenn wir ihm glaubend nachfolgen. Der Abstand zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer ist unendlich.

Jesus hat im Grunde keine Freunde gehabt, er hat nur seinen Vater im Himmel gehabt. Mit ihm ist er immerfort verbunden in einer geheimnisvollen Symbiose. Darum betet er immer allein, in der Einsamkeit, darum schließt er sich im Gebet niemals mit seinen Jüngern zusammen, darum steht er in einer geheimnisvollen Distanz zur Welt und zu den Menschen. Er ist der Welt und den Menschen nahe, und doch ist er ihnen fern. Wie sollte das auch anders sein angesichts seines himmlischen Ursprungs und angesichts seines göttlichen Wesens?

Nach Aussage der Evangelien betet Jesus oft in der Einsamkeit: Das Gespräch mit dem Vater hat für ihn einen höheren Stellenwert als sein messianisches Wirken. Seine Beziehung zu Gott, die Gemeinschaft mit seinem Vater, sie ist das A und O seiner ganzen Existenz. „Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?“, fragt er schon als Zwölfjähriger seine irdische Mutter und seinen Pflegevater (Lk 2, 49).

Das Gebet Jesu muss uns ein Anlass zur Gewissenserforschung sein, dass wir uns fragen: Wie ist es um unseren Eifer im Gebet bestellt? In diesem Punkt müssen wir alle uns anklagen, ein jeder von uns. Allgemein ist der Sinn für das Gebet im Schwinden begriffen, überall in der Kirche. Das Gebet ist für viele gar suspekt geworden, vor allem für viele von denen, die das Katholischsein als Beruf verstehen, und vielfach auch für die so genannten engagierten Katholiken, die sich in den zahlreichen Gremien und Verbänden betätigen und mit immer neuen Papieren und Aktionen hervortun. Auf jeden Fall sind sie liberal, häufiger gar extrem, und vor allem sehr selbstbewusst, das aber nicht weniger extrem. Darum halten sie mehr von der Diskussion als vom Gebet, und das in wachsendem Maß. Die Diskussion nennen sie den Dialog. Da verbindet sich mit dem endlosen Debattieren ein ruheloser pragmatischer Aktionismus. Es muss sich etwas bewegen, wie man sagt, egal, was sich bewegt und wohin die Veränderung führt.

Gewiss gibt es Gruppen in der Kirche und viele Einzelne, die sich wieder auf das Gebet besinnen oder die dem Gebet stets den ersten Platz eingeräumt haben, aber sie bestimmen nicht das allgemeine Bild, in dem allgemeinen Klima der Verweltlichung gehen sie unter.

Dem modernen Menschen und seinem Lebensgefühl entspricht es eher, ohne das Gebet zu leben - im stolzen Vertrauen auf die eigene Kraft und das eigene Können. Damit endet er jedoch in einer Sackgasse, was freilich im Augenblick nur wenige erkennen. Die Sackgasse, in der man sich festfährt ohne das Gebet und im Grunde auch ohne den Glauben, ist das Chaos unserer Welt, das vorprogrammiert ist und seine Schatten vorauswirft. Die mitmenschlichen Beziehungen werden brüchiger, es wächst die Unzufriedenheit, und immer mehr Menschen zerbrechen am Leben.

Das Gebet ordnet unser Leben, es gibt ihm Richtung und Ziel, weil es unseren Blick nach innen wendet, wenn es in Treue und Gewissenhaftigkeit gepflegt wird, weil es unseren Sinn schärft für das Übernatürliche, für die Ewigkeit, und weil es uns hilft, dass wir uns von der Welt loslösen, von dem, was vergänglich und was im Grunde nur von kurzer Dauer ist.

Erst wenn wir beten, erkennen wir, worauf es ankommt. Und je besser und je mehr wir beten, umso nachhaltiger kann diese Erkenntnis unser Leben bestimmen. Das Gebet lehrt uns, unser irdisches Leben nicht als das Letzte anzusehen. Es macht uns gleichmütiger gegenüber dem Ereignishaften, damit aber glücklicher in den zahllosen Bedrängnissen des Lebens. Das Gebet ist vor allem der sicherste und der beste Weg zum Glauben, so sehr es irgendwie auch den Glauben schon voraussetzt. Es führt uns durch die Oberflächlichkeit der Diesseitsvergötzung hindurch und schenkt uns einen Blick für das Wesentliche, für das Bleibende in der Vergänglichkeit aller Dinge. Wir lernen das Gebet in der Schule Jesu, der häufig betete, aber immer allein und in der Einsamkeit. Das Bild des betenden Jesus sollten wir unserer Seele tief einprägen.

Das Gebet macht uns stark im Glauben und erhebt unsere Kräfte über das gewöhnliche Maß hinaus. Immer ist ein starker Glaube die Frucht des treuen und gewissenhaften Gebetes. Wissen wir recht zu beten, dann wissen wir auch recht zu leben.

Hochfest der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (20. Sonntag im Jahreskreis)

**„Die Mächtigen hat der Herr vom Thron gestoßen, und
erhöht hat er die Geringen“**

Das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel ist das älteste Marienfest der Kirche. Im Osten wurde es bereits am Beginn des 5. Jahrhunderts gefeiert. Festlich beging man schon damals den seligen Heimgang der Mutter Jesu und ihre Vollendung in der Herrlichkeit des Himmels. Im Geheimnis des heutigen Festtags geht es um die Wirklichkeit, dass die Mutter Jesu nach ihrem Tod, ihrem Sohn gleich gestaltet, verklärt und erhöht, mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen wurde. Das will sagen, dass sie nicht nur mit ihrer Seele bei Gott ist, sondern auch mit ihrem verklärten Leib. Diese Wirklichkeit wurde im Jahre 1950 in einem festlichen Gottesdienst durch Papst Pius XII. feierlich als Glaubenswahrheit definiert und zur höchsten Glaubensgewissheit erhoben. Die, die Gott vor der Erbsünde und vor jeder persönlichen Sünde bewahrt hatte, die Ersterlöste, an ihr sollte die Erlösung in der Gestalt der Auferstehung der Toten vollendet sein.

Seit der Auferstehung Jesu war das Leben Mariens mehr ein Warten auf den Tod. Nach ihrer Begegnung mit dem Auferstandenen harrete sie in großer Sehnsucht dem ewigen Beisammensein mit ihrem Sohn entgegen. In den Jahren, die ihr noch in dieser Welt vergönnt waren, war sie die Mitte der jungen Christengemeinde von Jerusalem. Später lebte sie möglicherweise noch einige Jahre in Ephesus. Ihr Leben gehörte jedoch in dieser Zeit eher jener anderen Welt an, die ihr und mit ihr uns allen verheißen ist.

Bereits die Kirchenväter bezeichnen Maria als die neue Eva, als das Urbild der Kirche und die Mutter der Erlösten. Sie konnten sich darauf berufen, dass der Gegensatz Maria - Eva die ganze Heilige Schrift durchzieht. In der Tat wird Maria schon beim Sündenfall, von dem im ersten Buch der Heiligen Schrift die Rede ist, als die neue Eva verheißen. Da wird sie einfach die „Frau“ genannt, wenn Gott zu der Schlange spricht: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und der Frau, zwischen deiner Nachkommenschaft und ihrer Nachkommenschaft“ (Gen 3, 15).

Die erste Eva lehnte sich auf gegen Gott, die zweite unterwarf sich ihm. Die erste wollte Gott nicht dienen, sie wurde daher zur Sklavin des Mannes, so sagt es die Schrift, die Unterdrückung der Frau ist die Folge der Sünde. Die zweite bekannte sich als die Magd des Herrn und wurde zum Urbild des erlösten Menschen. Die zweite Eva, Maria, stellt die ursprüngliche Würde der Frau wieder her und darüber hinaus die Würde des Menschen überhaupt. Darum wird sie als die Mutter des Erlösers selig gepriesen in den Jahrhunderten, wie sie selber es prophetisch vorausgesagt hat im Lobgesang des Magnificat.

Im letzten Buch der Heiligen Schrift, in der Geheimen Offenbarung, tritt Maria uns aufs Neue entgegen, hier als das strahlende Gegenbild der Hure Babylon, die mit ihrem Buhlwein die Erdenbewohner berauscht, wie es da heißt, die sie unglücklich macht und dabei selber immer unglücklicher wird.

Maria führt uns zum Licht, Eva führt uns in den Abgrund, in das Verderben. Zeiten, in denen Maria das Idealbild der Frau und des Menschen überhaupt ist, um sie braucht man sich nicht zu sorgen. Davon sind wir heute weit entfernt, denn weithin orientiert sich die moderne Frau nicht an Maria, orientiert sich der moderne Mensch nicht an der Mutter Jesu, wie sie uns im Glauben der Kirche begegnet. Der Abfall von Christus vollendet sich im Abfall von Maria.

Ein Volk steht und fällt mit seinen Frauen. Das gilt auch für das Volk Gottes, die Kirche. Dabei werden die eigentlichen Fäden der Geschichte von den Frauen gesponnen, im Guten wie im Bösen. Der Einfluss und die geistige Formkraft der Frau sind tiefer und weiter, als es nach außen hin oft den Anschein hat. Daher kann man den Geist einer Zeit am besten an der Haltung der Frauen und Mädchen ablesen.

Viele Frauen sind heute unsicher geworden, und viele haben ihre Würde vergessen. Sie achten sich nicht mehr, und sie werden daher nicht mehr geachtet. Wer geachtet werden will, muss sich zunächst selber achten, und er muss sich so verhalten, dass er geachtet werden kann. Dafür aber muss das Fundament gelegt werden. Darüber müsste mehr gesprochen werden in der Verkündigung der Kirche. Offiziell geschieht das, aber im Konkreten kaum. An der Basis der Kirche, da macht man vielfach nur noch Politik und redet

einfach das nach, was die anderen auch sagen.

Maria zeichnet sich aus durch innere Größe, durch Demut und Selbstlosigkeit, durch Reinheit und Würde, durch Einsatzbereitschaft, Ehrfurcht und Treue, sie zeichnet sich aus durch ihren schlichten Glauben und durch ihre bedingungslose Hingabe an Gott.

In der Lauretanischen Litanei rufen wir sie an als den Spiegel der Gerechtigkeit. Damit wollen wir sagen, dass sie alle Tugenden in sich vereint, dass sie das große Vorbild ist für uns alle, denn in der Gerechtigkeit vereinigen sich im Verständnis des Alten Testaments alle Tugenden, die zu verwirklichen wir alle berufen sind.

Die natürliche Hinneigung der Frau zu Gott und zur Welt der Religion, die natürliche Hinneigung der Frau zum Heiligen und ihre Liebe zum rechten Handeln hat in Maria eine unendliche Steigerung und Vollendung gefunden.

Wie Maria das Ideal der Frau und des erlösten Menschen ist, so ist Eva die Perversi-
on des Bildes der Frau und des Menschen, wie Gott es erdacht hat. Sie ist stolz, egoi-
stisch, niedrig in ihrem Denken, unrein, würdelos, ehrfurchtslos, treulos und verlogen,
ohne Glauben und ohne die Fähigkeit zu gläubiger Hingabe. Sie will nicht dienen, sie
will herrschen und wird gerade deshalb immer wieder zum Dienen verurteilt.

Orientierung an Maria, das ist das Gebot der Stunde. Nur dann, wenn wir uns darum be-
mühen, können wir mit Maria der Schlange den Kopf zertreten und den guten Kampf
kämpfen für das Gottesreich, nur dann aber haben wir letztlich Zukunft, in der Kirche
und in der Welt.

Orientierung an Maria, das setzt voraus, dass wir sie verehren, dass wir uns sie zum
Vorbild nehmen, dass wir ihre Gemeinschaft suchen und vor allem, dass wir sie lieben.
In der Liebe werden wir ganz unmerklich, ja, mühelos, durch die geliebte Person umge-
staltet. Wenn wir des Öfteren liebend bei ihr verweilen, verwandelt sie ohne großes
Aufsehen mehr und mehr unser Denken und Handeln.

Orientierung an der Mutter Jesu und ihre dankbare Verehrung, das gilt für uns alle. Ma-
ria lehrt uns, recht zu leben und recht zu sterben. Sie führt uns zum Licht, in ihr finden

wir das wahre Glück, schon in unserem irdischen Leben, jenseits der Schwelle des Todes wird es vollendet.

Maria ist der neue Mensch, der erste Christ, die ideale Jüngerin Jesu. Weil sie in der Mitte der Kirche ihren Platz innehat, deshalb müssen wir sie auch in den Mittelpunkt unserer persönlichen Frömmigkeit und unseres sittlichen Strebens stellen.

Über Maria kann man nie genug sagen, so lesen wir oft bei den Heiligen. Damit wollen sie sagen dass das Mariengeheimnis unausschöpflich ist. Es gilt, dass wir uns an Maria orientieren in unserem Leben und das wir sie liebend verehren. Es sollte kein Tag vergehen, an dem wir ihrer nicht gedenken und an dem wir sie nicht anrufen, an dem wir nicht wenigstens ein ehrfürchtiges und andächtiges Ave Maria beten.

Was uns nottut, das ist ein Leben sub specie aeternitatis, ein Leben mit dem immerwährenden Blick auf die Ewigkeit. Viele haben das heute verlernt. Maria lehrt es uns, wenn wir sie lieben und ehren.

21. Sonntag im Jahreskreis

**„Viele werden versuchen, hineinzukommen, aber
es nicht vermögen“**

Sind es viele, die verloren gehen, oder sind es wenige? Diese Frage werden auch wir uns schon gestellt haben, vielleicht mehr als einmal. Die Zahl derer, die zuversichtlich sind und meinen, alle würden gerettet, niemand gehe verloren, ist heute groß. Die so denken, sind jedoch vermessen. Vermessen ist der, der meint, er könne ein Ziel erreichen, ohne die Voraussetzungen dafür zu schaffen. Dass alle gerettet werden, das entspricht keineswegs der Predigt Jesu. Dieser Jesus gibt zwar im Evangelium des heutigen Sonntags keine direkte Antwort auf die entsprechende Frage der Jünger, aber doch eine indirekte. Sie besteht darin, dass er sie ermahnt, nicht leichfertiger dahinzuleben, ihre Berufung zum ewigen Leben ganz ernst zu nehmen und alles zu tun, dass sie gerettet werden.

Nicht erst heute sind wir versucht, die Botschaft des Evangeliums zu verharmlosen, denn wir möchten es bequem haben. Wir neigen dazu, unsere Wünsche in die Wirklichkeit hinein zu übertragen. Allzu oft ist der Wunsch der Vater unserer Gedanken. Die Versuchung, die Botschaft des Evangeliums zu verharmlosen, ist heute besonders groß, da der Glaube schwach geworden ist und noch schwächer die Ehrfurcht vor dem Wort Gottes. Zwar wird Jesus in den Evangelien als der Sünderheiland geschildert. Aber das ist er nur für die, die umkehren. Stets setzt die Vergebung die Bekehrung voraus. Dass dem so ist, das müsste uns im Grunde schon die Vernunft sagen.

Wir haben uns ein Gottesbild zurechtgemacht, in dem die Liebe Gottes im Grunde als Schwäche, nicht als Stärke zu verstehen ist, in dem Gott als der Großzügige erscheint, eher wie ein nachsichtiger Großvater, der gegenüber dem Menschen ein Auge, wenn nicht gar beide Augen zudrückt. In diesem Gottesbild darf Gott nur lieb sein. Furcht vor ihm darf es da nicht geben, kein Erschrecken, keine Angst und kein Erzittern. Der Gott des Alten und des Neuen Testaments ist hingegen ganz anders. Er ist ein barmherziger Gott, aber er ist unendlich groß, darum ist er auch der Gott der Schrecken, der Allgewaltige, der die Erde erzittern macht. Er ist uns nahe, gleichzeitig aber unendlich fern in seiner unvergleichlichen Größe. Vor allem aber ist er für uns ein fordernder Gott.

Der uns immer wieder im Alten Testament begegnende Satz „die Gottesfurcht ist der Anfang der Weisheit“ (Ps 110, 10; vgl. Spr 1, 7; 9, 10) gilt auch für das Neue Testament, für das man heute mit besonderem Eifer den Gott der Liebe reklamiert. Es gibt keine Liebe ohne die Furcht, ohne die Ehrfurcht, müsste man verdeutlichend hinzufügen. Es gibt keine Liebe ohne die Ehrfurcht, das gilt für alle Formen der Liebe bis hin zur ehelichen Liebe, was wir heute oft vergessen. Ehrfurcht meint scheue Liebe und liebende Scheu. So kann man sie noch am besten definieren. Geradezu programmatisch heißt es immer wieder im Alten Testament „dient dem Herrn in Furcht“ (Ps 2, 11). Das gilt nicht weniger für das Neue Testament.

Wenn Christus im Evangelium von der Tür spricht, so meint er die Tür zum ewigen Leben. Zweierlei sagt er von dieser Tür, zum einen, dass sie eng ist, und zum anderen, dass sie verschlossen werden kann und einmal verschlossen wird. Weil sie eng ist, deshalb ruft er uns dazu auf, dass wir uns mit allen Kräften darum bemühen, dass wir durch sie hindurchgelassen werden, dass wir alles einsetzen, um das ewige Leben zu erlangen.

Früher hieß es: „Rette deine Seele“. Heute schauen viele verächtlich auf diese Mahnung. Allein, die Devise „Rette deine Seele“, sie gilt auch heute noch.

Wir müssen uns das ewige Leben schon etwas kosten lassen. Es gibt die Sünde. Im Blick auf die Ewigkeit ist sie das entscheidende Problem unseres Lebens. Als schwere Sünde raubt sie das Gnadenleben, als lässliche gefährdet sie es. Und sie ordnet uns hin auf die Reue und auf das Bußsakrament. Das eine wie das andere muss unser Leben begleiten. Das Bußsakrament sollten wir in regelmäßigen Abständen empfangen, die Reue sollten wir täglich erwecken, unter Umständen mehr als einmal.

Wer meint, er sei gut und ihm könnte nichts passieren, der versündigt sich durch seine Selbstgerechtigkeit. Die aber ist schlimmer als viele Sünden, über die wir uns erheben.

Was Gott von uns erwartet und was uns rettet, das ist der leidenschaftliche Wille, die Herrschaft Gottes in dieser Welt sichtbar zu machen durch unser Denken, durch unser Reden und durch unser Handeln. Konkret bedeutet das, dass wir Gott verehren in Gebet und Gottesdienst, „im Geist und in der Wahrheit“ (Joh 4, 23), wie es in der Schrift heißt, und dass wir uns draußen, im alltäglichen Leben, bewähren in der Nachfolge Christi.

Christus erklärt im heutigen Evangelium: Viele werden versuchen, in das Reich Gottes zu kommen, werden es aber nicht schaffen (Lk 13, 24). Er will damit sagen, dass der gute Wille allein nicht genügt, dass die Anstrengung des Willens hinzukommen und dass der Wille zur Tat werden muss.

Die Tür ist nicht nur eng, sie bleibt auch nicht immer offen. Es gibt hier ein „zu spät“. Ein solches kann es nicht nur für jene geben, die nie Zeit hatten für Gott, sondern auch für jene, die sich darauf berufen können, dass sie mit Christus gegessen und getrunken haben und dass er auf ihren Straßen gelehrt hat (Lk 13, 26 f), die also auf ihre guten Beziehungen zu ihm pochen können. Man denkt da unwillkürlich an die zahllosen Kirchenfunktionäre von heute. Christus lässt sich indessen nicht beirren durch sie und durch ihre Argumentation. Darum seine ablehnende Antwort: „Ich weiß nicht, woher ihr seid“ oder „ich kenne euch nicht“ (Lk 13, 27). Sie haben nicht die Gerechtigkeit im Leben geübt, die Gerechtigkeit als Inbegriff aller Tugenden. Darauf aber kommt es an. Es

kommt darauf an, dass wir den Willen Gottes in der Gemeinschaft der Kirche erfüllen, dass wir für Gottes Gebote eintreten in einer gottfremden Welt und dass wir sie uns ganz zu Eigen machen in unserem Leben.

Es ist an der Zeit, dass wieder die ungeschmälerte Botschaft und der Ernst der Forderung Gottes zum Ausdruck kommen in der Verkündigung der Kirche. Verheerend wirken sich heute die Verharmlosung des Glaubens und die fatale Reduktion der Jenseitigkeit Gottes aus. Der Wille Gottes ist kompromisslos. Gott macht keine Angebote, er fordert, er fordert den ganzen Menschen. Den Willen Gottes zu erfüllen, das ist oftmals schwer, aber Gott gibt uns ein gutes Gewissen, wenn wir uns bemühen, seine Gebote zu befolgen. Und wo immer wir eine Versuchung überwunden haben, da belohnt uns Gott durch die Erfahrung reiner und tiefer Freude.

In der „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen (+ 1471) heißt es: „Du musst durch Feuer und Wasser hindurch, bevor du zum Paradies gelangst. Nur mit Kampf wirst du das Böse meiden“ (Buch 1, Kap. 22). Genau das ist die Sprache des heutigen Evangeliums und des Evangeliums überhaupt.

22. Sonntag im Jahreskreis

„Verdemütige dich, und du wirst Gnade finden bei Gott“

In den Texten der Heiligen Schrift, die an diesem Sonntag verlesen werden, wird uns eine Lektion über die Tugend der Demut erteilt. Würden wir uns auf die Suche machen, wir könnten noch eine Unmenge weiterer Stellen zu diesem Thema in der Offenbarung Gottes finden, im Alten wie auch im Neuen Testament. Sehr oft ist in der Offenbarung Gottes die Rede davon, dass der Stolz des Menschen die Quelle aller Übel ist, dass er jeder Sünde zugrunde liegt, dass die Ursünde des Menschen die Sünde des Stolzes und des Ungehorsams gewesen und dass die Erlösung durch die Demut und den Gehorsam des Mensch gewordenen Gottessohnes erfolgt ist, dass es daher kein Heil und keine Heilung gibt für uns, wenn nicht durch die Tugend der Demut.

Wer von uns hat nicht schon unter dem Stolz gelitten? Unter dem Stolz der anderen, im

beruflichen und im gesellschaftlichen Leben oder in der Familie oder auch in der Gemeinschaft der Kirche? Aber es ist nicht nur der Stolz der anderen, der Unbehagen verbreitet, der Streit und Uneinigkeit herbeiführt und die Atmosphäre vergiftet, es ist auch unser eigener Stolz, oftmals, ohne dass wir es wissen.

Der Stolz führt zur Rücksichtslosigkeit und zum Unglauben, zur Missachtung Gottes und auch zur Missachtung des Menschen. Wenn ein Mensch nicht glauben will oder wenn er meint, er kann es nicht, immer ist das eigentliche Hindernis der Hochmut, in dem er sich selbst im Wege steht, in dem er sich selbst und das, was er verstehen kann, zum Maß aller Dinge macht.

Der Mensch leugnet Gott, weil er stolz ist, oft ist es jedenfalls so, weil er sein will, was er nicht sein kann, weil er tun will, was er möchte, weil er sein eigener Gott sein will. Aber das geht nun einmal nicht. Der Mensch kann nicht Gott sein, er kann nur ein Götze sein, ein nachgemachter Gott.

Dem Stolzen ist nicht nur Gott gleichgültig. Der Stolze, der konsequent Stolze, kennt nur sich selbst, weshalb ihm auch jeder Mitmensch im Grunde gleichgültig ist. Es sei denn, er steht seinen Interessen entgegen, dann ist er ihm nicht gleichgültig, dann betrachtet er ihn feindselig als seinen Rivalen. Oder wenn er einflussreich ist, sucht er sich seiner zu bedienen.

Wenn die Menschen nur auf ihre eigene Ehre bedacht und auf ihren persönlichen Vorteil ausgerichtet sind, ist das auf die Dauer der Tod jeder Gemeinschaft. Denn immer lebt die Gemeinschaft aus der Demut, aus der Demut derer, die in ihr zusammenstehen.

Der Stolz führt zur Missachtung Gottes und des Menschen. Die Demut aber ist das Fundament der Gottesverehrung und der menschlichen Brüderlichkeit. Die Demut vor Gott und die Demut im Umgang mit den Mitmenschen, sie gehören zusammen.

Die Demut vor Gott meint die Anerkennung unserer menschlichen Geschöpflichkeit, unserer Abhängigkeit, unseres Angewiesenseins auf Gott, die Anerkennung der Majestät und Größe Gottes, woraus die Ehrfurcht, das Gebet und der schlichte Glaube, die Annahme des Wortes Gottes mit allen Konsequenzen für das Leben.

Die Pharisäer waren zurzeit Jesu durchaus gläubige, ja, gottesfürchtige Menschen. Sie beteten und erfüllten die Gebote Gottes gewissenhaft, es fehlte ihnen jedoch die Demut, denn sie bildeten sich etwas ein auf ihre religiöse Praxis, und sie erhoben sich dabei über die anderen. Darum war ihre Frömmigkeit weniger wert in den Augen Gottes, fehlte ihr doch von Gott her gesehen das rechte Fundament. Von daher zerstörten sie in ihrer Verblendung das Gute, das sie aufgebaut hatten und das sie täglich aufbauten.

Der Demütige lebt nicht zuletzt in der Gesinnung der Dankbarkeit. Er weiß, dass alles, was er hat, Geschenk ist, Geschenk aus der Hand Gottes oder auch aus der Hand der Menschen, Gabe Gottes oder Gabe der Menschen. Hat er mehr erhalten von Gott als andere, so darf er das nüchtern registrieren. Die Demut gebietet uns nicht, dass wir die Augen vor der Wirklichkeit verschließen oder dass wir uns selber etwas vormachen. Das Mehr, das wir erhalten haben, verpflichtet uns aber vor Gott und vor den Menschen. Das dürfen wir dabei nicht übersehen. Wer fünf Talente verdoppeln will, muss sich mehr anstrengen als der, der nur zwei verdoppeln will.

Die Demut ist keineswegs so etwas wie Selbstverachtung. Ein gesundes Selbstbewusstsein ist durchaus mit ihr zu vereinbaren. Sie verbietet uns auch nicht den Ehrgeiz. Denn auch der ist nicht in sich schlecht. Ganz im Gegenteil, er ist ein wichtiger Ansporn, nach hohen Zielen zu streben.

Der Demütige vergisst indessen nicht, dass wir uns niemals rühmen können, weil alles, was wir haben, letztlich Gnade ist, er vergisst nicht, dass der eigentliche Wert des Menschen nicht an seiner äußeren Stellung abgelesen werden kann und dass das, was der Mensch schließlich erreicht, nur zum geringsten Teil sein eigenes Verdienst ist. Zudem urteilt Gott oft ganz anders über den Menschen als wir, weil wir nur das Äußere sehen und weil das Innerste des Menschen uns allzu oft verschlossen bleibt.

Im Evangelium des heutigen Sonntags ermahnt Christus die Gäste eines führenden Pharisäers durch ein Gleichnis, sich nicht auf den ersten Platz zu setzen, damit ihnen nicht ein anderer Platz zugewiesen wird und sie so nicht gedemütigt werden. Damit will er uns sagen: Gott ist es, der uns die Plätze zuteilt, hier in der Welt und vor allem einst in der Ewigkeit. Wer stolz und hochmütig den ersten Platz einnehmen will, der betrügt sich selbst und die Menschen. Das aber wird ihm zum Verhängnis, denn Gott kann er nicht betrügen. Wer sich nicht selbst demütigt, der wird gedemütigt, von den Menschen

und von Gott, von Gott spätestens in der Ewigkeit. Besser aber ist es, in der Zeit gedemütigt zu werden als in der Ewigkeit.

23. Sonntag im Jahreskreis

„Wenn einer nicht allem entsagt, kann er nicht mein Jünger sein“

Jesus bindet - daran erinnert uns das heutige Evangelium - die Menschen an seine Person, nicht an den Gott der Väter, wie das die alttestamentlichen Propheten getan haben und auch Johannes der Täufer es noch getan hat. Das liegt in der Konsequenz seines Selbstbewusstseins. Denn für ihn gilt: Wer bei ihm ist, der ist bei Gott. Wer ihn gefunden hat, der hat Gott gefunden. Wer auf ihn hört, der hört auf Gott. Wer sich von ihm abwendet, der wendet sich von Gott ab. Wer ihm den Glauben versagt, der versagt Gott den Glauben.

Wenn er so die Menschen an seine Person bindet, erkennen darin Gläubige wie Ungläubige, dass er sich über alle Menschen erhebt, dass er sich als Gott in Menschengestalt versteht. Für die, die ihm keinen Glauben schenken, die nicht seine Anhänger werden, wohl aber an der alttestamentlichen Offenbarung festhalten, ist das der Gipfel der Anmaßung, ist das eine ungeheure Gotteslästerung: „Der macht sich Gott gleich“, sagen sie. Darum liefern sie ihn dem Tod aus. Sein Anspruch, Gott gleich zu sein, ist der eigentliche Grund für das Todesurteil, das man schon bald über ihn verhängt.

Wer sich gläubig an die Person Jesu bindet, der ist im Verständnis des Neuen Testaments sein Jünger. Von diesem Jüngersein aber hängt im Verständnis des Neuen Testaments das ewige Heil des Menschen ab. So sagen es unmissverständlich die vier Evangelien. Demnach setzt der, der die notwendige Einsicht hat und es dennoch ablehnt, Jesu Jünger zu sein, seine Ewigkeit aufs Spiel.

Wie das Jüngersein im Einzelnen auszusehen hat, davon spricht das Evangelium des heutigen Sonntags. Es sagt zunächst: Der Jünger muss Jesus den ersten Platz einräumen in seinem Leben. Er darf nicht die Welt oder die Menschen oder sich selbst mehr lieben als ihn.

Um bei diesem Punkt einen Augenblick zu verweilen: Wie anders sieht das oft bei uns aus. Damit verfehlen wir jedoch unsere Berufung. Welche Rolle spielt oft das Geld oder der Besitz oder das Vergnügen oder das berufliche Fortkommen oder die Ehre bei den Menschen für uns? Nicht wenige verkaufen ihre Seele für lumpiges Geld, für ein bisschen Anerkennung, für ein kleines Vergnügen. Wenn uns das die Menschen nicht mehr sagen, Gott sagt es uns. Vieles geht hier allerdings auf das Konto der Gedankenlosigkeit. Aber auch sie hat ihre Grenzen in den Augen Gottes, die Gedankenlosigkeit, auch durch sie können wir schuldig werden vor Gott. Die Zeit ist kurz, und schon bald beginnt die Ewigkeit oder, wie die Schrift sagt, die Nacht, in der niemand mehr wirken kann. Daran denken wir alle viel zu wenig.

Das zweite Moment, das zur Jüngerschaft gehört, ist, so sagt es das Evangelium des heutigen Sonntags, die Nachfolge. Der Jünger muss Christus sein Kreuz nachtragen, und zwar täglich. Das Kreuz, das wir Christus nachtragen sollen, das sind die Leiden, die uns auferlegt werden, die körperlichen Schmerzen, die Sorgen des Alltags, die Zurücksetzungen, die Misserfolge und die Ungerechtigkeiten, die unseren Lebensweg säumen. Das alles trägt der Jünger Christi in Geduld, ohne zu murren und ohne Bitterkeit, in innerer Verbundenheit mit dem Meister.

Demgegenüber fliehen wir oft vor solcher Gleichgestaltung mit Christus und sind wir oft geradezu unausstehlich, wenn wir leiden müssen. Damit verpassen wir jedoch immer wieder eine Gelegenheit, weisen wir immer wieder eine Gnade zurück, die uns näher an das ewige Ziel heranzuführen will.

Das Leid, das wir so oder so tragen müssen, wird fruchtbar für die Ewigkeit, wenn wir es im Geist der Nachfolge Christi tragen. Zugleich drückt es uns weniger schwer, wenn wir es in diesem Geiste tragen, denn auch hier gilt, was immer gilt in unserem Leben: Geteiltes Leid ist halbes Leid, das Leid, das wir nicht allein tragen müssen, das eingebettet ist in die Gemeinschaft der Liebe, drückt uns weniger schwer. In der liebenden Gemeinschaft mit dem gekreuzigten Erlöser finden wir daher - auch das ist ein wichtiger Gesichtspunkt - unermesslichen Trost in unseren Leiden, unendlich mehr, als Menschen ihn uns zu geben vermögen.

Und ein drittes Moment gilt für die Jüngerschaft: Der Jünger muss die rechten Mittel für

das Ziel einsetzen. Wenn man eine weltliche Unternehmung in Angriff nimmt, muss man sich wohl überlegen, wie man bis zum Ende durchhalten kann. Es ist immer blamabel, wenn man auf halbem Wege stehen bleiben oder umkehren muss. Der Einsatz muss dem Ziel entsprechen, der Preis dem Wert. Damit wird der erste Gedanke unserer Überlegungen noch einmal aufgegriffen: Der Jünger muss Christus den ersten Platz einräumen. Das aber hat Konsequenzen für ihn.

Wir tragen gern auf zwei Schultern, wir hinken gern zwischen den Götzen und dem wahren Gott hin und her. Die Halbherzigkeit ist für uns heute in vieler Hinsicht beinahe so etwas wie eine Weltanschauung geworden. Durch sie aber belasten wir nicht zuletzt auch die Kirche. Die Halbherzigkeit jener Personen, die besondere Verantwortung tragen in der Kirche, wird momentan besonders ausgeschlachtet durch jene, die sich an den Niederlagen der Kirche erfreuen. Diese Gelegenheit hätten wir ihnen besser nicht gegeben.

Inkonsequenz verdunkelt die Wahrheit und ihren Glanz. Konsequenz hingegen hat werbende Kraft. Sie überzeugt. Da die Halbherzigkeit so oft unser Leben bestimmt und wir uns im Tiefsten doch ihrer schämen, nennen wir sie anders, positiver, sagen wir gern zu unserer Rechtfertigung: Man darf nichts übertreiben, man darf sich nicht ganz unbeliebt machen, man muss auch einmal fünf gerade sein lassen, man darf nicht zu kleinlich sein.

Halbherzigkeit ist Unentschiedenheit, sie ist Inkonsequenz oder, um es noch negativer zu sagen, Lauheit. Wir neigen dazu, auf zwei Hochzeiten tanzen, aber man kann nicht Gott dienen und zugleich dem Mammon. Auf den Geist kommt es an, auf die innere Gesinnung.

Nun kann nicht jeder sich auch äußerlich ganz in den Dienst Christi und seiner Kirche stellen. Es gibt die besondere Berufung der Priester- und Ordensleute. Für alle gilt jedoch, dass sie nur dann das Heil finden, wenn sie Christus den ersten Platz einräumen, Christus und seiner Kirche, in der er fortlebt, wenn sie ihm ihr Kreuz nachtragen, wenn sie konsequent sind in ihrem Einsatz und wenn sie nicht die Halbherzigkeit zu einer Tugend machen.

24. Sonntag im Jahreskreis

„Im Himmel wird mehr Freude sein über einen einzigen Sünder, der sich bekehrt, als über neunundneunzig Gerechte“

Die Mitte der Botschaft des Neuen Testaments ist die Botschaft von der Sünde und von der Gnade. Nicht um Weltverbesserung geht es in der Predigt Jesu, sondern um die Veränderung des Menschen, um die Verwandlung der Herzen, um die Bekehrung der Sünder. Das Neue Testament weiß, dass die Sünde das größte Übel ist, weil sie die Quelle aller Übel ist. Und es weiß, dass die Bekehrung und die Vergebung das höchste Glück des Menschen sind, weil die Vergebung die Ursache aller wahren Freude ist und weil sie uns hilft, das Leid der Vergänglichkeit dieser unserer Welt zu überwinden.

Die Sünde ist in ihrem Kern die Abwendung des Menschen von Gott und daher in ihrem Wesen Unordnung, Widerstreit, letztlich Chaos. Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht von der Vergebung der Sünde und dem, was ihr vorausgeht, und die (zweite) Lesung zeigt uns die Abgründe der Sünde, wenn in ihr die Rede ist von der Sünde des Paulus. Immer wieder kommt Paulus in seinen Briefen auf die große Sünde seines Lebens zu sprechen. Die Erinnerung daran, dass er einst ein grimmiger Christenverfolger war, noch im Alter lastet sie auf ihm. Er hatte aus einem irrigen Gewissen gehandelt, er hatte geglaubt, so handeln zu müssen. Aber das beruhigte ihn nicht. Das ist überraschend angesichts der Tatsache, dass wir heute immer wieder die Normativität des Gewissens hervorheben, dass wir immer wieder gar die Autonomie des Gewissens behaupten, die Autonomie des subjektiven Gewissens, etwa gegen die Vernunft oder gegen die Naturgesetze oder gegen den Papst oder, wenn es sein muss, gegen Gott selbst.

Es muss uns nachdenklich machen, wenn Paulus sich nicht mit dem Zeugnis seines Gewissens zufrieden gibt. Denn er war alles andere als ein ängstlicher Skrupulant, er war vielmehr nüchtern, er war ein im Leben gehärteter Mann. Aber er weiß, dass man bis zu einem gewissen Grad auch für ein irriges Gewissen verantwortlich ist, er weiß: Hinter einem irrigen Gewissen stecken oft Stolz und Voreingenommenheit und der Mangel an Aufgeschlossenheit für die werbende Gnade Gottes. So fragen wir alle des Öfteren nicht einfach: Wo ist die Wahrheit? Und was ist sie?, sondern wissen von vornherein ebenso

oft: So darf sie nicht aussehen, die Wahrheit.

Paulus ist kritisch gegen sich selbst. Darum erkennt er, hellsichtig geworden durch die Liebe zu Christus, seine verborgene Schuld. Umso dankbarer ist er für die Barmherzigkeit Gottes, die ihm zuteil geworden ist in der Christusbegegnung vor Damaskus.

Wie weit wir im Gericht uns auf unser Gewissen berufen können, hängt ab von unserem ehrlichen Suchen. Da ist der Völkerapostel Paulus ein Vorbild für uns. Solche Vorbilder sind selten geworden in unserer Zeit, so muss man heute schon kritisch bemerken.

Paulus kannte die Schliche seines Herzens, und er hat sich nicht geschont. Umso größer ist sein Staunen über die Barmherzigkeit Gottes.

In der Geschichte seines Lebens ist Paulus so etwas wie ein Schulbeispiel für die Abgründigkeit der Sünde auf der einen Seite und für die Macht der Gnade Gottes auf der anderen Seite geworden. Daher braucht niemand zu verzweifeln.

Die Sünde ist in ihrem Kern die Abwendung des Menschen von Gott, das Streben des Menschen, sein eigener Gesetzgeber zu sein, nicht Gott Herr seines Lebens sein zu lassen, sondern sich selbst an die Stelle Gottes zu setzen. So sagten wir. Von daher ist sie das Hauptthema nicht nur des Alten und des Neuen Testamentes, sondern der ganzen Geschichte der Menschheit, die nur von Gott her verstanden werden kann, weil der Mensch seinem innersten Wesen nach auf Gott hin ausgerichtet ist, sich aber gleichzeitig stets ihm gegenüber emanzipieren, sein eigener Gott sein möchte. Darum ist die Sünde auch das Hauptthema der Religion, einer jeden Religion, weil es da immer um Gott geht.

Das Bewusstsein von der Sünde aber schwindet da, wo das Gottesbild verdunkelt wird, wo der Mensch an die Stelle Gottes tritt und ihn verdrängt. Das aber ist heute oftmals der Fall. Dann hält man noch eine Weile an der Sünde fest, interpretiert sie dann aber als Verfehlung nicht mehr gegen Gott, sondern gegen den Menschen. Dann kultiviert man die Mitmenschlichkeit, macht die Welt damit jedoch keineswegs menschlicher, ganz im Gegenteil. Die Religion der Mitmenschlichkeit hat keinen Bestand, weil sie Gott ausklammert.

Setzt man an die Stelle des Evangeliums von Gott und von der Ewigkeit das Evangelium vom Menschen, wird das Leben immer unmenschlicher, tritt das Chaos an die Stelle einer humanen Welt. Wenn wir um unsere Verantwortung vor Gott vergessen, verlieren wir das Fundament unserer Verantwortung vor den Menschen. Die Würde des Menschen ruht in der Wirklichkeit Gottes, der den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen hat.

Das moderne Axiom „Von Gott reden, heißt vom Menschen reden“ ist eine sublimale Zerstörung nicht nur des Christentums, sondern jeder Religion.

Wenn die Theologie, die Lehre von Gott, zur Anthropologie wird, zur Lehre vom Menschen, so drückt man es heute gern aus, dann verschwindet Gott hinter dem Horizont der Geschichte, dann verschwindet mit der Tugend der Religion schließlich jede Verantwortlichkeit des Menschen, dann zerstört der Mensch sich selbst und seine Welt. In solcher Horizontalisierung der Botschaft Gottes an die Menschheit, dürfte der eigentliche Grund für die vielfachen Verfallserscheinungen liegen, wie sie uns heute in der Kirche und im Christentum begegnen, die freilich in entsprechender Abwandlung die moderne Welt ganz allgemein kennzeichnen.

Dem Zusammenbruch der Religion folgt der Zusammenbruch der Moral, der seinerseits in gewisser Weise jedoch schon am Zusammenbruch der Religion, an ihrer Abwendung von Gott, beteiligt ist.

Dass wir zu Gott finden, das ist das Gebot der Stunde, dass wir wieder die Not der Sünde erkennen und den Segen der Vergebung. Jesus geht es um die Versöhnung des Menschen mit Gott. Diese aber setzt voraus, dass der Mensch die Sünde als Treulosigkeit gegenüber Gott und als Trennung von ihm, als Verfehlung gegen seine Liebe und damit auch als Undankbarkeit realisiert und dass er sich, wie der verlorene Sohn, wieder aufmacht zu Gott.

Wenn Jesus die Gemeinschaft mit den Sündern sucht, tut er das nicht aus Solidarität mit ihnen, sondern, um sie zu retten. Er fühlt sich nicht besonders wohl bei ihnen, er liebt die Sünder nicht als solche, sondern er liebt sie, sofern sie sich bekehren. Von denen,

die sich vor Gott verschließen, wendet er sich ab. Er gleicht sich ihnen nicht an, sondern er gleicht sie sich selber an, er zieht sie zu sich empor.

Man mokiert sich heute gern über den Stil früherer Verkündigung und Katechese. Da sei immer nur die Sünde lautstark verdammt und dem Sünder ins Gewissen geredet worden, ja, man habe ihm nur immerfort mit der Hölle gedroht. Das ist eine Verdrehung der Tatsachen. Hier und da mag eine geistlose Vereinfachung der Botschaft Christi vorgekommen sein. Aber die große Tradition der Kirche ist die, dass man nie von der Sünde gesprochen hat und von ihren Folgen, ohne auch von der Barmherzigkeit Gottes und von seiner Verzeihungsbereitschaft zu sprechen. Aber es gibt keine Barmherzigkeit auf Seiten Gottes und keine Vergebung - das vergisst man heute allzu oft -, wenn der Mensch sich nicht bekehrt und wirksame Reue bekundet.

Die Dialektik von Sünde und Vergebung, wenn ich es einmal so sagen darf, ist die Mitte des Evangeliums und der authentischen Botschaft der Kirche. Erst wenn wir daraus leben, aus dieser Spannung, erst dann wird unser Christsein wieder jugendfrisch, kann die Kirche wieder der Welt das Heil bringen, worauf sie wartet. Die übernatürliche Dimension der Sünde, die lebendige Erfahrung der Barmherzigkeit Gottes in der Bekehrung und in der neuen Hinwendung zu Gott als Grundakt unseres Christseins würde uns und der Welt nicht zuletzt wieder eine Ahnung geben von dem, was im Kreuz Christi geschehen ist.

25. Sonntag im Jahreskreis

„Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen“

Das ganze 16. Kapitel des Lukas-Evangeliums behandelt die Beurteilung des irdischen Besitzes durch Christus. Dreizehn Verse dieses Kapitels bilden das Evangelium des heutigen Sonntags.

Sie beginnen mit einem Gleichnis. Die entscheidenden Personen dieses Gleichnisses sind ein Großgrundbesitzer und sein Verwalter. Dabei geht es in erster Linie um den Letzteren. Dieser wird bei seinem Herrn angeklagt, weil er dessen Besitz durch schlech-

te Verwaltung verschleudert hat. Der Gutsherr schenkt der Anklage Glauben, und dem Verwalter gelingt es nicht, das erschütterte Vertrauen zurückzugewinnen. Er wird seines Amtes enthoben und zur Rechenschaft aufgefordert, damit so das Maß seiner Untreue deutlich wird. In dieser Lage stellt er Überlegungen an für seine Zukunft. Bei seinem Herrn noch etwas zu erreichen, ihn etwa umzustimmen, erscheint ihm nicht mehr möglich. Die beiden anständigen Wege, sich nach der Entlassung durch Graben - das steht sprichwörtlich für schwere körperliche Arbeit - oder durch gewerbsmäßiges Betteln durchzubringen, kommen nicht in Frage für ihn, aus verschiedenen Gründen. Da kommt ihm in seinen Überlegungen schließlich ein rettender Gedanke. Wenn er ihn verwirklicht, ist er allen Sorgen enthoben. Noch einmal verfügt er zu seinen Gunsten über das Eigentum seines Herrn, dieses Mal skrupelloser noch als zuvor. Er lässt die Schuldner seines Herrn einzeln zu sich kommen und macht sie zu Komplizen seines Betrugs, legt damit seinen Betrug so schlau an, dass sein Herr nichts davon erfahren kann. Die zwei Komplizen, die im Gleichnis vorgeführt werden, sind nur als Beispiele genannt für viele andere. Der eine schuldet seinem Herrn ungefähr 4000 Liter Öl, etwa den Jahresertrag von 100 Ölbäumen, der andere schuldet ihm ungefähr das Zehnfache an Weizen. Möglicherweise handelt es sich bei ihnen um Pächter, die mit ihren Abgaben noch im Rückstand sind, oder um Händler, die Ware auf Kredit erhalten haben. Aber das ist eigentlich unwichtig für das Verständnis des Gleichnisses. Entscheidend ist die Änderung der Schuldscheine. Diese nehmen die davon Profitierenden selber vor, und der Verwalter übergibt dem Gutsherrn die neuen Schuldscheine.

Der Grundgedanke des Gleichnisses ist der, dass der Verwalter gelobt wird wegen seiner Klugheit, mit der er Vorsorge getroffen hat für seine Zukunft, solange er noch Zeit hat. Der Herr, der den Verwalter lobt, ist nicht der Gutsbesitzer, sondern der, der das Gleichnis erzählt, Christus. Nur für seine Klugheit wird der Verwalter gelobt, für nichts anderes. Und nur darin liegt seine Vorbildlichkeit, die Vorbildlichkeit seiner Handlungsweise. Wird das beachtet, dass es nur auf diesen Zug des Gleichnisses und nicht auch auf die Ungerechtigkeit des Verwalters ankommt, die nicht gelobt wird, verliert das Gleichnis seine moralische Bedenklichkeit.

Das Fazit des Gleichnisses ist: Die Kinder dieser Welt, das sind die, die in ihrem Denken und in ihrem Handeln vom Geist dieser unserer gottentfremdeten Welt bestimmt sind und nur irdische Ziele kennen, sie sind klüger in der Verfolgung ihrer Ziele und

haben mehr Weitblick als die „Kinder des Lichtes“, als jene, die sich von dem von Gott kommenden Licht leiten lassen, die von der Hoffnung auf die Ewigkeit bestimmt sind.

Die religiösen Menschen sind oftmals weniger konsequent als die ganz von ihrem Eigennutz getriebenen Weltmenschen. Das ist ein Tadel für uns. Ihn spricht der Evangelist aus. Unsere mangelnde Konsequenz besteht heute in unserer Anpassung an die Welt. Das gilt für unseren Glauben nicht weniger als für unsere Lebensweise und nicht zuletzt auch für die Verkündigung in der Gegenwart.

Denn in vielfältiger Weise wird die Botschaft Gottes heute frisiert aus ängstlicher Berechnung oder auch aus einem schwach gewordenen Glauben. Der Heilige Vater macht es anders: Er sagt die Botschaft klar heraus und gewinnt gerade dadurch, wie wir das in diesen Tagen wieder bei seinem Englandbesuch erlebt haben. Dabei wird er nicht müde, vor einer bequemen Anpassung an den Zeitgeist zu warnen und vor einem Einschwenken auf die Diktatur des Relativismus unserer Tage.

Die Anpassung an den Zeitgeist ist die Quelle aller Übel, welche die Kirche heute heimsuchen und ihre Botschaft unglaubwürdig machen vor der Welt. Darin zeigt sich, wie schal das Salz unseres Glaubens bereits geworden ist.

Dem Gleichnis unseres Evangeliums folgen fünf Verse, die als Anwendungen des Gleichnisses zu verstehen sind. Sie werden zusammengehalten unter dem Stichwort „Mammon“. Die entscheidende Aussage ist hier die: Die wahre Klugheit besteht darin, dass man den ungerechten Mammon - der Mammon steht für den irdischen Besitz - so benutzt, dass man durch ihn Freunde im Himmel gewinnt.

Man muss also gleichsam das Gegenteil tun von dem, was der Gutsbesitzer von seinem Verwalter als selbstverständlich erwartet hat, dass er ihm nämlich seinen Mammon erhält und vermehrt. Dabei dürfte die Verwendung des Mammon zum Almosengeben nicht die einzige Art sein, sich Freunde im Himmel zu erwerben. Das Almosen sollte ein wichtiger Punkt sein in unserem Leben als Christen. Es gilt, dass wir großzügig sind mit unserer Habe und jene teilnehmen lassen an unserem Besitz, die weniger Anteil haben an den Gütern dieser Welt als wir selber. Der Mammon ist von relativem Wert, spätestens in der Todesstunde hört er auf, für seinen Besitzer einen Wert zu haben.

Allgemein wird er in unserem Evangelium ungerecht genannt, der Mammon, nicht nur der auf unrechte Art erworbene, deshalb, weil er uns in seiner Faszination immer wieder zur Versuchung wird und weil er uns allzu leicht von den ewigen Gütern ablenkt.

Die religiösen Güter sind der eigentliche und bleibende Besitz für den Menschen. Sie sind für ihn ein wahrer Besitz, der sein Eigentum wird, und zugleich ein anvertrautes Gut, dessen Bewahrung Treue verlangt. Man kann nicht gleichzeitig sich dem irdischen Besitz und dem ewigen Gott hingeben. Diese Unmöglichkeit drängt uns immer neu zur Entscheidung für den Dienst vor Gott in der Gestalt des Doppelgebotes der Gottes- und Nächstenliebe. Die irdischen Güter sind nicht in sich schlecht, im Gegenteil, sie sind gut, allein, wir müssen sie in den Dienst der ewigen stellen, und zwar konsequent.

26. Sonntag im Jahreskreis

„Sie haben Mose und die Propheten“

Die Menschen unserer Tage unterscheiden sich nicht wesentlich von der Zuhörerschaft Jesu im Evangelium des heutigen Sonntags, sofern auch unter ihnen heute viele sind, die nicht auf Mose und die Propheten hören und nicht auf die Kirche und auf den Papst hören - so können wir hinzufügen -, das heißt: auf jene, die Gottes Boten sind - bis es einmal zu spät ist. Auch viele Glieder der Kirche hören heute nicht auf Mose und die Propheten, auf die Kirche und ihren Exponenten den Papst, und vielleicht wenden auch wir uns manchmal ab von ihnen, wenn uns die Forderungen Gottes in dieser Form zu schwer erscheinen, oder wir biegen sie dann zurecht, die Forderungen Gottes, nach unserem eigenen Gutdünken. Wir interpretieren sie neu, wie man heute gern sagt. Nicht wenige Theologen kommen uns dabei gern zu Hilfe.

Wenn wir heute wirklich hören wollen auf die Boten Gottes, so müssen wir schon genauer hinhören, weil diese allzu oft übertönt werden von den Meinungsmachern in den Medien, von den Politikern und den säkularen Propheten des Indifferentismus, des Relativismus und des Nihilismus, von Propheten, die unserem Selbstgefühl schmeicheln,

die uns nach dem Munde reden, die uns alles das vorschlagen, wonach uns der Sinn steht, vor allem Genuss, Anerkennung und Ehre bei den Menschen und Besitz. Wir machen es dann wie der reiche Prasser im Evangelium, der nur für sich lebte, der nur an das gegenwärtige Leben dachte, der alle Tage Feste feierte und der es sich gut sein ließ, den allerdings dann der Tod einholte, bevor er sich bekehrte hatte.

Im Wohlstand wiegen sich heute viele in falscher Sicherheit und vertrauen den Lügenpropheten dieser Welt. Sie leben so, wie die anderen auch leben, wie sie alle leben, bis ihnen die Augen aufgehen. Geschieht das aber erst nach dem Tod, dann ist es zu spät. Wir riskieren die Ewigkeit, wenn wir auf die falschen Propheten hören, wenn wir auf jene hören, die uns bestätigen und beruhigen. Sie sind Legion heute. In den Evangelien werden sie auch als Wölfe im Schafspelz bezeichnet.

Mose und die Propheten, die wahren Propheten Gottes, und die Kirche und der Papst, sie reden da, wo wir gefordert werden, wo wir nicht im Schlaf der Gleichgültigkeit bestätigt werden, wo man uns davor warnt, dass wir uns mit den Mächten dieser Welt verbünden, und wo die Propheten sich dieser Versuchung, sich mit den Mächten dieser Welt zu verbünden, entziehen.

Die tiefsten Wahrheiten verkündet uns Christus in Form von Gleichnissen. Er tut das, um sie besser verständlich zu machen und um sie eindrucksvoller darzubieten. Das bewahrt sie jedoch nicht davor, dass sie umgedeutet, dass sie entschärft werden. Auch die Wahrheit von Mose und den Propheten und die Botschaft der Kirche, auf die wir, als Bedingung für das ewige Leben bei Gott, hören müssen, kleidet er in ein Gleichnis, wie es im heutigen Evangelium geschieht, im Gleichnis von dem reichen Prasser und dem armen Lazarus. Klar und unbestechlich sagt das Gleichnis: Einmal ist es zu spät! Wer nicht auf Gott hört, sondern auf die Propheten dieser Welt, der wird alles verlieren, für immer, wenn er nicht zeitig umkehrt. Das ist eindeutig, das ist eine Sprache, die jeder verstehen kann. So sollte man meinen. Dennoch fehlt es heute nicht an solchen, die sagen: Das ist zu einfach, man muss das differenzierter sehen, so streng ist Gott nun auch wieder nicht, das ist nur eine Ermahnung, die ein wenig dick aufträgt, die man aber so ernst auch wieder nicht nehmen darf, das ist eine Frage der Hermeneutik, der Auslegung. Aber wer so redet und dementsprechend handelt, der verschließt sein Ohr den wahren Propheten Gottes, selbst wenn er ein Kirchenbeamter ist oder gar ein Priester

oder ein Bischof.

Am Eingangstor eines Friedhofs las ich einmal die Worte: Hier die Saat, dort die Ernte. Das ist die entscheidende Aussage unseres Gleichnisses. Wo wir nicht säen, da können wir auch nicht ernten.

Wenn wir nur für diese Welt leben, wenn wir den Propheten dieser Welt Glauben schenken und an den Propheten Gottes vorbeihören, wenn wir uns von dem leichteren Weg betören lassen und uns nicht die Mühe machen, die falschen Propheten unserer Tage zu entlarven, vielleicht weil wir am Ende nicht allein da stehen wollen, so riskieren wir die Ewigkeit, so tauschen wir, wie einst Esau das Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht eingetauscht hat, die Freuden dieser Welt ein gegen die ewige Freude. Wenn wir es so machen wie der reiche Prasser in unserem Evangelium, wenn wir uns nicht um Gott kümmern und die Ewigkeit vergessen in unserem begrenzten irdischen Leben, dann wird uns das gleiche Schicksal zuteil, wie es ihm zuteil geworden ist.

Bei dem Völkerapostel Paulus lesen wir einmal: „Was der Mensch sät, das wird er auch ernten!“ (Gal 6, 8). Was das bedeutet, veranschaulichen die Erntegaben, die heute in unsere Kirchen getragen werden. Ohne Fleiß kein Preis! Das gilt auch im übernatürlichen Sinne.

Was aber müssen wir tun, damit wir einst nicht, wenn die Ewigkeit anhebt für uns, mit leeren Händen da stehen? Eine allgemeine Antwort wurde darauf schon gegeben. Sie ist der Grundgedanke des Evangeliums des heutigen Sonntags: Auf Mose und die Propheten müssen wir hören, auf Christus und die Kirche, vor allem auf den Stellvertreter Christi auf Erden. Das ist eine formale Antwort, die man inhaltlich füllen muss, was jedoch nicht sehr schwer ist, denn da kann man auf vieles hinweisen. Nur auf drei Punkte sei hier hingewiesen, drei Punkte, die sich heute gewissermaßen aufdrängen: Verantwortungsbewusstsein, Dankbarkeit und Wohltätigkeit.

Verantwortungsbewusstsein, das bedeutet, dass wir uns stets vor Augen halten, dass die Verantwortung, die wir vor dem unsichtbaren Gott tragen, wichtiger ist als die Verantwortung, die wir vor den Menschen tragen oder auch vor uns selbst, und dass die Stunde des Gerichtes kommen wird.

Verantwortungsbewusstsein, das ist ein Wort, das für viele überhaupt keine Bedeutung mehr hat. Das ist nicht überraschend. Wenn wir uns nicht mehr vor Gott verantwortlich fühlen, dann kennen wir bald überhaupt keine Verantwortung mehr, nicht mehr vor uns selbst und nicht mehr vor den Menschen.

Der russische Schriftsteller Dostojewski hat schon vor mehr als 150 Jahren prophetisch geschrieben: Wenn es Gott nicht gibt, dann ist alles erlaubt. Für viele gibt es heute nur noch ein Gesetz, das Gesetz der Gesetzlosigkeit. Dabei berufen sich freilich nicht wenige von ihnen auf ihr Gewissen.

Dankbarkeit, das bedeutet, dass wir nicht vergessen, dass alles, was wir haben, von Gott kommt. Nicht nur die irdischen Gaben kommen von Gott, an die uns der Erntedanktag erinnert, die materiellen und die ideellen Güter, mit denen wir alle so reich beschenkt sind, auch die himmlischen Gaben, Gottes Beistand, Gottes Hilfe, Gottes Führung und die Verheißung des ewigen Lebens, auch diese Gaben kommen von Gott, und sie sind bedeutungsvoller für uns als alle irdischen Gaben, und wir sollten sie als wertvoller ansehen als diese.

Die Dankbarkeit ist eine edle Tugend. Im Hinblick auf Gott ist sie das Fundament aller Tugenden.

Und endlich die Wohltätigkeit, sie bedeutet, dass wir nicht an den Dingen festhalten, dass wir uns nicht an sie klammern, dass wir die Güter, die wir haben, auch dazu verwenden, Gutes zu tun und Not zu lindern. Die Habgier ist eine große Versuchung für uns alle und ein gefährliches Laster. Der Besitz kann uns versklaven, und er versklavt viele von uns. „Umsonst habt ihr empfangen“, sagt Christus, der Herr, „umsonst sollt ihr geben“ (Mt 10, 8). Wir dürfen allerdings nicht ohne Verstand, nicht unkontrolliert geben. Das gilt heute mehr denn je. Denn heute nutzen viele die Gutheit der Frommen aus. Hier gilt das Sprichwort: „Trau, schau wem!“ Nur da dürfen wir geben, wo wir wissen, dass unsere Gaben recht verwendet werden.

Hören auf Mose und die Propheten, das heißt auch: Hören auf Christus und auf seine Kirche, sie ist der fortlebende Christus, was man allzu oft vergisst heute, leider Gottes

heute nicht selten auch in den Kreisen derer, die ihren Lebensunterhalt mit der Kirche verdienen. Hören wir nicht auf Mose und die Propheten, auf Christus und seine Kirche, riskieren wir die Ewigkeit. Diese Wahrheit wird veranschaulicht im Evangelium des heutigen Sonntags durch das Gleichnis von dem reichen Prasser und dem armen Lazarus. Der bequeme Weg des Genusses, der Ehrsucht und des Besitzenwollens stellt unsere ganze Ewigkeit in Frage. Das müssen wir uns stets vor Augen halten.

Hören auf Mose und die Propheten, das bedeutet für uns heute vor allem: Verantwortlich leben, verantwortlich vor Gott, vor uns selber und vor den Menschen, die Tugend der Dankbarkeit üben und ein Herz haben für die Menschen, vor allem für die Menschen in Not, das bedeutet: den guten Kampf kämpfen in diesem Leben. „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens“, so die Mahnung des Paulus an seinen Schüler Timotheus in der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags, „und ergreife das ewige Leben“ (1 Tim 6, 12). Der gute Kampf des Glaubens ist die Voraussetzung für das ewige Leben bei Gott. Für dieses aber müssen wir alles einsetzen in unserem vergänglichen Leben.

27. Sonntag im Jahreskreis

„Wir sind unnütze Knechte“

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht vom Glauben und von unserem Verhältnis zu Gott. Das sind zwei existentielle Themen, über die wir gar nicht genug nachdenken können. Wenn wir uns heute morgen einige Gedanken machen über unser Verhältnis zu Gott, so geschieht das deswegen, weil es heute gerade hier nicht wenige falsche Auffassungen und Missverständnisse gibt, die ihrerseits nicht selten gar zur Leugnung Gottes führen.

Wenn wir uns mit praktischen oder theoretischen Gottesleugnern unterhalten, müsste es uns eigentlich sehr bald klar werden - oft ist es so -, dass diese sich nur wenige Gedanken über das Wesen Gottes und des Menschen gemacht haben, dass sie weder wissen, wer Gott ist, noch, wer der Mensch ist.

Der Verzicht auf das Denken ist heute in allen Bereichen unserer gesellschaftlichen

Wirklichkeit - weithin gilt das selbst für die Wissenschaften - das Problem, wenngleich sich dieser Verzicht nicht selten als tieferes Nachdenken maskiert.

Wenn das Evangelium des heutigen Sonntags Gott und das Verhältnis des Menschen zu ihm zum Thema hat, betont es den Abstand zwischen Gott und dem Menschen, stellt es fest, dass Gott der Schöpfer, der Mensch aber Geschöpf ist, dass wir Knechte Gottes sind, Knechte Gottes im orientalischen Verständnis, das heißt, dass wir Gott ganz und gar angehören, dass wir ihm ausgeliefert sind. Darin ist die Forderung enthalten, dass wir uns Gott unterwerfen, dass wir ihn ehren und für ihn arbeiten, ja, vielleicht auch, dass wir ihn lieben, ohne dass wir daraus Ansprüche ableiten können.

Wir müssen uns Gott unterwerfen, für ihn arbeiten und ihn ehren. Das Bild vom Knecht, wie es im Evangelium verwendet wird, müssen wir recht verstehen. In der Geisteswelt der Bibel ist der Knecht wie ein Sklave, ist er total abhängig von seinem Herrn. Wenn wir da als Knechte Gottes bezeichnet werden, so will das sagen: Wir gehören Gott, wir sind Gottes Eigentum. Darum sorgt Gott aber auch für uns so gewissenhaft, wie jemand nur gewissenhaft für das sorgen kann, was ihm gehört. Daraus würde dann unsere Liebe zu Gott resultieren.

Gottes Eigentum sind wir, weil Gott uns gemacht hat. Was ich selber gemacht habe, das gehört mir. Es gibt keinen eindeutigeren Besitztitel als diesen. Wir alle wären nicht ohne Gott, ja, nichts wäre ohne ihn. Darum ist Gott der absolute Herr. Darum gehört ihm alles.

Für die Schöpfung unterhalb der Ebene des Menschen ist das selbstverständlich. Darum steht sie ganz im Dienste Gottes, im Dienst seiner Ehre, nolens volens. Sie dient Gott durch ihr Dasein und Wirken, ungefragt und ohne selber darum zu wissen. Anders ist das jedoch beim Menschen. Er zeichnet sich dadurch aus, dass er Verstand und freien Willen hat. Deshalb kann er sich der Aufgabe, Gott zu dienen, entziehen. Der Mensch kann die Tatsache, dass er Gott gehört, leugnen und darüber hinaus noch versuchen, Gott sein Eigentumsrecht an der stummen Schöpfung zu entreißen. Damit tritt die Größe des Menschen in unseren Blick, die zugleich seine Verantwortung darstellt, die Größe des Menschen, von dem wir auf den ersten Seiten des Heiligen Buches der Offenbarung lesen, dass er die Krone der Schöpfung ist.

Weil wir den Verstand und den freien Willen haben, deshalb werden wir schuldig, wenn wir nicht bewusst bejahen, was wir sind, wenn wir uns nicht dazu bekennen, dass wir Knechte sind vor Gott. Diese Schuld aber führt uns, wenn ihr keine Umkehr folgt, in die ewige Verlorenheit. In diesem Zusammenhang ist es bezeichnend, dass der Verstand und der freie Wille, die die Sonderstellung des Menschen in der Schöpfung begründen, heute von nicht wenigen geleugnet werden, praktisch oder praktisch und auch theoretisch.

Wir werden schuldig, wenn wir nicht bejahen, was wir sind. Genau das meint die alte Katechismus-Antwort: Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, um ihn zu ehren, zu lieben und zu dienen und so zum ewigen Leben zu gelangen.

Von daher gesehen ist es eine Katastrophe für den Menschen, wenn er ohne Gott lebt, es sei denn, das geschieht in unverschuldeter Gedankenlosigkeit.

Wenn der Mensch sich Gott nicht unterwirft, wenn er nicht Knecht sein will vor Gott, leugnet er das, was er ist, und versucht darüber hinaus noch in seinem Größenwahn, Gott seine Welt zu entreißen, sich an die Stelle Gottes zu setzen. Das aber führt in die Verlorenheit, in die ewige Verlorenheit, aber nicht nur in die ewige, auch in die zeitliche.

Unter diesem Aspekt müssen wir einmal unsere gegenwärtige Situation betrachten, unsere Probleme in den Familien, in der Gesellschaft, in der Politik und auch in der Kirche, wie sie sich uns heute überall darbieten, und vielleicht auch die mannigfachen Rezepte, die uns da durch gottlose Berater und Volkserzieher an die Hand gegeben werden. Die Kirche ist heute weithin ein Spiegelbild der Gesellschaft geworden. Sie sollte sich jedoch im Kontrast zu ihr verstehen. Das ist weithin verlorengegangen, weil man das Ureigene nicht mehr geltend macht, wenn man überhaupt noch darum weiß, weil man sich anpasst und angepasst hat. Auf keinen Fall will man anstoßen oder es mit denen verderben, die das Sagen haben. Das gilt für viele, die Verantwortung tragen in Kirche und Welt.

Zu unserem Knechtsein gehört im Verständnis des Evangeliums, dass, wenn wir alles

getan haben, wenn wir unser Knechtsein ganz und gar bejaht haben, unsere gänzliche Zugehörigkeit zu Gott, wir dann daraus keinerlei Ansprüche ableiten können, dass wir auch dann, wenn wir alles getan haben, mit leeren Händen vor Gott stehen, dass wir auch dann nur „unnütze Knechte“ sind, wie es im Evangelium des heutigen Sonntags heißt. Gewiss, Gott schenkt den treuen Knechten die ewige Seligkeit, aber sie haben darauf keinen Anspruch. Alles ist Gnade. Das ist die tiefste Aussage, die wir über unser Menschsein in dieser Welt und über unser Verhältnis zu Gott machen können.

Das bedeutet allerdings nicht, dass Gott alles allein bewirkt. Wir dürfen aus der Allwirksamkeit nicht die Alleinwirksamkeit Gottes machen, dann würden wir nämlich protestantisch, jedenfalls im Sinne der Reformatoren.

Alles ist Gnade, diese Aussage muss uns demütig machen und zugleich dankbar. Nicht Gott braucht uns, aber wir brauchen ihn. Nur in der bedingungslosen Unterordnung unter ihn können wir unser Menschsein recht leben.

Nicht selten beobachten wir bei den Menschen, vor allem auch bei denen, die aus dem Glauben an den Erlöser leben wollen, eine gewisse Selbstgerechtigkeit. Das ist die Versuchung zum Pharisäismus, die uns dank unserer sündigen Natur nun einmal tief eingepägt ist. Diese Versuchung vergiftet unser religiöses Leben von der Wurzel her. Sie bemächtigt sich unser in unserem Anspruchsdenken nach dem Motto: Ich gebe Gott meine Gebete und die Erfüllung seiner Gebote, und er muss mich dafür beschützen und mir das ewige Leben schenken. Damit sind wir jedoch weit entfernt vom Geist des Evangeliums.

Wir können mit Gott nicht rechten. Gott ist nicht unser Partner. Um uns das klar zu machen, fragt der Apostel Paulus einmal: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest, hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen“ (1 Kor 4, 7)? Gewiss können wir sagen, Gott sei unser Partner, sofern wir in einer Beziehung stehen zu ihm, aber diese Partnerschaft ist von ganz eigener Art, da zwischen Gott und uns Abgründe liegen. Das aber vergessen wir oft, das haben wir vielfach vergessen. Da, wo Gott überhaupt noch erkannt und anerkannt wird, trägt er nicht selten mythische Züge.

Zwei Gedanken legt uns das Evangelium nahe, zwei grundlegende Gedanken, die unser Leben bestimmen müssen: Wir gehören Gott, und der Abstand zwischen ihm und uns ist unendlich. Die Brücke, die diesen Abstand überwindet, ist der Glaube an den Gott der Offenbarung. Wir müssen auf der einen Seite alles tun, um Gott zu gefallen, auf der anderen Seite aber dürfen wir nicht meinen, dass wir jemals Gott mehr zu bieten haben als wir ihm schuldig sind. Stets stehen wir mit leeren Händen vor ihm, immer sind wir unnütze Knechte. Aber wenn wir uns darum bemühen, Knechte zu sein in diesem Sinne, dann hat unsere Hoffnung ein tragfähiges Fundament, dann brauchen wir die Zukunft nicht zu fürchten, denn dann wird Gott seine Verheißungen an uns erfüllen.

28. Sonntag im Jahreskreis

„Wurden nicht alle zehn geheilt“

Von zehn Aussätzigen, die geheilt wurden, ist nur einer dankbar, die anderen nehmen ihre Heilung als etwas Selbstverständliches hin. Sie vergessen, was war, und wissen deshalb das, was ist, nicht zu schätzen. So war es damals, wie wir im Evangelium des heutigen Sonntags soeben vernommen haben. Heute ist das eher schlechter als besser: Auch wir vergessen allzu oft, was war, und wissen daher vielmals das, was ist, nicht zu schätzen.

Dabei tut Undankbarkeit weh, wenn man sie erfährt. Man sagt zwar leichtfertig: Ich will keinen Dank! Oder man stellt resignierend fest: Dankbarkeit, das gibt es nicht mehr! Aber man leidet darunter, wenn man die Erfahrung der Undankbarkeit macht.

Im Evangelium des heutigen Sonntags ist der eine, der zurückkehrt und seine Dankbarkeit bekundet, ein Samariter, ein Mann aus Samaria, einer, der in der jüdischen Gesellschaft zu jener Zeit nicht als vollwertig angesehen wird, der in ihr als halber Heide gilt. Von ihm hätte man die Dankbarkeit noch am wenigsten erwartet. Durch sein Verhalten beschämt er jedoch die Zeugen des Geschehens. Diese Beschämung ist indessen heilsam für sie, aber nicht nur für sie, auch für uns.

Die Undankbarkeit ist eine Versuchung, der allzu viele erliegen. Sie gehört schon beinahe zu „conditio humana“. Ihr Nährboden ist zum einen unsere Gedankenlosigkeit, das

fehlende Nachdenken über unser Leben, zum anderen aber der Stolz, die Überheblichkeit, der Hochmut, wodurch allzu oft unser Leben bestimmt wird. Man könnte auch sagen: die Ichbezogenheit, die Ichverliebtheit oder der Egoismus. Aus dem ungezügelten Egoismus ging bereits die Ursünde hervor, und seit dem Sündenfall ist er die tiefste Wunde, die wir mit uns herumtragen. Wir können jedoch geheilt werden von ihm, von diesem ungezügelten Egoismus. Dann, wenn wir uns demütig Gott unterwerfen und demütigen Christus nachfolgen. Das ist im Grunde aber auch der einzige Weg zu solcher Heilung.

Wer nur sich selber sieht, wird niemals wahrhaft dankbar sein. Mit der Selbstverliebtheit verbindet sich hier die Oberflächlichkeit. Man lässt sich von seinen Launen lenken, von dem jeweiligen Augenblick oder einfach von dem, was das unbestimmte „man“ einem gebietet. Man läuft mit den anderen mit, man heult mit den Wölfen.

Im Grunde verliert man dabei jedoch seine Seele und verrät sein Menschsein. Menschsein heißt nämlich eigenverantwortlich leben, heißt nachdenken über sein Leben, heißt den Verstand gebrauchen und dem Anspruch der Gabe der Freiheit gerecht werden. Menschsein, das bedeutet, sich über das „man“ erheben, sich überlegen, wo man geht und wohin man gehen will.

Wir können uns heute viele Wünsche erfüllen, der eine mehr, der andere weniger, aber alle können sich nicht wenige Wünsche erfüllen. Mit äußeren Gütern sind wir gesegnet, ja, wir haben mehr als genug, jedenfalls vergleichsweise. Das nehmen wir aber als selbstverständlich hin, oder wir jammern gar, dass es in unserer Umgebung viele gibt, die mehr haben als wir. Das sind die materiellen Gegenstände, die uns Manches erleichtern, vielleicht gar unser Leben verlängern. Zu ihnen gesellen sich die ideellen Werte, die Gesundheit, auch wenn sie nur leidlich ist, der Erfolg im Beruf, die Anerkennung bei den Menschen, vielleicht auch eine glückliche Ehe. Das alles muss so sein, so denken wir, undankbar wie die neun Männer unseres Evangeliums.

Der Apostel Paulus stellt im ersten Korintherbrief im Blick auf die Undankbarkeit der ihm Anvertrauten fest: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest. Hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen“ (1 Kor 4, 7)?

Wir könnten nicht arbeiten, wenn es uns Gott nicht gegeben hätte. Viele können es nicht. Wir könnten uns nicht bemühen, wenn wir eine andere Lebensgeschichte hätten. Gewiss, wir schreiben sie mit, unsere Lebensgeschichte, und wir ergreifen die Möglichkeiten, die wir haben, wir strengen uns an, aber immer bauen wir auf Voraussetzungen auf, die wir uns nicht selbst gegeben haben, auf Voraussetzungen, die vielen anderen nicht gegeben sind. Ohne Gott können wir keinen einzigen Schritt tun. Und nicht nur das. Es sind auch viele Menschen, die mithelfen, dass wir tätig sein können. Auch das bedenken wir allzu wenig.

Das Evangelium des heutigen Sonntags mahnt uns, dass wir den Kerker, in dem wir uns eingeschlossen haben, sprengen, den Kerker des Hochmuts und der Ichbezogenheit, dass wir umkehren und Gott die Ehre geben, dass wir nicht auf das schießen, was wir nicht haben, sondern auf das sehen, was wir haben, auf die reichen Gaben, mit denen Gott uns bedacht hat, im materiellen wie auch im ideellen Bereich, im Natürlichen wie auch im Übernatürlichen.

Große Demut und tiefe Nachdenklichkeit sind der Weg zur Dankbarkeit. Machen wir es uns jeden Tag aufs Neue klar, wie reich wir sind und wie sehr wir Gott, aber auch den Menschen, zu Dank verpflichtet sind.

Wir dürfen uns nicht beschämen lassen durch die, die sich von Gott und von der Kirche distanziert haben, und wir dürfen durch unser Verhalten den Glauben und die Kirche nicht zum Gespött derer machen, die den Anspruch erheben, ohne Gott, ohne Christentum und ohne Kirche die besseren Menschen zu sein, wie es heute weithin geschieht.

Wer dankbar ist gegenüber Gott, wird es auch gegenüber den Menschen sein. Erst in der rechten Verbindung mit Gott und in einem Leben mit der Kirche lernen wir das edle Menschentum, das es außerhalb der Religion und vor allem außerhalb des Christentums und der Kirche, wenn überhaupt, nur in Ansätzen gibt.

Und endlich ist die Dankbarkeit die Quelle der tiefsten und reinsten Freude, denn wer weiß, dass er reich beschenkt ist, der wird in diesem Wissen leicht alle Trauer und Unzufriedenheit überwinden.

29. Sonntag im Jahreskreis

„Der Menschensohn, wenn er kommt, wird er Glauben finden auf der Erde“

Die Frage am Ende des Evangeliums des heutigen Sonntags „Der Menschensohn, wenn er kommt, wird er Glauben finden auf der Erde“ verknüpft das Evangelium mit der (zweiten) Lesung. Wenn wir einen lebendigen Glauben an Gott und an Jesus Christus haben, werden wir unerschütterlich sein in unserem Vertrauen und dem dreifaltigen Gott unermüdlich unsere Bitten vortragen. Das beharrliche Gebet hat einen lebendigen Glauben zur Voraussetzung, zugleich aber bezeugt es diesen. Der Glaube geht aus dem Vertrauen hervor, und er führt tiefer in das Vertrauen hinein. Auch heute gibt es noch viele Menschen, die vertrauensvoll und beharrlich beten können und es auch tun, besonders wenn es ihnen schlecht geht oder wenn sie in einer ausweglosen Situation sind. Dennoch ist das Bittgebet heute in eine Krise geraten und mit ihm das Gebet allgemein. Dem liegt die Krise des Glaubens zugrunde, die in der Gegenwart immer offenkundiger wird.

Wenn ich überzeugt bin, dass Gott die Welt geschaffen hat, dass er sie erhält, dass er unser Vater ist, das heißt, dass er uns liebt, und dass er uns erlöst hat, und wenn ich überzeugt bin, dass Gottes Sohn ein Mensch geworden und für uns alle gestorben und siegreich aus dem Tod hervorgegangen ist, dann ist es selbstverständlich, dass ich mit dem Vater im Himmel und mit seinem von den Toten auferstandenen Sohn über mein Leben spreche, vor allem über meine Sorgen und über meine Ängste. Diese Überzeugung zu haben und zu bewahren, ist indessen schwer für uns, weil die Öffentlichkeit eine andere Meinung vertritt, weil die Maßgebenden anders denken, weil die Luft, die wir einatmen, verschmutzt, geistigerweise verschmutzt ist. Die öffentliche Meinung aber, die teilweise auch tief in die Kirche eingedrungen ist, ist totalitär, und mehr und mehr gebärdet sie sich so auch bewusst und offen.

Gott, der die Welt geschaffen hat, erst recht der Gott, an den wir glauben, der sich uns als Vater geoffenbart hat, ist ein Fremdkörper in unserer Welt geworden. Viele, die etwas auf sich halten, lächeln mitleidig über die Religion. Bestenfalls halten sie noch fest

an einem irgendwie gearteten höchsten Wesen, das aber mit uns und mit der Welt nichts zu tun hat. Wenn sie ein wenig gebildet sind, meinen sie, das sei eine Errungenschaft der Aufklärung. In der Öffentlichkeit haben nur wenige den Mut, da zu widersprechen.

Vor Jahren schon ging die Nachricht durch die Presse, dass an die 50 % der Rundfunk- und Fernsehjournalisten sich dezidiert als Atheisten verstehen, dass sie sich bestenfalls zu einer völlig undefinierbaren Religion bekennen. Das ist der eine Grund, weshalb der Glaube, auch unser Glaube, in eine Krise geraten ist, also die gottlose Öffentlichkeit und die einschmeichelnde Verführung des schlechten Beispiels - der Nachahmungstrieb ist bei uns nun einmal sehr groß.

Ein zweiter Grund für die gegenwärtige Krise des Glaubens ist der Zusammenbruch der Moral, der sich breit gemacht hat bei uns und sich weiter ausbreitet. Er ist die Folge der Gottesferne, zugleich aber auch irgendwie der Grund für sie. Der Zusammenbruch der Moral führt zur Gottlosigkeit, und er geht aus ihr hervor. Das entscheidende Kennzeichen dieses Zusammenbruchs ist die Macht der Lüge. Die aber ist groß in unserer Welt, nicht nur in der Kirche. Wenn man ein schlechtes Gewissen hat, ist man immer geneigt, Gottes Existenz und seine Offenbarung zu leugnen, und wenn es Gott und seine Offenbarung nicht gibt, wenn das alles von Menschen gemacht ist, dann ist alles erlaubt. Das ist plausibel. Das Leben ohne Gott ist bequem und schmeichelt der Trägheit des Menschen, aber nur vordergründig. Hintergründig betrachtet, ist es armselig und trostlos, das Leben ohne Gott. Darum werden wir immer unglücklicher, unzufriedener, ungeselliger und zerstrittener, im Kleinen wie im Großen, wenn auch mitunter gegen den äußeren Anschein.

Ein dritter Grund für die Krise des Glaubens ist die Technisierung unserer Welt, die so immer mehr zur Welt des Menschen wird. Die Technik verkürzt unseren Blick und behindert das tiefere Nachdenken. Sie steigert unseren Stolz und unsere Selbstüberhebung, so dass sich viele nicht mehr vorstellen können, dass es etwas gibt, das unser Verstand in seiner Tiefe nicht mehr ergründen kann.

Ganz gleich, welchen Grund wir für die Krise unseres Glaubens ins Auge fassen, immer wird das Ganze verschärft durch die Tendenz zum Massenmenschentum. Wir neigen dazu, uns von unserer persönlichen Verantwortung loszusagen und mit der Masse zu

laufen, unser Gewissen zu beruhigen mit dem Hinweis: Die anderen tun es ja auch, die anderen denken ja auch so. Diese Tendenz ist uns gleichsam in die Wiege hineingelegt worden.

Wenn wir wirklich an den Gott der Offenbarung glauben, mithin an die Botschaft der Kirche, dann haben wir auch Vertrauen zu dem dreifaltigen Gott und werden uns nicht scheuen, ihm ohne Unterlass unsere Bitten vorzutragen.

Wie die Frau sich im Evangelium des heutigen Sonntags sagt „wenn der Richter ist, dann muss er mir Recht verschaffen“, so werden wir dann sagen: „wenn Gott wirklich Gott ist, dann muss er meine Bitten erhören“.

Gewiss lässt Gott uns manchmal lange warten, oder er erhört uns überhaupt nicht, jedenfalls hat es zuweilen den Anschein. Das wissen wir aus Erfahrung. Da sagen uns jedoch, wenn wir nachdenken, die Vernunft und der Glaube, dass uns in solcher Erfahrung Gottes heilige Erziehungskunst begegnet und dass Gott es besser weiß, was uns zum Heil dient, dass die Erhörung unserer Gebete oft anders aussieht, anders aussehen muss, als wir es erwartet haben. Wenn wir hier die Flinte ins Korn werfen möchten, müssen wir uns sagen, dass unser Gottesbild falsch ist. Ein falsches Gottesbild ist nicht selten auch der Grund für die Gottesleugnung. Gottes Vatersein bedeutet nicht, dass er uns alle unsere oft törichten Wünsche erfüllt, wohl aber, dass er es immer gut meint mit uns, wenn wir ihm vertrauen und beharrlich beten, und dass unser Gebet niemals vergeblich ist.

Zuweilen wird das Bittgebet schlecht gemacht, indem man es als eine primitive Form des Betens bezeichnet. Das ist nicht berechtigt. Das Vaterunser, das Gebet des Herrn, besteht nur aus Bitten. Gerade sieben Bitten umfasst es, wobei sich die drei ersten auf Gottes Ehre beziehen, die vier letzten auf das Heil des Menschen. Das Bittgebet, wenn es aus einem ehrlichen Herzen kommt, steht es nicht im Raum, Gott, der Vater, oder der Sohn Gottes oder der Heilige Geist hört es, und sie neigen sich ihm zu, und irgendwie wird es immer auch zu einem Lobpreis des dreifaltigen Gottes.

30. Sonntag im Jahreskreis

„Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden“

Wie am vergangenen Sonntag, so beschäftigt sich auch heute das Evangelium mit dem Gebet. Am vergangenen Sonntag war von der Beharrlichkeit des Gebetes die Rede und von der Erhörungsgewissheit, in der wir beten sollen, oder von dem Vertrauen, mit dem wir beten sollen, heute geht es darum, dass unsere Gebete nur dann einen Wert haben vor Gott und dass sie nur dann erhört werden, wenn wir demütig beten, ja, wenn die Demut unser Leben bestimmt.

Das Gebet des Pharisäers wird uns im heutigen Evangelium als warnendes Beispiel vor Augen geführt. Der Pharisäer macht seine vermeintliche Tugend zum Gegenstand seines Gebetes. Er erzählt Gott von seinen Leistungen, die jedoch wertlos sind in den Augen Gottes, ebenso wertlos wie seine Gebete, weil sie von einer falschen Gesinnung begleitet sind. Er baut sich vor Gott auf, der Pharisäer, er erzählt nicht nur seinen Mitmenschen, ein wie außergewöhnlicher Mensch er ist, er erzählt es auch Gott. Da reichen sich die Dummheit und der Hochmut die Hand.

Wir alle sind in der Versuchung oder stets umgibt uns die Versuchung, dass wir nicht nur unseren Mitmenschen etwas vormachen, sondern auch uns selber und auch Gott. Mit anderen Worten: Die Versuchung ist groß, aus der Religion eine Show zu machen, das Gebet zur Selbstdarstellung in Dienst zu nehmen. Vor allem ist sie dann groß, wenn man den Glauben verloren hat und doch weitermacht oder wenn der Glaube schwach geworden ist. Vermutlich hat sie heute in den zahlreichen Gremien und Verbänden der Kirche eine besondere Heimstatt gefunden.

Immer hat es Menschen gegeben, die die Religion instrumentalisiert haben, die sie in den Dienst ihres ungeordneten Besitzstrebens oder in den Dienst ihrer Eitelkeit gestellt haben, Menschen, die unter dem Anschein der Gottesverehrung sich selbst verehrt haben. Immerhin kann man der Religion, wenn sie veräußerlicht, wenn sie ihr Fundament verloren hat, auf diese Weise doch noch einen gewissen Sinn abgewinnen.

Die Instrumentalisierung der Religion, sie war die große Sünde der Pharisäer, mit denen sich Jesus mehr auseinandersetzte als mit anderen Gruppierungen seiner Zeit. Sie suchten mit ihren religiösen Akten und mit ihrem äußerlich anständigen Leben nicht Gott,

sondern sich selbst. Somit waren sie nicht einmal ehrlich vor Gott.

Das Geltungsstreben der Menschen ist so stark ist, dass sie zuweilen nicht einmal davor zurückschrecken, das ganze Leben zu einer einzigen Lüge zu machen und die Heuchelei zu ihrer zweiten Natur zu machen.

Im Gegensatz dazu steht der Zöllner, er weiß um seine Kleinheit, um seine Unwürdigkeit vor Gott, ja, zutiefst weiß er darum. Er hatte sich einiges zuschulden kommen lassen: Er hatte in seinem Dienst des Öfteren betrogen, wie es damals üblich war bei den Zöllnern, er hatte sich zu Unrecht bereichert und war wohl auch manchmal grausam und hartherzig gewesen, wenn die Leute ihm nicht geben wollten oder konnten, was er von ihnen verlangte. Er wird zudem Gott wenig Zeit geschenkt haben, weil er habgierig war: Der Habgierige hat keine Zeit für Gott, weil er ganz in seinen irdischen Sorgen verstrickt ist. Aber der Zöllner weiß um seine Verfehlungen, und er verschweigt sie nicht. Darum macht er sich klein vor Gott und bittet ihn um Vergebung. Weil er ehrlich ist im Grund seines Herzens, der Zöllner, deshalb müssen wir davon ausgehen, dass er nach diesem Gebet aufgehört hat mit dem Betrügen, mit der Grausamkeit, mit der Hartherzigkeit und mit der praktischen Gottlosigkeit. - Sein Gebet ist in jedem Fall ein echtes Gebet, er verrichtet es in der Gesinnung der Demut, deshalb findet er Erhörung bei Gott, deshalb hat Gott Wohlgefallen an seinem Gebet. „Er ging gerechtfertigt nach Hause“, heißt es von ihm. Gerechtfertigt, weil für ihn fortan der Wille Gottes das Wichtigste war in seinem Leben, die Erfüllung des Willens Gottes, genauer: die Erfüllung des Willens Gottes in der rechten Gesinnung.

Unser Gebet wird nur dann erhört, es hat nur dann einen Sinn, wenn es aus einem demütigen Herzen hervorgeht und mit dem ernsthaften Bemühen verbunden ist, den Willen Gottes in allem zu erfüllen. Nur dann ist es wohlgefällig vor Gott und nur dann findet es Erhörung, wenn es nicht im Dienst der Selbstdarstellung steht, wenn es ehrlich ist, wenn wir nicht ein äußeres Theater daraus machen.

Das aufgeblasene Gebet des Pharisäers, das infiziert ist von dem Bazillus der Heuchelei, es bleibt nicht nur unerhört, es provoziert nicht nur den Zorn Gottes und es ist nicht nur sinnlos, immer ist es auch eine Beleidigung Gottes.

Die Menschen können belogen werden, ihnen kann man etwas vormachen, aber Gott nicht. Und er, Gott, wird einmal die Stunde der Wahrheit herbeiführen. Daran erinnert uns der letzte Satz des Evangeliums: Die Stolzen wird er demütigen, und die Demütigen wird er erhöhen. Zuweilen geschieht das schon in diesem Leben. Aber nicht immer. Mit Sicherheit geschieht es aber jenseits der Schwelle des Todes, wenn unsere Ewigkeit beginnt. Und die beginnt für uns alle einmal.

Was nützt es uns, wenn wir in der Welt angesehen sind? Das Leben ist kurz. Und wir können es nur einmal leben. Nicht in jeder Verfassung aber können wir vor Gott bestehen. Gott nimmt uns nicht so an, wie wir sind, so kann man es heute immer wieder vernehmen - das ist einer der oberflächlichen Sprüche, wie sie heute vielfach die Verkündigung der Kirche prägen -, Gott nimmt uns nicht an, wenn wir uns nicht in Demut um die Erfüllung seines heiligen Willens bemühen.

Dazu gehört auch, dass wir daran interessiert sind, dass auch andere zu dieser Erkenntnis kommen, ob sie nah sind oder fern. Daran erinnert uns der Weltmissionssonntag, den wir heute begehen. Alle Menschen sollen zu der Erkenntnis kommen, dass sie nur dann vor Gott bestehen können, wenn sie in Demut seinen heiligen Willen erfüllen, wie er ihn uns geoffenbart hat und wie er in seiner Kirche seit zweitausend Jahren verkündet wird. Diese Erkenntnis aber können wir am besten durch unser Beispiel vermitteln. In keinem Fall können wir uns hier durch finanzielle Opfer freikaufen.

Der Stolz ist die Wurzel allen Übels. Er führt dazu, dass wir den Himmel, die ewige Seligkeit, verlieren, dass wir nie vollendet werden, wenn wir in ihm nicht zur Einsicht kommen. Immer werden wir unvollendet bleiben, wenn wir uns nicht um die demütige Erfüllung des Willens Gottes bemühen.

31. Sonntag im Jahreskreis

„Der Name Jesu, eures Herrn, soll in euch verherrlicht werden“

„Der Name Jesu, unseres Herrn, soll in euch verherrlicht werden, und ihr sollt in ihm verherrlicht werden“. Das ist der entscheidende Satz der (zweiten) Lesung des heutigen

Sonntags, die dem zweiten Thessalonicherbrief entnommen ist. Sie spricht als Ganze von der Wiederkunft Christi, die das Werk der Erlösung krönen wird, deren Zeitpunkt jedoch völlig ungewiss ist.

Die Situation war die, dass die Thessalonicher die Wiederkunft Christi herbeisehnten, und zwar so sehr, dass die Ungewissheit ihres Zeitpunktes ganz und gar vergessen hatten. Sie hatten nämlich Unsägliches um des Namens Jesu willen gelitten, hatten dabei aber in vorbildlicher Weise ausgeharrt und in Treue zu ihrem Glauben gestanden. So standhaft waren sie gewesen, dass sie von vielen, die von ihrer Leidensbereitschaft und von ihrer Glaubenstreue gehört hatten, bewundert wurden. Paulus tröstet sie an dieser Stelle, indem er sie daran erinnert, dass der, der um des Gottesreiches willen leidet, es einst, wenn Christus wiederkommt, in seiner Herrlichkeit gewinnen wird, er erinnert sie hier jedoch auch daran, dass der Tag der Wiederkunft Christi ungewiss ist. In Thessalonich hatten nämlich einige Gläubige in ihrer Ungeduld behauptet, dieser Tag stehe unmittelbar bevor. Sie waren Schwärmer, jene Kategorie von Christen, die auch heute nicht wenig Verwirrung stiften in der Kirche Gottes. Paulus versucht, sie zu mäßigen: Sie sollen nicht behaupten, was sie nicht wissen und nicht wissen können. Das ist der eigentliche Sinn dieses seines zweiten Briefes an die Thessalonicher, er will sie daran erinnern, dass niemand weiß, wann Christus wiederkommen wird. Nüchtern müssen die Thessalonicher darum sein. Nüchtern müssen auch wir sein. Diese Mahnung begegnet uns häufiger in der Heiligen Schrift, besonders bei dem Völkerapostel Paulus. Die Schwarmgeister, sie sind auch bei uns heute in verhängnisvoller Weise tätig und steigern das Chaos. Äußerlich tarnen sie sich mit Frömmigkeit. Darum verführen sie viele, die sich schwer tun in der Unterscheidung der Geister.

Das Geheimnis Christi und seines Reiches ist in der Gegenwart noch verhüllt, am Tage Jesu Christi, dem Tag seiner Wiederkunft, aber wird es offenbar. Immer wieder ist von ihm die Rede in den Evangelien und in den anderen Schriften des Neuen Testaments. Die Wiederkunft Christi ist gemeint, wenn wir im apostolischen Glaubensbekenntnis beten „er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dort wir er kommen zu richten die Lebenden und die Toten“.

Paulus ermahnt die Thessalonicher in diesem seinem zweiten Brief an sie nicht nur, er tröstet sie auch, wenn er feststellt: Jene, die ihrer Berufung würdig gewandelt sind, die

standhaft waren in ihren Leiden und in Treue zu ihrem Glauben gestanden haben, werden belohnt, jene aber, die ihre Hoffnung auf sich selbst und auf die Welt gesetzt haben, auf den Ruhm dieser Welt und auf ihre Güter und ihre Annehmlichkeiten, die Christus, seine Botschaft und seine Kirche missachtet haben, die ihn nicht anerkannt haben als den Herrn und sich nicht seinem Willen unterworfen haben, sie werden draußen vor der Tür bleiben, sie werden fern sein „vom Angesicht des Herrn und der Herrlichkeit seiner Kraft“ (2 Thess 1, 9), wie der heilige Paulus es ausdrückt.

Der Tag des Herrn wird ein Tag der Freude und des Trostes sein, aber auch der Not und des Schreckens. Das Letztere wird heute oft unterschlagen in der Verkündigung.

In unserer (zweiten) Lesung betet Paulus, dass Gott die Thessalonicher, die er zum Glauben an Christus und zum ewigen Heil berufen hat - darin sind wir alle eingeschlossen -, dass Gott sein Werk an ihnen und an uns vollendet, dass er ihnen und uns mit seiner Gnade zu Hilfe kommt, damit sie und wir ein Leben führen, das unserer Berufung würdig ist. Das ist das Gebet des Paulus, das muss auch unser tägliches Gebet sein. Mit ihm müssen wir beten, dass wir standhaft sind in allen Anfechtungen und in der Freude am Guten für die Wiederkunft Christi gerüstet sind. So ungewiss sie ist, die Wiederkunft Christi, im Hinblick auf ihren Zeitpunkt, so gewiss ist es, dass sie für uns spätestens beginnt, wenn der Tod uns einholt.

Durch das heilige Leben seiner Bekenner wird Christus verherrlicht. Nur dann wird es gut ausgehen mit uns, nur dann wird alles gut werden, wenn wir Gott die Ehre geben. Die Ehre Gottes aber ist das Heil des Menschen. Es gilt, dass der Name des Herrn in uns verherrlicht wird. Dann werden wir in ihm verherrlicht.

Vor dem Kommen Christi wird der große Abfall kommen. Damit ist die Gottlosigkeit gemeint, die sich mit der Gesetzlosigkeit verbindet. Ihn, den großen Abfall, wird der Antichrist moderieren. Viele falsche Propheten werden aber in seinen Dienst treten.

Es ist schwer zu sagen, wer dieser ist, der Antichrist. Mit Sicherheit kann man das erst im Nachhinein sagen.

Er wird das Heilige in den Schmutz ziehen, er wird es lächerlich machen, die Würde des

Menschen wird er zerstören, die Zügellosigkeit und die Gemeinheit wird er krönen, der Lüge und der Heuchelei wird er einen Thron errichten, und er wird das allgemeine Chaos zur Eskalation führen. Es drängt sich die Frage auf ob diese Zukunft nicht schon zur Gegenwart geworden ist.

Beten wir mit dem Völkerapostel Paulus, dass Gott uns die Gnade schenkt, dass wir uns in rechter Weise vorbereiten auf die Vollendung der Erlösung, dass wir standhaft sind und dem Glauben treu bleiben, dass wir heute und morgen nicht den falschen Propheten folgen.

Allerheiligen

„Ich sah eine große Schar, die niemand zählen konnte, sie kamen aus allen Nationen, Stämmen, Völkern und Sprachen“

In den Briefen des Völkerapostels Paulus werden alle Christen Heilige genannt. Paulus adressiert seine Briefe an die Heiligen in Rom, in Korinth und in Thessalonich. Er unterscheidet somit nicht zwischen den Heiligen auf dem Wege und den Heiligen, die schon am Ziel sind. In der frühen Christenheit herrschte die Überzeugung, dass alle, die das Sakrament der Taufe empfangen haben, Heilige sind. Das gilt heute ebenso wie damals, wieweil uns dieses Bewusstsein abhanden gekommen ist.

Wir, die wir zur Kirche Gottes gehören, sind damit in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen. Das bedeutet jedoch nicht, dass wir schon das Ziel erreicht haben. Wir tragen unseren Schatz, die ewige Vollendung, in irdenen Gefäßen. Wir können unsere Heiligkeit noch verlieren, und wie oft werden wir sie schon verloren haben?

Paulus wird nicht müde, den Heiligen in Rom, in Korinth und in Thessalonich, oft mit beschwörender Stimme, zuzurufen: Werdet das, was ihr seid. Ihr seid Kinder des Lichtes, wandelt also als Kinder des Lichtes. Heiligkeit ist nicht etwas Außergewöhnliches, sie ist für jeden von uns, in unserem Alltag will sie gelebt sein. Sie ist der eigentliche Inhalt unseres Lebens, ja, sie sollte der eigentliche Inhalt unseres Lebens sein.

Konkret bedeutet das für uns, dass wir die Welt mit den Augen Gottes sehen und dass wir Gottes Wort zur Richtschnur unseres Lebens machen, dass wir einen anderen

Lebensstil haben, als ihn uns die öffentliche Meinung vorschreibt.

Wer auf Gott schaut und sich von ihm her orientiert, der tritt damit in Gegensatz zur Welt, zumindest in vielen Punkten. Das gilt besonders heute. Man kann nicht zugleich die Freundschaft der Welt und die Freundschaft Gottes haben. Das haben zuweilen gar die Diener der Kirche vergessen.

Dass die Freundschaft mit Gott weithin quer steht zur Freundschaft mit der Welt, das beweist uns das Leben aller Heiligen der Kirche, die uns namentlich bekannt sind, ob sie Märtyrer waren oder Bekenner, Jungfrauen oder Mönche, Bischöfe oder Päpste, Witwen oder Eheleute, Kinder oder Erwachsene.

Die Heiligkeit verlangt von uns, dass Gott den ersten Platz einnimmt in unserem Leben, nicht der Ehepartner, nicht die Kinder, kein noch so großes Ziel und erst recht nicht irgendein sinnliches Vergnügen. Dass wir Gott den ersten Platz nicht zugestehen in unserem Leben, das ist unsere entscheidende Sünde. Sie ist eigentlich der Ausgangspunkt und der Hintergrund all unserer übrigen Vergehen.

Und fügsam müssen wir sein gegenüber den Plänen Gottes, wenn wir das werden wollen, was wir sind.

Durch den immer neuen Blick auf das leuchtende Vorbild der Heiligen muss in uns das Verlangen geweckt werden, wie die Heiligen zu sein, nahe bei Gott zu leben, in der großen Familie der Freunde Gottes verwurzelt zu sein.

Im Blick auf die Heiligen lernen wir, dass zu jeder Form der Heiligkeit, so unterschiedlich sie sein mag, immer das Kreuz gehört, die Selbstentsagung. Teilweise haben die Heiligen unbeschreibliche Prüfungen und Leiden und Verfolgungen bis hin zur Hingabe des Lebens auf sich genommen. Sehr viele von ihnen sind aus der großen Trübsal gekommen, wie es in der (ersten) Lesung des heutigen Festtages heißt. Um der Gerechtigkeit willen haben sie Verfolgung erlitten, wie es in den Seligpreisungen Jesu in der Bergpredigt zum Ausdruck kommt (Mt 5, 10).

Die Seligpreisungen der Bergpredigt, sie sind das entscheidende Programm für unsere

Heiligkeit. An ihnen können wir gleichsam prüfen, ob Gott der Maßstab unseres Lebens ist oder die Welt. Greifen wir nur zwei heraus aus ihnen, um an ihnen das Ideal der Heiligkeit zu veranschaulichen. Da werden die Armen selig gepriesen und jene, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit.

Die Armen, die hier selig gepriesen werden, das sind jene, die keine Ansprüche anmelden gegenüber Gott, sie sind ganz durchdrungen von dem eigenen Versagen, von ihrer Hilfsbedürftigkeit gegenüber Gott, von dem unendlichen Abstand zwischen Gott und dem Menschen. Daher setzen sie ihr ganzes Vertrauen auf das Gebet. Sie wissen um die Notwendigkeit der Gnade. Sie rühmen sich allein ihrer Schwachheit. Alle Erfolge schreiben sie Gott zu, alles Versagen aber sich selbst. Und sie leben aus der Dankbarkeit gegenüber Gott.

Mit ihnen werden die Hungernden und Dürstenden selig gepriesen, jene die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Ihr Gegenbild sind die Selbstgerechten. Mit ihnen sind jene gemeint, die sich stets bemühen, besser zu werden, die nicht stehen bleiben, die sich immer auf dem Weg wissen, die leben in dem brennenden Verlangen, den Willen Gottes immer vollkommener zu erfüllen. Sie werden nicht müde und schreiten rastlos voran auf ihrem Weg. Sie lassen sich nicht entmutigen durch Misserfolge. All ihre Kräfte setzen sie ein, um gut zu werden.

Wir sind Heilige und müssen Heilige werden. Das ist die entscheidende Aufgabe unseres Lebens, dass wir werden, was wir sind. Es muss unsere größte Sorge sein, dass wir die heiligmachende Gnade, die uns in der Taufe geschenkt worden ist, nicht verlieren, dass wir sie bewahren und vertiefen, dass wir den guten Kampf kämpfen, den Kampf gegen die Versuchung und gegen die Sünde. Es gilt, dass wir uns als Heilige im Alltag bewähren, indem wir die Welt mit den Augen Gottes sehen und Gottes Wort zur Richtschnur unseres Lebens machen. Gott muss den ersten Platz einnehmen in unserem Leben, und fügsam müssen wir sein gegenüber den Plänen Gottes und leidensbereit. Nicht zuletzt muss die Demut unser Tun und Lassen bestimmen und mit ihr das brennende Verlangen, den Willen Gottes immer vollkommener zu erfüllen.

Allerseelen

„Selig, die im Herrn sterben“

Seit über 1000 Jahren begehen wir das Fest Allerseelen. Im 10. Jahrhundert wurde es eingeführt durch Abt Odilo von Cluny. Zunächst in den von Cluny abhängigen Klöstern gefeiert, breitete sich das Fest schon bald auf die ganze Kirche aus. Es will uns daran erinnern, dass wir mit den Verstorbenen in tiefer unsere Erfahrung übersteigender Gemeinschaft verbunden sind, dass wir ihnen zu Hilfe kommen können mit unseren Gebeten und durch die Feier des heiligen Opfers und - eine zweiter Gedanke - dass wir alle einmal sterben müssen, dass unsere Lebenszeit kurz ist: „Mitten im Leben, sind vom Tod wir umfassen“.

Wenn wir in der Gnade sterben, in der heiligmachenden Gnade, aber nicht wie Heilige gelebt haben, dann bedarf unsere Seele nach dem Tod noch der Läuterung, denn nichts Unheiliges kann der ewigen Gemeinschaft mit Gott gewürdigt werden. Läuterung bedeutet Reinigung. Sie erfolgt an jenem Ort, den wir das Fegfeuer nennen.

Zwischen den Verstorbenen, die prinzipiell gerettet, aber noch nicht vollendet sind, und uns besteht eine geheimnisvolle Verbindung. Wir können für sie beten und opfern und ihre Läuterung abkürzen. Und sie können für uns beten, dass auch uns ein seliger Heimgang geschenkt wird.

Wir nennen sie die Armen Seelen, im Grunde sind sie jedoch reicher als wir, denn sie haben die große Prüfung ihres Lebens bestanden, in der wir uns noch immer befinden.

Unser Gebet und unser Opfer für sie ist jedoch ein Werk der Dankbarkeit, der Dankbarkeit gegenüber Gott und gegenüber ihnen, denen wir zu Hilfe kommen können durch unsere Gebete. Zudem: Wenn wir für sie beten, helfen sie uns durch ihre Fürbitte.

Eine besondere Gnade gewährt uns Gott im Blick auf die noch am Läuterungsort sich befindenden Seelen durch den Armenseelenablass, den wir in dieser Woche, in der Oktav des Allerheiligentages, täglich einmal gewinnen und einer bestimmten Seele zuwenden können, wenn wir den Friedhof aufsuchen oder die Pfarrkirche, nach der Meinung des Heiligen Vaters beten, etwa das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis, das

Ave Maria und das „Ehre sei dem Vater“, unsere Sünden bereuen und für die Verstorbenen ein Gebet verrichten. Hinzukommen muss einige Tage vorher oder nachher der Empfang des Bußsakramentes und der Empfang der heiligen Kommunion.

Das Fest Allerseelen will uns nicht nur an das Gebet und das Opfer für die Verstorbenen erinnern, es will uns auch an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern, an das Gesetz des Todes, dem sich niemand entziehen kann. Im Hebräerbrief lesen wir: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, wir suchen die künftige“ (Hebr 13, 14). Das ist mehr als eine Aufforderung denn als eine Aussage zu verstehen. In Psalm 90 beten wir: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“ (Ps 90, 12).

Leben wir so, dass wir Gott gefallen, in der Hingabe an ihn und in der Gemeinschaft mit Christus, dann brauchen wir den Tod nicht mehr zu fürchten. Nehmen wir ihn an, den Tod, und erkennen und glauben wir, dass er uns zur Begegnung mit Christus führt und dass er uns vereint mit der unendlichen Liebe Gottes, den wir unseren Vater nennen dürfen, dann werden all unsere Sorgen und Ängste relativiert, und große Gelassenheit wird uns dann geschenkt. Wie sehnten sich die Heiligen oft nach dem Tod? Pilger und Fremdlinge sind wir in dieser Welt. Wer freut sich nicht, wenn er in die Heimat gehen kann, wenn ihm Heimat geschenkt wird?

Dass der Tod uns zur Begegnung mit Christus führt, das gilt freilich nur, wenn wir mit ihm im Leben Umgang gepflegt haben. Das muss heute betont werden, und zwar mit Nachdruck, weil es die landläufige Verkündigung allzu oft anders darstellt. Die Hölle und das Fegfeuer werden dabei nicht selten in das Reich der Fabel verwiesen.

Der Tod geleitet uns wie ein Bruder, wie ein Freund, in das ewige Leben, aber nur dann, wenn wir in der Gnade gelebt und wenn wir nicht in der durch die schwere Sünde gegebenen Gottesferne diese Welt verlassen haben.

Nach einem Wort des heiligen Paulus ist der Tod nicht Verlust, sondern Gewinn (vgl. Phil 1, 21). Diese Erfahrung können wir in der heiligen Eucharistie vorwegnehmen. Der Heilige Vater erklärte vor einiger Zeit: „Wenn die Eucharistie Form unseres Daseins wird, so ist das Leben für uns wirklich Christus, und der Tod kommt dem vollen Übergang zu ihm und zum dreifaltigen Leben Gottes gleich“ (im Requiem für den verstorbe-

nen Kardinal Innocenti am 10. September 2008).

Unser Gebet für die Verstorbenen darf nicht verstummen. Wirksamer wird es, wenn wir es mit dem Opfer verbinden. Schon die Pietät macht es uns zur Pflicht, dass wir ein Leben lang für die verstorbenen Eltern, für die verstorbenen Verwandten und Freunde beten und für alle, denen wir Gutes zu verdanken haben. Sie werden es uns vergelten, denn schon im Fegefeuer können sie für uns eintreten bei Gott.

Wenn wir immer den Tod vor Augen haben und in der Gemeinschaft mit Christus unser Leben führen, dann brauchen wir das Ende nicht zu fürchten, dann können wir ihm in großer Gelassenheit, ja, mit einem frohen Herzen entgegengehen.

Der Allerseelentag will uns eine Mahnung sein, dass wir immerfort auf den Tod hin leben und dass wir in der Verbundenheit mit denen leben, die vor uns gestorben sind. Vernehmen wir diese Mahnung mit bereitwilligem Herzen und machen wir sie uns ganz zu Eigen, dann wird sie uns in Wahrheit zu einer frohen Botschaft, denn wer recht zu sterben weiß, der weiß auch recht zu leben.

32. Sonntag im Jahreskreis

„Selig sind die Toten, die im Herrn sterben“

Der Novembermonat steht im Zeichen des Totengedenkens und des Gedenkens des Todes. Er beginnt mit dem Fest Allerheiligen und mit dem Fest Allerseelen, mit zwei Festen, die eine über 1000 Jahre alte Geschichte haben.

Am Fest Allerheiligen werden uns die Vollendeten des Himmels als Vorbilder vor Augen geführt, als Vorbilder und als Fürsprecher. Es wird uns das Ziel gezeigt, und es wird uns der Weg gezeigt, der uns zu diesem Ziel hinführt. Weiße Kleider müssen wir tragen, das heißt: rein müssen wir sein in unserem Herzen und in unserer Gesinnung, damit wir das Ziel erreichen, und das Siegel des lebendigen Gottes müssen wir auf unserer Stirn tragen, das heißt: wir müssen entschieden auf der Seite Gottes stehen.

Am Allerseelentag werden uns sodann die vorgestellt, die zwar im Frieden mit Gott entschlafen sind, die aber noch nicht zur Anschauung Gottes kommen konnten, die noch der Läuterung, der Reinigung, bedurften. Sie sind in der Gnade gestorben, aber noch nicht frei von allen Sünden und von allen zeitlichen Sündenstrafen. Ihnen gilt unser Gedenken und unser Mitleid, ihnen soll unser Gedenken und unser Mitleid gelten in diesem Monat und eigentlich immerfort, unser ganzes Leben hindurch.

Es ist ein bedeutendes Anliegen der Kirche in dem nun zu Ende gehenden Jahr, uns darin zu bestärken, dass wir mehr als sonst der Toten und auch des eigenen Todes gedenken, vor allem deshalb, weil in der Gegenwart die Brücke zur Ewigkeit bei vielen zerstört ist, was freilich viele Gründe hat.

Wir sind heute affiziert vom Geist des Egoismus, der uns gar auch atmosphärisch umgibt. Und die Tugend der Dankbarkeit gegenüber Menschen, denen wir viel zu verdanken haben, verpflichtet uns weithin nicht mehr. Zudem wird uns das Jenseits immer mehr zur Frage, erst recht das Purgatorium, das Fegefeuer, und die Strafe, die der Sünde zugeordnet ist, sowie die Sühne, die uns im Zeichen des Kreuzes geschenkt wird. Und endlich hapert es am Vertrauen zu Gott, der unsere Gebete erhört, wenn wir ihn in Demut bitten.

Vergessen wir sie nicht, die Toten, dann werden sie uns ihrerseits ein Ansporn sein, dass wir unser Heil tapfer und entschlossen wirken und dass wir uns gut vorbereiten auf unsere Begegnung mit Gott jenseits der Schwelle des Todes und auf unsere Wiederbegegnung mit denen, die uns im Tod vorangegangen sind.

Wir sprechen von den „armen“ Seelen. Arm sind sie in der Tat, denn sie werden gepeinigt von ihrer bitteren Reue und ihrer brennenden Sehnsucht nach Gott. Sie leiden dadurch, wie wenn sie im Feuer brennen und doch nicht verbrennen würden. Das Feuer ist ein Bild, das müssen wir uns klar machen, denn dem reinen Geist kann ja das irdische Feuer nichts anhaben, und der reine Geist kann auch keine sinnhaften Schmerzen empfinden. Darum ist es richtiger, hier von dem Ort der Läuterung, dem Purgatorium, zu sprechen.

Die Armen Seelen leiden wie wenn sie von Feuer gequält würden, und sie können ihre

Leiden selber nicht abkürzen. Sie müssen warten bis ihre Läuterung zu Ende ist. Darum sind sie arm. Zugleich aber sind sie reich, reicher als wir alle. Denn sie wissen, dass sie die Prüfung des Lebens bestanden haben, was für uns, die noch Lebenden, noch nicht feststeht. Sie haben die Sicherheit des Heiles, die wir noch erst finden müssen, wohin wir noch auf dem Weg sind. Darum ist das Leid der Armen Seelen von einem unsagbaren Trost bestimmt, und darum sind sie reicher als wir alle.

Das darf uns aber nicht dazu verleiten, ihr Leid zu unterschätzen. Wir können ihnen helfen durch unser Gebet. Diese Möglichkeit ist eine Pflicht der Dankbarkeit und zugleich auch der Liebe. Zwischen den Leidenden im Fegefeuer und uns bestehen enge Bande. Wir sind mit ihnen verbunden in der Gemeinschaft der Heiligen. Zu dieser Gemeinschaft gehören auch die Vollendeten im Himmel. Um es genauer zu sagen: In der Gemeinschaft der Heiligen unterscheiden wir die streitende Kirche, die leidende und die triumphierende. Einmal, am Ende der irdischen Geschichte, wird es nur noch die triumphierende Kirche geben, am Ende werden die leidende und die streitende Kirche in die triumphierende aufgenommen.

Wir bekennen uns zur Gemeinschaft der Heiligen im Glaubensbekenntnis. Weil diese Gemeinschaft über das Grab hinausgeht, deshalb können wir den im Fegefeuer weilenden Seelen, den Büßenden, den Leidenden, zu Hilfe kommen, und deshalb können auch sie uns zu Hilfe kommen. Ja, deshalb können die Vollendeten im Himmel uns und den Armen Seelen zu Hilfe kommen, die Vollendeten, die selbst keiner Hilfe mehr bedürftig sind.

Die Seligen des Himmels, die triumphierende Kirche, und wir, die streitende Kirche, wir können den Armen Seelen, der leidenden Kirche, ihr Schicksal erleichtern durch unser Gebet und durch unser Opfer. Darin können wir ihnen unsere dankbare Liebe über das Grab hinaus schenken und bekunden.

Das Gebet für die Verstorbenen gerät heute immer mehr in Vergessenheit. Nicht minder das Opfer.

Der heilige Augustinus - er starb im Jahre 430 - schildert uns in seinen „Bekenntnissen“ mit ergreifenden Worten den Tod seiner Mutter Monika. Sie starb auf der Reise von

Mailand zurück in die nordafrikanische Heimat vor den Toren der Stadt Rom, in Ostia am Meer. Die letzten Worte der sterbenden Mutter lauten, so schreibt der heilige Sohn: „Begrabt mich, wo ihr wollt und wie ihr wollt, aber gedenket meiner am Altar“ (Confessiones, 9, 11). Die Sorge um die Seele, sie ist wichtiger als die Sorge um den Leib. Das vergessen wir oft.

Die Pflege der Gemeinschaft mit den Abgeschiedenen, sie sollen wir neu einüben in diesem Monat.

Vergessen haben es auch viele, dass wir in diesen Tagen, in der Oktav des Allerheiligsten, jeden Tag einmal einen vollkommenen Ablass für die Verstorbenen gewinnen können. Die Bedingungen: Der Besuch eines Friedhofs oder einer Kirche und das Gebet für die Verstorbenen. Hinzukommen die allgemeinen Bedingungen für die Gewinnung eines vollkommenen Ablasses, nämlich die heilige Beichte, der andächtige Empfang der heiligen Kommunion und ein Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters. Der Empfang der Sakramente kann auch noch eine oder zwei Wochen vorher oder nachher erfolgen. Als Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters empfehlen sich das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, das Ave Maria und das „Ehre sei dem Vater“.

Es darf kein Tag vergehen, an dem wir nicht der Verstorbenen im Gebet gedenken. Beten wir täglich: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen, lass sie ruhen in Frieden. So wünschen und erflehen wir den Verstorbenen den Frieden in Gott, und die Ruhe in der Anschauung des Ewigen in der Vollendung. Beten wir dabei auch für die vielen, die jeweils an diesem Tag diese unsere Erde verlassen haben, an die, die einsam gestorben sind, deren Tod niemand zur Kenntnis genommen hat, die unbeachtet die Welt verlassen haben, über deren Tod niemand auch nur eine einzige Träne vergossen hat.

Das Gebet für die Verstorbenen ist für uns ein Ansporn, dass wir uns gewissenhaft vorbereiten auf unsere Begegnung mit Gott jenseits der Schwelle des Todes, dass wir für Gott leben und für die Ewigkeit und uns dafür immer wieder stärken durch den Empfang der Sakramente. In letzten Buch der Heiligen Schrift des Neuen Testaments lesen wir: „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben“ (Apk 14, 13). Darauf kommt es an, dass wir im Herrn sterben.

Im Herrn sterben, das setzt voraus, dass wir im Herrn leben. Christliches Leben ist, recht verstanden, Einübung des Sterbens.

Der heilige Joseph, der Nähr- und Pflegevater Jesu, ist der Patron der Sterbenden. Zugleich ist er der Schutzherr der Kirche. Wenn wir ihn verehren, er lehrt uns, recht zu leben und recht zu sterben. Von ihm sagt die Schrift: „Er war ein Gerechter“ (Mt 1, 19). An seinem Sterbelager standen Christus, der menschengewordene Sohn Gottes, und die Gottesmutter Maria.

Reich sind die Armen Seelen, weil sie die Gewissheit des Heiles haben. Reicher noch sind sie, wenn wir ihrer gedenken in unseren Gebeten. Die liebende Verbundenheit mit den Verstorbenen aber erinnert uns daran, dass wir im Herrn leben und uns so ein Leben lang auf einen guten Tod vorbereiten. Wenn wir Gemeinschaft halten mit den Verstorbenen im Gebet, so werden sie uns helfen - sie können für uns eintreten -, unser Leben recht zu leben und unseren Tod recht zu sterben.

33. Sonntag im Jahreskreis

„Wenn du sie doch erkannt hättest, diese deine Stunde“

Die (erste) Lesung des heutigen Sonntags kündigt den Tag Jesu Christi an, einen Tag der Schrecken für die Bösen, für die Guten jedoch „der Aufgang der Sonne der Gerechtigkeit“ (Mal 3, 20). Das ist die Zukunft, der wir entgegengehen, eine andere als jene, welche uns die Welt verkündet, die entweder die Zukunft verklärt oder einfach sagt: Es gibt gar keine Zukunft für uns, alles wird in die Brüche gehen, und am Ende wird die Sinnlosigkeit herrschen.

Die Botschaft Christi und seiner Kirche ist eine andere, wenn sie denn authentisch verkündet wird. Sie sagt uns: Unsere Geschichte, die Geschichte der Menschheit wird in einer politischen und in einer kosmischen Katastrophe enden, und es wird etwas Neues kommen, das aber kann nicht kommen, wenn nicht das Alte vernichtet wird.

Vorausgehen werden der zweifachen Katastrophe unserer Welt große Drangsale, es werden Schrecken über die Menschheit kommen und falsche Propheten werden auftreten, und großes Leid wird die Menschen treffen, vor allem die Gerechten, sie werden verfolgt um des Namens Jesu willen. Von allen werden sie verachtet, aber in ihrer Standhaftigkeit werden sie das Leben finden, das ewige Leben bei Gott. Der, um dessen Namen willen sie verfolgt werden, er wird ihnen beistehen, in dem Maße, in dem sie ihm Vertrauen schenken, so dass sie im Letzten keinen Schaden nehmen werden. Gott hält die Zukunft in seinen Händen. Und Christus wird seine Getreuen nicht verlassen.

Die einen sind heute sehr optimistisch im Hinblick auf die Zukunft der Welt und des Menschen, extrem optimistisch, die anderen sehen sie ebenso extrem negativ, sie erwarten nichts von ihr. Viele sind es, die meinen, es werde der Fortschritt der Naturwissenschaften und ihrer Anwendung in der Technik eine immer bessere und zweckmäßigere und gerechtere Welt herbeiführen. Sie träumen von einer „schönen neuen Welt“, wie es vor Jahrzehnten (1932) der Roman von Aldous Huxley (+ 1963) zum Ausdruck gebracht hat.

Sie sehen nicht, wie trügerisch diese ihre Hoffnung ist, obwohl die Wahrheit so leicht zu entdecken ist. Was ihre Augen trübt, das ist die Sünde, das ist vor allem der Stolz, die Urgestalt aller Sünde. Was sie nicht sehen, das ist die Gefährdung des Menschen angesichts der Macht, die ihm der Fortschritt gebracht hat, eine Gefährdung, die ins Unermessliche wächst. Es müsste doch leicht einzusehen sein, dass wir uns zugrunde richten, wenn wir nicht mit den stets wachsenden technischen Möglichkeiten die sittlichen und die religiösen Kräfte mobilisieren. Auf das Zeitalter der Technik folgt ein religiöses oder gar keines. So ungefähr drückt es der französische Schriftsteller André Malraux aus - er starb im Jahre 1976, er lebte in extrem verworrenen Verhältnissen. Wörtlich sagt er: „Das 21. Jahrhundert wird religiös sein oder es wird nicht sein“. Vieles spricht heute für das Letztere.

In der Gegenwart wachsen der Egoismus, die Ruhmsucht, die Profitgier und - über allem - wächst die Gottlosigkeit. Woher soll den Menschen die Einsicht kommen, wenn nicht aus der Verantwortung, die sie vor Gott und vor der Ewigkeit tragen? „Warum soll ich gut sein, wenn es keinen Gott gibt“ erklärt ein moderner Philosoph, der nicht gerade gestritten hat für Gott und für die Ewigkeit (Max Horkheimer).

Wo der Mensch sich nicht im Gewissen von Gott angesprochen weiß, da gibt es keine Achtung vor dem Menschen, wo die ungeordnete Sexualität und die Pornographie das tägliche Brot einer immer größer werdenden Zahl von Menschen wird, da stirbt jedes religiöse Sehnen ab. Wo die Menschen sich der Triebhaftigkeit und der Disziplinlosigkeit hingeben, da wird ihr Verstand notwendig verdunkelt. Da interessiert man sich im Grunde für nichts mehr. Und: Wo die Kinder nicht mehr in der Pietät erzogen werden, da wird nicht nur die Familie zerstört, sondern jedes menschliche Zusammenleben. Wo der Hass gepredigt und der Neid zur Weltanschauung wird, da werden Terror und Menschenverachtung gesät. Es lässt sich nicht bestreiten: Wir richten uns selbst zugrunde, wir arbeiten mit an unserem Untergang, ohne es zu merken oder wahrhaben zu wollen.

Zwei Mahnungen ergeben sich aus dem, was uns über den Tag Jesu vorhergesagt worden ist. Die erste ist die, dass wir nicht mittun bei dem satanischen Zerstörungswerk, das diesem Tag voraufgeht, dass wir uns nicht zu Erfüllungsgehilfen der Zerstörung machen lassen, dass wir uns um Einsicht bemühen im Wirrwarr unserer Tage und uns auf unsere Verantwortung besinnen, für uns selber und für die Menschen. Die zweite Mahnung ist die, dass wir geduldig ausharren. Denn in der Geduld werden wir das Leben finden, das wahre Leben. So heißt es einmal im Lukas-Evangelium (Lk 21, 19). Es gilt, dass wir in Gelassenheit unserer Arbeit nachgehen, dass wir den Alltag in Redlichkeit bestehen und in treuer Pflichterfüllung die Zeit auskaufen, in der Erkenntnis, dass diese Ewigkeitswert hat für uns.

Das Schmerzliche sind dabei die falschen Propheten. Sie fordern die Gabe der Unterscheidung der Geister heraus, um die wir nach der Weisung des heiligen Paulus nicht zuletzt auch beten sollen. Der echte Prophet Ezechiel bezeichnet die falschen Propheten als die, die ihrem eigenen Geist folgen, ohne etwas geschaut zu haben (Ez 13, 3). Er beschreibt sie als die, die das Volk Gottes irregeleitet haben, indem sie „Heil“ gerufen haben, wo kein Heil war (Ez 13, 10). Heute sind sie mitten unter uns, die falschen Propheten. Stets erkennt man sie daran, dass sie alles vereinfachen. Und sie sagen immer das, was die Menschen gern hören, sie schmeicheln ihnen, weil sie sich selber empfehlen wollen. In dem Maße, in dem wir uns an Gott halten und im Gebet Gott suchen, Gott und seine Heiligen, werden wir ihre Lügen erkennen. - Große Drangsale gehen dem Tag Jesu Christi voraus. Gott gibt uns jedoch den Schrecknissen nicht preis, wenn wir uns

besinnen auf den neuen Himmel und die neue Erde und wenn wir auf der Seite Gottes und seiner Heiligen stehen. Worauf es ankommt, das ist, dass wir Vertrauen haben zu Gott und dass wir uns ganz einsetzen für ihn. Gott hält die Geschicke der Welt und unseres Lebens in seinen Händen. Wo immer wir uns für Gott einsetzen, da brauchen wir die Zukunft nicht zu fürchten, da wird sie unsere kühnsten Erwartungen übertreffen.

Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)

**„Er wird kommen auf den Wolken des Himmels. und
jedes Auge wird ihn sehen“**

Keine Schrift des Neuen Testamentes stellt den Gedanken vom Königtum Christi so sehr heraus, wie das letzte Buch der Bibel, die Geheime Offenbarung. Diese Schrift ist als Trostbuch für die Christen im Angesicht schwerer Verfolgungen am Ende des ersten Jahrhunderts verfasst worden. Der Überlieferung nach ist der Verfasser der Schrift der Apostel Johannes, der unter dem Kreuz Jesu gestanden hatte. Er hat dieses Buch als Verbannter auf der einsamen Insel Patmos in der Ost-Ägäis geschrieben. Die Insel Patmos erstreckt sich über eine Fläche von ungefähr 30 Quadratkilometern. Noch heute wird sie als heilige Insel betrachtet.

In den 22 Kapiteln des Buches wird denen, die sich vor der Zukunft fürchten, die im Blick auf ihre Verfolger Angst haben vor seelischen Torturen und vor einem qualvollen Tod, das Bild des Herrschers über Himmel und Erde vor Augen geführt. Es wird ihnen nahe gebracht, dass alle Macht der Mächtigen dieser Erde an der Macht Christi zerbrechen wird, auch wenn es augenblicklich nicht so aussieht: Scheint Christus auch einstweilen noch ohnmächtig zu sein, am Ende wird er doch alle seine Feinde und Widersacher überwinden und die Gerechtigkeit herbeiführen und seine Getreuen rechtfertigen.

Der, der am Kreuz gestorben ist, dessen Passion sich fortsetzt in den Leiden seiner Jünger, er ist zugleich der Auferstandene, der Sieger, der seine Macht offenbaren wird in seinen Getreuen und einst unwiderstehlich sein wird im Gericht.

Wenn der Seher von Patmos die Gläubigen, die einer unsicheren und gefährlichen Zukunft entgegengehen, mit dem Hinweis auf Christus, den Anfang und das Ende, tröstet, der die Schlüssel des Todes und der Unterwelt in seinen Händen hält, so tröstet er auch uns in allen Leiden, vor allem, wenn wir um seinetwillen leiden müssen.

Dieser Christus, der mächtiger ist als die Mächtigen dieser Erde, er wird in der Geheimen Offenbarung beschrieben als der getreue Zeuge Gottes, als der Erstgeborene unter den Toten und als der Herrscher über alle Könige der Erde. Der getreue Zeuge Gottes ist er, weil er die Wahrheit Gottes, die ganze Wahrheit Gottes, ohne Abstriche verkündet und weil er seine Verkündigung mit dem Tod besiegelt hat. Er ist der Erstgeborene unter den Toten, weil er nicht im Tod geblieben ist, und er ist der Erstling der Entschlafenen, weil er uns den Weg zu unserer Auferstehung am Jüngsten Tag vorausgegangen ist. Darum ist er mächtiger als alle Könige der Erde.

Heute haben diese Könige andere Bezeichnungen, die Mächtigen und Einflussreichen sind heute die Politiker, die Parteifunktionäre, diejenigen, die viel Geld haben, diejenigen, die skrupellos über ihre Mitmenschen hinweggehen, die Macht ausüben über die Herzen der Menschen durch die Medien und die so das Denken der Menschen normieren, im schlechten Sinne normieren, die ihre Macht missbrauchen und uns alle in grandioser Weise desorientieren.

Ihnen allen wird einmal ihre Macht genommen, dann werden sie Rechenschaft ablegen müssen vor dem Mächtigeren. Der getreue Zeuge, der bis in den Tod die Wahrheit bezeugt hat, der Auferstandene, wird das Urteil sprechen über die Könige der Erde, sofern sie sich nicht der milden Herrschaft Christi unterworfen haben, und über alle, die sich in den Dienst des Fürsten dieser Welt gestellt haben. Sie alle, die sich nicht fürchten vor Gott, sie werden einst das Fürchten lernen.

Dabei macht es der Seher von Patmos seinen Gläubigen klar, dass sie nur dann Trost finden können in der Hoffnung auf Christus, wenn sie seinen Spuren folgen, wenn sie aus der Wahrheit sind und auf seine Stimme hören, wenn sie die Lüge entlarven, mit der sie bearbeitet werden, und sich nicht der globalen Verführung durch die Mächtigen dieser Welt überantworten, ja, wenn sie bereit sind, für die Wahrheit und für die Treue zu sterben, und wenn sie da, wo sie selber Macht ausüben, das in Verantwortung tun vor

Gott und in der Unterordnung unter Christus, den König der Könige..

Setzen wir uns ein für das Evangelium, wie es uns die Kirche verstehen lehrt, in einer gottlosen Welt, dann gehören wir zu dem, dem die Zukunft gehört, dann werden wir nach einer kurzen Zeit der Bedrängnis den Sieg davontragen.

Christi Königtum ist zwar nicht von dieser Welt, aber es ist in dieser Welt. In ihm geht es um ein Reich der geistigen und moralischen Güter, um ein Reich der Wahrheit und des Lebens, um ein Reich der Heiligkeit und der Gnade, um ein Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens. Es wird sichtbar in der Kirche, dieses Reich, idealiter, heute allerdings immer weniger, das ist sicher. Das ist indessen ein Appell an einen jeden von uns, denn wir sind berufen, wir alle, das innerste Geheimnis der Kirche sichtbar zu machen in unserem Leben.

Sichtbar wird es immer wieder, dieses Reich der Wahrheit und der Gerechtigkeit, wenn auch einstweilen nur in seinem verborgenen Glanz, dort, wo wir auf Christus unsere Hoffnung setzen und wo wir aus dieser Hoffnung heraus leben. Dabei hat es immerfort Anteil an der Ohnmacht seines Königs, manchmal mehr, manchmal weniger, aber immer hat es Anteil auch an seiner Unbesiegbarkeit.

Christi Königtum ist Trost und Kraft im Leid, in der Bedrängnis und in der Verfolgung. Das bezeugt der Seher von Patmos für seine Zeit, das bezeugt uns aber auch die Geschichte der Kirche und das Leben der Heiligen. Hoffen auf Christus aber können wir zu Recht nur dann, wenn wir seine Jünger sind und uns als solche erweisen. Das heißt: Wenn wir uns nicht mit seinen Feinden verbünden, wenn wir uns einsetzen für Wahrheit und Treue, wenn wir uns bemühen, sein Reich in dieser Welt zu bauen und seine Königsherrschaft sichtbar zu machen und auszuweiten. Das ist eine anspruchsvolle Sache, die unseren ganzen Einsatz fordert. Aber alle Opfer sind leicht zu bringen, wenn man die sichere Gewähr hat, dass sie nicht vergeblich sind, wenn man weiß, dass man dabei im Dienst des Königs der Könige steht, der uns unseren Einsatz und unsere Treue königlich lohnen wird. Viele hungern heute, geistiger Weise, weil niemand da ist, der ihnen die Schönheit des Reiches Christi und den Adel des Dienstes in diesem Reich aufzeigt.

Was uns allen heute fehlt, das ist der lebendige Glaube an den, von dem es immer wieder in den Gebeten der Kirche heißt, dass er lebt und herrscht mit Gott dem Vater in der Einheit des Heiligen Geistes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und, was uns darüber hinaus fehlt, das ist der rechte Mut, das demütige Selbstbewusstsein und die eherne Konsequenz in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit, die heute, so scheint es, innerkirchlich seit geraumer Zeit dramatischer sind als in der Konfrontation mit einer gottfeindlichen oder auch religiös gleichgültigen Welt.

Dokumentation der Ansprachen:

Lesejahr A 2007 - 2008

1. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 02. Dezember 2007
2. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 09. Dezember 2007
3. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 16. Dezember 2007
4. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 23. Dezember 2007
Hochfest der Geburt des Herrn (Weihnachten)	Freiburg, St. Martin, am 25. Dezember 2007
Fest des heiligen Stephanus	Freiburg, St. Martin, am 26. Dezember 2007
Fest der Heiligen Familie	Freiburg, St. Martin, am 30. Dezember 2007
Hochfest der Gottesmutter Maria	Freiburg, St. Martin, am 01. Januar 2008
Hochfest der Erscheinung des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 06. Januar 2008
Fest der Taufe des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 13. Januar 2008
2. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 20. Januar 2008
3. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 27. Januar 2008
4. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 02. Februar 2008
1. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 10. Februar 2008
2. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 17. Februar 2008
3. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 24. Februar 2008
4. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 02. März 2008
5. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 09. März 2008
Palmsonntag	Freiburg, St. Martin, am 16. März 2008
Ostern	Freiburg, St. Martin, am 23. März 2008
Ostermontag	Freiburg, St. Martin, am 24. März 2008
2. Sonntag in der Osterzeit (Weißer Sonntag)	Freiburg, St. Martin, am 30. März 2008
3. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 06. April 2008
4. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 13. April 2008
5. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 20. April 2008
6. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 27. April 2008
Christi Himmelfahrt	Freiburg, St. Martin, am 01. Mai 2008
7. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 04. Mai 2008
Pfingsten	Freiburg, St. Martin, am 11. Mai 2008
Pfingstmontag	Freiburg, St. Martin, am 12. Mai 2008

Dreifaltigkeitssonntag	Freiburg, St. Martin, am 18. Mai 2008
Fronleichnam	Freiburg, St. Martin, am 22. Mai 2008
8. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 25. Mai 2008
9. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 01. Juni 2008
10. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 08. Juni 2008
11. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 15. Juni 2008
12. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 22. Juni 2008
Festtag der Apostelfürsten Petrus und Paulus (13. Sonntag im Jahreskreis)	Freiburg, St. Martin, am 29. Juni 2008
14. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 06. Juli 2008
15. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 13. Juli 2008
16. Sonntag im Jahreskreis	München, Schloss Fürstenried, 20. Juli 2008
17. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 27. Juli 2008
18. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 03. August 2008
19. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 10. August 2008
Hochfest der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (20. Sonntag im Jahreskreis)	Freiburg, St. Martin, am 17. August 2008
21. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 24. August 2008
22. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 31. August 2008
23. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 07. September 2008
24. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 14. September 2008
25. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 21. September 2008
26. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 28. September 2008
27. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 05. Oktober 2008
28. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 12. Oktober 2008
29. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 19. Oktober 2008
30. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 26. Oktober 2008
Allerheiligen	Freiburg, St. Martin, am 01. November 2008
Allerseelen (31. Sonntag im Jahreskreis)	Freiburg, St. Martin, am 02. November 2008
32. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 09. November 2008
33. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 16. November 2008
Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)	Freiburg, St. Martin, am 23. November 2008

Lesejahr B 2008 - 2009

1. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 30. November 2008
2. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 07. Dezember 2008
3. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 14. Dezember 2008
4. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 21. Dezember 2008
Hochfest der Geburt des Herrn (Weihnachten)	Freiburg, St. Martin, am 25. Dezember 2008
Fest des heiligen Stephanus	Freiburg, St. Martin, am 26. Dezember 2008
Fest der Heiligen Familie	Freiburg, St. Martin, am 28. Dezember 2008
Hochfest der Gottesmutter Maria	Freiburg, St. Martin, am 01. Januar 2009
2. Sonntag nach Weihnachten	Freiburg, St. Martin, am 04. Januar 2009
Hochfest der Erscheinung des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 06. Januar 2009
Fest der Taufe des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 11. Januar 2009
2. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 18. Januar 2009
3. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 25. Januar 2009
4. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 01. Februar 2009
5. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 08. Februar 2009
6. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 16. Februar 2003
7. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 22. Februar 2009
1. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 01. März 2009
2. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 08. März 2009
3. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 15. März 2009
4. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 30. März 2003
5. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 29. März 2009
Palmsonntag	Freiburg, St. Martin, am 05. April 2009
Ostern	Freiburg, St. Martin, am 12. April 2009
Ostermontag	Freiburg, St. Martin, am 13. April 2009

2. Sonntag der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 20. April 2009
3. Sonntag der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 27. April 2009
4. Sonntag der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 03. Mai 2009
5. Sonntag der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 10. Mai 2009
6. Sonntag der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 17. Mai 2009
Christi Himmelfahrt	Freiburg, St. Martin, am 21. Mai 2009
7. Sonntag der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 24. Mai 2009
Pfingsten	Freiburg, St. Martin, am 31. Mai 2009
Pfingstmontag	Freiburg, St. Martin, am 01. Juni 2009
Dreifaltigkeitssonntag	Freiburg, St. Martin, am 07. Juni 2009
Fronleichnam	Freiburg, St. Martin, am 19. Mai 2003
11. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 14. Juni 2009
12. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 21. Juni 2009
13. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 28. Juni 2009
14. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 05. Juli 2009
15. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 12. Juli 2009
16. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 19. Juli 2009
17. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 26. Juli 2009
18. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 02. August 2009
19. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 09. August 2009
Hochfest der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (20. Sonntag im Jahreskreis)	Freiburg, St. Martin, am 16. August 2009
21. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 23. August 2009
22. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 30. August 2009
23. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 06. September 2009
24. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 13. September 2009
25. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 20. September 2009
26. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 27. September 2009
27. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 04. Oktober 2009
28. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 11. Oktober 2009
29. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 18. Oktober 2009
30. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 25. Oktober 2009
Allerheiligen (31. Sonntag im Jahreskreis)	Freiburg, St. Martin, am 01. November 2009
32. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 08. November 2009
33. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 15. November 2009
Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)	Freiburg, St. Martin, am 22. November 2009

Lesejahr C 2009 - 2010

1. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 29. November 2009
2. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 06. Dezember 2009
3. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 13. Dezember 2009
4. Adventssonntag	Freiburg, St. Martin, am 20. Dezember 2009
Hochfest der Geburt des Herrn (Weihnachten)	Freiburg, St. Martin, am 25. Dezember 2009
Fest des heiligen Stephanus	Freiburg, St. Martin, am 26. Dezember 2009
Fest der Heiligen Familie	Freiburg, St. Martin, am 27. Dezember 2009
Hochfest der Gottesmutter Maria	Freiburg, St. Martin, am 01. Januar 2010
2. Sonntag nach Weihnachten	Freiburg, St. Martin, am 03. Januar 2010
Hochfest der Erscheinung des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 06. Januar 2010
Fest der Taufe des Herrn	Freiburg, St. Martin, am 10. Januar 2010
2. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 17. Januar 2010
3. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 24. Januar 2010
4. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 31. Januar 2010
5. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 07. Februar 2010
6. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 14. Februar 2010
1. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 21. Februar 2010
2. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 28. Februar 2010
3. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 07. März 2010
4. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 14. März 2010
5. Fastensonntag	Freiburg, St. Martin, am 21. März 2010

Palmsonntag	Freiburg, St. Martin, am 28. März 2010
Ostern	Freiburg, St. Martin, am 04. April 2010
Ostermontag	Freiburg, St. Martin, am 05. April 2010
2. Sonntag in der Osterzeit (Weißer Sonntag)	Freiburg, St. Martin, am 11. April 2010
3. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 18. April 2010
4. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 25. April 2010
5. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 02. Mai 2010
6. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 09. Mai 2010
Christi Himmelfahrt	Freiburg, St. Martin, am 13. Mai 2010
7. Sonntag in der Osterzeit	Freiburg, St. Martin, am 16. Mai 2010
Pfingsten	Freiburg, St. Martin, am 23. Mai 2010
Pfingstmontag	Freiburg, St. Martin, am 24. Mai 2010
Dreifaltigkeitssonntag	Freiburg, St. Martin, am 30. Mai 2010
Fronleichnam	Freiburg, St. Martin, am 03. Juni 2010
10. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 06. Juni 2010
11. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 13. Juni 2010
12. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 20. Juni 2010
13. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 27. Juni 2010
14. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 04. Juli 2010
15. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 11. Juli 2010
16. Sonntag im Jahreskreis	München, Schloss Fürstenried, 18. Juli 2010
17. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 25. Juli 2010
18. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 01. August 2010
19. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 08. August 2009
Hochfest der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (20. Sonntag im Jahreskreis)	Freiburg, St. Martin, am 15. August 2010
21. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 22. August 2010
22. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 29. August 2010
23. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 05. September 2010
24. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 12. September 2010
25. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 19. September 2010
26. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 26. September 2010
27. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 03. Oktober 2010
28. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 10. Oktober 2010
29. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 17. Oktober 2010
30. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 24. Oktober 2010
31. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 31. Oktober 2010
Allerheiligen	Freiburg, St. Martin, am 01. November 2010
Allerseelen	Freiburg, St. Martin, am 02. November 2010
32. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 07. November 2010
33. Sonntag im Jahreskreis	Freiburg, St. Martin, am 14. November 2010
Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)	Freiburg, St. Martin, am 26. November 2006

